Auswahl

aus den

Papieren eines Unbekannten.

Herausgegeben

von

Friedrich Jacobs.

Erster Band.

Frauenspiegel.

Leipzig,
bey Carl Enoblech
1818.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem

theuern Andenken

der

unvergeßlichen Schweſtern

Amalie und Chriſtiane Seidler

aus

Dankbarkeit und Liebe

gewidmet.

Im Herbſte des Jahrs 1808 kam ich auf der Rückreiſe aus der Schweiz nach Roſchach. Eine Prinzeſſin mit ihrem Gefolge hatte alle Pferde in Beſchlag genommen; ich wurde bis zum andern Morgen vertröſtet, und mußte, da ſich die Reiſenden drängten, in einem kleinen Gaſthofe des entlegenſten Theiles der Stadt Obdach ſuchen. In der Nacht überfiel mich ein leichtes Fieber, und ich ſah mich genöthigt, bey ſchlechtem Wetter, noch einige Tage zuzugeben.

Am dritten Tage, als ich faſt wieder hergeſtellt war, und Langeweile hatte, fragte ich meinen gefälligen Wirth, ob er etwas zu leſen habe. Er zuckte die Achſeln. Nach Büchern werde bey ihm nicht gefragt, ſagte er; auch wäre ſonſt, ſo viel er wüßte, nie-

mand in der Stadt, der sich mit dergleichen abgäbe. Ich beruhigte mich dabey, sah in den Regen hinaus, und sendete meine Gedanken zu den anmuthigen Fluren von Bern und an die entzückenden Ufer des Lemanus zurück.

Nach Verlauf einer halben Stunde kam die Wirthin herein, etwas in ihrer Schürze tragend. Sie sah sehr zufrieden aus. „Hier ist etwas, sagte sie, was der Herr vielleicht lesen kann. Ein Buch ist's freylich nicht; aber doch Geschriebenes." Dabey öffnete sie das Vortuch, und nahm ein Bündel Papiere heraus, die mit einem blauen Bande zusammengebunden waren. Es sey Welsch, sagte sie dabey, und habe lange in einer Ecke des Wandschrankes gelegen, wo sich niemand darum bekümmert habe. Jetzt, da ich etwas zu lesen verlangt, sey ihr gleich die Schreiberey eingefallen. „Die Männer aber denken an nichts," setzte sie hinzu.

Bey diesen Worten blies sie den Staub von dem Bündel weg, wischte es mit dem Vortuche ab, und legte es vor mich hin auf den Tisch.

Meine Erwartung war gering. Träg löste ich das seidne Band, das beym Aufschleifen zerfiel. Oben auf lagen einige Hefte eines Tagebuchs, flüchtige Andeutungen in französischer Sprache enthaltend; dann viele einzelne Blätter; endlich eine Anzahl von Briefen. Das meiste war von weiblichen Händen; zarte, reinliche Schrift, meist in französischen Schriftzügen, aber in deutscher Sprache.

Je mehr ich blätterte und blätternd las, desto aufmerksamer wurde ich. Die Wirthin las indeß auch auf meinem Gesichte, und sah forschend aus. Auch ich sah sie forschend und freundlich an. Unsre Gedanken begegneten sich, und unaufgefordert erzählte sie mir, wie sie zu den Papieren gekommen.

Es möchten wohl drey Jahre seyn und länger, sagte sie, daß ein char à banc bey ihnen vorgefahren sey mit einem einzelnen Herrn von kränklichem Aussehn. Er habe nichts bey sich gehabt, als ein Felleisen mit wenigen Habseligkeiten, einige Bücher, und ein Kästchen. Seine Lebensart sey sehr einfach gewesen; er habe wenig verlangt und noch weniger gesprochen; und in den sechs Wochen, wo er das nämliche Zimmer, das ich hier inne hätte, bewohnt habe, sey nicht ein unfreundliches Wort über seine Lippen gegangen. Bisweilen habe er mehrere Tage hindurch das Bett aus Schwachheit nicht verlassen können; außerdem habe er viel geschrieben, oder sey, besonders bey Tages Anbruch und gegen Sonnenuntergang an den See lustwandeln gegangen. An Kindern habe er viele Freude gehabt, und habe oft mit ihnen gesprochen; auch sey er sehr wohlthätig gewesen, ob er gleich nur

so wenig gehabt, und überhaupt in allen Dingen brav und gut. Wie er geheißen, wüßten sie nicht; es wären auch nie Briefe an ihn gekommen, und eben so wenig habe er Briefe weggeschickt; im Hause habe er nur der kranke oder der stille Herr geheißen.

Eines Abends, fuhr meine freundliche Wirthin in ihrer Erzählung fort, sey er auch ausgegangen und sey länger ausgeblieben, als gewöhnlich. Das Nachtessen habe für ihn bereit gestanden, und er sey nicht gekommen. Da sey ihr bange geworden, und sie habe sich mit ihrem Manne aufgemacht, um ihn zu suchen. Wohl zwey Stunden lang wären sie auf allen Wegen umhergegangen, wo er sonst am häufigsten gesehen worden; aber immer umsonst. Jetzt hätten sie vermeint, er müsse wohl im Wasser umgekommen seyn, und sie hätte angefangen sich zu fürchten; auch sey ihr die Laterne verlöscht. Glücklicherweise sey der Mond über dem See aufgegangen, und habe

das ganze Ufer erleuchtet; und wie sich ihr Mann noch einmal umgesehn, habe er, wenige Schritte hinter sich, den kranken Herrn an einem Baume sitzen sehn, mit dem Gesichte dem See und dem Monde zugekehrt. Er habe zu schlafen geschienen, nur sey er noch blässer gewesen als sonst. Ihr Mann sey hierauf allein zurückgegangen, um ihn zu wecken; aber da er ihn angefaßt, habe er bemerkt, daß er tod sey. Noch in der Nacht habe man ihn in die Stadt gebracht, auch allerhand versucht, um ihn wieder zum Leben zu bringen; aber umsonst. „Es war ein so braver Herr," setzte sie hinzu; und dann mit zusammengelegten, leise erhobenen Händen: „Gott sey seiner Seele gnädig."

Und diese Papiere? frug ich.

Diese Papiere, versetzte die Wirthin, waren fast Alles, was er hinterließ. Er hatte sie sorgfältig in einem schwarzen Kästchen aufbewahrt, das öfters offen vor ihm stand, und das er

immer zuklappte, wenn jemand in's Zimmer trat. Als er tod war, und das Käſtchen geöffnet wurde, fand man noch außerdem allerley trockene Blumen und Bänder darinn, auch eine ſeidene Brieftaſche und ein kleines Bild in Gold gefaßt. Es mochte wohl ſeine Liebſte ſeyn, ſetzte ſie hinzu.

Ich fragte, was aus dem Bilde geworden. Sie wußte es nicht. Die Obrigkeit hätte alles verkaufen laſſen, um die Koſten der Aufhebung und des Begräbniſſes zu beſtreiten. Für die Rechnung im Hauſe ſey nichts übrig geblieben, als dieſe Papiere. Es war nicht eben viel, ſagte ſie; aber was ſollen unſer einem die Schreibereyen helfen? — —

Die geſprächige Frau wurde abgerufen. Ich kehrte zu meinem Schatze zurück, las, und freute mich des Fundes immer mehr. Es war der Nachlaß einer liebenswürdigen Familie; Herzensergießungen von Frauen und Männern, wie wohl nicht viele gefun-

den werden; von Menschen, die in beschränkten Verhältnissen ihr Glück in sich selbst, in Gott, in der Erfüllung ihrer Pflichten gesucht hatten; und oft vom Schicksale hart getroffen, dennoch mit Vertrauen und Freudigkeit durch die rauhen Pfade des Lebens zur Ruhe gegangen waren.

Was hätt' ich jetzt nicht um Amandens Bildniß gegeben!

Von Odo ließ ich mir auch noch erzählen, was man im Hause wußte. Die Wirthin beschrieb mir seine Gestalt, seinen hohen Wuchs, den Ernst seines wohlgebildeten Gesichtes, der durch dunkle, große, tief liegende Augen noch erhöht wurde. Wenn er grüßte oder sprach, sagte sie, lächelte er immer sehr leutselig, besonders mit Kindern; doch sah man ihm wohl an, daß er gar trübsinnig war, und wohl viel in der Welt mochte gelitten haben. Manche Tage schloß er sich ein, und nahm fast gar nichts zu sich. Dann durften auch die Kinder nicht zu ihm

kommen. Eben den Tag vor seinem Tode hatte er einen solchen Trauertag gehabt.

Ich gab die Papiere nun nicht wieder aus der Hand. Am Abend vor meiner Abreise, als ich die Rechnung berichtigte, fragte ich den Wirth: der stille Herr, wie sie ihn hier nannten, ist Ihnen noch etwas schuldig geblieben? — Ja, erwiederte er; der Erlös aus seinem Nachlasse reichte nicht bis zu mir. — Würden Sie die Bezahlung von mir annehmen, und mir dafür die Papiere überlassen, die Sie geerbt haben? — Von Herzen gern.

Der Wirth war froh, Schreibereyen, die ihm zur Last lagen, auf eine so gute Weise abzusetzen; die Wirthin wünschte sich Glück zu ihrem Einfalle mich mit Leserey zu versorgen; und ich war froher als beyde, in dem Besitze einer Handschrift zu seyn, die mir lieb geworden war.

Ich durfte hoffen, daß sie auch andern lieb werden würde.

Darum erscheint hier eine Auswahl von Blättern und Briefen, die sich vorzüglich auf Odos und Amandens Liebe beziehen, ohne romantische Verwicklung, selbst ohne auffallende Ereignisse — alles den beschränkten Verhältnissen eines bürgerlichen Lebens angemessen, in welchem Gottesfurcht und Liebe tiefe Wurzeln geschlagen haben. Das, was daraus erwachsen ist, werden weibliche Gemüther am besten würdigen können. Möchten sich recht viele hier wiederfinden; möchte recht vielen aus dem Spiegel, der ihnen hier geboten wird, ihr eigenes Angesicht freundlich entgegenleuchten!

Der zweyte Band dieser Sammlung wird noch eine Auswahl von Briefen, Aufsätzen und Erzählungen enthalten, von denen die meisten, nach der Handschrift zu urtheilen, von unserm Unbekannten selbst herrühren.

Gotha, am zweyten Weihnachts-Tage. 1817.

Der Herausgeber.

Der Leſer wird gebeten, folgende Druckfehler vor dem Leſen zu verbeſſern:

S. 7. 4. Da wurde die Gute lies: Da wurde ihm die Gute
S. 17. 13. Ahnungen. In der Handſchrift ſtand überall Ahndung und ahnden; und der Herausgeber hatte dieß aus guten Gründen nicht geändert. Dem Herrn Corrector aber hat überall Ahnung und ahnen beliebt.
S. 20. 13. Aber Freund lies: Alter Freund
S. 25. 4. von unten: und war eben l. und es war eben
S. 49. 20. führte mich l. mir
S. 52. 10. Friderika l. Friderike
S. 55. 12. und Duldung l. um
S. 76. 14. wo wir mit l. wohl wie mit
S. 93. 13. So will ich denn l. So will ich ihn denn
S. 95. 20. dann wird eintreten l. dann werd' ich eintreten
S. 107. 12. pippenden l. piependen
S. 125. 17. Coſſe l. Caffe
S. 133. 17. le toms le iſt auszuſtreichen.

S. 135. 14. der Präſidentia l. Präſidentin
S. 148. 2. Urgeleis l. Ungleis
S. 162. 15. Gebet l. Gebot
S. 299. 21. geſchloſſen l. gefloſſen
S. 334. 12. Gewölb l. Gewölk
S. 343. 5. Richtung wird l. Richtung geben wird
S. 594. 23. Barberey l. Barbarey.

l m a n d e.

Wohl dem Manne, der ein tugendhaft Weib hat; r Herr hat ihm einen Schatz gegeben, der köstlicher , als Gold und Perlen. Er sey reich oder arm, so ſie ihm ein Troſt und machet ihn fröhlich. Sie iſt ie eine helle Lampe auf dem heiligen Leuchter. Wie e Sonne den Himmel ziert, ſo ziert ſie das Haus

h hatte meine Reisen vollendet, und war
her an Kenntnissen und Erfahrungen,
r ärmer an Achtung und Liebe der Men-
n in meine Heimath zurückgekehrt.

Hier hatte ich eine Geliebte zurückge-
en, die nicht meines Standes war.
ein Vater war der Verbindung mit ihr
geneigt. In den Meinungen seines
andes gealtert und der hergebrachten
dnung befreundet, waren ihm sogenannte
isheirathen zuwider, die, wie er sagte,
n einen Theil meist unglücklich, den an-
en nicht glücklich machen.

Meine Gesinnungen gegen Amanden
tten sich während der Abwesenheit nicht
ändert, sondern befestigt. Ihr Bild

hatte mich auf allen meinen Wegen begleitet; wie ein liebender Engel hatte ſie mich mit der Unſchuld ihres heiligen und frommen Weſen umſchwebt und beſchützt. Wie eine Heilige ſtand ſie auf dem Altare meines Herzens; und wenn mich das widrige Geräuſch der Welt und ihre Verworrenheit quälte, kehrte ich meine Gedanken zu ihr, und von ihr zu der Quelle aller Heiligkeit und Güte; und immer fand ich da die innere Heiterkeit, den Glauben und das Vertrauen wieder, das die geſchminkten Laſter der Welt zu zerſtören drohten.

Nach mehreren Geſprächen, in denen ich meinem Vater die Bemerkungen meiner Reiſe mitgetheilt hatte, von der Unzufriedenheit in allen Gemüthern und faſt in allen Ländern, von den immer lauter werdenden Klagen, der Erbitterung der Stände gegen einander, der trägen Sorgloſigkeit der Fürſten um das Wohl ihrer Völker, dem

eichtſinne, der Genußgier, der Habſucht
ller, und was ich ſonſt noch für Uebel
emerkt hatte, erklärte ich ihm, daß ich
eſt entſchloſſen ſey, allen meinen alten
räumen auf einflußreiche Bemühungen für
in großes Ganze zu entſagen, und in dem
eſchränkten Kreiſe, dem er ſich ja auch
eit mehreren Jahren gewidmet hätte, das
on ihm begonnene Gute weiter zu fördern.

Mein Vater gab ſeine Einwilligung
chneller und mit größerer Zufriedenheit,
ls ich ſeinen frühern Abſichten nach hätte
rwarten dürfen.

Von meiner Liebe wagte ich noch nicht
u ſprechen.

Eines Abends, als mein Vater von
iner Geſchäftsreiſe nach der Reſidenz zu-
ückgekehrt war, und ich mich allein mit
hm befand, ſagte er nach längerem Still-
ſchweigen: Du willſt Dich alſo nicht um
eine Stelle am Hofe bewerben, Odo? —

Nein, mein Vater: Sie kennen meine Gründe, und haben ihnen Ihren Beyfall nicht versagt. — Du liebst Amanden? — Ja, mein Vater. — Du hoffst glücklich durch sie zu werden? — Durch sie allein. — Und sie hofft dasselbe von Dir? — Ich habe alle Ursache es zu glauben. — Wohlan denn, so heirathet euch; ich will euern Wünschen nicht im Wege stehen.

Ueberrascht und gerührt sprang ich auf, und umarmte meinen gütigen Vater mit Thränen der Freude und des Dankes. Noch an demselben Abend bestieg ich mein Pferd, ritt zu der Geliebten und verkündigte ihr mein Glück. In wenigen Monaten führte ich sie als Gattin in das väterliche Haus.

* * *

Was diese so unverhoffte Einwilligung bei meinem Vater bewirkt hatte, erfuhr

nicht eher als an dem Jahrstage unserer
rheirathung.

Der arme Greis war kurz nach unserer
chzeit erblindet. Da wurde die Gute,
s sie mir immer gewesen war, eine
ndliche Führerin, ein leitender, tröstender
Engel.

An ihrer Hand suchte er im Garten
e Lieblings-Plätze auf, und erkannte
an dem Geruche der Blumen, die er
st selbst hier gepflanzt hatte. Theilneh-
nd hörte sie seinen Erzählungen vergan-
ner Zeiten zu, gab gern dem Gespräche
Richtung nach dem, was ihn erheiterte;
ihm aus Schriftstellern vor, die ihn
Jüngling erbaut und gerührt hatten;
b es war keiner seiner Wünsche, den sie
ht errieth, dem sie nicht zuvorkam, oder
n sie nicht über sein Erwarten erfüllte.

Er hatte an ihr eine liebende, fromme
chter. Und wenn er sein Unglück mit

Gleichmuth ertrug, wenn er mit ungetrübter Heiterkeit nicht nur in sich hinein, in sein edles Gemüth, sondern auch in die Welt und in seine Umgebungen schaute, so war das größtentheils ihr Werk und das Werk ihrer Liebe.

An dem ersten Jahrestage unserer Verheirathung war er ungewöhnlich heiter und weich gestimmt. Als ich früh in sein Zimmer trat, mit meiner Frau an der Hand, fanden wir ihn auf seinem Lehnstuhle sitzen, sein graues, ehrwürdiges Haupt entblößt, Hände und Augen aufwärts gerichtet, als ob er den Himmel und seine goldenen Wolken noch sähe, und da er unser Eintreten nicht vernahm, fuhr er fort, leise zu beten. Er nannte meinen und Amandens Namen, und Gott für unser Glück und das Seinige dankend, bat er ihn um die Erhaltung des herrlichen Looses, das uns seine Güte verliehen habe.

Amande zog mich erröthend an ſich; ich drückte ſie an meine Bruſt; wortlos, aber mit überſtrömenden Augen, erneuerten wir in dieſer Umarmung den Schwur der Treue.

Als der gute Vater ausgebetet hatte, traten wir näher, knieten nieder vor ihm, und küßten ſeine Hände, und Amande ſagte leiſe: Vater, gib uns Deinen Segen.

Und er legte uns die Hände auf, und ſagte mit gerührter Stimme: Gott ſegne euch, meine guten Kinder, wie es eure Liebe zu mir altem Manne verdient. — Ich habe eben für euch gebetet.

Der ganze Tag war der ſtillen Heiterkeit geweiht. Eine helle Klarheit ſtrahlte auf dem ehrwürdigen Geſichte meines Vaters; Amande war liebender als je; unſer aller Herzen waren voll und weich, und bey der leiſeſten Berührung floſſen ſie durch die Augen über. Faſt kein Gedanke wurde

ganz ausgesprochen; jedes errieth und ergänzte ihn bey den ersten Worten; und was das Wort unvollendet ließ, das füllte die Miene des Redenden und das sympathetische Gefühl des Hörenden aus.

Gegen Abend setzte sich der blinde Greis, wie er gern an kühlen Abenden that, an das Kamin. Das knisternde Feuer gab ihm die Täuschung einer leuchtenden Flamme. Ich setzte mich neben ihn; Amande hatte sich in häuslichen Geschäften entfernt.

Weißt Du auch, hub mein Vater an, weißt Du auch, Odo, was Euch vor dem Jahre zusammengeführt und euer Glück befestigt hat?

Ihre Güte, antwortete ich.

Aber diese Güte, versetzte mein Vater, ließ sich länger erwarten, als billig war. Ich bin lange mit mir zu Rathe gegangen, und konnte zu keinem Entschlusse kommen.

Jetzt, da ich euch so glücklich sehe, kann ich wohl den Kampf bekennen, den ich mit mir gekämpft habe, und die Ursachen, die ihn schneller, als wohl außerdem geschehen wäre, zur Entscheidung gebracht haben.

Du kennst die Gründe, fuhr mein Vater fort, die mich dem, was die Welt eine Misheirath nennt, abgeneigt machten. Ich ehre meinen Stand, wie jeder Mensch, denk' ich, den seinigen ehren soll; denn wenn schon, wie ich wohl weiß, die Geburt kein Verdienst ist, so gibt sie doch, in der Meinung der Menschen, dem Verdienste einen Glanz, der seine Wirksamkeit nicht wenig erleichtert. Alle Gaben des Glücks, wenn sie nur nicht auf Unwürdige fallen, flößen der Welt eine gewisse Achtung ein, die den geheimnißvollen Wegen der Weltordnung gezollt wird. Diese Achtung zu benutzen, ist nicht unrecht; ja, es ist thörigt, sie von sich zu stoßen. Es ist

nicht meine Meinung, daß irgend einem dadurch etwas an Kraft und Mühe erlaſſen werden ſoll. Wehe dem, der auf dem Pfühle ausruht, den ihm Glück und Geburt unterlegt, oder der ihn zur Hülle ſeiner Gebrechen machen will. Das Urtheil der Welt, die ſich für die Täuſchung rächt, und das eigne Gewiſſen, das jeden Misbrauch empfangener Gaben rügt, beſtraft auch dieſe leider nur allzu gemeine Verſündigung.

Deine Neigungen, mein Sohn, und die Talente, die ſich in Dir entwickelten, ſchienen Dich zu einer höheren Laufbahn zu rufen. Ich hing gern der Hoffnung nach, die, ich will es nicht leugnen, meiner Eitelkeit ſchmeichelte, Dich einſt auf einem Poſten zu ſehen, wo Du dem Vaterlande nützlich und Deinen Mitbürgern achtbar würdeſt; und ſo lange ich dieſe Hoffnung hegte, ſchien mir eine Verbindung mit die-

ſer meiner frommen und geliebten Tochter eine Verſündigung an ihr zu ſeyn. Manches ähnliche Verhältniß war mir bekannt geworden, und faſt immer war das arme Weib das traurige Opfer ihres Glaubens an die Billigkeit der Menſchen und ihres Zutrauens zu der vorurtheilsfreyen Liebe ihres Gatten geworden, dem ſie, wenn die Leidenſchaft verraucht war, wie der nie verſtummende Vorwurf einer Thorheit erſchien, die er nun ſelbſt in mannichfaltigen Beziehungen, und oft noch mehr ſeine Kinder in kränkenden Zurückſetzungen büßen müſſe. Ich habe die einſame Trauer manches weiblichen Herzens und ihre ſtillen Thränen geſehen, wie ſie von ihren Jugend-Freundinnen verlaſſen, von den höhern Ständen nicht aufgenommen, oder mit mannichfaltigen, demüthigenden Beſchränkungen aufgenommen, ſich mitten in dem Geräuſche der Hauptſtadt zu einer traurigen

Einsamkeit verurtheilt sah; wie sie, kaum besser geachtet, als eine unterhaltene Dirne, fast bey jedem gesellschaftlichen Genusse von ihrem Gatten getrennt war; und mit aller Liebe, aller Zuvorkommung doch den Verdruß des Mannes oder den Unmuth ihrer Kinder nicht besiegen konnte.

Ich erinnere mich wohl, unterbrach ich meinen Vater, daß Sie mir früher dieses und ähnliches zu Gemüthe führten; aber es fand damals wenigen Glauben bei mir. Die Beyspiele, die Sie mir anführten, schienen auf mich nicht zu passen; ja, ich fühlte mich beleidigt durch die Vergleichung mit Männern, die den Zug einer flüchtigen Neigung oder die Eingebungen des Eigennutzes für Liebe gehalten, und die Kraft nicht besessen hatten, Genüssen und Auszeichnungen zu entsagen, die durch nichts als durch die Begünstigung eines armseligen Vorurtheiles gewürzt werden.

Ich war sehr geneigt, Männer dieser Art für Ausnahmen zu halten, deren Anzahl von den wahrhaft Edeln unendlich übertroffen würde. Späterhin bin ich von diesem gutmüthigen Wahne zurückgekommen. Da die Sitten und das innere Leben der Menschen ein Haupt-Gegenstand meiner Beobachtungen war, so ist mir die Abgötterey nicht entgangen, die in den meisten Häusern unserer Classe mit allen Arten des Scheines getrieben wird, und wie da die Rücksichten auf Rang und Glanz die Ansprüche der Liebe verstummen machen. Ich kann also nicht leugnen, daß ich nach meiner Rückkehr weit geneigter war, die Gültigkeit Ihrer Gründe anzuerkennen, ohne jedoch das Vorrecht einer Ausnahme für mich aufgeben zu wollen.

Ich sah es wohl, fuhr mein Vater fort, und meine Bekümmerniß wuchs. Je reiner Deine Liebe war, und je mehr ich —

den Einen Umstand abgerechnet — Deine Wahl billigen mußte, desto mehr bekümmerte mich das mögliche Unglück Deiner Erwählten. Wie gesagt, ich konnte zu keinem Entschlusse kommen.

Unterdessen tratst Du mit Deiner Erklärung auf. Dieses verminderte die Schwierigkeiten wenigstens in Rücksicht auf Deine Person. Und ich will Dir gern gestehen, daß diese Erklärung, so wenig sie auch mit meinen frühern Planen zusammenstimmte, mir jetzt, bey der ganz veränderten Lage der Dinge, dem Geiste, der an unserm Hofe, und den Grundsätzen, die in unsrer Regierung herrschen, recht erfreulich kam.

Du hast den Abend nicht vergessen, wo ich Dir diese Erklärung von neuem abforderte, und Dich mit der Einwilligung in Deine Verbindung überraschte.

Es iſt einer der Feſttage meines Lebens
worden, erwiederte ich, der heilige Vor-
end der glücklichen Tage, die ihm in
unterbrochener Reihe gefolgt ſind. Sie
tten die Güte, mir eine Erklärung über
e ſchnelle Veränderung Ihrer frühern
berzeugungen hoffen zu laſſen.

Es war mehr eine veränderte Gemüths-
mmung, fuhr mein Vater fort, als ein
echſel meiner Ueberzeugungen. Ich war
der Reſidenz geweſen; ich hatte manches
hört, was mich empörte; vieles, was
ich mit traurigen Ahnungen der Zukunft
füllte. Der alte Frohſinn, die geſell-
haftliche Heiterkeit ſchien vernichtet; jeder-
ann klagte oder zuckte bedenklich die Ach-
ln; und indem ich bey meinen redlichſten
reunden nach den Urſachen dieſer Erſchei-
ungen forſchte, erkannte ich nur allzu gut,
ie durch Verachtung der öffentlichen Mei-
ung, durch Leichtſinn, Trägheit und Lu-

nenhaftigkeit, alles Gute untergraben und der rechtliche, freye Sinn der vorigen Regierung immer mehr und mehr verbannt werde. Da wünschte ich mir, nach der Weise alter Männer, Glück, bald am Ziele meiner Laufbahn zu seyn; und auch Dir, mein Sohn, wünschte ich Glück, aus eignem Antriebe das Rechte ergriffen, und die edle Freyheit des Mittelstandes den goldenen Ketten des Hofes vorgezogen zu haben.

Als meine Geschäfte geendigt waren, fuhr ich auf das Gut des alten General von M., um mich mit diesem Jugendfreunde noch einmal — zum letztenmale vielleicht — in den Erinnerungen einer bessern Zeit zu verjüngen. Mehrere Jahre waren vergangen, ohne daß ich etwas von ihm vernommen hatte; aber nach der Gewohnheit alter Leute zweifelte ich nicht, ihn und alle seine Umgebungen so wieder zu finden, wie ich

e zum letztenmale gesehen hatte. Ach es
ar alles anders geworden.

Schon beym Einfahren in den Hof
ahm mich die Verwilderung Wunder, die
überall wahrnahm. In dem Hause
rrschte tiefe Stille; nicht einmal ein
agdhund kam mir entgegen; und spät
st erschien ein alter Diener, der mich,
ach mancherley Bedenklichkeiten, zu mei-
m armen Freunde führte, und auf der
reppe mit kurzen Worten von ihm Nach-
cht gab. Der unglückliche Mann war
dtlich krank, doch mehr noch am Ge-
üth, als körperlich. Er hatte eine blü-
nde Tochter von grosser Schönheit, sein
nziges Kind, halb im Wahnwitze verloh-
n; ihre Mutter war ihr aus Gram kurze
eit nachher gefolgt. Er selbst hatte hier-
uf seinen Abschied genommen, und in tie-
r Traurigkeit die Einsamkeit aufgesucht.
n einem düstern Zimmer lag er darnieder,

der Sorge eines einzigen Dieners vertrauend, nach dem Tode seufzend und nach der Vereinigung mit denen, die — so sagte er — Opfer seiner Grausamkeit geworden wären.

Als ich mich dem Bette genähert und die Vorhänge geöffnet hatte, und nun vor der abgezehrten, bleichen Gestalt des vormals so kräftigen Mannes, und vor seinen brennenden, tiefeingesunkenen Augen unwillkührlich zurückfuhr, faßte er mich hastig bey der Hand und drückte sie krampfhaft. „Aber Freund" war das einzige, was er sagen konnte. Dann fiel er zurück, drückte die linke Hand auf seine Brust, und mühte sich vergebens zu sprechen.

Nachdem ihm sein Diener ein stärkendes Arzneymittel gegeben hatte, und seine Kräfte sich ein wenig belebten, ließ er meinen Stuhl ganz nah an sein Kopfkissen rücken, so daß sein Mund fast mein Ohr

berührte, und erzählte mir, kaum athmend, und ohne meine Hand loszulassen, die ganze Geschichte seiner Leiden. Mit trostloser Bitterkeit klagte er seinen Stolz und die wahnsinnige Härte an, mit der er sich der unschuldigen Liebe seiner einzigen Tochter zu einem trefflichen Jünglinge bürgerlicher Abkunft, den er selbst sehr hoch geachtet, widersetzt; wie er lange, in seiner Verstocktheit, die schnelle Abnahme ihrer Kräfte, ja ihren Wahnwitz selbst für Verstellung gehalten; wie er den schüchternen Bitten dieses reinen und unschuldigen Engels und ihrer Mutter Ohr und Herz verschlossen; wie er ihr selbst die demüthigste Ergebung in seinen Willen nicht verdankt habe; wie das alles endlich ihren Geliebten, der die Stütze und der Trost seiner Mutter gewesen, aus dem Lande getrieben, so daß er im Kriege umgekommen; seine Sophie aber, das frömmste und ge-

horſamſte Kind, getödtet, und ihre Mutter vor der Zeit in die Grube gebracht; und wie er nun hier ſo verlaſſen liege, immer brütend über ſeinem Elende, von einer fruchtloſen Reue gefoltert, ſeinen unſeligen Stolz verfluchend, und um den Tod, als das einzige ihm noch übrige Glück, inbrünſtig betend.

Was ich auch ſagen mochte, um den Unglücklichen zu tröſten, blieb ohne Wirkung. Laß das, Freund, ſagte er. Der Thau Deines Troſtes erreicht mein glühendes Gewiſſen nicht. Ich höre Deinen guten Willen, aber Ueberzeugung ſpricht nicht aus Dir. Die Zeit wohlthätiger Täuſchungen hat für mich geendigt.

Nachdem er jetzt eine Zeitlang geſchwiegen, griff er haſtig unter das Kiſſen, auf dem er lag, zog eine Rolle Papier hervor, und reichte ſie mir mit emporgehobenen, thränenloſen Augen. Dieß, ſagte er,

dieß, mein alter Freund, ſind die letzten Worte des ſcheidenden Engels. Nimm ſie hin; ich vermache ſie Dir; bewahre ſie heilig. Es iſt das Beſte, was ich Dir geben kann. Aber mich machen ſie wahnſinnig. *) — Dann ſetzte er nach einer Pauſe hinzu: Du haſt einen Sohn, Freund. Laß ſeinem Herzen die Wahl ſeiner Liebe.

Spät ſchied ich von dem unglücklichen, tief gebeugten Manne. Sein Schmerz laſtete, wie eine Bürde, auf meinem Herzen, und ich hatte keine Linderung, keine Erleichterung dafür.

Tief betrübt kam ich nach der Stadt zurück, und mit dem Bilde meines ſterbenden Freundes vor Augen. Es war mir

---

*) Dieſe Blätter, die ſich auch unter den Papieren des Unbekannten fanden, ſind dieſem Bande angehängt.

zuwider, daß in dem Hause gegenüber ein Fest war. Eine Reihe von Fenstern war hell erleuchtet; man hörte Musik und Tanz, und an der Thür war viel Hin und Hergehen der Menschen. Es half mir nichts, daß ich die Vorhänge zuzog; die Musik und das Geräusch verfolgten mich.

Was gibt es denn da drüben? fragte ich unmuthig meine alte Wirthin, die eben hereintrat. Das wird mich die ganze Nacht am Schlafe hindern.

Es wird wahrscheinlich nicht lange mehr dauern, erwiederte die freundliche Frau. Der Nachbar feyert seine goldene Hochzeit, und zugleich sein Sohn die silberne. Da tanzen denn die Enkelchen ein wenig, nachdem der alte Großvater mit der Jubelbraut vorgetanzt hat.

Nun das iſt freylich ein ſeltenes Feſt da muß ich wohl ein wenig Geduld haben. —

Indem nun die Wirthin beſchäftigt war, das Tiſchtuch aufzulegen, erzählte ſie mir, was für wackere Leute dieſe Nachbarn wären, und wie mildthätig gegen die Armen. So ſind alle die, fuhr ſie fort, die jetzt in dem Hauſe aus- und eingehen, dürftige und hülfloſe Leute, die hier geſpeiſet werden, und noch Geld überdieß bekommen; den Kranken hat man es ins Haus geſchickt. Und das iſt nicht bloß heute ſo. Gar oft habe ich von meiner ſeligen Mutter gehört, wie klein der alte Mann ſeinen Haushalt angefangen, als er ſeine Frau heirathete. Sie hatte nicht mehr als er, und war eben, als ob ſich Hunger und Durſt freyten; die Kleider, in denen ſie ſich trauen ließen, waren geborgt, und das Brautbett gemiethet.

Aber da er alles mit Geschick angriff, seine Kunden gut und redlich bediente, und immer unverdrossen bey der Arbeit war, und die Frau auch nicht die Hände in den Schoos legte, kam er durch Gottes Segen bald zu einem kleinen Eigenthume, und so immer fort, bis er endlich das große Haus kaufen, und sein Gewerbe so ausbreiten konnte, daß viele Menschen bey ihm Nahrung bekamen. Seine Tischlerarbeit war weit und breit berühmt. Denn was aus seiner Werkstatt kam, war schön und dauerhaft, und doch billig im Preis; weshalb denn auch von allen Seiten her Bestellungen kamen, und er kaum Gesellen genug halten konnte, um die bestellte Arbeit zu fördern.

Nun, erzählte die gute Alte weiter, habe er einen Sohn und eine Tochter gehabt. Die Tochter habe sich mit einem wohlhabenden Landwirthe versprochen; der

Sohn aber habe im Stillen ein armes Mädchen in der Nachbarſchaft geliebt, ein frommes und ſtilles Kind, die ihre kranke Mutter mühſam mit ihrer Hände Arbeit ernährte. Der Vater that nicht, als ob er es merkte; denn ſeine Gedanken waren auf die Tochter eines reichen Goldarbeiters gerichtet, die den Nachbarsſohn auch gut leiden mochte. Die Eltern waren einig; der Sohn aber, der gegen die vorgeſchlagene Braut nichts einwenden konnte, zögerte, ſeinen Entſchluß von ſich zu geben, weil er ſich ſcheute, den wohlgemeinten Abſichten des ſtrengen Vaters entgegen zu ſeyn. Ja, er wurde ganz niedergeſchlagen, und ſang nicht mehr, wie ſonſt, um die Arbeit zu fördern. Jetzt kam das Verlöbniß der Schweſter. Als nun die Verwandten zuſammen waren, und der Sohn noch trauriger ſchien, rief der Vater ſeine Tochter bey Seite, und be-

fahl ihr, die arme Nachbars-Tochter, die ihre Freundin war, zu bitten, während des Essens herüber zu kommen, und es dann so einzurichten, daß sie eben hereinträte, wenn er die Gesundheit der Neu-Verlobten ausgebracht hätte. Bey Tische war nun der alte Meister seelenvergnügt, und man konnte ihm anmerken, daß er etwas Besonderes im Sinne habe. Auch währte es nicht lange, so befahl er eine Flasche Wein zu reichen, öffnete sie und sagte: Nun laßt uns auf die Gesundheit der Verlobten trinken. Und als das geschehen war, ging die Braut hinaus; der Meister aber kehrte sich gegen seinen Sohn und sagte: Wenn wir nun auch so auf Deine Gesundheit trinken könnten, Heinrich, und Du auch eine Braut neben Dir hättest! Aber Du willst eben nicht. — Da wurde der Heinrich bis über die Ohren roth, und die hellen Thränen traten

ihm in die Augen; und in dem Augenblicke trat die Braut mit Röschen herein; aber Heinrich sah sie nicht, weil er mit dem Rücken nach der Thüre zu saß. Der Alte aber, der sie eben erwartete, um sein Vorhaben auszuführen, rief ihr entgegen: Gott grüße Dich, Röschen. Du bist ja so schön wie eine Braut. Komm, Du gutes Kind — rückt zusammen, ihr andern — und Du, setze Dich dem Heinrich zur Rechten.

Heinrich wurde jetzt noch röther, als vorher, und Röschen war auch verlegen, und der arme Mensch wagte es kaum, das schöne Mädchen mit seinen nassen Augen anzusehen. Wie sich nun alles geordnet hatte, entblößte der alte Meister sein Haupt, sprach ein kurzes Gebet und sagte: „Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden. Die Ehe ist ein

heiliges Werk; das erste dabey ist, daß sie in Eintracht und Gottesfurcht bestehe; das Irdische kommt nachher. Nun hab' ich wohl Deines Herzens Wunsch und Willen erkannt, mein Sohn Heinrich, und daß es auf dieses gottesfürchtige Kind gerichtet ist; und Gott hat es mir in's Herz gelegt, daß ich Dir nicht zuwider seyn soll. Deine Mutter ist gleichen Sinnes mit mir. So sage uns denn nun, ob es noch so Dein ernster Wille ist, und Du, Röschen, sage desgleichen, ob Du meinen Sohn Heinrich zum Manne nehmen willst, damit ich auch euch an diesem Freudentage verloben mag." Da schlug Heinrich die nassen Augen nach dem Vater auf, reichte ihm die Hand über den Tisch und sagte: „Ihr wißt es, Vater." — Und Röschen sagte hocherröthend: „Wenn es Gottes und meiner Mutter Wille ist, Ja." — Da nahm der Alte das Wort

wieder und ſagte: Du haſt recht geſpro-chen, wenn es Gottes und Deiner Mut-ter Wille iſt. So geht denn alſo zuſam-men hin zu eurer kranken Mutter, und befragt ſie, und wenn ſie nichts gegen die Sache hat, ſo komm ich mit der Mut-ter hier noch heut hinüber, daß wir al-les, nach Ordnung und Gebühr, richtig machen.

Beyde ſtanden jetzt auf und gingen Hand in Hand über die Straße, und em-pfingen den Segen der alten, kranken Mutter, und noch an dem nemlichen Tage ward an ihrem Bette das Verlöbniß voll-zogen. Ein Vierteljahr darauf war die Hochzeit. Auch dieſes junge Paar hat Gott reichlich geſegnet. Sie haben die ſchönſten und ehrbarſten Kinder, und Haus und Garten und Arbeit vollauf. Auch iſt in der Stadt unter uns Bürgern nicht

leicht jemand so geehrt, als Meister Cramer, der Vater und Sohn.

So schloß meine gute Wirthin ihre Erzählung, die nur noch etwas ausführlicher war. Ich hörte ihr mit immersteigender Theilnahme zu, und der tröstliche Ausgang der Geschichte brachte mich wieder in's Gleichgewicht. Ich hatte jetzt nichts im Sinne, als den Spruch des wackern Tischlers, und reiste am andern Morgen mit dem Entschlusse ab, „nicht zu trennen, was Gott vereinigt habe.“ Täglich danke ich Gott, daß er mir diesen Entschluß in das Herz gelegt hat, und ich habe auch diesesmal, wiewohl sonst noch öfters in meinem langen Leben, die Erfahrung gemacht, daß die Vorsehung die Gesinnungen der Menschen auf eine oft unerwartete, aber wenn sie seine Winke

nur verſtehen wollen, immer erſprießliche Weiſe lenkt.

Als mein Vater hier ſeine Erzählung endigte, ergriff meine Frau, die erſt bey dem letzten Theile derſelben leiſe zurückgekehrt war, die Hand des Greiſes, und indem ſie ſie küßte, fiel eine Thräne darauf. „Biſt Du auch hier, meine Tochter?“ ſagte der Greis. „Ich glaubte nur deinen Mann zum Zuhörer zu haben.“ Dann drückte er ſie an ſich und küßte ſie auf die Stirn. „Gott gebe Dir ferner frohe Tage, wie Du mir gibſt;“ ſetzte er hinzu.

Nur noch wenige Monate war uns der Treffliche gegönnt. Als der Herbſt zu Ende ging, und ſich der Greis der letzten Strahlen der Sonne im Garten erfreut hatte, ſchlummerte er ein. Sein graues Haupt ſank auf die Bruſt. Wir

wollten ihn wecken. Er aber war leise hinübergegangen in die grenzenlose Zeit, zu der ewigen Jugend der Seligen, und sein verdunkeltes Auge, das die Strahlen des lichtes nicht mehr erfreuten, hatte sich dem Anschauen der Herrlichkeit Gottes geöffnet.

Briefe. *)

Odo an Amanden.

Den 10. März 1793.

Du liebſt mich, Amande; unſere Herzen haben ſich verſtanden und auf immer vereint. Du liebſt mich, und alle meine Wünſche ſind erfüllt. Du kannſt nie mehr von mir weichen; ich nie von Dir. Ein ewiges Band iſt um uns geſchlungen, und die Welt kann dieſen Bund ſehen; ſie darf unſere Liebe wiſſen; wir brauchen

*) Aus der Menge der Briefe, die ſich vorfanden, ſind nur einige, aus mehreren derſelben nur einzelne Stellen gegeben worden.

nicht mehr zu trauern. Frey kann ich Dich Freundin, Geliebte, Erwählte meiner Seele nennen; frey den Jubel meines Herzens aussprechen. Alle Dornen des Schmerzes haben sich in Rosen verwandelt, und mit dem Stolze erhörter Liebe kröne ich Dich mit diesen Rosen, holde Amande, und bald mit Myrten. Du bist Mein, bis die Banden dieses Lebens reißen; mein auch jenseits des Grabes, wo die ewige Liebe waltet, und alles liebende in Einer Fülle unendlicher Seligkeit vereint. — Ach in diesem Thale der Verwirrung, das wir die Erde nennen, tritt nur allzu oft die scheue Liebe vor den Geboten der Selbstsucht zurück; und was alle Gesetze der Natur vereinigten, wird durch die harte Hand der Willkühr getrennt. Gott sey gedankt, daß wir uns in diesen bethörenden, verwirrenden Nebeln dennoch gefunden haben, und daß

der Tag für uns aufgegangen iſt, nach dem wir uns ſehnten. Was wäre mir die Welt, was wäre ich ſelbſt ohne Dich? — Von jenem Augenblicke an, wo Du mich zum erſtenmale erröthend grüßteſt, und meine Hand Dich über den wankenden Steg geleitete, an dem Du furchtſam verweilteſt, von jener Zeit an biſt Du das Ziel aller meiner Wünſche, die Freude und der Schmerz meines Herzens geweſen. Da begann ein neues Leben für mich, als ich Dir näher trat. Wie aus den Tiefen eines Nebelmeeres taucht' ich zum Lichte auf; in der Liebe zu Dir fühlte ich mich ſelbſt; mein innerſter Sinn ward erleuchtet; die dumpfe Decke, die ihn umgeben hatte, ward aufgerollt. Von Deiner Liebe durchdrungen wurde mein ganzes Weſen geläutert; jeder ſchlummernde Keim ward geweckt; und Dir brachte ich in ſtiller Huldigung die Erſtlinge meines neuen Le-

bens, dar, Raum, den Knaben-Jahren entwachsen, fand ich in Dir das leitende Gestirn meiner Bahn. Nur Dir wollt' ich gefallen; für Dich nur wollt' ich leben; nah und fern dacht' ich nur Dich. Nur um Dich bat ich Gott. Nun gibt er Dich mir, und mit Dir alles Glück, was Menschen erfreuen kann. Wie ein Eden liegt das Leben jezt vor mir, mit allen Kränzen der Freude behangen, und glückweissagende Sterne thauen freundliche Strahlen auf mich herab. Alles Gewölk zerrinnt; nur als Andenken voriger Thränen richtet sich der siebenfärbige Bogen noch auf, und bindet die Schmerzen der Vergangenheit mit der heitern, entzückenden Gegenwart.

Den 21. März.

Der lezte Zorn des Winters stürmt durch den Himmel; zerrissene Wolken flie-

gen vor ſeinem wilden Raſen, und ſchon blickt nur hier und da aus der wüſten Verwirrung ein Stern. Lang ſah ich dem wunderbaren Spiele zu, und freute mich der Heiterkeit an meinem innern Himmel. Was kümmert mich die Finſterniß umher und der Sturm? Scheint mir doch Dein freundliches Angeſicht aus der Tiefe des Herzens; hör' ich doch die Muſik Deiner Stimme aus meinem Innern heraustönen. Von Dir her kömmt das wogende Wolken-Meer; aber meine Gedanken ziehen ihm entgegen, und hin zu Dir. Ich ſehe Dich in Deiner Stille, den Frieden auf Deiner freyen Stirn, Dein Auge gedankenvoll geſenkt, ein leiſes Lächeln um Mund und Wangen. Woran denkſt Du, Amande? Begegnen ſich unſre Geiſter in dem Sturme der Nacht, die Welt vergeſſend mit ihrem

Zwiſt und Haber, nur Gott und Liebe gedenkend?

Glaube nicht, Holde, daß ich Dich je verlaſſe, wenn ich von Dir gehe. Meine Liebe bleibt bey Dir, wie die Deinige bey mir verweilt, und auf dem Wege, der mich von Dir entfernt, kehren alle meine Gedanken zu Dir zurück. — Auch Du, ich weiß es, trennſt Dich nicht von mir. Wie ein ſchützender Engel gehſt Du an meiner Seite, und ehe noch dieß Band ſo feſt geknüpft war, ward ich froh und ſicher durch Dich. Ich zog durch die Länder der Erde, Gottes Herrlichkeit zu ſchauen; aber wenn ſeine Wunder mich entzückten und rührten, brachte ich Dir mein Entzücken als ein ſtilles Opfer dar, und genoß nun alles reiner und höher durch Dich. Und wenn ich durch das Gewühl menſchlicher Thorheit und Nichtswürdigkeit unberührt gegangen bin, ſo war es die Kraft

Deiner Tugend, die den andringenden Larven wehrte, und mich unverſehrt durch Klippen und Flammen geführt hat. Und doch ſagſt Du, ich hätte Dir nichts zu danken, Amande?

Welche köſtliche Stunden haſt Du mir geſtern geſchenkt! Du ließeſt mich in der Tiefe Deiner Seele leſen; Dein ganzes Weſen lag offen vor mir; und nie hab' ich lebendiger gefühlt, daß Du mein wäreſt, auch wenn die Welt uns trennte, und mein ſeyn wirſt, auch wenn die Fluth der Zeiten ſtille ſteht, und das unendliche Meer der Ewigkeit alles irdiſche Leben verſchlungen hat. In dieſem Gefühl, Amande, liegt die Ueberzeugung der Unſterblichkeit. Könnte eine ſo große Liebe nur den Punkt dieſes irdiſchen Daſeyns füllen? Breitet ſie nicht ihre Flügel über die Ewigkeit aus? und fühl' ich nicht in dieſer überſchwenglichen Seligkeit

den Odem des Unendlichen, den nur ein unsterblicher Geist zu fühlen vermag.

Den 9. April.

Lange bin ich auf- und abgegangen in der schweigenden Nacht; die Sterne sahen mit liebenden Augen auf mich herab, und in meinem Herzen leuchteten andere Sterne jenen entgegen, auch liebend, wie jene, und ewig wie sie.

Kannst Du fühlen, Amande, wie glücklich ein Mann ist, dem Du angehörst? Warlich, seitdem ich Deiner Liebe gewiß bin, ist ein neues Wesen in mir geworden, das eben so Dein Eigenthum ist, als das Meinige, ja Deines noch mehr. Ich denke nicht mehr an mich, denn ich bedarf nichts mehr. Was meine Wünsche suchten, ist mir durch Dich geworden; Du bist mein, und Alles mit Dir. Wie klar und schön steht mir un-

ſer künftiges Leben, unſer ungetrenntes Zuſammenſeyn vor den Augen; mein Glück und das Deinige. Denn auch Du wirſt glücklich ſeyn durch das Glück, das Du mir verleihſt. In dieſen Gedanken gehen alle andere unter. Es iſt wie ein Meer von Morgenroth und Himmelsbläue und Sonnenglanz, und ich umfaſſe Dich, Amande, und ſtürze mich mit Dir in dieſe Fluth unausſprechlicher Seligkeit.

Amande an Odo.

Den 14. April.

Ich ſah Dich dieſe Nacht im Traume weinen, mein Odo; aber ich konnte nicht ſehen, ob es Thränen der Freude oder des Schmerzes waren; und nun ich wach bin, ſteht das Bild noch immer vor mir, und es dünkt mich gar zu betrübt, daß Du weineſt, mein Odo.

Die Gegenden der Zukunft sind dunkel; nur die Hoffnung erleuchtet sie; aber die Farben der Hoffnung sind täuschend. Gäb' ich nur ihr mich hin, welche blühende Auen lägen dann vor mir. Aber mein Herz zagt bey so vielem Glück, und mein Auge hebt sich scheu und feucht zum Himmel, und ich wage nicht um die Erfüllung so goldener Träume zu bitten.

Gott wird uns gute Tage geben, wenn sie uns frommen; aber auch in die bösen will ich mich mit Ergebung fügen. Gedeiht doch kein Gewächs in bloßem Sonnenschein — und bedarf nicht der Mensch der Stürme noch mehr, damit sein Glaube sich stärke, damit er sich fester an die Genossen seiner Wallfahrt halte, und frömmer Schutz suche bey ihm, von dem die bösen Tage wie die guten kommen? — Und doch bebe ich bey diesem Gedanken. Das, was mir Muth geben sollte, dieses Thei-

len des möglichen Unglücks mit einem theuern Genoſſen meiner irdiſchen Wallfahrt, eben das peinigt meine Phantaſie, und Deine weinende Geſtalt kömmt mir nicht aus dem Sinn.

Odo an Amanden.

Den 18. April

Wie kurz ſind doch die Tage, die wir zuſammen leben, und wie lang die Stunden der Trennung! Unerträglich wäre mir dieſe Kluft, wenn nicht die Erinnerung ſie ausfüllte; wenn ſich nicht ein unſichtbarer Faden aus der Vergangenheit herüber in die Gegenwart ſpänne. Wie mich heute ſo viele Deiner Worte rührten! wie ich noch jetzt mit immer erneuter und erhöhter Freude unſer Geſpräch verfolge, das ſich ſo leicht entſpann, und uns allmählig in die Tiefen unſers Seyns und die Räthſel der Welt

führte, die das frommste Ahnen eines weiblichen Gemüthes wohl besser löst, als aller Scharfsinn des sich selbst verwirrenden Verstandes.

Wohl ist es wahr, daß das Leben ein Traum ist in mehr als einem Sinne; ein Traum in der Dämmerung zwischen Nacht und Tag, furchtbar und schrecklich oft; bisweilen auch heiter und süß. Wie das Kind in der Wiege schläft, so schlummert die Seele in ihrer irdischen Hülle; mattes Schattenwerk streift an ihr vorüber, aus Licht und Nebel gewebt, mannichfaltig wogend, jetzt zerrinnend, jetzt neu sich gestaltend, ein Wahn von Wahrheit, aber ohne sichern Gehalt. Aber wenn ein großes und göttliches Wort, wie ein Strahl der ewigen Wahrheit die Schlummernde trifft, da erwacht sie zum Gefühl ihres rechten Daseyns, und ahnet mit Zuversicht den ewigen und unvergänglichen Tag, wo das Ahnen zum Wissen wird.

Was iſt in der Liebe ſo göttlich? warum iſt ihr Entzücken jeder andern Freude ſo ungleich? Weil ſie die Tochter und Mutter einer höhern Wahrheit iſt. Sich ſelbſt muß der Menſch vergeſſen, wenn er zu der Quelle zurückkehren will, aus der ſein beſſeres Weſen gefloſſen iſt; und wo vergißt er ſich ſelbſt, als in inniger Liebe? Recht lieben iſt der Anfang der Weisheit; und die rechte Weisheit iſt der Weg zu Gott. Denn da fängt die Erkenntniß Gottes an, wo die Entäußerung von ſelbſtſüchtigen Trieben beginnt. Iſt es nicht das Vorrecht des Menſchen, Gott zu erkennen? und iſt nicht auch die Liebe der Menſchheit Vorrecht und Abzeichen? Der Säugling jammert, wie das Thier, und kann nichts als jammern; denn ärmer, als das geringſte Thier, kömmt ihm nur durch die Liebe Hülfe. An der mütterlichen erbarmenden Bruſt erwacht er in ſich ſelbſt;

und wenn er zuerst die Mutter erkennt, wenn sein Auge freundlich das ihrige sucht, seine Arme sich liebend um den Nacken der liebenden schlingen, da thut sich das Kind als Menschen kund. Ein göttlicher Funke ist in seinem Innern erglüht, und die Seele tritt in sein Auge, wie in sein Herz die Liebe trat. An dem Bedürfnisse seiner thierischen Natur hat sich ein Höheres entzündet, und der Faden ist angefangen, der die Erde an den Himmel knüpft.

An der Hand der Liebe bildet der Mensch sich fort, und, wie er immer nach Unabhängigkeit streben mag, er kann der Liebe sich nicht entreißen, wenn er der Freyheit von irdischen Banden begehrt. In den Armen des Freundes, durch gleiches Streben nach dem Edelsten und Höchsten beglückt, frey sich bindend, und auch gebunden noch frey, tritt der Jüngling in den Tempel der höhern Weihe. Hier läßt er

die Wirklichkeit mit ihrem Trug- und Schatten-Werk hinter ſich; eine unendliche Bahn thut ſich auf vor ihm; hohe Ziele leuchten von fern. Jede Kraft ringt ſich los. Er geht vielleicht unter in dem ruhmvollen Kampfe; aber unvergänglich wird die Idee, als ein leitender Stern, über ſeinem Grabe ſtehen, und andere werden, von dieſem Grabe aus, mit gleichem Muthe die edle Laufbahn beginnen.

Hier laß mich an dem Hügel meines Victor einen Kranz heiliger Erinnerungen aufhängen, mit den Thränen eines dankbaren Herzens benetzt. Du haſt ſein Bildniß geſehen und in ſeinen Zügen den edelſten Geiſt erkannt. Ach dieß Geſtirn erloſch der Erde und mir zu früh. Aber als es ſich unter der Erde barg, und alles umher für mich mit Finſterniß umhangen war, da führte mich die ewige Güte, ſich meiner Schmerzen erbarmend, Deine Liebe, meine

Amande, entgegen, um das zu vollenden, was die Freundschaft begonnen hatte.

Seitdem ich Dich liebe, meine Amande, mit der ganzen Fülle meines Herzens Dich liebe, lichtet sich die Decke, die uns von der Wahrheit trennt. Ich trage den Himmel in meiner Brust; ich bin dem Guten näher befreundet; und was vormals mir schwer war, erscheint mir jetzt leicht. Es gibt kein Opfer, dessen ich mich nicht fähig glaube, selbst das Opfer meines Lebens, und — wenn es Gott wollte — der irdischen Trennung von Dir. Du siehst mich nicht befremdet an über dieses Wort; denn Du verstehst mich. Bin ich nicht ewig an Dich gebunden? oder gibt es irgend etwas, das uns trennen könnte, als die Verleugnung dessen, was mir in unserer innersten Tiefe für Wahr, Recht und Gut erkennen? Nur dieß, dieß nur allein. Aber so lange ich Dich an meine Brust

drücke, ſo lange der Gedanke an Dich in meiner Seele lebt, ſo lang ich Dein edles und reines Herz wie in meinem eignen Buſen fühle, ſo lange weicht der Schutzgeiſt des ewig Guten nicht von mir. Ich will das Entſetzlichſte denken, daß die Erde zwiſchen uns einſänke, und die Ufer des Abgrundes, der uns trennte, immer weiter und weiter zurückwichen, bis keines mehr das andere finden könnte, ſo ſchlügen dennoch unſere Herzen im ſympathetiſchen Takte fort, bis der Tag des Wiedervereinens anbräche, und wir einander von neuem, mit nicht größerer Liebe, aber mit noch innigerer Freude in die Arme fielen.

Den 1. May.

Ich hatte dieſen Abend den Weg über die Wieſe an dem Bache hin genommen, um noch länger unter freyem Himmel zu

seyn. Das murmelnde Geräusch des immer emsigen, hier und da, wie zu Scherz und Kurzweil, abschweifenden Begleiters stimmte recht gut zu der Art meiner Gedanken; und so hatte ich fortgeträumt, als mir aus dem Jägerhause ein zweystimmiger Mädchen-Gesang durch die geöffneten Fenster entgegenkam. Neben einem feinen Discant ging ein schöner Alt — so daß ich die Stimmen unsrer Fanny und Friderika zu hören meinte — ich blieb unter dem Fenster stehen, und vernahm diese Worte:

Thut es mir gleich so weh,
wenn ich Nachts von Dir geh,
nicht mehr dein Aeuglein seh,
  Treuliebend Herz;
wandert doch Schritt für Schritt
tröstend die Liebe mit,
macht mich des Kummers quitt,
  lindert den Schmerz.
Wenn auch das Herz bricht,
bringt doch der Tod nicht
  Qual mir noch Neu.

Liebe vergeht nicht,
Falſchheit beſteht nicht,
ewig hält Treu.

Mehr als einmal wurde das einfache Lied wiederholt, als ob es für mich gedichtet wäre, und ich brauche Dir nicht zu ſagen, wie mir dieſe kunſtloſen Worte zum Herzen ſprachen, und mich freundlich den ganzen Reſt des Weges begleiteten.

Noch immer ſchwebt die Weiſe und der doppelſtimmige Geſang um mein Ohr. Was iſt es nur, das ſo einem Zuſammengehen zweyer Stimmen von verſchiedener Höhe einen ſolchen Zauber gibt? Dieſer Wechſel von Licht und Schatten, dieſes gegenſeitige Auseinandergehen und Wiederſuchen, dieſes Auflöſen und Zuſammenſchmelzen, dieſes Erſterben endlich in Einem Tone, iſt es nicht ein Wiederhall der Geſchichte liebender Herzen, und ein Bild recht zarter und inniger Liebe? Und iſt es

nicht eben darum, daß solch' ein Gesang alle Lust und Wehmuth der Liebe in dem innersten Herzen erweckt?

Den 10. May.

Schwerlich hast Du Dich gewundert, daß ich Dich gestern früher als gewöhnlich verließ. Wie hätt' ich es in dieser Luft aushalten können? Da Du und Deine Mutter mit den Willmanns beschäftigt waret, so fiel ich Euerm Philosophen allein anheim, der sich für mich immer mehr und mehr in einen Basilisken umsetzte, welcher die Kraft seiner Blicke und seines Athems an mir versuchen mochte. Ich bin überzeugt, daß er mit seinem Versuche zufrieden ist. Was hätt' ich ihm groß antworten können? Kann man dem zum Herzen reden, dem die Lamien der Selbstsucht das Herz aus der Brust genommen haben? oder zur Vernunft, wo sich der Wahnsinn

mit Krone und Zepter auf einem uſurpirten Throne ſchmückt? Oder wie kann man Dich lieben, Amande, und in Deiner Nähe ſolche Entweihung ertragen, ohne eine innere Empörung, die jedes Wort im Entſtehen erſtickt?

Wenn ſo ein Menſch, wie dieſer Horb, der wie die fliehende Sünde ausſieht, die gern der Reue trotzen möchte, und ſich doch kläglich vor ihr verſteckt, wenn ſo ein Menſch beſcheiden aufträte in der Welt, mit geſenkten Blicken und Duldung für ſein Daſeyn flehend, ſo hätte die Welt wenigſtens Mitleiden mit ihm. Aber da tritt er hin, macht ſich breit und ſpricht: Ich habe die Länder Europens durchreiſt, und die Menſchen geſehen, und das Reſultat meiner Beobachtungen iſt, daß es ihnen, wie ſchlimm auch immer ihr Loos ſeyn mag, doch unendlich beſſer geht, als ſie verdienen. — Du haſt in das Waſſer geſehen, Narciß,

dacht' ich bey mir; was Du sahst, war immer Dein eignes Bild, und Dein sogenanntes Resultat, die misverstandene Stimme Deines Gewissens. — Dann sagte er weiter, mit der Hand auf seinem Maltheser-Kreuze und ohne Accent: „Aller Unterschied der Menschen beruht auf Reichthum, Rang und Macht. Das Laster in Lumpen gekleidet, füllt Galgen und Zuchthäuser; das im Wagen fahrende füllt die Salons. Wer auf der untern Stufe eine Beute der Häscher wird, regiert auf der obern die Welt." Und nun zog er die unverschämte Folgerung: „Es ist also kein innerer Unterschied zwischen den Handlungen der Menschen; und es gibt kein Mittel diese reißendsten aller Thiere im Zaum zu halten, als eine eiserne Gewalt." „In sofern," setzte er noch in einer Nutzanwendung hinzu, „sey die französische Nation, die überhaupt den meisten bon-sens habe, ziemlich auf dem

rechten Wege; und wenn ſie, wie es über kurz oder lang geſchehen werde, wieder Einen Herrn, ſtatt ihrer hundert Zuchtmeiſter, bekomme, ſo werde dieſer, wenn er nicht auch das Schickſal des Königes haben wolle, Ketten und Banden der Gewalt bereit halten müſſen. Der jetzige blutige Verſuch ſey recht geeignet, um die Thorheit des Glaubens an das Phantom der Freyheit und den Popanz des Rechtes mit der Wurzel auszurotten; und wer die Gewalt in den Händen habe, müſſe künftig in ein Irrenhaus eingeſperrt werden, wenn er ſich auch nur ihres geringſten Theiles entäußere.“ Hörteſt Du gehört, wie gelaſſen ich auf dieſe ungeheuern Aeußerungen antwortete, Du würdeſt meine Mäßigung gelobt haben. Als er aber zuletzt noch mit dem höhniſchen Lächeln des verneinenden Geiſtes ſagte: „Ich bin jetzt zurückgekehrt, um eine reiche Frau zu heirathen, die ich

noch nicht kenne; aber gleichviel; Heirathen iſt eine Thorheit, die man ſich bezahlen laſſen muß; alles übrige iſt Kinderey und nur eben gut genug zu einem Faſtnachtsſpaß." — Da ergrimmt ich in meinem Innerſten, und ohne ein Wort zu erwiedern, ließ ich den Narren mit ſeiner Weisheit allein.

Aehnliche Weſen ſind mir ſchon hier und da in den Weg gekommen, die Welt und Menſchen zu kennen glaubten, wenn ſie die Sümpfe der Erde durchkrochen haben. Selbſt ohne Tugend, erkennen ſie nichts Tugendhaftes, und leugnen dann frech ihr Daſeyn, wie etwa der Blindgeborne Farben und Licht, oder der Taube das Daſeyn und den Zauber der Töne leugnen möchte. Wie mag ein Menſch das Göttliche ahnen, der Gott aus ſeinem Herzen getrieben, um Eitelkeit, Selbſtſucht und wilde Genußgier an ſeine Stelle zu ſetzen? Aber was bleibt

dann übrig von dem Menſchen, was er nicht beſſer am Thiere fände, ſo daß er wohl mit Recht über Verkürzung klagen dürfte. So weit kömmt es dann. Wenn nun gar der Kern der Geſellſchaft, wenn die ſogenannte große und vornehme Welt ſich in dieſer Art zu fühlen und zu urtheilen zuſammenfindet, dann tritt hier und da ein Denker auf, und thut mit Gründen dar, daß Weisheit Thorheit ſey; daß es keine Tugend gebe; daß Eigennutz, nichts als Eigennutz die moraliſche Welt umtreibe; daß es alſo nichts Gutes gebe, als den Genuß, und keine Tugend, als die Kunſt ihn klug zu vertheilen und ſinnreich zu vervielfälti„en; und aus dieſem Hörſaale tritt Dein Herb höhniſch lächelnd heraus, und ſagt vor ſich hin: „Ich hab' es ja längſt gedacht, daß es mit der Tugend Windbeuteley ſey."

Und ob sich der Geck nur einbildet, die Lehre sey neu?

Sie ist eben so alt, als die Klage über die zunehmende Verderbniß der Welt, und eben so nichtig. Die Tugend ist eben so wenig ein Unding, als sie, die Göttliche, jemals ersterben kann.

Wenn es aber auch möglich wäre, daß alles Gute, daß alle Tugend der Welt entwiche, daß nichts übrig bliebe, als Mäkler und Käufer, eine schachernde Rotte, nur auf gegenseitigen Betrug bedacht, wenn alle diese Knechte des Eigennutzes, sich von dem Willen zur That erhüben, und Diebe, Räuber und Mörder würden, die heut auf der Straße raubten, und morgen zu Gericht säßen über ihres Gleichen; wenn die Gerechtigkeit eine feile Dirne, die Religion eine Kupplerin, die Wahrheit eine Larve, die Unschuld eine Schminke geworden, wenn mit Einem Worte alles so durch und

durch verwirrt wäre, wie in der Welt, die dieſer Malthеſer ſchildert und der er ſelbſt angehören will, ſo daß auf keinem Grabe ein anderes Denkmal ſtehen dürfte, als Galgen und Rad — ſo würde doch auch dann der Glaube an Tugend, Wahrheit und Unſchuld unerſchüttert beſtehen. Mag immerhin der Feind der Menſchen in ſeinem Buche jede gute That auf die Seite des Vortheils ſchreiben; mag er die Geſchichte eine Lügnerin, und die Märtyrer der Tugend Phantaſten nennen — nie wird ſein Verneinen die Tugend ſelbſt zu einem Geſpenſte der Einbildung machen. So lange noch Ein Menſch übrig iſt, der aus vollem Herzen ſagen darf: Ich liebe meinen Freund mehr, als mich ſelbſt; alſo *glaube* ich an Tugend, ſo *iſt* ſie auch. Dieſer Glaube gibt Zeugniß für ſie, wie er für Gott Zeugniß gibt, wenn auch alle Sterne ihr Licht auslöſchten, und die Welt in das alte Chaos

zurückſänke. — O ihr Strahlen der ewigen Wahrheit, die ihr das Dunkel unſerer Erkenntniß erleuchtet, ihr heiligen Offenbarungen Gottes, ihr ſeyd das unvergängliche Erbtheil, das ein himmliſcher Vater ſeinen Kindern gab, ihr ſeyd das unzerreißliche Band, das den Menſchen an Gott, und die Erde an den Himmel knüpft! — —

Voll von Unmuth verließ ich Dein Haus, Amande, wie einen entweihten Tempel; erſt in freyer Luft ward mir wohl. Ein lauer Weſt ſpielte mit dem jungen Laub, und die Bäume hoben die neugeſchmückten Arme zu dem klaren Himmel auf, und die zarten Blüthen zitterten wie Schneeflocken des Mays bey jedem Athemzuge der Luft. Auch ſchwamm der Mond, wie ein Silbernachen, auf dem ſtillen, blauen Meere hin, und goldene Wölkchen hüpften um ihn her,

wie ſpielende Wellen. Jetzt wich aller Unmuth von mir, und ich ſchritt recht munter einher, die Sonne zur Rechten, zur Linken den Mond. An der Thüre eines der erſten Gärten von Mainau ſaß eine blaße Mutter mit einem Kinde auf dem Schooße, das ſie zur Ruhe geſungen hatte, und zwey andere Kinder ſuchten Blumen im Gras, und immer kam eines um das andere, und legte der Mutter ſein Blümchen in den Schooß mit einem frohen „Da, Mutter, noch eins.“ Und die Mutter ſammelte alle die Blumen und band ein Kränzchen daraus, das dem ſchlafenden Kinde, wenn es erwachte, beſtimmt war. Auf allen Geſichtern ſtand Ruhe und unſchuldige Freude geſchrieben. Und das war noch ſchöner und rührender als der klare Abendhimmel und das Blüthen-Meer in dem ſtillen, freundlichen Thal.

Den 20. May.

Mein Vater bedarf meiner heute zu einem Geschäfte, das vor Nachts schwerlich geendigt seyn wird. Ich kann also nicht hinüber kommen, und mein Philipp wird glücklicher seyn als ich. Bey jedem der Veilchen, die er Dir mitbringt, und die ich heut um Sonnen-Aufgang pflückte, dacht' ich an Dein dunkelblaues Auge, das Du wohl um dieselbe Zeit dem Tage öffnetest. Noch wenige Wochen und diese freundlichen Augen grüssen mich jeden Morgen mit dem Tage zuerst, und ich darf sie jeden Morgen küssen, und von Deinen Lippen den Morgen-Gruß haschen. Mögen dann immer die Wolken hin und her ziehen den übrigen Tag; ich habe Dich neben mir, Dich, meine Freude, mein Glück, meine Braut, und dann — mein Weib. In allen dem liegt ein Himmel, der sich niemals trübt. Fühlst Du auch, Amande,

wie glücklich Du mich machſt? wie reich — mich den Armen? Ach könnt' ich doch alle Gaben zu Deinen Füßen legen, die Menſchen erfreuen! — Aber Du begehrſt ihrer nicht, und Dein beſcheidener Sinn achtet der Güter nicht, um die ſich die Welt ſo raſtlos müht. Deine Blicke ſind aufwärts gerichtet; darum iſt Dein Gemüth ſo heiter, ſo furchtlos Dein Herz. —

Ich ging einſt in den Alpen zwiſchen den Trümmern einer alten Veſte, die vormals den Weg verſchloſſen hatte; jetzt war er dem Wandrer geöffnet. Schroffe Felſen erhoben ſich zur Linken; zur Rechten der Straße ſtürzten ſie in die Tiefe hinab; unten brauſte der Strom zwiſchen Felſen und Trümmern und dichtem Gehölz. Ueber den Abgrund hin, dem Weg gegenüber, hatten ſich die Felſen zu einer Grotte geöffnet, und in ihr hatte die Andacht mit gefahrvoller Mühe ein Kreuz befeſtigt. An dem

schroffen Rande des Abgrunds lag mit entblößtem Haupte ein Hirtenknabe auf seinen Knien dem Kreuze gegenüber; neben ihm stand eine junge Gais auf einem hohen Baustücke, und sahe furchtlos in die schwindelnde Tiefe und den brausenden Waldstrom hinab. Dieser Anblick rührte mich sehr. Ich weilte, bis der Knabe geendigt hatte; dann frug ich ihn mancherley, und hörte von ihm, daß, als er gestern mit den Ziegen ausgezogen, seine kranke Großmutter recht sehnsuchtsvoll um ein baldiges Ende gebetet habe. Das hab' er sich zu Herzen genommen, und an derselben Stelle das nemliche für sie gebeten; und als er am Abend nach Haus gekommen, sey sie sanft entschlafen gewesen. Darum hab' er Gott hier wieder gedankt, und für ihre Seele gebetet. — Dabey traten ihm die Thränen in die Augen, und er sah doch so froh und unschuldig aus, daß mir noch jetzt die Gestalt des

armen, frommen Knaben lebendig vor Augen ſteht.

Geſtern beym Nachhauſe-Gehen kam mir dieſer kleine Vorfall wieder in den Sinn, als ich unſer Geſpräch wieder durchdachte, und wie Du ſo furchtlos vom Tode geſprochen, und ſo ruhig über den unermeßlichen Abgrund geſchaut. Was gibt Dir, Du Gute, dieſen frommen Sinn? — O gib mir ihn auch, wenn Du es vermagſt; reiche mir Deine treue Hand, und ziehe mich zu den ſonnigen Höhen, auf denen Du ſtehſt, daß ich auch ſo ruhig wie Du, ſo Gott ergeben in die grauſende Tiefe hinabſchauen möge. —

Lebe wohl, holde Braut; ſende mir ein liebes Wort von Deiner Hand. Grüße die Mutter.

Den 24. May.

Ich kann dieſen Tag nicht endigen, ohne Dich noch einmal zu grüßen. Mit einem

Gruße an Dich iſt er erwacht, ſo ſoll er auch einſchlummern, und mit ihm wird die Erinnerung, wie eine duftende Blume ihren Kelch ſchließen, bis die Strahlen der Sonne ſie wieder wach küſſen, und ihr geſenktes Haupt zu neuem Leben erheben. —

Da ſich heut gegen Abend der Himmel erheiterte, ging ich noch ein wenig hinaus vor die Stadt, um Luft zu ſchöpfen, und kam, ich weiß ſelbſt nicht recht wie, bis gen Unterkirchen. Unter der Linde vor dem Dorfe hatte ſich eine Zigeunerwirthſchaft gelagert; ſie waren eben im Begriffe aufzubrechen. Ein Eſel ſtand beeits mit Körben an beyden Seiten; in jedem Korbe ein ſchwarzbraunes Kind zwiſchen mancherley Geräth eingeklemmt; die Mütter daneben; andre halb nackte Kinder, die zu eignem Ergötzen auf den Händen gingen und Räder ſchlugen. Als ich mich näherte, kam eines der Weiber auf mich zu, und bot mir ſeine

Orakel an. Ich weiß nicht, wie ich in der Laune war; aber ohne etwas zu denken, hielt ich der ſchwarzen Sibylle die Hand mit einem Zwölfkreuzerſtück hin. „O Du Glückskind,“ rief ſie, und ſah mir mit ihren brennenden Augen wie verwundert in das Geſicht, und dann wieder in die Hand; „Du Erzglückskind! Du haſt einen Vertrag mit dem Glücke gemacht. Da ſteht ein Frauchen, wie ein Engel — ſchön, ſag ich Dir, wunderſchön und gar ein gutes Gemüth. Das gibt einen himmliſchen Eheſtand: und Kinderchen, eins, zwey —— Die leibhafte Mutter. Und hier ſteht ein Gut; ein nettes Haus, ein wunderſchönes Haus, ein Haus, wie ein Schlößchen, und Hof und Garten, und Feld und Wald. Aber hier....“ Sie hielt ein Wenig inne, zuckte mit den Achſeln, ſah mich an; aber eh' ſie fortfahren konnte, beſann ich mich ſelbſt eines Beſſern. Zufrieden mit dem

Engel, den ich schon hatte, und mit den andern mir verheissenen Herrlichkeiten, wollte ich nicht abwarten, bis die Hexe zur Bekräftigung ihrer guten Orakel auch noch böse hinzu erfände, sondern zog meine Hand zurück, dankte für die gute Weissagung, und schenkte den kleinen, herumgaukelnden Furiosos noch einige Kreuzer zum Abschiede.

Wirst Du es glauben, aber die Worte der ägyptischen Pythonisse hatten doch Eindruck auf mich gemacht. Sie hatte das Eine so gut getroffen, warum das Andere nicht auch? Das Größere hatte mir der Himmel verliehen; das Kleinere konnte leicht noch als Zugabe kommen. Der Gedanke kam mir gar lieblich vor. Ich nahm den längern Weg nach Hause, und schmückte mir meine künftige Besitzung so vollständig, so nach allen Theilen aus, daß ich sie hätte

hinmalen können. Der Abend war ſchön, und ſo führte ich Dich auf den nächſten Berg, um von da die Ausſicht auf unſer Eigenthum zu haben, das ich in den Hintergrund eines gar anmuthigen Thales, zwiſchen herrlichen Teichen, und lachenden, durchſichtigen Birkenwäldern aufgebaut hatte, ſo daß der Garten daran nur ein kleiner Park in dem größern war. Es nahm ſich alles von der Höhe ungemein zierlich aus, beſonders wie unſre anſehnliche Heerde aus dem Seiten-Thale heraustrat und langſam dem Hofe zuzog. — So weit war ich ohngefähr, als ich zu Hauſe anlangte, und mir von fern ſchon durch die offnen Fenſter die gellende Stimme des Jagdjunkers von M. entgegentönte. In dieſem Augenblicke war der Zauber zerſtört; mein Luſtſchloß ſtürzte zuſammen, und ob ich gleich, um dem Junker auszuweichen, noch einen Seitengang machte, ſo konnte

ich doch nicht wieder in den heitern Traum hineinkommen.

Amande an Odo.

Den 18. May.

Wär' es wohl wahr, mein Odo, was ein französischer Schriftsteller von großem Nahmen gesagt haben soll: „es gebe wenig Frauen, die so vollkommen wären, daß ihre Männer nicht wenigstens Einmal des Tages die Reue anwandelte, eine Frau zu haben, oder die Lust, den glücklich zu preisen, der keine hat?" Wär' es wahr? — Gewiß, es ist nur eine freche Verleumdung Deines Geschlechts; oder es ist nur von französischen Männern wahr, die wohl um vieles hartherziger seyn mögen, als die unsrigen. Mit welcher Bangigkeit müßte eine Frau in den Ehestand treten, wenn sie fürchten müßte, täglich wenigstens Einmal

die blaſſe Reue auf dem Geſichte des Mannes zu leſen? Wer iſt denn vollkommen? oder wer iſt thörigt genug, ſich für vollkommen zu halten? Glaube mir, Odo, ich käme nicht aus der peinlichſten Angſt heraus. Ich würde vom frühen Morgen an, wenn Du die Augen aufſchlügeſt, bis zum Abend, wo ſie Dir zufielen, aufmerkſamer an Deinen Mienen hängen, als ein Aſtrolog an dem Himmel; ſelbſt in der Nacht würd' ich Deinen Träumen nachſpüren, und den Worten, die Du im Schlafe ſprechen möchteſt. — Wer könnte auch anders? Sind wir nicht alle Töchter der Schwäche? oder gibt es irgend einen Eifer, wie raſtlos er auch ſey, der einen hartherzigen, in Selbſtſucht verſunkenen, immer mit ſeinen Umgebungen, nie mit ſich ſelbſt rechnenden Mann befriedigen könnte? — So biſt Du nicht, mein Odo. Gewiß verkennſt Du auch den guten Willen nicht, und erläßt

mir eine Vollkommenheit, die auch das redlichſte Weib niemals erſtrebt. So ſoll mir auch vor Deiner Reue nicht bangen. — Guter Gott, welcher Mann möchte einer ſolchen Reue Preis gegeben ſeyn, und doch das Joch noch fortſchleppen? Welche Frau möchte ſie verurſachen und doch noch leben? —

Aber heiliger Gott, wenn ich um mich herumſehe, — wie viele ſchlechte Ehen unter Vornehmen und Geringen, wo eine ſolche Reue auf beyden Seiten wohl mehr als Einmal des Tages vorkommen mag! Da wohnt mir zur Rechten eine Wittbe, die durch Verſchwendung, thörigte Eitelkeit, und ſtrafbare Liebeleyen ihren rechtſchaffenen Mann unter die Erde gebracht hat. Sie ſelbſt darbt jetzt, und ihre ſchlecht erzogenen Kinder verachten die Mutter noch mehr als die übrige Welt. — Zur linken

liegt ein armes Weib auf dem Todenbette, und ſtirbt am Jammer. Sie hatte ihren Mann aus Liebe genommen; er ſie um eines Vermögen willen. Dieſes drang er ihr ab und verſchwendete es. Seine Stelle hätte ihm ehrlich genährt, aber er ergab ſich dem Müſſiggange, ſpielte und trank, während die Frau Tag und Nacht arbeitete; und alles ihr Bitten, alle ihre Thränen vermochten nicht ihn zurück zu bringen. Müſſiggang und Unordnung verführten ihn zur Treuloſigkeit. Vor wenigen Tagen iſt er zum Gefängniſſe abgeführt worden. Die Frau liegt todkrank danieder, und jammert um ihre armen Kinder, die, verlaſſen von der Welt und hülflos vielleicht auch zu Grunde gehen. — Dieſe Beyſpiele ſind grell und hart; aber wie manche andere ſind mir bekannt, die, minder hart, doch noch ſchreckend genug ſind. Wie häufig mögen dieſe in groſſen Städten ſeyn, und wie oft

mag da die Reue bey Tag und Nacht in dem Haushalte einkehren!

Es mag wohl wahr seyn, daß keine äußern Umstände, keine Berechnung der Verhältnisse, vielleicht nicht einmal die Liebe eine hinlängliche Gewährleistung einer glücklichen Ehe gibt. Hab' ich doch selbst mehr als ein Paar gekannt, das auf Liebe zu bauen schien, und doch war es nur Triebsand gewesen; das Gebäude ihres Glücks fiel in Kurzem zusammen, und sie wußten nicht, wie sie wieder unter Dach kommen wollten. Freylich mag es auch mit mancher Liebe eine nährische Sache seyn, wo wir mit einem Rausche, oder einem kurzen Fiebertraum voll reizender Erscheinungen, die aber nur aus dem verbrannten Blute kommen. Wer mag aber da Wahrheit von Irrthum scheiden? Und wenn denn Alles nur Trug war, und endlich, früh oder spät, das Erwachen kömmt — welche

Entdeckung muß das seyn! So ein Feld voll zerstörter Hoffnungen! eine Hölle vielleicht, wo ein Himmel verheissen war! Haß und Unmuth und alle Furien des Lebens, zerstörend und zerreissend, statt Wohlwollens und zarter Liebe! Wie schrecklich! Ich könnte mich mit solchen Gedanken ängstigen, wenn ich nicht wieder dächte, daß ja das alles in Gottes Hand liegt. Kömmt nicht, wie jedes Glück, so auch das Höchste von Allem, Eintracht und Friede, von ihm? Und wird er diese köstlichen Gaben dem versagen, der um sie mit reinem und liebendem Herzen bittet? — In diesem Gedanken liegt ein unerschöpflicher Schatz. Und dann denke ich auch wieder an Dein ernstes und edles Wesen, mein Odo, und danke der göttlichen Güte, die meine Liebe so geleitet hat. Könnte hier Irrthum seyn? Könnte das Vertrauen auf Gott in einer solchen Sache uns täuschen?

Odo an Amanden.

Den 31. August.

Als ich gestern, auf dem Rückwege, durch Mainau kam, begegnete mir am Ende des Dorfes ein Sarg von einigen Laternen begleitet, und vieles Volk umher. Ich fragte nach, und erfuhr, daß man einen jungen Burschen begrübe, der sich aus Liebe ums Leben gebracht. Und als ich weiter fragte, sagte ein junges Weib, mit einem Kinde auf dem Arm: „Es ist eben eine traurige Geschichte. Wohl heißt es mit Recht, daß der Geiz die Wurzel alles Uebels und alles Unglücks ist; und so hat er auch dem schönen jungen Menschen das Leben gekostet.“ Und nun erzählte sie mir im Fortgehen, daß der Verunglückte der einzige Sohn eines reichen Mannes gewesen, daß er ein schönes und unbescholtenes, aber armes Mädchen geliebt, und nicht von

ihr habe laſſen wollen. Der Alte habe ihn aber übel deshalb angeſehen, und wenn jener ihm geſagt, er nähme ſich das Leben, wenn er das Mädchen nicht bekäme, habe er ihn nur ausgeſpottet. Das Mädchen ſey ihm auch ſehr gut geweſen; da ihre Eltern aber geſehen, daß aus der Heirath nichts werden ſolle, hätten ſie ſie endlich einem alten reichen Wittber gegeben, der auch lange um ſie gefreyt. Vor einigen Wochen ſey die Hochzeit geweſen, und die Braut habe ſich dabey bald die Augen aus dem Kopfe geweint; der junge Menſch aber ſey von der Zeit an ganz tiefſinnig herumgegangen, und vor zwey Tagen habe man ihn im Waſſer gefunden. Nun reiße ſich freylich der alte Geizhals die Haare aus, und ſtoße ſich den Kopf gegen die Wand. „Das iſt nun aber alles zu ſpät,“ ſetzte die Erzählerin hinzu; „er hätte früher bedenken ſollen, daß, wenn ſich zwey Menſchen recht

lieben, es doch eben Gottes Wille ist, daß sie bey einander bleiben sollen."

Ich folgte der Leiche auf den Gottesacker, wo der Unglückliche abgesondert von den Gräbern anderer Christen beerdigt wurde. Sein Schicksal jammerte mich, ich dachte mir sein armes gequältes Herz, das so treu an seiner Liebe hing und an nichts andern in der Welt, und alle Güter der Erde und das Leben selbst gleichgültig von sich stieß, weil ihm das Eine genommen war, worauf er sein Glück hatte bauen wollen. Wohl, dacht ich, Du gutes Weib, hast Du Recht, daß es Gottes Wille ist, wenn zwey Menschen sich recht von Herzen lieben! und zu dem umwölkten Himmel aufsehend, sagte ich in mir selbst: O ewige Liebe, die Du über den Sternen wohnst, Du hast Deinem Geschöpfe Liebe und Sehnsucht gegeben, um Ein Herz zu suchen, das ihm die Welt wäre, und ohne das Welt

und Leben nur ein Schatten iſt. Aber da haben die Menſchen ſo vieles dazwiſchen gebaut, was ſie Glück nennen, und meinen dann, daß einer ſeinem Glücke im Wege ſey, wenn er thut, was ſein innerſtes Herz ihm gebietet. — Die Umſtehenden mochten nicht anders denken. Das ewige Geſetz der Natur, wie auch immer die Menſchen daran wühlen mögen, hängt doch mit ſeinen Wurzeln tief in ihrer Bruſt; und wie man es immer mit nichtigem Truge bedecke und vergräbt, wenn der Athem des Todes gewaltſam einherfährt, ſo zerſtiebt all der Wuſt, wenigſtens für einige Augenblicke, und die flammende Schrift des ewigen Geſetzes ſcheint ihnen frey in die Augen. Auf allen Seiten hörte ich Töne tiefen Mitleids und lauter Mißbilligung gegen den, der für den Urheber des Unglücks galt. Aber kein Geſang hallte tröſtend in das Grab hinab; kein Gebet verſöhnte den Zorn der Umge-

benden. — Armer Mensch! auch nach dem Tode noch ergreift dich die unerbittliche, starre Willkühr. Sie drückte dein Herz zusammen, weil es nicht an gemeinen Gütern genug hatte; und nun entfernt sie auch die Diener des menschlichsten Glaubens von deiner Gruft, die der Habsucht, der Gewaltthätigkeit, dem Uebermuthe, der hartherzigsten Grausamkeit, dem Tyrannen und seinem Schmeichler, wenn sie nur das Ende ihres nichtswürdigen Lebens feig und zitternd erwarteten, ihr letztes Gebet willig verkaufen, und das Grab des Lasters mit feilen und erlogenen Lobsprüchen schmücken.

* * *

Ich konnte heut nicht zu Dir hinüber. Ein leichtes Fieber war mir angeflogen, und da der Regen so in Strömen herabgoß, mußte ich mich schon entschließen, mit meiner Sehnsucht nach Dir zu Hause zu blei-

ben. Jetzt iſt alles wieder vorbey, und die Sterne ſchauen ſo freundlich aus dem dunkeln Himmel, daß ich mir leicht einen frohen und heitern Morgen herausleſen kann. — —

Als ich dieſen Abend mit dem Vater zuſammenſaß, erzählt' ich ihm die Geſchichte der geſtrigen Nacht, und verbarg meinen Grimm über die Art des Begräbniſſes nicht. Mein Vater ſchwieg eine Zeitlang; dann hub er an, als ſey von andern Dingen die Rede geweſen: Glaubſt Du, mein Sohn, daß das Rechte immer und überall Recht ſeyn kann? — Ob es ſeyn kann, weiß ich nicht; aber es ſollte ſeyn. — Freylich ſtände es dann anders um die Welt. Aller Zwieſpalt des bürgerlichen und ſittlichen Rechtes wäre aufgehoben; es wäre dann nicht nur nichts verboten, was nicht ſittlich unrecht wäre, ſondern auch das letztere würde nicht nach Einer Regel, ſondern nach den

verſchiedenen Stufen der Sittlichkeit geſchäzt und beſtraft. Meinſt Du nicht? — Allerdings; erwiederte ich; ob ſchon dieſe Schäzzung große Schwierigkeiten haben dürfte. — Vielleicht, ſagte mein Vater; aber doch ſchwerlich größere, als wenn überhaupt das Rechte überall an die Stelle des Rechtes treten ſollte. Man darf nur Richter haben, die ſcharfſichtig genug ſind, um in das Innere der Handlungen einzudringen, ihre verborgenen Triebfedern und ihren Zuſammenhang mit der äußern Welt zu erforſchen, den verſchlungenen Gang eines ganzen Lebens zu enthüllen, und es wird nicht die geringſte Schwierigkeit koſten, das wahrhaft Böſe von dem ſcheinbaren zu ſondern, und alle Stufen der Sittlichkeit darinn auf das Schärfſte zu beſtimmen. — Aber dieß iſt keinem Sterblichen verliehen; der Herzenskündiger iſt Gott allein. — Auch ich glaube dieß; aber Du wollteſt doch vorhin,

daß das Rechte überall an die Stelle des Rechtes träte. — So weit es der menſchliche Scharfſinn verſtattet. — Sage, die menſchliche Kurzſichtigkeit, und Du haſt richtiger geſprochen. Aber wie Du willſt; auf jeden Fall haſt Du ſo Deiner Forderung ſehr enge Grenzen geſetzt. — Ich fühle es, aber muß man nicht bey allen Forderungen, die man an menſchliche Dinge macht, immer dieſe Grenzen menſchlicher Beſchränktheit hinzudenken? — Allerdings, ſagte mein Vater lächelnd; und ich hätte das wohl vom Anfang an bedenken ſollen. Aber ſage mir, hältſt Du die Geſetze für Werke der Menſchen oder Gottes? — Mich dünkt, antwortete ich, gute Geſetze könnten nichts anders ſeyn, als die richtige Anwendung des göttlichen Willens auf menſchliche Dinge. — Und dieſe Anwendung, fuhr mein Vater fort, wird ſie nicht von Menſchen gemacht, die, wie wohlwollend wir ſie uns

immer denken mögen, oder wie einsichtsvoll, doch dem Irrthume ausgesetzt sind, und auf keine Weise aus ihrer menschlichen Beschränkung treten können. Es ist aber dieser Beschränkung gemäß, die Dinge der Welt nach gewissen Eigenschaften zusammen zu ordnen oder zu trennen: die Gegenstände der Natur, wie die Handlungen der Menschen. Wir können nicht anders. Und wenn diese Handlungen Gesetzen unterworfen werden, müssen sich diese nicht auf jene Eintheilungen beziehen, und auch wieder, aus dem nemlichen Grunde, eine Allgemeinheit bekommen, die in einzelnen Fällen wie ein Unrecht aussieht? — Ich mußte das zugestehen. — Die vollkommenste Gesetzgebung, fuhr mein Vater fort, wird also immer die Gebrechen haben, die kein menschliches Werk vermeiden kann. Daß es aber Gesetze geben müsse, leugnest Du nicht; daß gegebene Gesetze gehalten wer-

den müſſen, eben ſo wenig; auch nicht, was im Grunde das nemliche iſt, daß ſich die Obrigkeit an die beſtehenden Geſetze halten müſſe. Denn was würde aus der Freyheit werden, wenn der, in deſſen Händen die Gewalt, oder ein Theil der Gewalt ruht, wie er auch heiſſen möge, Fürſt oder Miniſter, Richter oder Pfarrer, in jedem beſondern Falle, ſeine Einſicht — ſeine menſchliche, beſchränkte, vielleicht irrige und durch Leidenſchaften verwirrte Einſicht — als Geſetz aufſtellen und an den Platz des beſtehenden Rechtes treten laſſen wollte? Jeder würde glauben, und ganz gewiß behaupten, daß er das Rechte wolle; dieſen würden andere ein anderes entgegenſetzen; und ſo kämen wir mit einemmale auf den Weg jener blutigen Art von Gerechtigkeit, die jetzt jenſeits des Rheines ſo eifrig beſchäftigt iſt, das für Recht gehaltene an die Stelle des Rechtes zu ſetzen, und den täglich ſchwan-

kenden und neugebohrnen Willen jedesmal mit jedem nur vorhandenen Mittel geltend zu machen. Mit dieser Sinnesart, die sich mit einem sehr edeln Gemüthe verträgt, hätten die Einwohner von Mainau vielleicht ihren Pfarrer gezwungen, den Unglücklichen, dessen Beerdigung Dich so sehr gegen die Gesetze empört hat, nach gewöhnlicher Weise mit Gesang und Gebet zur Erde zu bestatten; und wenn er sich hinter das Verbot der Gesetze hätte retten wollen, würden sie ihm geantwortet haben, die Gesetze taugten nichts; sie verständen es besser, und hätte er endlich sein Gewissen vorgeschützt, so würde er kaum der Beschimpfung, ja, vielleicht nicht einmal wirklichen Mißhandlungen entgangen seyn. Wäre das wohl das Rechte gewesen, das besser wäre, als das Recht? — Ich mußte auch hier nachgeben. Aber sollte nicht, fuhr ich fort, das Gesetz ungerecht und empörend seyn? —

Es kann Fälle geben, wo es ſo erſcheint, antwortete mein Vater mit gewohnter Ruhe; im Allgemeinen iſt es gewiß nicht ſo. Iſt nicht der Selbſtmord eine Empörung gegen die Natur? Iſt er nicht ein Auflehnen gegen Gott? und würde es der Kirche anſtehen, durch Anwendung ihrer geheiligten Gebräuche eine Handlung zu beſtätigen, die man nur beklagen, nie aber loben kann? Muß ſie nicht vielmehr dieſe Handlung, wo ſie nur immer vorkömmt, ohne weitere Rückſicht verurtheilen, wie ſehr auch immer der Menſch, der ſie begeht, entſchuldigt, oder bemitleidet werden mag? Jenſeits des Grabes fängt Gottes Gericht an; das Gericht der unendlichen Weisheit; diſſeits derſelben urtheilt der beſchränkte Menſch. Ich fürchte nicht, daß der Pfarrer von Malnau, den ich als einen wohlgeſinnten und wahrhaft gottesfürchtigen Mann kenne, durch ſeine geſetzmäßige Abweſenheit von dem Grabe

des Unglücklichen, dadurch ein Verdammungsurtheil über ihn ausgesprochen zu haben meint, das auch für jene Welt gültig sey. Vielmehr hoffe ich, daß er diese Gelegenheit benutzen wird, seiner Gemeinde das einzuschärfen, was nach göttlichen und menschlichen Gesetzen Recht ist; die Liebe der Eltern gegen die Kinder; den Gehorsam der Kinder gegen die Eltern; die schwere, aber unerlaßliche Pflicht, den eignen Willen zu bändigen; die rechte Schätzung irdischer Güter und ihre Ungenüglichkeit zum Glück; aber auch, wie strafbar es sey, wenn Menschen gegen uns und unsere Wünsche fehlen, uns durch Verletzung des göttlichen Gesetzes an ihnen zu rächen. Dieses ist mein Glaube, und ich zweifle auch nicht, daß es der Deinige sey, wenn Du etwas tiefer greifen, und nicht blos den Eingebungen eines gereizten, obschon sehr menschlichen Gefühls folgen willst.

Ich hatte gegen dieſe Ausſprüche nichts bedeutendes einzuwenden. Was ich aber dem gütigen Vater antwortete, und wie ich ihm noch mehr im Herzen als mit Worten dankte, mir bey der Wahl meines Glücks harte Prüfungen erſpart zu haben, — das, meine Amande, will ich Dir morgen ſelbſt erzählen, oder Du ſollſt es aus meinen Augen leſen, wenn ich Dir gegenüber ſitze, und bey dem Gedanken Deines Beſitzes alle Freuden des Himmels und der Erde fühle. Noch acht Tage, Amande, und Du biſt mein. Ungeduldig zähle ich die Stunden, und nehme alles zuſammen, um mich über die Länge der Zeit zu täuſchen. Langſam ziehen die Sterne am Himmel hin, und noch will der Tag in Oſten nicht dämmern. Ich muß den Schlaf wohl ſuchen, und Dich in ſeinen Träumen, holde geliebte Braut. Träumſt Du jetzt auch von mir? — —

Von Amandens Hand.

Meine Mutter war heute, am Sterbetage meines Vaters, mehr als gewöhnlich weich. Es war für uns beyde ein ſtiller Trauertag, voll Wehmuth und doch auch ſo voll Heiterkeit. Wie viel Herrliches erzählte mir die gute Mutter von dem theuern Abgeſchiedenen! wie rühmte ſie das Glück ihn gekannt und beſeſſen zu haben, wenn auch nur auf kurze Zeit! Ach, warum hab' ich Dich nicht auch gekannt, du guter Vater? Warum biſt Du ſo früh von der Erde genommen worden, eh' Du Dein Kind lehren und ſegnen konnteſt? Doch hat auch ſo Dein Segen über mir gewaltet durch die Liebe der zärtlichſten Mutter. Hat ſie mich nicht mit Deinem Andenken umgeben, das ſie ſelbſt unaufhörlich umgibt; und weißt mich dieſes heilige Andenken nicht auf den Himmel hin, wo Du bey Gott biſt? Vor Del-

nem Bilde hab' ich heute Gott gedankt, daß mein Odo auch iſt, wie Du, mein Vater, warſt, und habe ihn um Segen für unſern Bund geflehe — daß er auch ſo glücklich werden möge, wie der der geliebten Eltern war, aber, wenn es ſein Wille iſt, dauernder! — Muß ich jetzt daran denken, faſt an dem Vorabend meiner Hochzeit? Doch warum nicht? Stehen wir nicht immer an den Pforten der Ewigkeit? und drängt ſich nicht der Gedanke an den Tod, wie ein heilſamer Erinnerer, unwillkührlich in jede Freude ein? So will ich denn auch nicht fliehen? Er ſoll mich hinweiſen nach dem rechten Ziel; er ſoll mich eifriger machen in meinem Streben, ehe die Zeit verrinnt; er ſoll mich lehren, alles Gute, was mir die ewige Liebe verleiht — und wie viel verleiht ſie mir nicht? — recht innig, recht dankbar und unſchuldig anzunehmen; keinen Augenblick zu verliehren in dieſer kurzgemeſ-

senen Zeit, um denen Freude zu schaffen, die ich liebe, und mich selbst zu erfreuen durch fremdes Glück. —

Einen recht herrlichen Schatz hat mir heute die gute Mutter gegeben, den schönsten und besten Theil meiner Mitgabe, eine Sammlung von Lehren, Bemerkungen und Erfahrungen von ihrer eigenen Hand *). Das soll mir ein treuer Wegweiser durch das Leben seyn; ein freundlicher Führer auf der Bahn, die ich nicht ohne Bangigkeit betreten kann. Diese Lehren, und ihr Beyspiel — darf ich bey solchen Leitsternen einen Schiffbruch fürchten?

* * *

Den 10. Juny 1793.

Wie schnell ist dieser Tag gekommen, und obgleich schon lange bestimmt, wie hat er mich überrascht!

---

*) Sie sind diesen Briefen als ein Anhang beygefügt.

Ich will die Stille dieſes heitern Morgens, ich will dieſe Einſamkeit benutzen, um mich noch einmal zu ſammeln, um noch einmal vor Gott zu treten, eh' ich dieſen erſten Act meines Lebens beſchließe, und in den heiligen Tempel eines neuen Standes trete. Ich ſtehe vor ſeinen Pforten mit bangem, klopfendem Herzen. Hinter mir liegt eine glückliche Zeit; was mich erwartet, iſt von der Zukunft verhüllt. Nur das weiß ich, daß ſich meine Verhältniſſe vervielfältigen, und die Gefahren, die das Leben des Menſchen umringen, ſich vermehren müſſen. Von morgen an werde ich in dieſem Hauſe, wo ich zum Leben erwachte, wo ich an der Hand meiner Mutter heranwuchs, — ach von morgen an, werd' ich hier in dieſer ſtillen Kammer, der Zeugin meiner Zufriedenheit und meines Dankes, nicht mehr einheimiſch ſeyn; dann wird eintreten in ein fremdes Haus, um ein fremdes Schickſal

zu theilen; ich werde neue Sitten lernen; ich werde von einer geliebten Mutter getrennet, oft bey mir ſelbſt Rath und Hülfe ſuchen müſſen. Sollte ich dieſen unbekannten Weg mit Leichtſinn betreten; ſollte ich nicht mehr als je die Hülfe deſſen ſuchen, der mich von meiner Kindheit an ſo väterlich berathen hat? Gott ſieht mein Herz; es iſt voll des Dankes für die Fülle des Guten, die ich von ihm empfangen habe. Sprach er nicht immer durch das Herz einer Mutter zu mir, die mich durch ihre Liebe Gott fühlen, durch ihre Lehren ihn erkennen, durch ihr Beyſpiel ihm folgen lehrte? Von ihrem frommen Sinne bewacht, floſſen die Jahre meiner Jugend gefahrlos dahin; und auch die kurzen Leiden meiner Kindheit wurden mir heilſam. Ich hatte wenige Sorgen, als die der Liebe um meine Mutter, und keinen Kummer, als daß es mir an Mitteln des Dankes fehlte. So glücklich war

dieſe Zeit! Mit Wehmuth tret ich aus ihr heraus; und indem ſie ſich wie ein Tempel des ſtillen Glücks hinter mir ſchließt, falle ich noch einmal auf meine Knie nieder, und benetze mit den Thränen meines Dankes die Schwellen, über die mich der Wille der Vorſehung führt.

Und mein eigner Wunſch! — denn warum ſollt' ich es mir verbergen wollen? Früh keimte in meiner Bruſt die Liebe zu dem edeln Mann, deſſen Hand mich ferner durch das Leben zu leiten gelobt. Ich war mir ſelbſt noch fremd, als mich eine geheime Neigung zu ihm zog; und als ich anfing, die Natur meiner Gefühle zu ahnen, entdeckte ich, nicht ohne Beſtürzung, daß mein Glück an dem ſeinigen hing. Er warb um meine Liebe, und ſein Bewerben erſchreckte mich. Da warf ich mich an das Herz meiner Mutter und vertraute ihr alles. Sie

Bayerische Staatsbibliothek

kannte meinen Odo, und achtete ihn; aber ſie verkannte auch die Gefahr ſeiner Bewerbung nicht. Nie hab' ich lebendiger das Glück gefühlt, eine ſolche Mutter zu haben. Wie ergoß ſich ihr liebendes Herz! wie warnte ſie ſchonend! wie rief ſie allen Troſt des Glaubens in mir auf! Sie billigte meine Liebe und bekämpfte ſie; ſie gab mir Troſt in meinen Schmerzen; ſie richtete mich in Verzagtheit auf; ſie gab mir Kraft zu den ſchwerſten Opfern, auch zu dem meiner Liebe, wenn es der Wille der Vorſehung wäre. Die Güte des Ewigen nahm den Willen für das Opfer ſelbſt. Sie hatte mir das Herz des Geliebten auch in der Ferne bewahrt; und ſchon erblaßte der Stern unſerer Hoffnungen, da fügte ſie unſere Hände zuſammen. In den Schooß der ewigen Liebe hatte ich mein Glück gelegt; aus ihm empfang ich es zurück. Dankbar empfang' ich es, und mit dem feſten

Entſchluſſe, es zu verdienen, ſo viel in meinen Kräften ſteht.

Aber ach! was iſt die Kraft des Menſchen? was ſind ſeine Entſchließungen? leicht beweglich iſt ſein Herz; ſein Wille wie ein wankendes Rohr. Wenn das Glück ihm noch fern ſteht, verheißt er ſich viel; in dem Beſitze des Glücks vergißt er ſeine Gelübde, und die ungebrauchte Kraft ſtirbt allmählig dahin. Nicht ſo ſehr im Unglücke prüft uns Gott, als im Glück. O Gott, laß mich dieſe Prüfung beſtehen! Erhalte in meiner Bruſt die lebendige Erinnerung der Schwüre, die ich im Stillen Dir that, und verleihe mir die Kraft, ſie mit der Freudigkeit und in dem Umfange zu erfüllen, wie ich mir ſchwur. Stelle mir täglich meine Pflichten vor Augen, und wenn ſie ſchwer ſind, ſo ſtärke Du ſelbſt meinen Muth. Laß mich des Mannes würdig wer-

den, der mich zur Seinigen erkohr; den ich frey meine Liebe schenkte, und der sie mit aller Innigkeit seines schönen Herzens erwiedert. Erhalte diese Liebe in seinem Herzen, und laß mich durch sie zum Guten erstarken; und wie wir vor Deinem Altar uns unzertrennlich vereinen, so laß auch unsere Ehe einen unauflöslichen Bund der Frömmigkeit und Tugend seyn. Gib uns gleichen Sinn und gleiches Streben zu dem Ziele des Guten. Laß uns endlich in Frieden unsere Tage beschließen, auch dann noch frohen Herzens, wenn der Todes-Engel winkt, um uns durch die dunkle Gruft zu dem Anschauen Deiner Herrlichkeit einzuführen.

So will ich mit Vertrauen auf Deine leitende Huld vor Deinen Altar treten. Du hast meine Liebe geheiligt; Du hast Dir mein Herz durch diese Liebe zugekehrt; ich

habe Dich beſſer erkannt, und mich ſelbſt. Laß mich nie dieſe reinen Flammen entweihen; laß mein Herz einen Altar frommer Liebe ſeyn. Nimm das Opfer meines Dankes gnädig an; und wie ich mich jetzt, o Allgütiger, mit freyem Herzen vor Dir demüthige, ſo laß mich nie vergeſſen, daß all mein Glück aus Deinen Händen kam, daß dieſes Glück durch Uebermuth verwirkt wird, und daß ein ſchnödes Vergeſſen Deiner Wohlthaten dieſe ſelbſt zerſtört. Du haſt mich Deine Gebote und meine Pflichten gelehrt. Du haſt mir den Weg zu meiner irdiſchen und ewigen Wohlfahrt gebahnt. Laß mich nie von ihm weichen; laß mich zu jeder Zeit mit eben ſo freudigem Gemüthe, wie heute, meiner Pflichten gedenken; damit die Bangigkeit, die jetzt noch mein Herz erfüllt, ſich in Zuverſicht wandle.

Amande an Odo.

Den 16. May. 1795.

Du biſt fort, mein Odo? Iſt es auch wohl wahr? — Ach meine Augen ſuchen Dich umſonſt — und jeder Augenblick trennt Dich weiter auf dem Wege, wo ich noch immer den Staub wirbeln ſehe, der Dich und Dein freundliches Nachgrüſſen vor wenigen Stunden meinen Augen entzog.

Es mag wohl kindiſch ſeyn — aber könnteſt Du zürnen? Ich mag mir immer ſagen, daß es ja ſeyn mußte — und doch fließen meine Thränen. So ſchwach bin ich! Aber darfſt Du mich ſchelten? oder iſt es meine Schuld, daß Du mein Weſen ſo an das Deinige gekettet haſt, daß mir auch die kürzeſte Trennung wie ein Vorabend oder eine Vorbedeutung der längſten erſcheint? Kann man irgend ein großes Gut

ohne Sorgen beſitzen? und wie ſollt' ich mich ihrer entſchlagen bey meinem größten? „Wo einer ſeinen Schatz hat, da hat er ſein Herz.“ Wo das Meinige iſt, weißt Du. In Deiner Nähe iſt es wohl ruhig; wohl Stunden lang kann ich Dich da vergeſſen; aber wenn Du nicht bey mir biſt, dann ſuchen Dich meine Gedanken unruhig auf, und ſpinnen das Gewebe der Liebe über den Raum, der uns trennt; ſo wie ich Dich jetzt verfolge, und Dir ſogar vorzueilen hoffe; damit, wenn Du in M. ankömmſt, mein Brief Dich zuerſt mit einer bekannten Stimme begrüſſe.

Still und hehr zieht die Sonne mit Dir nach Abend hin; die Lüfte ziehen deſſelben Weges und treiben die goldenen Wolken vor ſich her. So ziehe ich denn auch mit der Sonne, mit den Lüften und den Wolken Dir nach. Sieh nur auch nach

ihnen auf, und sie werden Dir sagen, daß sie Boten Deiner Amande sind.

Gern säß ich heut über meinen Gedanken und meiner Sehnsucht allein; aber da hör' ich schon vor der Thür das Geplauder meiner kleinen Strickerinnen. Nun sie sollen mir auch willkommen seyn, und ich will ihnen Geschichten erzählen von guten Leuten, die sollen alle aussehen wie Du, mein Odo, und alle heißen, wie Du. So spinn ich ja doch den Faden fort, den ich hier angefangen habe!

* * *

Den 30. May.

Daß Du auch gerade jetzt so fern seyn mußt, Du böser, lieber Mann! daß ich nicht zu Dir hereinschleichen, hinter Deinen Stuhl treten, Dir die Augen zuhalten, Dich küssen und fragen kann: rath, wer ist's? Und doch ist der Morgen so schön,

und ich bin ſo früh auf, und die Vögel vor meinem Fenſter hüpfen von Zweig zu Zweig und ſingen in die blaue Luft hinein, daß es eine Luſt iſt. Das könnteſt Du hier auch mit hören, und dann wär' es noch einmal ſo ſchön. Und gibt es dort wohl ſo ſchöne Wieſen, als dieſe hier, die eben, der Sonne zu Ehren, ihren ſchönſten Schmuck, Millionen von Juwelen, angelegt hat? — Doch magſt Du das dort immer haben. Aber was Du nicht haſt, mein Odo, das iſt ein kleines, ſüßes Geheimniß, das ich weiß, und das ich Dir, wenn Du hier wäreſt, ganz leiſe in das Ohr flüſtern würde. — Aber wie ſoll ich es hier anfangen, hier, mit der pedantiſchen Feder in der Hand, und mit den hölzernen Buchſtaben. Das ſind ſchlechte Stellvertreter für ein einziges lebendiges Wort zwiſchen Mann und Frau!

Also ..... Doch ich muß Dir erst erzählen, was mir gestern Abend begegnet ist. —

Ich saß, wie fast immer an schönen Abenden, im Garten in der untern Laube, an meinem Rahmen, und stickte an einem Rosenzweig. Die Dämmerung kam; ich ließ die Nadel ruhen, und besah meine Arbeit nicht ohne Wohlgefallen: ein kleines, noch fest umschlossenes Knöspchen zwischen zwey aufgeblühten Rosen, und von beyden beschattet. Dabey ließ ich die Hände im Schooße ruhen, lehnte mich zurück und dachte, mit halbgeschlossenen Augen, an Dich. Da trieben zwey Grasemücken ihr Wesen über mir mit einem ihrer Jungen, das zum erstenmale zu fliegen versucht hatte, und eh' ich mich's versah, fiel mir das kleine ungeschickte Thier von dem Zweig in den Schooß, und die Alten mit Zeter-Geschrey hinterdrein. Ich war recht erschrocken.

Als ich aber sah, was es war, nahm ich das kleine Geschöpf in die Hand, und trug es wieder in sein niedriges Nest, und gleich waren auch die Alten wieder darauf, und als ich weg ging, schrien sie hinter mir drein, daß ich lachen mußte; und doch kamen mir die Thränen in die Augen; ich wußte nicht wie.

Es wurde kühl; ich ging über den Hof nach dem Hause. Da schritten zwey Hennen mit gestrecktem Gang neben mir hin, jede mit ihrer kleinen pippenden, zappelnden Schaar um sich her; und jede nahm Platz auf ihrem Nest, und die kleinen flatterten nach, und liefen durch einander, und wühlten sich unter die Flügel der Mütter ein, jedes ohne Irrthum und Fehl. Und da sich der Haushund in der Nähe zeigte, um mich zu begrüssen, wie sträubten sich da die Federn der ängstlichen Mütter, und

wie sorgsam sahen sie dem Feinde nach, bis er vorüber war! —

Jetzt war es Nacht geworden. Ich legte mich an das Fenster, und freute mich des Mondes, der still durch die Sterne zog, und der Sterne, die um ihn her wimmelten. Eine große Heiterkeit war in meiner Seele. Ich dachte an das liebende Auge Gottes, das auch so still über der Welt ruht, und sich des Gewimmels seiner Geschöpfe, ihres Lebens und ihrer Ruhe freut... Aber in diesem Augenblicke fühlte ich mich doch allzu einsam. Ich war voll Wehmuth, weil ich in meinem Innern so vergnügt war, und doch Niemanden hatte, der sich mit mir freute.

Der Schlaf kam schnell; auch die Träume blieben nicht aus. Der Rosenzweig, bey dem mich die Dämmerung gefunden, lag jetzt in meinem Schooße, und das verhüllte Rosenkind öffnete seine Schleyer, und

ſah mit purpurrothen Wangen heraus, und ich freute mich der neuen Schöpfung, und drückte das Knöspchen, wie ein liebes Kind, an mein klopfendes Herz.

Und da mir jetzt vor Freuden die Augen aufgingen, und ich halbſchlummernd noch nach meinem roſenwangigen Röschen ſuchte, da fühlt' ich ein ſo wunderbares Regen in mir — und ein unausſprechliches Ahnen von Liebe — ein Gefühl mütterlicher Zärtlichkeit, wie ich nie noch gehabt.

Ich lauſchte — horchte — zitternd vor Hoffnung und Freude. Mein Ahnen ward zur Gewißheit. —

Sieh, das iſt mein Geheimniß!

Wie mir zu Muth iſt ſeitdem — wie könnt' ich Dir es ſagen? Weiß ich's doch ſelbſt kaum. Aber ſelig bin ich ſeitdem, recht in meinem innerſten Herzen, und es iſt mir, als müßt' ich mein Glück recht in mich verhüllen, damit es mir Niemand

raubte; als wenn ich es allen verbergen müßte, dieſes liebe Geheimniß, damit es nur recht Dein bliebe, guter Odo, und mein.

Mein' ich doch, ich liebte Dich jetzt erſt recht, da ich Dich doch vorher mehr zu lieben glaubte, als Alles. Aber vormals hatte ich Dich allein; jetzt hab' ich Dich auch und noch ein Weſen zwiſchen uns, das Du und Ich, mein und Dein iſt; und wie wir uns vordem jedes in dem Herzen des andern ſuchten, ſo finden wir uns jetzt in einem dritten Herzen, in der Liebe zu einem Geſchöpfe zuſammen, das unſer Kind ſeyn wird.

O du allbeglückende Liebe, laß mich dieſer Seligkeit theilhaft werden!

Sieh, mein Odo, jetzt werd' ich recht inne, daß die Liebe vor der Kenntniß ihres Gegenſtandes vorausgeht; ja, daß es gar keine Liebe geben würde, ohne dieſes Vor-

herahnen, ohne dieſes unbegreifliche Vermiſſen eines unbekannten Weſens, für das ich mich mit Luſt meines Selbſt entäuſſere, das ich mit meinem eigenſten Weſen durchdringe, von dem mein eigenſtes Weſen durchdrungen wird. Mag dieſes Wunder gewirkt werden, wie es will; genug, es iſt; und es iſt mir, als ob ich es jetzt beſſer verſtände, ob ich es gleich nur glaubend ergreife, und ohne es faſſen und begreifen zu können.

Ich muß ſchließen, wie ich angefangen: Du lieber, böſer Mann, warum mußt Du nun gerade jetzt abweſend ſeyn?

* * *

Den 18. Junius.

Vielen herzlichen Dank, mein guter Mann, für Deinen lieben Brief. Ich hatt' es wohl gedacht, daß Du Dich jetzt noch ein wenig mehr nach mir ſehnen wür-

deſt; und wenn es wahr iſt, daß die Gedanken der Liebe, wie treue Boten, aus einem Herzen in das andere gehen, und es auch ohne Worte bewegen können, ſo muß ſich ja wohl Deine Sehnſucht auch in dem Meinigen regen. Die Wahrheit iſt, daß ich Früh und Abends, und wieder Abends und Früh, und in jeder Stunde des Tages und der Nacht an Dich denke, und daß, was ich auch thun mag, immer der Gedanke an Dich, Dein Bild, mein Odo, darneben oder dahinter ſteht. Wie ſchön, wenn Du nun ſelbſt wieder an die Stelle des Bildes treten wirſt; wenn meine Arme nicht mehr nach einem Schatten haſchen, meine Gedanken nicht mehr auf das Ungewiſſe hin zu Dir flattern, ſondern ſich an Dein Ohr und an Deine Seele legen, und Antwort fordern, und Antwort empfangen!

Du willſt wiſſen, ob ich mich wohl fühle? Freylich fühl' ich mich wohl, denn

mein Herz iſt vergnügter als je. — Magſt Du immerhin lächeln; ich muß es Dir doch ſagen. Wenn mir zu einſam iſt, und ich doch gern froh ſeyn will, nehm' ich den Korb mit dem niedlichen Kinderzeug auf die Knie, den mir die alte Tante an unſerer Hochzeit ſchenkte, und ich damals vor Erröthen kaum anſehen konnte. Den muſtere ich dann durch, und freue mich — ach ſo kindiſch darüber; drücke auch wohl dieß und das an mein Herz, und die Thränen kommen mir vor Freude in die Augen. Und dann denke ich wieder recht lebhaft an Dich, mein Odo, und an Deine Wiederkehr, und an alle die goldenen Tage, die wir zuſammen gelebt haben. — —

* * *

Den 28. Junius.

Ich erhielt Deinen letzten Brief gegen Abend, eben da ich Henrietten erwartete.

Da wollt' ich einmal ſehen, was ich wohl über mich ſelbſt vermöchte, und legte ihn uneröffnet hin, damit wir ihn zuſammen läſen. Aber wie er ſo auf dem Tiſche vor mir lag, griff ich ſo oft darnach, wie ein Kind nach einem verbotenen Naſchwerke; und eh' ich es mich verſah, war er offen, ſo daß ich eben mitten im Leſen war, als Henriette hereintrat.

Wirſt Du wohl böſe, mein Odo, wenn ich Dir ſage, daß ich mir die Augen mehr als einmal trocknen mußte, als wir zuſammen die Stelle laſen, wo Du Dich anklagſt über das, was Du Deine Verſtocktheit nennſt? — Deine Verſtocktheit? — Weißt Du auch, was Du ſchreibſt, und an wen?

Ich habe oft gehört, daß die Reichen am ungenügſamſten ſind, und darum Goldmacherey treiben. Sind das aber nicht die, von denen geſchrieben ſteht, daß ſie in Ver-

ſuchung fallen? Hüte Dich vor Verſuchung, mein verſtockter, mein gefühlloſer Mann!

Kennt ihr auch wohl, ihr Männer, die ihr ſo viel außer euch ſeyd; in fremde Geſchäfte, fremde Gedanken, fremdes Wiſſen ſo vertieft, daß ihr vergeßt und verlernt, eure eigne Tiefe auszumeſſen. Wann ihr dann einmal einen Blick auf euch thut, ſo iſt er wie von der Seite, oder auch durch ein Teleſcop, das, wie man es eben wendet, den Gegenſtand entweder viel zu groß, oder viel zu klein zeigt. Darum ſeyd ihr oft ſo kleinmüthig und verzagt ohne alle Noth, und ein andermal wieder ſo hoch hinaus über alles Maas, immer im Kriege mit euch ſelbſt, und darum ſo oft auch im Krieg mit andern.

Glaube mir, Lieber, glaube Deinem Weibe, das Dich ruhiger betrachtet und darum beſſer kennt, als Du Dich ſelbſt —

jene Verſtocktheit, deren Du Dich anklageſt, iſt in Deinem Kopfe, nicht im Herzen. Wohl hab' ich Dein Auge trocken geſehen bey ſo manchem Ereigniſſe des Lebens, wo wir Weiber gar nicht aus den Thränen kamen, ob wir es gleich lange vorher geſehen, lange vorher beſprochen hatten, und es als ein ganz natürliches, unvermeidliches, ja wohl wünſchenswerthes Ereigniß betrachten mußten. Ruhig und thränenlos ſahſt Du oft in die Tiefe der Gräber; aber nie hab' ich Dein Auge trokken geſehen, wenn es ſich von der Erde zu dem Himmel wendete, bey großen Opfern, edeln Thaten und erhabenen Gedanken.

Da dacht' ich immer und denk' es noch, das Herz des edeln, des wahrhaften Mannes iſt für den gemeinen Weltlauf zu groß, für dieſes ewige, unveränderliche, mechaniſche Treiben der Natur, die in ihrer täglichen Arbeit ſo unendlich viel Stoff ver-

braucht, um unendlichen Stoff wieder von ſich zu geben? Warlich es iſt kaum der Mühe werth darauf zu achten. Wozu der ewige Jammer über Flucht der Zeit, verblühende Frühlinge und ſchwindende Leben? Und doch können wir Weiber das gar nicht laſſen, ob wir ſchon wiſſen, daß die Katarrakten von Thränen, die wir ſo leicht dahin weinen, gar bald durch ein ganz gewöhnliches Geſchäft, einen Putz vielleicht, oder eine Ueberraſchung gehemmt und getrocknet werden können.

Und iſt nicht auch das eine recht gute und herrliche Einrichtung der Natur? Wären wir gebohren, die Welt zu regieren, wie ihr Männer es ſeyd, wozu wäre dann dieſe leichte Erregbarkeit, dieſes ſchnelle Ergreifen eines Gefühls? Doch nicht ſo ſollt' ich fragen, ſondern vielmehr: Würde mit dieſer leichten Erregbarkeit nicht alles verdorben werden? Wir wiſſen das wohl, und

der feste, aufrecht stehende, thränenlose Mann, den der Sturm nur die Locken verwirrt, nicht den Sinn; der den Freund neben sich fallen sieht in der Schlacht und nur sagt: „Auch Du, Guter?“ und vorwärts dringt, den Feind schlägt, und am Abend den Helm mit Lorbeeren und Cypressen umschlingt; der sein Theuerstes opfert, damit das Höhere gerettet werde; der sein Gefühl dem Willen unterwirft, und bey der Nachricht von dem in der Schlacht gefallenen Sohne, mit heiterer Andacht das begonnene Opfer vollbringt, nur den Kranz aus den Locken ziehend, und dann sagt: ich wußte, daß er sterblich gebohren war.“ — Der Mann, der so die freye Brust den Pfeilen des Schicksals entgegensetzt, ohne Murren und Thränen — nur der ist in unsern Augen ein Mann, und seines Nahmens und unserer Ehrfurcht werth. Solche Ansprüche machen wir nicht. Aber das

leicht zerfließende Herz des Weibes, dieſes ſchnelle Eingehen und Austreten aus dem Gefühl, dieſe zärtliche Anhänglichkeit an das Gegenwärtige, und was der Einbildungskraft gegenwärtig ſcheint — dieſe unverſiegbare Quelle von Schmerzen und Freuden, aus der es ſich bey den unendlichen Sorgen der mütterlichen und häuslichen Sorgen erquickt — was möchte ſie dem Manne nützen? oder wie könnte — um auch das zu ſagen — das Geſetz der Natur ohne dieſe Schwachheit des Weibes, in der ſeine Stärke liegt, in Erfüllung gebracht werden? —

Alſo kein Anklagen weiter; alles iſt gut, ſo wie es iſt.

Du hätteſt heute unſere Henriette ſehen ſollen. Sie trug ihr Aennchen auf dem Arme, als ſie kam, und das blaße Kind ſah aus dem rothen Shawl wie eine weiße Roſe heraus. „Sieh nur,“ ſagte die

glückliche Mutter, „wie ihr die Bäckchen sich wiederfärben. Leise zwar erst; aber es wird schon besser kommen. Da das böse Fieber vorüber ist, erholt sie sich bey den schönen, warmen Tagen recht sichtbar.“ Und dabey erzählte sie mir noch einmal, wie groß ihre Sorgen gewesen um das Kind; wie sie es schon fast verlohren gegeben, und Tag und Nacht bey ihm aufgesessen. Und dabey herzte und küßte sie es, und weinte zugleich über die vorige Angst und die jetzige Freude.

Erst als das Alles vorüber war, und wir uns recht satt geküßt und geplaudert hatten, lasen wir Deinen Brief andächtig und ungestört mit einander, und der kleine Engel sah mit seinen schwarzen Augen bald mich, bald die Mutter an, und lächelte, als ob er alles verstände.

Am Abend kam Albert, seine Frau abzuholen. Er war in Geschäften auf dem

Lande geweſen, und erzählte uns, er habe verſucht ein Ehepaar auszuſöhnen, das einige Jahre in ziemlichem Frieden zuſammen gelebt. Da ſey der Frau eine kleine Erbſchaft zugefallen, die, bey kluger Anwendung, das Geſchäft des Mannes recht ſehr hätte verbeſſern können. Aber die Frau ſey nicht dazu zu bewegen geweſen, und habe überhaupt angefangen, geizig zu werden und den Herrn zu ſpielen. Darüber ſey ihnen nun der Unfrieden über den Kopf gewachſen, ſo daß ſie ſich ſchlechterdings ſcheiden wollten. „Ich habe viele Worte verlohren, ſetzte er hinzu. Hätten ſie Kinder gehabt, ſo wäre alles leicht geweſen, und die Verkehrtheit wahrſcheinlich nie ſo eingeriſſen.“

Indem Albert dieß ſagte, erwachte Aennchen, das die Mutter bisher unter dem Shawl verſteckt gehalten hatte. Leiſe zog ſie das Tuch von dem blonden Köpfchen

weg, und da das Kind den Vater erblickte, ſtreckte es gleich die kleinen Aermchen nach ihm aus. Und nun hatten ſie wieder ein Weſen mit dem Kinde, daß es eine Freude war. —

Doch genug für heute. Schon lange winkt mir mein Bett, und der Abendſtern ſieht mir gerade zum Fenſter herein, und ich ſende ihm noch einige freundliche Blicke zu, in der Hoffnung, daß Du vielleicht auch dahin aufſiehſt und an Deine Amande denkſt.

Den 29. Junius.

So eben komme ich von einem Beſuche von der Oberforſtmeiſterin zurück, den ich geſtern mit Henrietten verabredet hatte, und ich habe nur noch ſo viel Zeit, ein Wenig mit Dir zu lachen, ehe der Schlaf mich in ſeine weichen Arme nimmt.

Du weißt, der Beſuch war lang verſprochen, und immer aufgeſchoben. Einmal mußte er ſchon abgelegt werden, und ſo fuhren wir heute nach Tiſch zuſammen hinaus.

Wir mochten der armen Frau wohl einen großen Schrecken machen. Als der Wagen nach dem Hauſe wendete, ſahen wir ſie durch die Fenſterſcheiben blicken, und dann ſchnell zurückfahren. Wir ſchickten unſern Diener hinein, um uns anzumelden; es dauerte ein Weilchen, eh' er zurückkam; und während dem hörten wir Thüren ſchlagen, und mancherley Bewegung im Hauſe. Jetzt trat ein Jäger an unſern Wagen, und erſuchte uns auszuſteigen; die gnädige Frau würde gleich erſcheinen. In dem Zimmer ſahen wir noch Spuren der Flucht. Ein Shawl auf der Erde; auf der Fußbank ein umgeſtürzter Strickkorb, der ſeinen Inhalt auf den Boden ausgeſchüttet hatte; auf

und unter den Stühlen ein Chaos der mannichfaltigsten Dinge; eine Jagdtasche und Hirschfänger auf dem offnen Clavier; über dem Spiegel die Hornfessel, an die der Knabe ein hölzernes Pferdchen gebunden hatte; in den Fenstern Arznei- und andere Gläser, Tabacks-Pfeifen und ein Stock; ein Hut mit bestaubtem Federbusche auf den Ofen gestülpt; aufgeschlagene Bücher und Schreibereyen mit Halsbinden und anderm Geräth vermischt. Man ließ uns Zeit alles zu mustern; denn noch erschien Niemand. Zwar kamen die Kinder von Zeit zu Zeit, und sahen neugierig zu der halbgeöffneten Thür hinein; aber wenn wir sie anreden wollten, schlugen sie sie schnell wieder zu, und liefen davon. Endlich trat das Stubenmädchen zu einer Seiten-Thür herein, entschuldigte ihre gnädige Frau, die eben im Ankleiden begriffen gewesen, und machte zu ihrem baldigen Erscheinen Hoffnung; zu-

gleich raffte ſie von der Erde zuſammen, was ſie konnte, und warf und ſtopfte es in eine gemeinſame Truhe, die beym Oeffnen eine überquellende Fülle mannichfaltigen Inhaltes verrieth. Nach einigem Verzuge erſchien endlich die herzensgute Frau mit unendlichen Entſchuldigungen über ihr Verweilen, die angetroffene Unordnung und dergleichen, und mit nicht wenigerm Freudensbezeugungen über unſern eben ſo angenehmen als überraſchenden Beſuch. Nachdem dieſes abgethan und der Sopha abgeräumt war, ſprang ſie mit ihrer Lebhaftigkeit von einer Frage auf die andere; ſprach von Allem und von Nichts; klagte über die Zeiten und das Geſinde; befahl die Kinder herein zu bringen; fing an Cöffe einzuſchenken; vergaß es wieder über einen genähten Kragen, den ſie uns zeigen wollte und nicht finden konnte; ſchalt auf die Kinder, die alles vertrügen, und ſo fort. Jetzt kamen

die Kinder herein; recht hübsche gelbe Lokkenköpfchen mit großen blauen Augen; aber gewaschen — so so; die Strümpfe herabhängend; die Knöpfe der Jacken zur Hälfte abgerissen. An dem seidenen Capot der ältesten Tochter war der rechte Ermel halb ausgerissen. „Aber, mein Gott, Julchen, was ist denn das?" rief die Mutter, als sie es gewahr wurde. „Ja," sagte das neunjährige Kind; „der Schlüssel zur Commode war nicht da; weil aber der Zipfel vom Kleide heraushing, zog es Philippine daran, und da ging der Ermel entzwey. Es thut aber nichts, man kann es wieder zunähen." — In diesem Augenblicke stieg der Oberforstmeister an der Treppe vom Pferde. „Da kömmt Dein Vater, Julchen," rief die Mutter bestürzt und trieb das Kind von sich; „geh' geschwind, daß er es nicht sieht." Das Kind entkam mit Noth; der alte Herr trat herein, und kaum

hatte er uns begrüßt, als er nach einer Rechnung fragte, die er auf dem Tiſche liegen gelaſſen. Sie war nirgends zu finden. Der alte Herr brummte erſt leiſe, dann lauter und immer lauter. Die arme, geängſtete Frau lief hin und her. Alles wurde herbey gerufen, befragt, ausgezankt. Umſonſt. Die chaotiſche Truhe wurde umgeſtürzt, wieder angefüllt, und nochmals umgeſtürzt. Abermals umſonſt. Die Gewitterſchläge wurden immer heftiger, und jetzt ſtürmte der Alte hinaus, wo er ſich weniger Zwang anzuthun brauchte, um die Hausſuchung fortzuſetzen; und bald hörten wir den Wiederhall ſeiner donnernden Stimme, und ein Kindergeſchrey dazwiſchen, wie bey der Erſcheinung des Knecht Ruprecht. Die Rechnung fand ſich zuletzt ſtückweis auf dem Hofe, wo Junker Karl ſie zum Schweiſe eines fliegenden Drachen verwendet hatte. Das unmäßige Geſchrey des Knaben ver-

kündigte uns aus der Ferne den Ausgang der tragiſchen Begebenheit.

Ich wollte mich anfänglich über die arme Frau ängſtigen; aber als ihr Mann die Thüre hinter ſich zugeſchlagen hatte, war ſie wieder ſo heiter und ſprach ſo unbefangen über tauſenderley Dinge, die ihr in buntem Wirrwarr durch den Kopf gingen, daß ich wohl ſah, dieſe Ereigniſſe gehörten zu den alltäglichen Erſcheinungen des Hauſes. — Wir hielten uns jetzt nicht lange mehr auf, da ja jeden Augenblick ein neues Gewitter ſich zuſammenziehen konnte; und nachdem wir noch einige Gänge durch den wüſten Küchengarten gemacht hatten, wo wir einen Zug welſcher Hühner fanden, die ſich recht gütlich thaten, ſetzten wir uns wieder ein, und kehrten bey dem ſchönſten Himmel nach Hauſe zurück. — —

Amande an Odo.

Den 5. Julius.

Deine Hipparchia oder wie ich ſie nennen ſoll, lieber Odo, iſt hier geweſen und wieder abgereiſt, und noch ſtehen einige unſerer Herrn mit ihren Teleſcopen, und verfolgen den Weg, den dieſer Phönix nahm, der nur in Flammen lebt, dieſer bunte Paradies-Vogel, der nirgends ruht, ſondern immer wie ein duftiger Farbenſtraus durch die Luft zieht. Sieh, ich bin auch ganz poetiſch geworden. Aber auch zwey ganze Tage lang hab' ich, mein gebietender Herr, um Deiner Empfehlung Ehre zu machen, meiner Eitelkeit zugemuthet, ſich von den Strahlen dieſes Meteors demüthig ausſcheinen zu laſſen; aber ſo ganz und gar, daß ich erſt jetzt wieder anfange, einiges Licht um mich her zu ſammeln. Auch unſern andern Frauen geht es nicht beſſer. Wir

flattern alle noch ganz verdutzt umher, wie die Vögel bey einer Feuersbrunst.

Ich war eben aus der Kirche nach Hause gekommen, als sie in den zierlichsten Reisekleidern, hoch geschminkt, den Spitzenschleyer zur Hälfte gelüftet, bey mir eintrat, und mir Deinen Brief und Grüsse brachte. Darf ich es sagen, Odo? Aber so oft ich diesen lieben, frommen, zärtlichen Brief lese, muß ich bey mir denken: „ihr theuern Friedens- und Liebes-Worte, wie seyd ihr in solche Hände gekommen? Hätte mein Odo an diesem Wesen Gefallen gehabt? Unmöglich!“

O gewiß, nur als eine Merkwürdigkeit hast Du sie uns zugesandt; so als ein Cabinets-Stück, das man freylich nicht alle Tage sieht; als einen Phönix, wie gesagt, der auf seinen Flammenwagen über den Städten einherzieht, damit die großen und kleinen Kinder die Hände nach ihm aus-

ſtrecken und rufen ſollen: Mir, mir den bunten Vogel!

Ich hatte einige Frauen und Männer zu mir eingeladen, von denen ich hoffte, daß ſie die Ehre unſers kleinen Abdera retten könnten. Die Männer kamen wie gewöhnlich ſpät; und die Unterhaltung ſchleppte ziemlich, ſo lange wir Frauen allein mit ihr waren. Sie griff in kein Geſpräch recht ein; antwortete nur mit nothwendiger Höflichkeit, und jener trocknen Mäßigung, die ſich für beſſere Zeiten ſpart. Ihr ganzes Weſen ſchien durchkältet; ihre Blicke irrten bedeutungslos umher; ihr Mund öffnete ſich langſam; ſie war einer Perſon gleich, die ſich nur mit Mühe wach erhält. So ging es, bis Albert mit ſeinen Brüdern hereintrat und noch einige andere Männer. Jetzt kam Leben in den magnetiſchen Schlaf. Die geſunkenen Muskeln erhoben ſich; die Schleuſſen der Beredſamkeit gingen auf; Zung'

und Auge war gleich regsam. Wie eine geübte Clavierspielerinn griff sie auf dem neuen Instrumente mannichfaltige Accorde, um die rechte Stimmung zu finden, und in kurzem war das Concert in vollem Gange.

Doch das ist nicht das rechte Bild. Es war mehr eine Academie, wo die Männer durch hingeworfene Worte ein Thema aufgaben, das unsere Virtuosa nach ihrer Weise ausführte. Ein Gespräch war es nicht. Denn über die Einreden der Männer, die etwa hier und da fielen, wehte der stürmende Flug ihrer Rede rasch und kühn hinweg, daß bald, wie in einer Sandwüste, keine Spur mehr zu sehen war. Sie sprach schnell, und wenn sich die Gedanken auch eben nicht im engsten Zusammenhange hielten, so fehlte es doch den Worten nicht an verbindenden Cement. Nur wenn sie ein kühnes Paradoxon ausgesprochen, oder den

Sinn auf die subtilste Spitze getrieben hatte, hielt sie ein wenig inne, und sah mit fragenden Blicken umher. Mir war es dann immer, als müßt' ich den Männern eine Trompete reichen, um die Fanfare anzustimmen.

Am folgenden Tage ging es noch besser. Ich war zu einer zahlreichen Gesellschaft bey Frau von Camoran eingeladen, und unsere Virtuosa hatte die Gefälligkeit, dort an meiner Seite erscheinen zu wollen. Diesesmal war sie vom Anfange an und schon beym Hinfahren so voll herablassender Güte gegen mich, daß sie mich sogar über ihren Putz zu befragen würdigte, der in der That sehr ausgesucht und von der neuesten Form war. Als ich ihr meinen Beyfall darüber bezeigte, war sie so artig zu sagen, sie verachte diese müssigen Verzierungen von ganzem Herzen; aber sie halte es für Pflicht, der flachen Meinung der Menge wenigstens in diesem Punkte nachzugeben.

Der Ruf von ihrem Erſcheinen hatte ſich ſchon verbreitet; die meiſten Perſonen der Geſellſchaft waren neugierig, ſie zu ſehen und zu hören; wie gewöhnlich aber zog das Spiel ſtärker an als der Geiſt, und es blieb nur ein kleiner Kreis übrig, in dem ſich auch, unverdienter oder unverſchuldeter Weiſe Deine demüthige Frau befand. Die Hauptperſon aber war der Malteſer, den ſie gleich vom Anfang an auszeichnete und zu ſich zog. Nach ſeiner Art warf er einige Paradoxen hin, um deren Schickſal er ſich nicht zu bekümmern ſchien, und die er, wenn es ſich ſo traf, mit entgegengeſetzten vertauſchte; alles mit dem ſcheinbaren Froſte, der ſeine Eitelkeit umpanzert hält. Und ich müßte mich ſehr irren, wenn es nicht eben dieſe Eisrinde war, die ſie anzog, und die ſie, was es auch immer koſten möchte, zu ſchmelzen entſchloſſen war.

Und es gelang wirklich. Sie manövrirte mit ſo vieler Geſchicklichkeit, ſchmiegte ſich ſeinen keckſten Behauptungen mit ſolcher Leichtigkeit an, und wußte allem, was ihm zu entfallen ſchien, einen ſolchen Werth zu geben, daß er immer mehr und mehr aufthaute, und ordentlich verliebt wurde, ſo wie ein Horb eben verliebt werden kann. Jetzt begann ein Wetterleuchten des Witzes, wie ich nicht leicht geſehen habe. Feuerräder rollten, Leuchtkugeln ſtiegen auf; es war ein Funken- und Feuer-Sprühen gegen einander, daß man ganz geblendet wurde. Erleuchtet wurde dabey freylich nichts weiter, als die Eitelkeit derer, die ſich und uns das Feuerwerk gaben. Oft kamen mir auch ihre ſo weit hergeholten, ſo wunderbar ſich kreuzenden Gedanken vor, wie jene Pulverfröſche, die platzend und krachend, recht wunderlich umherſpringen, faſt immer nach einer andern Richtung hin, als man erwar-

tet hatte, und immer ohne Zweck und Absicht. Ich mußte oft in mich hineinlachen über das tolle Spiel; und doch war es wieder nicht lächerlich, weil die Narrheit mit einem so froſtigen Ernſte getrieben wurde, und für baare und ächte Weisheit gehalten ſeyn wollte.

Zu behalten war von dem Schnack nicht viel; nur einiges iſt mir ſo zufällig hängen geblieben. So ſagte ſie unter andern, nachdem Horb ſie auf den rechten Weg der Ruchloſigkeit gebracht hatte: Es gefalle ihr ungemein, daß man die Frömmigkeit, mit der es in den Kirchen nicht recht mehr fort wolle, auf das Theater verpflanze. Das geſchmackloſe Einerley eines ſogenannten Gottesdienſtes, wo die Gemeinde durch einander ſchreye, um ſich dann bey einer geiſtarmen Predigt durch Schlafen zu erholen, habe ſich unter Leuten von höherer Bildung nicht mehr erhalten können. Vom

Theater her gewinne auch das alte einen neuen Anſtrich. Und ob es nicht ungemein pikant ſey, auf denſelben Bretern heute die gottſeligſte Myſtik predigen, morgen die aufgeputzteſte Schlüpfrigkeit ſcherzen zu ſehen? Auch in dem Contraſte der ſpielenden Perſonen, wenn z. B. eine büſſende Magdalene von einer recht ſündhaften vorgeſtellt werde, ſey hier noch anziehender, als im Trauerſpiele. — Für dieſen Contraſt, meine Gnädige, fiel der Malteſer ein, ſorgen auch die Prediger; die geiſtliche Maskerade, die Ihnen ſo pikant ſcheint, iſt in der Kirche gar nicht ſo ungewöhnlich, wie man ſagt. — Schön, ſchön, ſagte ſie, leiſe in die Hände klopfend, nous voilà donc dans le le tems des mystères. — Auch laſète des ânes haben wir wieder, ſetzte Horb mit trockener Bitterkeit hinzu.

So ging es eine gute Zeit fort, und noch tanzen mir die Irrlichter jener Abende

vor den Augen, doch ohne mich zu äffen oder zu verführen; denn ich liege ganz ruhig dabey in dem Fester, und laſſe den Teufel ſeinen Spuck treiben nach Herzensluſt. Du glaubſt mir wohl, daß ich gar keine Mißgunſt gefühlt, daß ich mir auch nicht einen Augenblick gewünſcht habe, ſo ein großer Geiſt zu ſeyn, der die Syſteme der Philoſophie mit feſter Hand abwägt, und vom Kantianismus und Spinozismus ſpricht, als hätte ſie Zeitlebens ſtatt der Cornette einen Doctorhut getragen. Bey einer ſolchen kühnen Prüfung ſagte ſie unter andern: Sie neige ſich täglich mehr zum Spinozismus hin, und würde ſich gar nicht ſcheuen, wenn ſie zu voller Ueberzeugung gelangt ſey, ihn frey zu bekennen. „Die Wahrheit über alles, ſetzte ſie hinzu; und dann ein Platz in dem Pantheon der Frauen ohne Vorurtheil.“ — „Wenigſtens im

Dictionaire des Athées" ſagte Albert.

Die anderen Frauen hier, wenigſtens die, mit denen ich umgehe, denken ziemlich ſo wie ich, und kümmern ſich wenig um die ſophiſtiſchen Spinneweben, in denen keine Mücke hängen bleibt. Nur die kleine Seemund, die auch gern auf die Stelzen der Philoſophie ſteigt, hüpfte einigemal auf ihrem Sitze in die Höh', und rief aus: O wie ſchön! wie geiſtreich! ah mon dieu que cela est sublime, ah quil est beau d'être philosophe! — Dafür erhielt ſie auch einige Blicke von der Präſidentin der Academie; und heute hat ſie ſchon zu mir geſchickt, ob ich ihr nicht Spinozas Werke aus Deiner Bibliothek leihen könnte.

Ich, mein guter Odo, hülle mich recht gern in meine Unwiſſenheit, und ſage ganz leiſe zu mir: lieber eine gute Frau ſeyn, und künftig eine gute Mutter! — Und

kann man nicht beydes seyn, ohne das, was sie Philosophie nennen? — Sage mir das, Odo.

* * *

Den 10. Julius.

Jetzt eben ist die Sonne zur Ruhe gegangen; die leise Dämmerung deckt den Tag schon zu, und die Nacht steht hoch und hehr im Abend am Himmel. Ich aber sitze noch auf und sehe dem frohen und wehmüthigen Tage nach, der nun hinter die Berge getreten ist, und sende meine Gedanken von neuem zu Dir; und da die Gedanken an Dich, mein Odo, so leicht zu lauten Gesprächen werden, so ist mir die Feder, ich weiß selbst nicht wie, in die Hand gefallen, und das Papier liegt vor mir und ich schreibe, eh' ich noch daran gedacht habe, an Dich zu schreiben. Aber gesprochen habe ich den ganzen Tag mit Dir; und mich recht gesehnt

ch Dir; auch wohl ein Thränchen geweint.
chmäle nur nicht! War es doch der erſte
eburtstag, wo Du fern von mir warſt!
- Doch meinem Herzen ſtandeſt Du nicht
n, und es war mir den ganzen Tag, als
nn ich den Arm um Deinen Nacken wer-
n und Dich fragen müßte: Warum ſo
mm, lieber Mann? — Doch auch eine
prache wußt' ich dem ſtummen Bilde zu
ben — Du erräthſt ſchon wie. — O wie
nk' ich Dir, Du guter, guter Mann!
- Aber ich muß Dir nur den ganzen Tag
ſchreiben, um mit meinen Gedanken in
rdnung zu kommen, wie er anfing und
digte, damit ich ihn noch einmal feyere
d Du mit mir.

Ich erwachte früh und war ſchnell in
n Kleidern. — Er könnte ja kommen,
chte ich, mit mir ſelber ſcherzend, wie
mals, da Du als Bräutigam vor Auf-
ng der Sonne kamſt, und mich im Gar-

ten erwarten wollteſt, und mich ſchon auf dem Hügel fandſt, die Sonne erwartend und Dich. — Wer lebt ſich nicht gern in den Brautſtand zurück? Du warſt ja jetzt auch, wie damals, nicht bey mir, und die Ferne (zürne nur nicht) machte Dich mir wieder zum Bräutigam. Daß Du aber darum nicht meinſt, mir recht oft davon fliegen zu müſſen, um von der poetiſchen Täuſchung Nutzen zu ziehen! So iſt es nicht gemeint. Sonſt zieh' ich alle Strahlen, mit denen Dich meine Einbildungskraft ſo freygebig ausſtattet, Dir wie Schwungfedern aus, und zwinge ſo meinen Phönix in ſeinem Neſte und unter meiner Pflege zu bleiben.

Wie vor drey Jahren alſo war jetzt auch mein erſter Gang nach dem Garten, ohngefähr in gleichem Anzuge, weiß und blau, nur noch etwas ſorgfältiger eingewickelt. Ueber dem Himmel hing ein grauer Schleyer;

die Vögel ſaßen noch auf ihren Neſtern, ohne zu ſingen, und die ſchlafenden Blumen athmeten noch nicht. Still und leiſe ſchlich der Morgen heran, als ob er ſich ſcheue, den Schlummer der Natur zu ſtören. Ich ging raſch die Stufen hinauf, und ſetzte mich mit dem Geſichte nach der Heerſtraße hin, auf der Du vor acht Wochen — mein Gott, welche lange Zeit! — von hinnen gezogen warſt; und ich hatte kaum meinen Platz eingenommen, als ſich der Himmel erhellte, und das leiſe Sonnenlicht die Gipfel der höchſten Pappeln begrüßte. Der düſtere Schleyer über mir zerriß, und fiel in zarten Tropfen zur Erde. Ein goldenes Meer fluthete in Morgen, und als die Sonne in königlicher Herrlichkeit ihren Wagen beſtieg, erhob ſich ihr gegenüber ein Regenbogen, wie eine Ehrenpforte, und ſpannte ſich über die Landſtraße aus, auf die meine Blicke geheftet waren; während mein Herz

ſich wie von ſehnendem Erwarten hob, ob Du nicht kommen und einziehen wollteſt durch das herrliche Thor. Aber da Du nicht kamſt, und der Triumphbogen ſeine ſiebenfarbigen Lampen wieder auslöſchte, ſchickt' ich Dir meine Wünſche zu, und recht herzlichen und innigen Dank für all die Freude, die Du mir in dieſen drey Jahren und früher ſo reichlich bereitet haſt. Deine ernſte, ſtille Liebe ſtand jetzt groß und rührend vor mir. Meine Augen floſſen über, und ich ſank nieder in Demuth vor der ewigen Güte, die mir, ohne mein Verdienſt, ſo vieles Gute gegeben, die mir Dich gegeben, mein Odo, die Dein treues und edles Herz mir zugewendet, und als die Hoffnung ſchon faſt erſtorben war, Alles ſo glücklich zu unſerm Vereine geleitet hat. — Was wär' ich ohne Dich? was wäre aus mir geworden, da eine ſo tiefe Liebe — um ſo tiefer, je ſtiller ſie war —

in meinem Herzen Wurzel geſchlagen hatte? wenn ich Dir hätte entſagen, wenn ich alle meine Wünſche — denn alle waren in Einem enthalten — vor dem Throne der Allmacht, ſtumm und thränenlos, aber in mir ſelbſt verzagend, hätte niederlegen müſſen? Nun iſt alles anders. Statt trauriger Entſagung iſt mir eine überſchwengliche Fülle der Freude geworden. Nicht zu tröſten hab' ich mein Herz, ſondern zu warnen, nicht um Kraft zum Dulden darf ich Gott bitten, ſondern um Demuth, um Dankbarkeit, um treues Erkennen ſeiner unendlichen Güte.

Jetzt wollt' ich wieder ins Haus zurück, um mir Arbeit zu holen; da kamen meine vier kleinen Schülerinnen in weißen Kleidern, mit Kornblumen-Kränzen in den Haaren, und die älteſte ging voran mit einem großen, bunten Kranze in der Hand, der mir beſtimmt war, und brachte einen

wohlgesetzten Glückwunsch vor, und die andern riefen alle mit: „Glück, Glück, zum Geburtstage! noch viele, viele Jahre!“ und dabey hingen sie sich alle an meine Hände und an mein Kleid, hüpfend und jubelnd. — Auch unsere alte Justine kam jetzt, und brachte einen großen Kuchen, den sie mir heimlich gebacken hatte, „damit ich doch auch etwas hätte, sagte sie, da der Herr nicht da wäre.“ Und auf dem stattlichen Kuchen steckte — o wie groß war meine Freude! — leicht in Papier geschlagen, Dein lieber Brief, der so eben im Hause abgegeben war.

Nun hatten wir alle etwas; die Kinder Kuchen — ich, Deinen Brief. O wie oft hab' ich ihn gelesen und wieder gelesen! Er hat mich den ganzen Tag nicht verlassen, und, wie sich so eine Erinnerung an die andere knüpft, las ich zugleich auch Deine andern Briefe, und das geheime Käst-

hen ſtand lange offen vor mir. So ging der Morgen ſchnell vorbey, und da es Mittag war, ließ ich mir in der Laube decken; und da ſtand auch ein Stuhl für Dich mir gegenüber, und auf Deinem Platze lag Dein Brief. So blieb ich ganz allein, und doch auch nicht ganz allein, und ich hätte auch Niemanden bey mir haben mögen, — ſelbſt Henrietten nicht, ſo ſehr ich ſie liebe. Es gibt Zeiten, wo man das Herz ſo voll hat, ſo voll von Freude und Wehmuth und Sehnſucht, daß es auch die leiſeſte Berührung ſcheut. Da ſitzt man denn gern allein, ſo ganz ſtill über ſich ſelbſt, und iſt recht innerlich glücklich; und wenn da eines dazu kömmt und ſpricht, ſo iſt es wie beym Schätze graben; gleich iſt die Herrlichkeit dahin. Du kennſt das, Odo.

Nach eingenommenem Male, dem die aufmerkſame Juſtine eine Lieblingsſchüſſel vorgeſetzt hatte, zog ich um, und erhob mich nach dem kühlen Schatten des Dickichts,

wo meine Arbeit ſchon an dem Brunnen bereit ſtand. Nachdem ich dort mit dem Kranze, den mir die Kinder geſchenkt, das Denkmal Deines unvergeßlichen Vaters geſchmückt hatte, umhing ich alles umher und mich ſelbſt mit den ſchönern Kränzen der Erinnerung, und ſaß da recht wie Petrarcas Laura an der kühlen und friſchen Quelle, in meinem umſchloſſenen Thale; und die ſchönen Blüthen der Vergangenheit wirbelten auf mich herab, und deckten mein Herz ganz ein und zu. Und zu gleicher Zeit öffnete mir die Zukunft ihre Blumenkelche, und ich erbaute mir aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ein Paradies voll Liebe und Seligkeit.

Indem ich ſo träumte und die Nadel nur mechaniſch fortbewegte, hörte ich fahren. Es hielt an der Hausthüre, und eine ſchlimme Ahnung überfiel mich. Glücklicherweiſe war Juſtine in der Nähe. Ich

ſchickte ſie ſchleunigſt nach der Thür und befahl ihr, wenn es nicht jemand ſehr bekanntes wäre, mich zu verleugnen. O glückliches Ahnen! der Oberforſtmeiſter mit ſeiner Frau und der Jagdjunker waren vorgefahren, um mich mit nach der Faſanerie zu nehmen. Juſtine hatte verſichert, es werde mir ſehr leid thun; aber ich ſey ausgegangen; vielleicht eben nach der Faſanerie.

Ich mußte über mich ſelbſt lachen. Hatte ich nicht ordentlich vor Angſt gebebt, bis meine Iris mit der Nachricht von ihrer ſchlau erfundenen Nothlüge zurückkam, und die Bangigkeit, die ich ſchon vor dem Eindringen eines läſtigen Beſuches fühlte, in Freude verwandelte? Geſtört war ich indeß doch. Mein poetiſches Gewebe war durchbrochen, wie das kunſtvolle Netz einer Spinne vor mir, das in eben dem Augenblicke eine läſtige Weſpe durchriß; und ich mußte, wie ſie, mein Geſchäft von vorn

beginnen; was doch nicht so gut gelang, als das erstemal.

Jetzt nahte der Abend; die Wärme hatte nachgelassen, und ich verließ mein heimliches Gebüsch, um wieder auf den Hügel zu eilen, und die Sonne noch einmal zu grüßen, die sich in dem grünen Schleyer der Bäume vervielfältigte, und ihre zitternden Blätter mit Gold und Purpur färbte. Auf der Heerstraße war alles lebendig. Wagen und Reiter zogen heim; der Staub wirbelte hoch empor; aber Du, mein Odo, warst nicht unter den Heimkehrenden.

Nun tauchte sich die Sonne in den Purpur, den sie um sich her ausgegossen, und die Stille kam wieder, und wiegte die Welt ein, wie ein müdes Kind.

So ist mir dieser Tag vergangen, fern von Dir und doch mit Dir.

Wenn Du ſchreibſt: „Der Flug der
elt überraſche Dich oft, und mehr jetzt als
nſt; und es komme Dir vor, als drän-
n ſich die bedeutenden und angeſtrichenen
age des Lebens immer enger zuſammen"
bin ich, ſeit Deiner Abweſenheit, in
nem entgegengeſetzten Fall. Ueberhaupt
ber theile ich dieſes Gefühl nicht. Seit
h Dich habe, mein Ode, bin ich wie ein
Kind, das in ſeiner Wiege ſchlummernd,
hit dem Strome fortſchwimmt, und weiß
beiß von Morgen und Abend, Neu-Mond
und Voll-Mond, Tag- und Nacht-Glei-
che, und der übrigen Calender-Noth. Ich
freue mich auf den Morgen, wie ich mich
auf den Abend freue, und lebe ſo recht ei-
gentlich in den Tag hinein, ohne zu zählen,
wie viele Tage und Jahre hinter mir liegen.
Erſt ſeitdem Du meinen Händen entſchlüpft
biſt, zähle ich — vorwärts und rückwärts,
und rechne mit dem Calender. — Aber

das iſt hoffentlich bald vorbey, und dann kömmt alles wieder in das vorige Ge-
Gleis.

Mag alſo immerhin die Zeit fliehen, wie ſie, trotz dem Jammer der Menſchen, thut; es ſoll mich nicht grämen. Dankbar will ich aus ihren Händen nehmen, was ſie mir bringt; aber was ſie mir auch nehmen mag, Eines kann ſie mir doch nicht rauben, meine Liebe zu Dir. Mit dieſer hab' ich alles; denn ich habe auch die Deinige durch ſie; und Du vergibſt mir ſchon jeden andern Verluſt, die friſche Farbe, das blonde Haar, und was ſonſt noch die harte Hand des Alters im Vorübergehen von unſern Schmetterlings-Flügeln ſtreift. Gewiß, Du thuſt es. Oder gäb' es auch in der Liebe ein Alter? Nimmermehr. Weiß ich doch von Bergen, die ein ewiger Schnee bedeckt, und doch glüht in ihren Buſen ein unauslöſchliches Feuer. So, hoff' ich,

ſoll es mit uns auch ſeyn. Glaube mir, ich kann mich oft recht in die Zeit vertiefen, wo wir beyde alt ſeyn werden, und grau, und uns nicht mehr um die Welt bekümmern, noch die Welt ſich um uns. So ein Zuſammenleben von Philemon und Baucis, und — ſo ein Zuſammenſterben, mein Odo! —

Mein Licht geht zu Ende. Ich muß eilen, wenn ich Dir noch gute Nacht ſagen ſoll. Nun alſo eine ſtille Nacht, lieber, und ein heiteres Erwachen. Noch einmal Dank für Deinen lieben Brief und Deine herrlichen Wünſche.

Den 12. Julius.

Die kleinen Unbequemlichkeiten, die mein Zuſtand nun eben mit ſich bringt, dürfen Dich nicht beunruhigen, lieber Odo; ſie ſind, wie geſagt, klein, und auch wenn

ſie gröſſer wären, würden ſie durch die Freude über ihre Veranlaſſung reichlich aufgewogen. Was für ein ſchöner Ausdruck „in der Hoffnung ſeyn“ oder „guter Hoffnung ſeyn!“ Es liegt alles darinn, was das Herz eines Weibes vor Freuden hüpfen macht. Das iſt Eins. Dann hab' ich noch ein zweytes, das mir auch nie fehlſchlägt; ich ſetze mich hin, an Dich zu ſchreiben. Sind nur einmal meine Gedanken im Gange, ſo umwickeln ſie mich wie ein weinendes Kind, dem man nur etwas vorſingen darf von Vater und Mutter, und gleich iſt es ſtill. So biſt Du mir nicht nur in der Nähe ein Lehrer, ſondern auch in der Ferne ein Arzt. Kein Wunder fürwahr. Biſt Du mir nicht Alles in Allem?

Ich weiß nicht, wer geſagt hat, die Ferne mache groſſe Menſchen gröſſer, wie die Sonne am gröſſten ſcheint, wann ſie am weiteſten entfernt iſt. Das mag von

denen wahr ſeyn, die man nur bewundert, ohne ſie zu lieben; Du aber erſcheinſt mir überall gleich. Ich will Dir gar nicht verbergen, daß ich mich oft in Gedanken recht ſchüchtern vor Dir beuge; aber dann erhebſt Du mich gleich wieder mit Deiner Liebe; und wenn ich mich ſo an Dir hinaufgerankt habe, ſo kann ich wieder recht ſtolz herab ſehen, weil Du es biſt, der mich hält. Mit dieſer Erhebung denk' ich an Dich, Du magſt mir nah' oder fern ſeyn; aber es iſt mir jetzt, als liebte ich Dich noch mehr als ſonſt — weil ich jetzt auch noch die Sehnſucht auf die Wagſchale der Liebe lege.

Wie ſchrecklich muß es doch ſeyn für eine gutgeſinnte Frau, an einen Mann gekettet zu ſeyn, den ſie weder achten, noch lieben kann, und ſo fortgeſchleppt zu werden, wie Orlandos edles Roß an dem Fuße des wahnſinnigen Herrn! Gewiß iſt das

unter allen Prüfungen die größte und schrecklichste! und mich dünkt, daß ein Mann, der seines Verstandes nicht gänzlich beraubt ist, schon darum vor dem Laster fliehen müßte. Von welchem großen Mann war es denn, daß man gesagt hat, er lasse sich nicht einmal vor seinem Kammerdiener gehn, weil er immer vor dem Angesichte des Ruhmes zu stehen glaube? Noch schöner, dünkt mich, wäre es von einem Manne zu sagen, er lasse sich auch vor seiner Frau nicht gehn, weil er immer vor Gottes Angesicht stehe. — Sich denen verächtlich zu machen, denen man ein Vorbild seyn soll — Entsetzlich!

Wenn ich so ein armes Weib sehe, daß an einen Wüstling geschmiedet ist, so geh' ich mit Jammer an ihr vorüber, und es kann mir durch die Seele gehen, wenn ich mir ihre angstvollen Tage denke, ihre durchweinten Nächte, alle Schaam, die sie fühlt

für einen Mann, der ihr Ehre bringen ſollte, und die doppelt und dreyfache Noth, die ſie hat, um nur immer nach Kräften zurecht zu rücken, was er verwirrt hat! Welche Prüfung iſt das! Und iſt es wohl ein Wunder, wenn ihr da oft die Geduld nicht ausreicht, oder ſie ſich, wie das auch wohl geſchieht, ähnlicher Unordnung ergibt? Dann geht ſo ein ganzes Hausweſen zu Grunde; alle Zucht verſchwindet; die Kinder verwildern .... allen Verbrechen iſt dann die Thüre geöffnet. Es iſt ängſtlich zu denken.

Da erinnere ich mich eines Haushaltes bey uns, der auch ſo am Abgrund hing, wo aber doch noch zu rechter Zeit Hülfe von oben kam. Der Mann hatte ſich dem Spiele und Trunk ergeben, und alles ging rückwärts, wie natürlich. Die Thränen ſeiner Frau waren umſonſt; was er am Morgen verſprochen hatte, war am Abend vergeſſen;

und so gut sein Gemüth von Natur war, so schwach war es auch. Doch gab die Frau ihre Hoffnung nicht auf, und betete Tag und Nacht, und legte allen ihren Kummer in Gottes Hand. Da geschah es nun eines Abends, wo der Mann nach Hause ging, er im Vorbeygehen durch die Fensterscheiben seiner Stube sah, und sein Weib erblickte, die auf den Knieen lag, heiße Thränen vergießend, und ihre zwey kleinen Kinder knieeten neben ihr, und weinten auch, da sie die Mutter so weinen sahen. Wie er das gewahr wurde, ergriff es ihn wunderbar; er entblößte sein Haupt, und blieb so vor dem Fenster stehen, bis sie drinn mit Beten fertig waren. Dann erst trat er hinein, und sein Weib grüßte ihn recht freundlich; er aber war still und in sich gekehrt. Nachdem er aber eine Weile im Winkel gesessen hatte, sagte er: „Mutter, ich will morgen zur Kirche gehen.“ Das

war lange nicht geſchehen. Da ſagte die Frau noch freundlicher: „Das wird ſchön ſeyn, Heinrich. Es iſt ſo morgen unſer Hochzeittag und Miekchens Geburtstag; und die Kinder freuen ſich darauf, geputzt in die Kirche zu gehen. Wenn Du aber mitgehſt, ſind ſie noch Eins ſo vergnügt.“ Da reichte er ſeinem Weibe die Hand, und es kamen ihm Thränen in die Augen; aber er ſagte nichts weiter.

Den andern Tag gingen ſie alle zur Kirche.

Da traf es ſich nun, daß der Pfarrer über die Worte predigte: „Selig ſind die Gottes Wort hören und bewahren.“ Das ging dem Manne ſehr zu Herzen, weil er ſo lange Gottes Wort nicht gehört hatte. Auch dacht' er wieder an das Gebet ſeiner Frau und Kinder, und als der Prediger einigemal mit Nachdruck ſagte „in dem Munde der Kinder und Säuglinge hat ſich

Gott Ruhm bereitet" da vergoß er heiße Thränen, und nahm sich ernstlich vor, sich zu bekehren und alle Sonntage zur Kirche zu gehen.

Von der Zeit an ward es sichtbar besser mit ihm, und mehr als einmal hab' ich seine Frau erzählen hören, wie sie recht Gottes Finger in der Besserung ihres Mannes gesehen habe. Er entwöhnte sich von seinem vorigen Umgange, sah nach dem Hauswesen, war in der Arbeit emsig, hielt seine Kinder zum Guten an und war selbst wie ein Kind. — —

Da dacht' ich dann immer, gute Weiber können doch also auch gute Männer machen. Warum sollten sie nur schlimm durch sie werden, wie ja auch nur allzuoft geschieht? Kann also nicht das Weib des Mannes Engel seyn, sein guter und böser, je nachdem ihr Sinn ist?

Ich habe viel auf das Weſen der Ehe-
ute geachtet, um daraus Nutzen für mich
ziehen, und es iſt recht mein Beſtreben
ewesen, den Quellen des Unfriedens nach-
ſpüren, der in ſo vielen Ehen herrſcht.
Von großen und wüſten Laſtern will ich nicht
rechen; ſie bringen überall die Hölle auf
rden; aber in vielen Ehen, wo jede Par-
y für ſich recht gut ſcheint, iſt doch das
anze voll Widerwärtigkeit. Da hab' ich
nn in den meiſten Fällen gefunden, daß
s, was die Menſchen von einander hielt,
n unverſtändiger Hochmuth war. Hart-
äckiges Beſtehen auf dem eignen Willen,
t in recht armſeligen Dingen, Rechthabe-
y und Eigenſinn zogen ſie zuerſt aus einan-
r; und war einmal ein Zwieſpalt da, ſo
te leicht der Feind Unkraut hinein. Nun
urde dem Manne ſein Haus verhaßt, und
ging auswärts ſeinen Neigungen nach;
e Frau forderte gleiches Recht. So wurde

in Kurzem das Böſe mächtig in ihnen, und das Böſe wuchs ihnen über den Kopf. Iſt es aber nicht ſchrecklich, wenn da Zwieſpalt herrſcht, wo, nach göttlichen und menſchlichen Geſetzen, die allergrößte Einigkeit und Innigkeit herrſchen ſollte?

Wenn mir der Himmel eine Tochter ſchenkt, ſo hab' ich mir meinen Erziehungsplan ſchon entworfen, und ich hoffe, daß Du ihm Deine Unterſchrift nicht verſagen wirſt. Das meiſte iſt darinn auf den einfachen Grundſatz unſerer Alten gebaut, „Bete und arbeite.“ Beydes zuſammen und ungetrennt. Ich will aber, daß ſie für das Haus arbeite, nicht für den Prunk. Ein Mädchen, das gelernt hat, die Hände fleißig zu regen, und mit Freuden ſieht, daß ſich der Kaſten mit ſeiner Ausſteuer füllt, wird gewiß auch ein treues und emſiges Weib; und man darf nicht lachen, wenn es bey jedem Stück Linnen, womit es den Vorrath ver-

mehrt, an die künftige Wirthſchaft denkt. Ich werd' es ihm auch nicht verdanken, wenn es alle Abend mit dem Gedanken einſchläfe „Guter Gott, mache eine rechtſchaffene Frau aus mir, und ſchenke mir einen guten Mann, und recht fromme Kinder!"

Aber ſiehe nur, wie ich da einmal die Feder laufen laſſe! zürne nur nicht, und gönne abweſend meinen ſchriftlichen Plaudereyen die Geduld, die Du zu Hauſe meinen mündlichen gönnſt. Wie ich es nur ſo lange ertragen mag, Deine Stimme nicht zu hören! — Wenn man ſich ſelbſt ſieht, ſo bedeutet es nahen Tod, ſagt man. Aber wenn man den Geliebten, den Mann, das zweyte Ich in der Abweſenheit ſieht; was bedeutet das? Nicht wahr, ein verdoppeltes Leben? — Nun ſieh, Dein Platz iſt auch jetzt nicht leer, und ich ſehe manchmal von der Arbeit verſtohlen in die Höhe, ob Du auch nach mir blickſt. Ich hörte einmal von einem

Manne, dem die Geliebte geſtorben war, und der ſie nun immer vor Augen ſah. Seine Freunde wollten ihn heilen, fanden eine ähnliche Perſon auf, und brachten ſie plötzlich in ſeine Nähe. Da rief er erblaſſend aus: Bisher ſah ich Eine; jetzt Zwey — und ſank todt zur Erde. — Du magſt es immer darauf verſuchen. Setze Dich nur recht bald ſelbſt an die Stelle, wo jetzt Dein Bild ſitzt; und dieſes Bild ſoll ganz ſtill in mein Herz zurückkehren, während ich Dich, mein zweytes, ja mein einziges Leben, in die Arme ſchließe, und von aller Sehnſucht geneſe.

Du magſt immer ein wenig ſtolz ſeyn, mein Odo; den Mann ziert ja der Stolz. Wie vor dem leeren Throne ihres fernen Monarchen Höflinge an Feſttagen den Rücken beugen, ſo beugt ſich mein Herz täglich und ſtündlich vor Deinem leeren Throne, und ich huldige Dir abweſend, als ob Du mir nahe

wäreſt. Aber freylich denken und fühlen jene nichts bey ihrem eiteln Reverenz; aber in meiner Bruſt, mein Odo, iſt ein ganzes liebendes Volk, das den fernen Gebieter mit frommen Wünſchen huldigt und mit heiſſer Sehnſucht zurückruft.

Den 18. Julius.

Geſtern, mein lieber Mann, hab' ich einen recht herrlichen Tag gehabt.

Albert hatte mich gebeten, ſeine Frau zu ihrem Hochzeittage zu überraſchen, und mit ihm nach Mainau zu fahren, wo ſie ſeit dem Anfange des Monats badet und Brunnen trinkt, und da ich im Grunde nichts zu verſäumen hatte, ſagte ich es ihm recht gerne zu.

Wir machten uns früh auf, um die Gute noch ſchlafend zu überraſchen, und ihr Bett mit den Blumen zu beſtreuen, die Albert bey mir mitnahm. In unſerm Wagen hat-

ten wir noch vier von ſeinen Kindern; das Kleinſte, mit zwey andern der jüngern iſt bey der Mutter. Es war ein Leben in dem Wagen, und eine Fröhlichkeit! Der Morgen war köſtlich, und überall ſchlief alles noch dem Sonntag entgegen.

Unterwegs ſprach Albert von nichts, als von ſeiner Frau. Es war mir rührend, den ernſten Mann, der ſich ſonſt um wenig als um ſeine Geſchäfte kümmert, an der eilften Feyer ſeines Hochzeittages mit der Wärme eines Bräutigams von ſeiner Henriette ſprechen zu hören. Er ſchien recht glücklich zu ſeyn, mir ihre unvergleichlichen Tugenden rühmen zu können, ihre Ordnung in Allem, ſo ohne läſtige Pedanterey; die Ruhe, mit der ſie Alles vollbringe; die Klarheit, mit der ſie auch das Mühſamſte entwirre; die köſtliche Gleichförmigkeit ihrer Laune; die Heiterkeit endlich, mit der ſie alle Pflichten einer Mutter und Hausfrau erfülle, und

unvermerkt alle Mühe und Sorgen der Hausverwaltung von ihm nehme und ſich aufbürde. Er wußte alles mit Beyſpielen zu belegen, und die Augen gingen mir über, als er meine beyden Hände faßte und ſagte: „Nach zehn Jahren danke ich Gott wie in dem erſten, und immer inniger und inniger, daß er mich mit einer ſolchen Frau beſchenkt, und mich durch ſie ſo unbeſchreiblich glücklich gemacht hat.“ Ich drückte ihm dafür die Hände mit ſo herzlicher Dankbarkeit, als ob er mich ſelbſt ſo gelobt hätte; und wahrhaftig ſolche Worte aus Alberts Munde klingen wie eine Lobrede auf das ganze weibliche Geſchlecht. Ich ſagte ihm das, und er war bewegter, als ich ihn je geſehen habe. Er ſprach dann noch Manches über die Weiber mit Gefühl und Einſicht; auch über die Verkehrtheit und Ungerechtigkeit der Männer, die ſehr nachſichtig gegen ſich ſelbſt, und ſehr ſtreng gegen ihre Frauen, oft Unmögliches ver-

langten, und dadurch die Eintracht und den Frieden der Ehe vernichteten. Dann kam er wieder auf die Seinige, und sagte mit noch größerer Wärme: „Wenn eine schöne Frau, die aller Liebe werth, treu und fest an Mann und Kindern hält, mit einem Gemüthe, das jede gefällige Erscheinung freudig aufnimmt, und doch keiner unterliegt, mit einer Reinheit, die alles um sie her heiligt; wenn eine solche Frau, die durch ihr bloßes Daseyn schon erfreut und bessert, nicht ein Ebenbild Gottes ist, was ist es denn? Oder wo gibt es etwas, das den alten Ausspruch der Schrift vollkommener rechtfertigt, als eben ein solches Weib?“

So kamen wir schnell und angenehm zu dem Birkenwäldchen. Hier stiegen wir aus und ließen den Wagen einen andern Weg nehmen. Die Blumen wurden in Körbchen von den Kindern getragen. Wir schlüpften durch die Gartenthür hinein; aber ach! —

ſchon waren Henriettens Fenſter geöffnet, ſie war eben ſo früh mit den Kindern aus den Federn geweſen als wir, und machte ſchon ihren Spaziergang. Die Kinder waren eben noch unter den Händen des Mädchens, und jubelten in ihren Kittelchen dem Vater und den ältern Geſchwiſtern entgegen. Julchen ſprang gleich, an mir hinauf und vertraute mir, daß ſie der Mutter einen dicken, dicken Kranz von Blumen gewunden hätten, der würde vor der Laube aufgehängt, wo die Mutter frühſtücke. „Aber daß Du mir ja nichts ſagſt" ſetzte ſie hinzu, und hob drohend ihr Fingerchen auf. Während dem ſtand Mathilde, die ein Jahr älter iſt, vor uns am Stuhl, auf den ſie ihre Aermchen geſtützt hatte, und mit dem braunen Lockenköpfchen in den Händen, ſahen ihre ſchwarzen Augen recht verſtändig zu uns herauf, als ob ſie fragen wollte: Nun was meint ihr? Wird es nicht ſchön ſo?

Es dauerte nicht lange, so waren die Kinderchen marschfertig; auch Aennchen, das nun eben gehen kann; alle in weißen Kleidern; jedes einen Blumenkranz auf dem Kopfe und einen in der Hand. So zogen wir nach dem Garten. Der große mystische Kranz wurde an dem Eingange der Laube befestigt, und wie er schwebend da hing, sagte Julchen ganz schelmisch: „da kann Mutterchen nun gar nicht hinein.“ Dann wurde der Tisch mit Rosen bestreut, und ein schöner Korb voll von Zierblumen in die Mitte gesetzt, an dessen Henkel ein Papierstreifen flatterte mit schönen Versen von Albert. Wie nun alles geordnet war, begaben wir uns in einen Hinterhalt in das Gebüsch, ganz nah' der Laube, indem wir die Kinder vor uns hielten, die vor freudigem Erwarten zappelten.

Ach es ist doch ein seliges Wesen mit so einer kleinen Schaar! Wenn ich ein solches Heer

um mich denke, das mein wäre, so krausköpfige, rothbäckige Schelme mit schwarzen Augen, wie die Deinigen, Odo! liebe ich schon die fremden so, was würde es erst mit den Meinigen seyn! — Es ist wohl schön, wenn sich zwey Eheleute an den Händen halten, und der Funke des Gefühls und der Liebe so von einem zu dem andern schlägt, hinüber und herüber. Aber wenn man noch so ein Dutzend kleine warme Händchen mit anfassen kann, und der Strom der Liebe durch alle diese Herzen und Hände pulsirt.... Was geht da darüber?

Es währte nicht lange, so kam Henriette in Gedanken vertieft, wie es schien, und sie stand schon fast vor der Laube, ehe sie die ganze Anstalt sah. Jetzt waren die Kinder nicht mehr zu halten; alles sprang auf aus dem Versteck, und umringte die Mutter, die Frau, die Freundin. Man hörte nichts als „Du guter, lieber Mann" — „ihr

lieben, theuern Kinder" — „Du geliebtes Weib" — und es war eine Freude und ein Herzen und Küſſen von dem erſten zu dem letzten, daß einem die Augen übergingen. Jedes brachte jetzt ſein Kränzchen und hing es der Mutter an den Arm; das einjährige Aennchen aber hielt das Seinige feſt, und da es die Mutter aufnahm, drückte es ihr den blauen Kranz auf das blonde Haar, ſchlang ihr dann die Aermchen um den Hals, und drückte ſie feſt, feſt an ſich. Nun traten wir aus den Vorhallen in den Tempel ſelbſt und zu dem eigentlichen Altar. Alberts Verſe wurden geleſen, die Blumen des Korbes wurden ausgepackt, und auf dem Boden kam ein Miniaturbild von Henriettens Bruder zum Vorſchein, das ſie ſich lange gewünſcht, und Albert für dieſen frohen Tag beſtellt hatte. Henriette war überraſcht, entzückt. Sie liebt ihren fernen Bruder ſehr, und hat ihn ſeit mehrern Jahren nicht geſe-

hen. Und das Bild war so gut gelungen „zum Sprechen" sagte sie, und „zum Küssen" und dabey küßte sie ihren guten Mann.

Nach dem Frühstücke führte uns Henriette im Garten herum, und zeigte ihrem Manne manches, was sie schon selbst gepflanzt hatte. Alles stand gut und frisch. „Henriette hat eine glückliche Hand, sagte Albert; alles geräth ihr," und dabey sah er auf Aennchen, das der Mutter noch auf dem Arme saß, und ihr das blonde Engelsköpfchen an die Schultern drückte, und wie ein kleiner, Glück verkündender Friedens-Bote einen weißen Lilienstengel in den Händen hielt. Die übrigen Kinder schwärmten im Garten umher, jagten und versteckten sich, und hier und da guckte so ein freundliches Gesichtchen aus dem Busche heraus, und rief „nun so sucht mich doch!" Ein großer bunter Schmetterling vereinigte sie einige Augenblicke zu einer gemeinschaftlichen Jagd.

bis er über den Zaun entflog; aber das größte Fest machte ein Haase, der sich auf einem Kohlbeete im Winkel des Gartens gedrückt hatte, und jetzt durch das Geschrey der Kinder aufgetrieben wurde. Mit unglaublichem Jubel wurde er durch den ganzen Garten verfolgt, bis auch er einen Ausweg fand, und durch den Zaun in das Feld fuhr, nach einer Baumschule hin, die ihm ein sicheres Versteck zu bieten schien. Aber ach, der Gärtner, der hier arbeitete, erlegte das arme Thier, und die Kinder drängten sich nun trauernd um die Leiche, und meinten, es hätte sich lieber von ihnen fangen und füttern lassen sollen. Juichen aber hob ihr Händchen gegen den Gärtner auf und sagte: „Du garstiger Mann, hast das arme Thier tod macht, daß es nun gar nicht so hübsch springen kann.“

Lache mich immer aus, lieber Mann, daß ich Dir das alles so ausführlich erzähle. Du

mußt es mir ſchon einmal zu gute halten. So lebe ich den frohen Tag noch einmal durch, und Du hätteſt Dich ja auch gefreut, alles das lebendig zu ſehen, was uns wohl auch auf der Leinwand als bloßer Traum der Einbildung gefällt. Solche Kinder-Gruppen, und ſo herrliche Menſchen, wie dieſe, und ſo ein bunter, duftender, mit allen Regenbogen-Farben überſponnener und durchwebter Armida-Garten, und darüber das klare, blaue Zelt mit ſeinen goldnen Flatter-Wölkchen — wär' es nicht ein anmuthiger Albano? — Und nun das Alles nicht bloß Farben und Kunſt, ſondern lebendige, warme Herzen, und die liebe, reine Natur! Ich ſage Dir, Odo, es war köſtlich.

Der Mittag kam ſchnell herbey; wir aßen im Garten unter einer Art von Zelt. Niemand hätte ſich in das Zimmer einſperren mögen. Deiner wurde fleißig gedacht; und als Albert Deine Geſundheit trank,

brachte jedes von der kleinen Schaar sein Gläschen und stieß mit mir an. Henriette hatte Aennches Kranz in den Locken behalten, und sah, trotz der zahlreichen Nachkommenschaft, schön und blühend aus, wie eine Braut. Und so glücklich! — O mütterliche Liebe! o Du köstliche Gabe Gottes, die Du wie die Rosen auf Dornen wächst, und eben darum so hold in das Leben lächelst! Wahrlich, Odo, es ist eine rührende Freude, so eine glückliche Mutter und Gattin zu sehen, mit all den Kleinen wie Blumen um sie her; jedes anders und doch jedes so hold in seiner Art, und ihre Sorge für Alle, und ihre Freude an jedem!

Albert beging den frohen Tag durch mannichfaltige Erinnerungen aus der ersten Zeit seiner Liebe, und baute eine ganze Reihe von Ehren-Pforten und Triumph-Bogen über seine Frau auf, alle von so zartem Gewebe und mit so herrlichen Blüthen seines tiefen

Gemüthes geſchmückt, daß keiner königlichen Braut ein ſchönerer Weg gebaut werden könnte. Sie ſah ihn dankbar an und erwiederte wenig mit Worten. Einmal ſagte ſie: „Wahrhaftig, mein guter Albert feyert ſeine eigenen Triumphe, und ſteht wie begeiſtert vor ſeinem eignen Werk. Oder bin ich etwa nicht, was ich etwa bin, durch ihn allein?“

Während wir ſo zuſammen ſaßen, recht herzlich vergnügt, und die Nachtigallen von den Zweigen neugierig auf uns herunter ſahen, und der blaue Himmel durch das Gitterwerk der Bäume hereinſchaute, tönten einige Waldhörner aus dem Gebüſch, in das ſie der wackere Gärtner verſteckt hatte, und die herrliche Weiſe von „Nun danket alle Gott“ wehte uns über die Blumen her an. Da fielen wir uns alle um den Hals, und weinten vor Freude, und auch die kleinſten Kinder ſchienen durch die frommen Töne

gerührt, und drängten sich zu, und fliegen Vater und Mutter auf die Knie, und küßten ihnen die Thränen ab. Es war eine Seligkeit ohne Gleichen!

Den ganzen Nachmittag hallten die Töne der Andacht, der Liebe und Freude in unsern Herzen wieder. Jedes sprach von dem, was ihm das theuerste war mit aufgedeckter Brust. Wir waren uns alle näher gebracht, alle einander befreundeter geworden. Jetzt entdeckte ich auch Henrietten in einem einsamen Augenblicke meine frohen Hoffnungen, und die Freude der Guten war fast nicht geringer als die Meinige. Und nun knüpfte auch die Theilnahme des Geheimnisses ein neues Band.

Wie nun der Tag sich senkte, und das milde Auge des Abendsternes aufging, trennten wir uns, mit dem Bilde des freudevollen Tages, und mit gegenseitigem Danke für den gemeinsamen Genuß. - Jetzt da es

zum Einſteigen kam, erfuhren die ältern Kinder, daß ſie die Nacht bey der Mutter ſchlafen, und den folgenden Morgen im Wagen abgeholt werden ſollten. Das war ein neues Feſt. Und ſo fuhren wir unter dem fröhlichſten Durcheinander der glücklichen Kinderſchaar ab.

Wir fuhren ſchnell. Albert war ſtill; auch ich war es. Jedes horchte auf den Nachklang des Tages in ſeiner Bruſt, und dachte an das, was ihm das liebſte war. Wohin mich meine Gedanken zogen, mein Odo, will ich Dir zu errathen überlaſſen.

Wie es doch aber nie an Gegenſätzen fehlt! Als wir in die Vorſtadt kamen, ſahen wir bey einem der Gartenhäuſer ein Zuſammenlaufen von Menſchen, und als wir nach der Urſache frugen, hörten wir, die Baronin R. habe ſich zum Fenſter herabgeſtürzt, und ſey eben ſchwer verwundet aufgehoben worden. Ich hörte dieſen Namen

zum erstenmal; Albert kannte sie. Er erzählte mir, sie sey zuerst an einen wackern Edelmann verheirathet gewesen, der in der Residenz von seinem Vermögen gelebt. Hier habe sie sich sehr bald einem unordentlichen Leben ergeben, und sey endlich, auf einer Untreue von ihrem Manne ergriffen, von ihm geschieden worden. Sie hatte hierauf einen ihrer frühern Liebhaber, einen Offizier, geheirathet, ohne ihre Lebensart zu ändern, bis auch dieser zwote Mann sie verließ. Nach dieser Zeit zog sie hierher. Die Dürftigkeit, in die sie sich versetzt sah, mochte ihr Gewissen erweckt haben. Sie wurde schwermüthig, und glaubte sich von ihren Männern und Kindern verfolgt; und so mochte sie wohl in einem solchen Anfalle von Wahnsinn die letzte schreckliche That an sich verübt haben.

So waren wir mit einemmal aus unsern Träumen von Paradiesen und Unschuld

die gräßliche Verwirrung des Lebens geworfen! Ich hatte Mühe, mich von der häßlichen Geschichte zu befreyen, und noch im Schlafe setzte ich mir aus den contrastirenden Erscheinungen des Tages ein wunderbares Chaos von Himmel und Hölle zusammen, das sich aber zuletzt in den anmuthigen Traum einer Wasserfahrt auflöste, die mit flatternden Wimpeln über einen spiegelhellen See zu einem Ufer ging, auf welchem Du standest und mich mit offenen Armen erwartetest. Nun erwachte ich heiter und froh, zählte die Tage bis zu Deiner wahrscheinlichen Rückkehr, und setzte mich dann zum Schreiben nieder. Dieß ist ja auch eine Fahrt mit fliegenden Wimpeln zu Dir, mein Odo, und auch ein Traum, wo Bilder und Worte die Wirklichkeit ersetzen müssen! Lebe wohl, Du Guter, und laß mich bald hören, daß Du gesund und vergnügt bist.

Den 10. Julius.

Bald wirſt Du glauben, mein guter Mann, daß ich in meiner Einſamkeit recht unordentlich werde, wenn ich Dir ſchreibe, daß ich ſchon wieder aus war. Aber ſieh mir immer ein wenig nach. Die Tage ſind ſo ſchön, und das Haus kömmt mir ohne Dich bisweilen ſo einſam vor! Ich nahm alſo Alberts Vorſchlag, ihn und ſeine Frau zur Generalin Berg zu begleiten, ohne große Umſtände an. Und wahrhaftig es hat mich nicht gereuet. Ich habe einen recht frohen und belehrenden Tag da zugebracht.

Und vor dem Wegfahren hatte ich noch eine große Freude — Etwas, das ich ſeit acht Tagen entbehrt hatte — Deinen Brief. Glaube nicht, daß ich ſchmäle oder ſchmolle, wenn Du auch bisweilen einen Poſttag überſpringſt! Weiß ich doch, wie leicht das dem Beſchäftigten wiederfährt! Wär' es doch mir faſt ſelbſt neulich ſo gegangen, mir, der

Geſchäftloſen! — Freylich will es dann nicht immer an Sorgen fehlen; und ich bilde mir mancherley ein — wie es ſo geht — meiſt das Schlimmſte am erſten. Wenn ich aber auch ein Weilchen ſchlimm geträumt habe, ſo faß ich mir ein Herz, und werfe mich in mein Vertrauen zu dem, der Dich und mich in ſeiner liebenden Obhut hält; und dann werd' ich wieder ganz ſtill; froh wohl gar. So ging es mir vorgeſtern. Ich hatte mich ganz einſam in mein Kämmerchen geſetzt, und dachte an Dich, und rechnete, wie lange Du wohl noch ausbleiben könnteſt, und kramte in Deinen Briefen. Und da mir das Herz vor Sehnſucht ſchwer wurde, und immer ſchwerer, und ich dabey ſeufzen mochte, war es mir, als ob ich Dich ſeufzen und mit mir ſprechen hörte. Es wurde mir wunderlich bang. Sieh, da fiel mir ein Blättchen in die Hand, worauf Du geſchrieben hatteſt: „Du gleicheſt dem Töpfer,

der ſich ein Bild von Erde macht, dann vor ihm niederfällt, es anbetet und davor bebt. Laß die Bilder Deiner Einbildungskraft ihren Weg ziehen, und wenn ſie Dich necken, ſo geh' keck auf den Spuck los, und Du magſt ſicher glauben, daß er zerfließt, eh' ihn noch die Mitternachts-Stunde zerſtört." Das waren recht Worte zur guten Stunde. Ich drückte das Blättchen an meine Bruſt, faltete beyde Hände darüber, und ſagte in meinem Herzen: „Ewige Liebe, beſchütze ihn!" — Dann ging ich ſo ruhig zu Bett wie ein Kind. Und als ich die Augen aufſchlug, und der Tag heiter durch die Gardinen ſchien, waren alle Sorgen verſchwunden, und ich konnte Gott mit recht inniger und ungetrübter Freude danken. Gegen ſieben Uhr kam Albert angefahren, und überbrachte mir Dein Briefchen, das er dem Boten beym Ausſteigen im Hauſe abgenommen hatte. — Meinen herzlichen Dank für

Deine freundlichen Worte und Deine guten Nachrichten. Was Du mir aufträgſt, ſoll pünktlich beſorgt werden. Möchteſt Du doch auch einen ſo heitern Morgen gehabt haben, als Du mir gemacht haſt, und möge Gott Dir die zärtliche Liebe vergelten, die ich Dir jetzt, ſo fern von Dir, nur mit Gedanken und dankenden Worten erwiedern kann!

Mit meinem Briefchen im Strickbeutel und meiner Freude im Herzen, fuhr ich nun mit Albert nach Mainau, ſeine Frau abzuholen. Sie ſtand unter der Gartenthür, wie ein Madonnenbild in der Blende, mit Aennchen auf dem Arme, die mit beyden Händen nach dem Vater verlangte. Auch die andern Kinder waren herbeygeſprungen, da ſie den Wagen raſſeln hörten. Wir mußten ausſteigen, es half nichts. Mathilde hing ſich an den Vater, Julchen aber, die mir ihre Gunſt geſchenkt hat, an meine Hand,

und wir wurden in den Garten gezogen, und mußten die Beete der Kinder, ihre Gärtchen in dem Garten, sehen, und es war so vieles zu erzählen und zu zeigen, daß wir gar nicht fertig werden konnten. Endlich mußten wir doch scheiden; aber auch da wir eingestiegen waren, und der Wagen fortrollte, hörten wir noch lange das Rufen: „Lebt wohl, lebt wohl! Adieu! — Kommt bald wieder!“ hinter uns her.

Der Weg geht eine Strecke zwischen Kornfeldern hin, dann an der Seite eines Baches durch eine Art von Thal, das sich nach Morgen zu in eine fruchtbare Ebene öffnet. Hier hatten wir hier und da lichte Birkenhölzchen zur Rechten, zwischen denen sich herrliche Wiese, wie Sammtstücke, hinzogen. Alles war belebt; wir grüßten rechts und links, und viele blühende Gesichter lächelten uns unter gelben Strohhüten an. Bey einer der schönsten Wiesen fragten

wir, wem ſie gehöre. Dem Herrn General; antwortete ein junger Burſche. „Welchem General?“ fragte Albert. Der Burſche ſah uns gedankenlos an. — „Von Berg“ ſagte ein älterer Mann, jenem zu Hülfe kommend. — Vortrefflich! So ſind wir ja ſchon in Freundes land. — Etwas weiter hin gingen einige Fiſcher vor uns her mit Netzen auf den Schultern und einem ſchweren Gefäße voll Fiſche. — „Wem gehören dieſe Fiſche?“ fragten wir. Der Frau Generalin. — „Und der niedliche Mayerhof da drüben über dem Gebüſch?“ — Er gehört zu dem Gute der Frau Generalin. — Jetzt mußte ich an den Marquis von Carabas und ſeinen geſtiefelten Kater denken; und die Erinnerung an das Mährchen machte uns alle lachen. — Die Gegend wurde immer ſchöner. Eine Felſenwand erhebt ſich zur Rechten mit Epheu wie einem Netz überſtrickt; aus allen Ritzen dringt das Gebüſch

hervor; wilde Rosen und Geniſt, und üp-
piges Farrenkraut hängt an aſten Seiten
herab; ſammtnes Moos bekleidet die grauen
Wacken, zwiſchen denen ſich Bäche wie Sil-
berfäden ergießen und rauſchend und ſchäu-
mend in die Wieſen verliehren, die zur lin-
ken prangen; und oben ein Kranz von Bäu-
men, die auf ihren weißen Füßen am Ab-
hange zu tanzen ſcheinen, und neugierig auf
uns herabhingen, während die Luft in ihrem
zarten Locken ſpielte. Auf der andern Seite
breitet ſich die reiche Ebene aus, mit ſchwel-
lendem Hügel gemiſcht, mit Wieſen und
Fruchtfeldern üppig bekleidet, von den
Krümmungen des Fluſſes durchrankt, der
hier und da aus dem grünen Gebüſch blinkt;
freundliche Dörfer überall mit Gärten und
Bäumen umhüllt, und am äußerſten Rande
das blaue Gebirg, das dieſen Claude-Lor-
raine mit einem magiſchen Rahmen umgibt.
Als wir uns an dem herrlichen Anblicke recht

ergötzt hatten, machte uns Albert auf die nächsten Felder aufmerksam, durch die wir auf einem schönen und bequemen Wege fuhren. „Jetzt sind wir recht eigentlich in dem Gebiete des Marquis von Carabas, sagte er. Hier waltet überall der Geist der wackern Frau, die Sie gleich werden kennen lernen. Denn sie ist es, die, während ihr Gemahl bey seinem Regimente bleiben muß, diesen weitläuftigen Besitzungen vorsteht, und der Schutzgeist der ganzen Gegend ist.“ — Mit Bewunderung sahen wir jetzt, daß alles umher mehr einem Garten, als einem Felde glich. — Albert erzählte mir nun, wie diese seltene Frau bey ihrer Verheirathung das Gut, das sie jetzt bewohne — den Stammort des Bergischen Hauses — in großem Verfall gefunden. Seit einer Reihe von Jahren war es von keinem seiner Besitzer bewohnt, sondern Verwaltern und Pachtern zur Bewirthschaftung überlassen

worden. Mit jedem Jahre verminderte sich der Ertrag, und ihr Gemahl, statt, wie seine Vorfahren, als ein freyer Edelmann von seinem Einkommen zu leben, sah sich fast auf den Gehalt seiner Stelle beschränkt. In den ersten Monaten seiner Ehe brachte er einmal seine junge Gemahlin auf dieses vernachläßigte Gut. Sie sah mit Erstaunen den Umfang der Besitzung; hörte mit noch größerem den geringen Vortheil, der daraus gezogen wurde, und, der Landwirthschaft nicht fremd, beschloß sie, obgleich noch sehr jung, durch eigene Verwaltung diesem Unwesen ein Ende zu machen. Sie theilte ihrem Gemahl diesen Vorsatz mit, der ihn anfänglich belächelte, da aber nicht viel dabey zu wagen war, seine Einwilligung zu einem Versuche gab. Die Zeit des Urlaubs, den ihr Mann auf ihre Bitten hier zubrachte, wurde von der thätigen Frau benutzt, um sich mit dem Umfange des Gutes, seinen

mannichfaltigen Theilen, der Art von Wirthſchaft, welche die Gegend mit ſich brachte, und mit den Einwohnern ihrer Dörfer bekannt zu machen, die durch die lange Abweſenheit der Guts-Herrſchaft, durch die Untauglichkeit eines trägen und beſtechlichen Gerichtshalters, und das ſchlechte Beyſpiel eines gewiſſenloſen Pfarrers faſt eben ſo verwildert waren, als das Gut ſelbſt. Nachdem ſie ſich die vorläufigen Kenntniſſe, ſo weit es nur möglich war, verſchaft hatte, übernahm ſie das ſchwere Geſchäft der Verwaltung ſelbſt, nicht ohne Bangigkeit, wie ſie oft ſagte, aber mit feſtem Vertrauen auf den Beyſtand des Himmels, der ihr hier einen ſo würdigen Wirkungskreis angewieſen habe. Ihre erſten Schritte that ſie mit dem Beyrathe eines erfahrenen Landwirthes aus der Nachbarſchaft, der ihr gutes Geſinde zuwieß; und da im Herbſte das Getraide in gutem Preiſe war und die Ernte

reichlich ausfiel, sah sie sich im Stande, die bedeutenden Ausgaben zu decken, welche die ersten verbessernden Einrichtungen forderten. Dieß stärkte ihren Muth, und da ihr Gemahl sah, wie viel er ihrer Klugheit verdankte, so gab er ihr in Allem freye Hand. Jetzt entfernte sie auch den Gerichtshalter, und besetzte seine Stelle durch einen redlichen und gewissenhaften Mann, den sie gut besoldete, und dafür verpflichtete, die Streitigkeiten der Bauern, so viel möglich, in Güte zu schlichten, und überhaupt dem Unfrieden lieber zuvor zu kommen, als ihn zu strafen. Glücklicherweise starb auch der Pfarrer, und sie vertraute seine Stelle ihrem Jugendlehrer an, der ganz Eines Sinnes mit ihr war, und theils durch sein Beyspiel, theils durch Lehre, Ermahnung und Rath die verwilderten Sitten seiner Gemeinden allmählig verbesserte. Wo die geistlichen Mittel nicht ausreichten, wo eine Wirth-

ſchaft ganz verfallen und auch durch den beſten Willen der Eigenthümer nicht herzuſtellen war, da griff die Gutsbeſitzerin ein, ſtreckte Früchte, Geräthſchaften, auch wohl Zugvieh vor, und indem ſie die Trägern und Unordentlichern zur Wiedererſtattung des Geliehenen anhielt, den Fleiſſigen aber es meiſt erließ, machte ſie in kurzem den Fleiß zu einer herrſchenden Tugend ihrer Unterthanen, und es war bald in allen ihren Dörfern keine Hand, die ſich nicht emſig und mit ſegensreichem Erfolge rührte.

So weit hatte Albert erzählt, als unſer Wagen unter den Linden am Schloßthore hielt. Wir ſchickten hinein, um uns anmelden zu laſſen, und als wir auf die freundliche Antwort ausgeſtiegen waren, ſahen wir unter dem vorſpringenden Dache des Vorhauſes Frau von Berg im Geſpräch mit einigen Männern, die ihr aufmerkſam zuzuhören und mit Beſcheidenheit zu antworten ſchienen.

Als wir in den Hof herein getreten waren, wendete sie sich nach uns um, und kam uns mit leichtem und gefälligem Anstande einige Schritte entgegen, um uns zu bewillkommen. Sie war in einfachem Hauskleide, das ihrem feinen Wuchse knapp anlag; ein grosser Strohhut, mit einem grünen Bande unter dem Kinne befestigt, bedeckte ihr zierliches Köpfchen, das braune Locken umschatteten, und wir sahen jetzt das anmuthige Gesicht einer Frau von einigen vierzig Jahren, von gesunder Farbe und einem klaren, lebhaften Auge, das uns schon aus der Ferne freundlich begrüßte. Albert und seine Frau wurden als Bekannte mit Freude aufgenommen; ich, mit etwas mehr Umständlichkeit, aber doch mit so einfachen Aeusserungen des Wohlwollens, daß ich mich sogleich einheimisch fühlte. Nachdem die erste Bewillkommung vorüber war, bat sie um die Erlaubniß, ihr kleines Geschäft mit den wartende

Leuten abzumachen. „Es sind Hausväter, setzte sie entschuldigend hinzu, aus dem benachbarten Dorfe, die wegen meiner Angelegenheiten hierher gekommen sind. Ich darf sie nicht zu lange von ihren Geschäften zurückhalten. Unser Freund hier wird indeß die Güte haben, Sie in den Garten zu führen.“ Dieß wurde auf die unbefangenste Weise gesagt; sie selbst ging bis zu der Thüre des Gartens mit, und verließ uns hier mit der Versicherung, in wenigen Minuten nachzukommen.

Recht angenehm und erfreulich war der Eindruck, den die Gestalt und das Benehmen der Frau auf mich gemacht hatte. Es war etwas so harmonisches darinn. Ich äußerte das gegen Albert. „So ist sie immer, sagte er, und diese Harmonie, die in Allem herrscht, was sie thut, ist der reine Wiederklang ihres Innern. Ihr Verstand ist nicht von ausserordentlichem Umfange,

aber von einer seltenen Klarheit; und da sie von dem lebendigsten Eifer beseelt ist, immer das Rechte zu thun, und keine Mühe scheut, sich von dem Umfange einer Pflicht, eines Geschäftes, auf das genaueste zu unterrichten, so geht sie mit sicherm Schritte immer auf das Ziel los, das sie sich gesteckt hat. Sie hat sich eben dadurch, und durch ihre große Aufmerksamkeit auf Alles eine seltene Fertigkeit in Geschäften erworben, so daß sie immer noch Zeit übrig behält, die sie auf die Erziehung ihrer Kinder und auf ihre eigne Belehrung und Bildung wendet. Rechnen Sie zu dem Allen noch das beste Herz und eine einfache, prunklose Frömmigkeit, so werden Sie das Bild unserer Wirthin so ziemlich vollständig haben."

Während Albert dieses sagte, waren wir zwischen den Blumenbeeten hin in den Küchengarten eingetreten. Es war eine Freude zu sehen, wie der weite Raum abgetheilt

und mit den ſchönſten Gemüſen aller Art bedeckt war! Nirgends Unkraut; jedes Plätzchen benutzt! Wir ſtanden noch und freuten uns über den Anblick, als Frau von Berg zu uns kam, ſich noch einmal entſchuldigte, und uns einlud, ſie zu dem Gebüſche zu begleiten, das den Baumgarten umgibt, und gegen die Hitze des Tages eine angenehme Zuflucht gewähre. „Hier wollen wir unter meinen alten Linden frühſtücken, und dann, wenn es Ihnen gefällig iſt, zu meinen guten Eltern gehen, die ich von meinem angenehmen Beſuche habe unterrichten laſſen.“

Im Gebüſch iſt ein gar herrlicher Platz. Uralte Linden umgeben ihn. Das dichte, weite Laubdach der gewaltigen Zweige überſchattet einen bequemen Sitz, hinter dem ſich an verſchiedenen Stellen üppige Roſenbüſche erheben, bis zu dem Laube der Bäume hinauf, ſo daß hier und da die Blüthen aus den grünen Linden-Zweigen hervor-

ſchauen, als ob ſie daran gewachſen wären. Wir hatten hier kaum Platz genommen, als ein nettes Frühſtück erſchien, an dem zwey der Töchter des Hauſes Theil nahmen, Mädchen von geſunder Farbe, denen man es anſah, daß ſie die Luft nicht ſcheuten, das Ebenbild ihrer Mutter, beſcheiden und aufmerkſam. Es möchte ſchwer ſeyn, liebenswürdigere Kinder zu ſehen, und eine ſorgſamere Mutter, eine glücklichere Miſchung von Ernſt und Freundlichkeit, und überhaupt einen Haushalt, in dem mit ſo weniger ſichtbaren Bewegung ſo viel geleiſtet wird. Ich bemerkte unſerer Wirthin, wie viele Freude wir bey dem Anblicke ihrer ſchönen Beſitzungen gefühlt, und wie wir uns das Geheimniß gewünſcht hätten, einer ſo ausgedehnten Wirthſchaft mit ſolchem Erfolge vorzuſtehen. „Dieſes Geheimniß, antwortete ſie mit ungeſuchter Beſcheidenheit, wie ſie es zu nennen belieben, iſt, das einfachſte

von der Welt: Jede Sache zu ihrer Zeit zu thun; nichts, was heute geſchehen muß, auf morgen zu verlegen; bey jedem Geſchäfte mit aller Aufmerkſamkeit zu ſeyn; nichts gering zu achten, aber doch immer das Kleinere dem Größern unterzuordnen. Im Anfange ward mir das freylich ſchwer; aber da der Himmel meine erſten Bemühungen ſegnete, gewann ich immer mehr Luſt an der Sache, und die Uebung brachte die Erfahrung mit. Ich bin nun einmal ſo gemacht, ſetzte ſie hinzu, daß ich das Glück, das andere in Bequemlichkeit und Ruhe ſuchen, in der Geſchäftigkeit finde, und ich habe die Freude zu ſehen, daß derſelbe Geſchmack unter den Einwohnern meiner Dörfer immer allgemeiner wird. In keinem Bergiſchen Dorfe gibt es jetzt einen Müſſiggänger; und ſeitdem die Neigung zur Arbeit herrſchend geworden, ſind die meiſten Laſter verſchwunden, die ſonſt hier, wie ander-

wärts, einheimisch waren. Niemand hat weniger zu strafen nöthig, als mein Gerichtshalter; Prozesse sind selten; desto häufiger Kauf, Handel und Bau. Glauben Sie aber auch ja nicht, daß ich Alles allein thue, fuhr sie scherzend fort. Meine gute alte Mutter trägt Sorge für den Garten; mein Schwiegervater für die Forste und die Jägerey; auch meinen Kindern sind kleine Departements angewiesen, in denen sie sich üben, und mit denen sie bisweilen wechseln müssen. Durch diese einfache Organisation meines kleinen Staates wird vieles erleichtert; und da ich mich gewöhnt habe, früh aufzustehen, so reicht der Morgen meist vollkommen hin, die gewöhnlichen Geschäfte auf die Seite zu bringen. Der Nachmittag ist dann weiblichen Arbeiten und mütterlicher Unterhaltung gewidmet; der Abend aber versammelt uns alle beym Thee, und es fehlt nie an einem guten Buche, oder an

einer angenehmen Geſellſchaft, an einem erheiternden Geſpräch.“

So frugten wir mehreres mit Theilnahme; und unſere freundliche Wirthin beantwortete alles mit Klarheit ohne Anmaaſung. Jetzt ſahen wir von weitem die beyden Eltern einen Gang herabkommen, im Geſpräch begriffen; der alte Herr mit feſtem Tritt, ob ſchon etwas gebeugtem Rücken; die Mutter unſerer Wirthin am Stock, aber mit lebhafter Bewegung der freyen Hand. Wir ſtanden alle auf, ihnen entgegen zu gehen. Die Kinder waren voran gehüpft; Frau von Berg ſtellte uns vor. Wir wurden herzlich begrüßt; Henriette nach ihren Kindern, Albert nach ſeinen Geſchäften, ich nach Dir befragt. Dann kam die Reihe an andere Bekannte. Wir mußten viel erzählen — und die lieben alten Leute waren ſo heiter; Tochter und Enkelinnen ſo aufmerkſam und doch ſo zwanglos um ſie bemüht,

daß es eben ſo erfreulich als rührend zu ſehen war. Auch dieſer Familienverein gab, wie alles hier, ein Bild der Eintracht und Ordnung.

Der Morgen und Mittag gingen gleich heiter hin. Mehr als einmal wurde unſere treffliche Wirthin abgerufen. Wenn auch mitten im Geſpräch, hörte ſie doch jedesmal die kommende Botſchaft ohne Mismuth an; mit heiterer Mine kehrte ſie zurück, und faſt jedesmal ſpann ſie ohne Zwang den abgebrochenen Faden des Geſpräches weiter fort. Zu meinen großen Geſchäften, ſagte ſie einmal nach einem ſolchen Wiederkehren, gehört das Friedenſtiften unter den Eheleuten. Jetzt eben iſt es mir gelungen, ein Paar auszuſöhnen, wo jedes für ſich brav und gut, aus einer gewiſſen Sprödigkeit des Weſens ſich dem andern nicht hinlänglich fügen mag. Die Klagen, die ſie gegen einander führen, betreffen die armſeligſten

Dinge von der Welt, über die ich ſie endlich ſelbſt zum Lachen brachte; ſo daß ſie mir zuletzt verſprachen, es noch ſechs Monate mit einander anzuſehen, und binnen dieſer Zeit keine Klagen gegen einander zu führen. Ich bin überzeugt, ſetzte ſie hinzu, daß ſie ſich noch recht gut werden vertragen lernen; aber das erſte Jahr hat immer ſeine großen Schwierigkeiten. Sonderbar iſt es, daß die Männer immer bey mir ihre Klagen anbringen, und das meiſte Zutrauen zu mir haben, die Frauen aber ſich meiſt an den Pfarrer wenden.“ Solche praktiſche Bemerkungen machte ſie oft in dem Laufe des Geſprächs; und wenn mir der Himmel einmal ein Gut zu verwalten gibt, ſo werde ich, mit Deiner Erlaubniß, bey Niemanden anders, als bey Frau von Berg in die Schule gehen. Daß wir recht gute Freundinnen geworden ſind, kannſt Du mir glauben. Beym Abſchiede wurden wir ſämmt-

lich zu einem ländlichen Feste eingeladen, das am Ende der Heu-Ernte auf dem Edelhofe gegeben wird; und wir sagten es freudig zu. Vielleicht bist Du, liebster Odo, bis dahin zurück, und begleitest uns dann, wie denn die Einladung Dich auch ganz ausdrücklich mit umfaßte.

Bey der Rückfahrt wurden wir von einem Gewitter überrascht, daß aber doch noch schnell genug vorüberging, nachdem es eine ziemliche Masse Wasser herabgegossen hatte. Ein rascher Wind vertrieb das Gewölk, und trocknete, was naß geworden war, wieder ab. Die Luft war heller geworden, der Himmel klarer; die Sonne trat in größerer Pracht hervor, und schoß breite Strahlen auf die erquickte Erde; und als sie sich zum Untergange neigte, den Rand des zarten Gewölkes berührend, das die Berge wie ein lockiges Haar bekrönte, brei-

tete ſie goldene und purpurne Schwingen aus, und ſenkte ſich mit wunderbarer Herrlichkeit in das krauſe, glühende Wolken-Meer. Wir drückten uns die Hände bey dem köſtlichen Anblicke; recht ſelig über den herrlichen Beſchluß des Tages, den wir ſo heiter durchlebt hatten.

Als wir gegen Mainau kamen, hörten wir ſchon den Jubel von Alberts Kindern, die wartend am Eingange des Dorfes ſaßen, und nun in den Wagen genommen wurden. Jedes hatte jetzt eines der Kinder auf dem Schooße, und um die Freude zu verlängern, wurden ſie bis zu dem Birkenwäldchen mitgenommen, wo Henriette ausſtieg, und mit ihrer kleinen Schaar zu Fuß nach Mainau zurückkehrte.

So endigte dieſer Tag und meine lange, lange Beſchreibung. Und wie vieles hab'

ich doch nicht geschrieben, was ich Dir in der mündlichen Erzählung sicher nicht geschenkt hätte. Nun es ist darum nicht vergessen. — Komm nur bald zurück, guter Mann, und meine Feder, die jetzt in ununterbrochener Bewegung für Dich ist, soll dann einer langen, langen Ruhe genießen. Dann wird auch die gute alte Ordnung in unser Haus zurückkehren. Du siehst, wie wenig Widerstand ich thue, wenn man mich zur Unordnung verleitet; denn Jedermann will mich zerstreuen und wegen Deiner Abwesenheit aufheitern. Seit einigen Wochen rückt meine Stickerey nur wenig vor, theils aus dem angeführten Grunde, theils — weil ich andere Dinge zu thun habe. O wenn Du kömmst, mein Odo, sollst Du einen ganzen Vorrath des niedlichsten Kinderzeugs sehen! Ich bin doch nicht unfleißig gewesen. Komm nur bald, bald, bester Mann!

Den 26. Julius. 1791.

Wie vergnügt ich heute aufgeſtanden, wie froh geſtern zu Bett gegangen bin! Ich habe die halbe Nacht vor Freude kein Auge geſchloſſen, und die andere Hälfte ſo anmuthig und heiter geträumt, ob ich gleich jetzt kein Wort mehr von meinen Träumen weiß. Du magſt wohl auch darinn vorgekommen ſeyn. Aber gleich viel! Hab' ich Dich doch nun bald wachend wieder. Laß ſehen, wie lange es noch iſt. — Acht Tage noch. — Eine lange Zeit. Und in dieſer langen Zeit keinen Brief weiter; es müßte denn ſeyn, daß Du mir auf der Reiſe ſchriebſt, was ich nicht glaube. Aber von mir ſollſt Du dieſen Brief noch unterwegs finden, und er ſoll Dir erzählen, wie wohl ich bin, wie ich mich auf Deine Rückkehr freue; wie ich mit meinen Gedanken Dir entgegenziehe; erſt bis M.; dann rückwärts von Station zu Station,

wie mein rechnender und messender Finger auf der Landcharte.

Recht betrübt saß ich gestern Abend in meinem Kämmerchen, und hörte dem Sturm zu, der gegen die Fenster brauste, und dem Regen, der den ganzen Tag auf dem Dache gerässelt hatte. Es war schon über die gewöhnliche Zeit, und ich hatte noch keinen Brief. Warum er nur nicht schreibt? dachte ich. Und dann holte ich alle Möglichkeiten zusammen, um mich selbst zu täuschen, und wenn ich es recht weit gebracht zu haben glaubte, kam doch immer wieder die alte Frage dazwischen. Da pochte etwas an die Thür; ich fuhr zusammen, und der Briefträger trat herein, mit seinem gewöhnlichen: „Da bring ich einen Brief vom Herrn Gemahl.“ — Nun zankte ich mich selbst über mein Zweifeln aus, und setzte mich bey meiner Lampe zurecht, um mit Andacht zu lesen. Vom Regen und Sturm hört' ich nichts

mehr. Ich war ganz bey Dir, und mein einziger Kummer war, daß ich mich so allein freuen mußte, und Du nicht neben mir saßest, damit ich Dir Deinen Brief vorlesen könnte. Die alte Juſtine wurde aber herauf beſchieden, und ihr mitgetheilt, was ich unmöglich allein auf dem Herzen behalten konnte. Gewiß, der Menſch iſt nicht für die Einſamkeit geſchaffen, was auch einige Männer davon ſagen mögen. Zur Abwechſelung mag es ſeyn, etwa wenn man ſo einmal in ſich hinein denken will, wie die Nachteule. Aber lachen und Weinen, froh und betrübt ſeyn — das geht allein gar nicht recht. — —

Eben war Henriette hier, die heut' einmal von Mainau hereingekommen iſt. Ich konnte ihr meine frohe Nachricht mittheilen; aber ſie erzählte mir, was ich kaum glauben konnte, daß die Mutter unſerer guten Frau von Berg nicht mehr iſt. Wie mich der

Tod der muntern alten Frau erschreckt hat, die ich vor wenigen Tagen noch so lebensfroh sah! Auch den Tag darauf war sie wie gewöhnlich beschäftigt gewesen, und beym Abendessen fast noch heiterer als gewöhnlich. Da an demselben Tage ein armes lahmes Weib auf dem Hofe gewesen, das vom Schlage getroffen, nicht mehr ohne fremde Hülfe gehen konnte, äußerte die heitere Greisin, ihr größter Kummer würde seyn, wenn es ihr begegnete, durch ein langes Krankenlager und körperliche Hinfälligkeit den Ihrigen zur Last zu fallen. Ihr Wunsch sey ein schneller Tod; sie sey immer bereit, aus dieser Welt zu scheiden, wenn Gott sie rufen wollte, und sie möchten nur nicht erschrecken, wenn sie eines Morgens nicht wieder erwachen sollte. Dem alten Herrn von Berg waren bey diesen Worten Thränen in die Augen gekommen; doch sagte er scherzend: „Fein wäre es doch nicht, wenn Sie so ohn

Abſchied hingweggehen wollten. Mich ſollten Sie es wenigſtens wiſſen laſſen. Noch gefällt es mir ganz wohl in der Welt, und die Neige im Glaſe des Lebens hat einen eignen Wohlgeſchmack, zumal wenn ſie einem von ſo lieben Händen gereicht wird. Indeß der Tag der Abreiſe kömmt einmal doch; und mit wem möchte ich lieber reiſen als mit Ihnen, gute Mama?" — Da faßte Frau von Berg die Hände der guten alten Leute, und ſagte: „Ich denke, Gott ſoll uns noch lange in dieſem friedlichen Verein zuſammen laſſen. Wir ſind ja noch alle ſo wohl auf. Warum ſollten wir an das Scheiden denken?" Nun, wie Gott will! ſagten die beyden Alten zu gleicher Zeit. Dann wurde noch mancherley geſprochen über denſelben Gegenſtand, alles mit Heiterkeit und einem frommen gottergebenen Sinn, bis man ſich zur gewöhnlichen Zeit trennte. Die beyden älteſten Töchter begleiteten die Großmutter

wie gewöhnlich, und als sie sich ausgezogen hatte, betete sie mit ihnen, und die Kinder erzählten, die Großmutter hätte so rührend und innig gebetet, und Gott mit großer Freudigkeit und heller Stimme ihr Leben und Sterben empfohlen; und sie hätte recht verklärt dabey ausgesehen. Hierauf sey sie, wie gewöhnlich, ohne Hülfe in ihr Bett gestiegen. Die Kinder aber waren noch aufgeblieben, um kleine Arbeiten für eines ihrer Geschwister fertig zu machen. Nach einer Stunde etwa wird die alte Frau etwas unruhig; ihre Großkinder sehen nach ihr, und finden sie ohne Sprache; und als Frau von Berg herbeygerufen wird, empfängt sie nur noch den letzten Händedruck und die letzten Blicke ihrer Mutter, die wenige Augenblicke nachher schmerzlos und mit heiterer Mine starb. — So wurde der fromme Wunsch der guten Frau recht wunderbar erfüllt. Das ganze Haus ist tief betrübt, aber Niemand

mehr, als ihr alter würdiger Freund, dem die zärtlichste Aufmerksamkeit seiner Schwiegertochter den Verlust der Genossin seines Alters nicht vergessen machen kann. Es sey ihm immer, sagt er, als ob ihm seine alte Freundin die blasse Hand aus dem Grabe biete. — Frau von Berg blieb sich auch hier gleich. Sie beschickte die Leiche selbst, und indem sie Ströme von Thränen vergoß, entfiel ihr doch kein klagendes Wort; vielmehr tröstete sie ihre Kinder, die mit ganzer Seele an der Großmutter hingen, und ermahnte sie, nach dem Beyspiele ihrer guten Mutter zu leben, um einst auch eines so schönen und leichten Todes gewürdigt zu werden. „Hat Gott sie nicht recht sichtbarlich geliebt, sagte sie, indem er ihren letzten Wunsch erfüllte, und sie ohne Schmerzen fast mitten in ihrem letzten Gebete hinwegnahm? Warum sollten wir klagen? Hätten wir ihr ein langes Siechthum wünschen mögen, um

uns leichter tröſten zu können? Und wollen wir es beſſer wiſſen als die göttliche Weisheit?"

So erzählte mir Henriette, und ich nahm mir das alles recht zu Herzen. Ich will Dir nicht verbergen, daß mich jetzt wohl öfter noch als ſonſt Gedanken des Todes beſchäftigen, und daß ich mit ihnen das allzublendende Licht meiner Freude umflore. Und warum ſollt' ich nicht, da ich einer ſo wichtigen Zeit meines Lebens entgegengehe? Wär' es fromm, wär' es vernünftig, ſie unbedachtſam zu erwarten, oder mir die Gefahr zu verbergen, die die lang erſehnte Freude mir bringen kann? Wie eng iſt hier Tod und Leben verknüpft! wie nah ſteht die erſte Wiege neben der letzten! Glaube darum nicht, daß ich traurig und trübe in die Zukunft ſehe, oder gefliſſentlich ſchwermüthige Gedanken nähre. Keineswegs. Ich bin faſt immer heiter und ſelbſt gleichmüthi-

ger als ſonſt, wenn ſchon körperlich reizbar genug. — Warum überhaupt die Gedanken des Todes ſo weit von uns bannen? Iſt es nicht eine eitle Mühe, da er ja doch durch alle Pforten des Lebens hereinblickt, und immer um deſto mehr erſchreckt, je weniger wir ſeiner gewärtig waren? Ich bin früh mit ihm befreundet worden, und ſo weit ich nur zurück denken kann, habe ich die frohe-ſten Stationen meines Lebens, ja jeden hel-tern und glücklichen Tag mit Todenkränzen behangen, und jede meiner Freuden, wie einen lächelnden Engel mit einem Füllhorn voll Blumen an mein Grab geſtellt, und hier hoff' ich ſie wieder zu finden, wenn mich Gott den letzten Schritt aus den Gefilden des Lebens thun läßt. Vielleicht iſt er noch weit entfernt — wenn in dieſem kurzen Leben überhaupt etwas weit iſt — und wir mögen uns noch eines langen Zuſammenſeyns er-freuen, und frohe Kinder mögen um uns

aufblühen, und diese Engel einst die lebensmüden an Einem Tage, in Einem Grabe, zum langen Schlafe betten. — laß mich immer mit diesem Gedanken spielen, guter Odo, und glaube mir auf mein Wort, daß er mich nicht verstimmt. Komm nur bald — und Du sollst sehen, wie heiter meine Stirn ist, wie herzlich ich mich freuen kann, und was für lange Plane ich spinne. — Könnt' ich doch recht viele Küsse in diesen Brief legen, der vier volle Tage früher bey Dir seyn wird, als Du bey mir. Wär' es Dir möglich, mich den Tag Deiner Ankunft wissen zu lassen, so käm' ich Dir einige Stunden entgegen. — Doch das wird nun nicht gehen. — Aber wenn die Zeit kömmt, so zieh' ich in das grüne Eckstübchen, von wo aus ich die Landstraße sehen kann, und setz' mich mit meiner Arbeit an das Fenster, und dann soll gewiß kein Wagen unbemerkt heranrollen, bis der

eine, lang gewünſchte kömmt, den ich mit freudigem Herzklopfen begrüſſen darf.

Amande an Henriette Albert.

Den 12. November. 1799.

Wie ich Deine Nähe immer ſchmerzlicher vermiſſe, meine gute Henriette. Glaube mir, es vergeht kein Tag, wo ich nicht an Dich denke, mich mit Dir unterhalte, mich nach Dir ſehne. Das waren doch glückliche Tage, wo wir uns ſo nahe waren, wo wir uns faſt täglich ſahen, alle unſere groſſen und kleinen Freuden uns mittheilen, mit einander über einen Weihnachten, eine Haube oder dergleichen zu Rathe gehen, und uns immer mit dem Gedanken des baldigen Wiederſehens trennen durften! Nun ihr weggezogen ſeyd, kömmt mir die Stadt oft wie ausgeſtorben vor; es iſt nichts, was mich an-

zieht; ich mag nirgend hingehen, weil ich Dich nirgend finde; und wüßt' ich nicht, daß Du in G. zufrieden bist, ich würde noch betrübter seyn. Gestern spielte mein Karl um mich her mit dem Pferde, das Du ihm geschenkt hast; es war ein recht ausgelassenes Treiben und Peitschen. Auf einmal ließ er das Spielwerk stehen, kam zu mir gelaufen, und auf meine Knie gestützt fragte er mich: aber warum kömmt denn die Pathe Albert gar nicht? — Ich sagte ihm, die gute Pathe wäre jetzt weit, weit von hier. Und dabey kamen mir die Thränen hell über die Wangen, daß mich der Knabe mit großen Augen ansah. „Nun sagte er darauf, so will ich zu der Pathe hinreiten." Und nun setzte er sich wieder auf sein Roß, und das Treiben ging ärger als vorher.

Das ist nun eben wie mit dem meisten Thun auch der großen Menschen. Viel

Treiben mit Planen und Hofnungen, um das zu vergeſſen, was ihnen in der Gegenwart nicht ganz recht iſt. Und am Ende ſind dieſe Plane auch nur ſo ein hölzernes Roß, auf dem wir uns herumbewegen, ohne nur einen Schritt weiter zu kommen.

Da hatte ich mir auch mit Odo mancherley ausgedacht, was wir auf dem Sommer in unſerm Hauſe anders einrichten wollten. Ein Bau ſollte unternommen werden, um noch eine Erweiterung des Wirthſchaftsgebäudes zu erhalten; und durch eine Veränderung der Treppe hätte auch ich ein Zimmer mit Alcoven neben Odo, und eine noch freundlichere Ausſicht gewonnen, als ich jetzt habe. Der Riß war fertig, alles war mit dem Baumeiſter beſprochen; und ſchon war mein Mann im Begriff, die nöthigen Beſtellungen des Bau-Materials zu machen. Wir waren recht glücklich auf unſerm hölzernen Pferd. Und damit ich gar keine Be-

ſchwerde dabey hätte, wollte mich Obo mit den Kindern zu Dir ſchicken. „Du haſt es der guten Albert heilig verſprochen, ſagte er; und da ſchickt es ſich gerade recht gut. Wenn zu Ende des Winters alles angefahren wird, ſo kann der Bau in vier Wochen vollendet ſeyn, und Du ziehſt dann gleich ein.“

Wie froh mir das in das Herz klang! Nie hab' ich den Ablauf des Winters mit ſolcher Sehnſucht erwartet. Die erſten Frühlingstage ſollten mir die Vorboten einer großen Freude ſeyn. — Und nun iſt das Alles nichts. Der Riß iſt eingepackt und verſchloſſen; die Beſtellungen werden nun nicht gemacht; der ganze Plan iſt aufgegeben. Es iſt nicht mehr die Rede davon, ein Verſprechen zu erfüllen, das bey unſerer Trennung mein beſter Troſt war. Wie ungewiß iſt doch alle menſchliche Berechnung!

wie wenig iſt auch ſelbſt dem Mäßigſten gewiß! —

Als wir uns heiratheten, waren wir in recht guten Umſtänden. Wir hatten mehr als wir brauchten; auch eine größere Familie hätte mit Anſtand von unſern Einkünften leben können. Aber in dieſen letzten Jahren iſt ein Verluſt auf den andern gefolgt. Zuerſt ging mein kleines Vermögen in dem T. Bankerut faſt ganz hin; im folgenden Jahre büßten wir wiederum bey der ****iſchen Anleihe ein; und jetzt ſind wir durch den Fall des R. Hauſes, wo mein Mann ein anſehnliches Capital hatte, auf ein Viertheil unſerer Einkünfte zurückgebracht. Wir müſſen uns auf alle Weiſe einſchränken, und es wird vielleicht nicht einmal möglich ſeyn, unſer jetziges Haus zu behaupten. Doch hat ſich Odo hierüber noch nicht beſtimmt. Er weiß, wie ſehr mein Herz an dem Garten hängt, und gewiß um

meinetwillen mehr, als um seinetwillen, würde er diesen Besitz gern erhalten wollen. Da muß ich mich denn nun freylich sehr zusammen nehmen, um meine Wünsche nicht allzu laut werden zu lassen; und dabey fehlt mir Deine Gegenwart gar sehr. Ich will nicht stärker scheinen, als ich bin, und so will ich Dir gern gestehen, daß mich diese Veränderung unserer Lage wohl bisweilen eine Thräne kostet. Deine Gegenwart würde mir größere Stärke geben; ich würde eher in's Gleichgewicht kommen; mein getroster Muth würde früher zurück kehren. Doch hoff' ich auch so noch obzusiegen, wie es auch immer kommen mag, und mich nicht von einem Schicksale überwältigen zu lassen, das, wie herb es auch seyn mag, doch in Vergleichung mit so vielen andern Möglichkeiten, noch immer sehr erträglich ist.

Odo ist oft recht niedergeschlagen. Er sitzt den ganzen Tag und rechnet, und ist

dann Abends ſo einſylbig, daß mir das Herz ganz ſchwer wird. Manchmal gelingt es mir denn aber doch, ihn mit Hülfe der Kinder aufzuheitern, und dann iſt mir zu Muth, als ob ich einen großen Sieg gewonnen hätte, und meine Kraft wächſt durch den Erfolg. Aber immer geht es nicht. Ich darf es mich auch nicht merken laſſen, daß ich es auf ſeine Erheiterung anlege; ſonſt wird er noch düſterer, oder thut ſich eine Gewalt an, die mir weh thut. Mit Dir, Gute, würde mir das alles leichter werden.

Schreibe mir bald, theure Seele, und melde mir recht vieles Gute von Dir, Deinem Manne und Deinen herrlichen Kindern. Küſſe die lieben, fröhlichen Geſchöpfe vielmals in meinem Nahmen. Du glaubſt nicht, wie ich mich nach Deinen Briefen ſehne, und wie ungeduldig ich jeden Poſttag erwarte, der mir Nachricht von Dir bringen kann.

An Dieſelbe.

Den 28. April. 1800.

Mitten in der Verwirrung, in der ich jetzt lebe, meine geliebte Henriette, kann ich doch nicht unterlaſſen an Dich zu ſchreiben, damit Du nicht glaubſt, ich ſey krank. Ich träumte dieſe Nacht, Du ſuchteſt mich ängſtlich in Deinem Garten, und riefſt mich; und über dem Rufen wacht' ich auf, und konnte nicht wieder einſchlafen. Da iſt es nun nach dem Aufſtehen mein Erſtes, daß ich mich an eine ledige Ecke des Tiſches ſetze, um mit Dir, Du theure und geliebte Freundin, bis die Kinder erwachen, zu plaudern.

Seit drey Tagen iſt das Oberſte bey mir zu Unterſt gekehrt. Wir haben entbehrlich gewordenes Geräth verkauft; und da iſt ein Hin- und Hergehen der Käufer und Träger, und ich muß überall bey der Hand ſeyn. Iſt

das vorbey, so geht es an das Ausziehen, wobey wieder des Kramens und Ordnens kein Ende ist. Niemand ist dabey vergnügter als die Kinder. Die kommen durch so ein Zerstören und Durcheinanderwerfen eben recht in ihr Element.

Einige der ältern Möbeln habe ich als Andenken meiner Mutter doch erhalten. Von dem schönen Mahagoni-Schreibtisch aber hab' ich mich trennen müssen. Es war in unserer künftigen Wohnung kein Platz dazu. Es hat mir Schmerzen gemacht. Auch die meisten Kupferstiche und andere Bilder sind verkauft; nur etwa ein Dutzend der Besten haben wir zurückgestellt, und die sollen Odos Zimmerchen zu einer kleinen Bilder-Galerie machen. Vieles ist schon recht artig darinne aufgeputzt. Uebermorgen schlafen wir zum erstenmal dort; mein Mann aber soll das Haus nicht eher betreten, als bis Alles geordnet ist. Ich denke, es soll ihn

erheitern, wenn er aus aller der Wirthschaft hier in die neue, reinliche Wohnung tritt. Der erste Eindruck thut da viel. Oft ist er gar zu trübe, und ich fürchte fast, er ist es um meinetwillen. Darum geb' ich mir auch alle Mühe recht heiter zu seyn, und scherze oft mehr, als mir um's Herz ist. Doch muß ich auch dabey mich vorsehen; denn oft ist er für den Scherz allzu weich.

Unter der Hand hab' ich in diesen Tagen einige Abschiedsbesuche gemacht. Da kam ich auch zu der armen Sophie Wiesand, die seit einigen Monaten an einem schleichenden Fieber langsam stirbt. Ich hatte sie lange nicht gesehen, und wahrhaftig ich fuhr zusammen, als ich die vormals so blühende Gestalt blaß und abgezehrt in ihrem Krankenstuhle sah. Sie hatte meine Ueberraschung bemerkt und sagte in Beziehung darauf: „Ich habe mir schon seit mehreren Wochen den Spiegel nicht mehr reichen las-

ſen; die Perſonen, die die Güte haben, mich zu beſuchen, laſſen mich in ihren Augen die Zerſtörung leſen, die die Krankheit in mir macht. Sie hat nur noch wenig zu thun übrig.“ Ich ſetzte mich zu ihr, frug und tröſtete, ſo gut ich konnte; aber gegen meine Ueberzeugung, und vielleicht auch gegen die ihrige. Doch iſt ihr Aug' noch ſehr hell; ihr Geiſt wie immer; ein leiſes Roth ſpielt noch dicht unter den Augen auf ihren Wangen. Auch die liebenswürdige Anmuth ihrer beſſern Zeit iſt noch nicht von ihr gewichen. Ich hatte im Treibhauſe einen Strauß für ſie mitgenommen. Sie nahm ihn freundlich und dankbar an: „Dieſe Blumen ſollen mich in mein Grab begleiten“ ſagte ſie mit ſchmerzlichem Lächeln. „Ich habe mich immer an Blumen gefreut, fuhr ſie fort, und in meinem Garten konnte ich bey dieſer Beſchäftigung die Welt und Alles vergeſſen. Mit welcher Sehnſucht

hab' ich diesem Sommer entgegengesehen! Ich hoffte, er sollte mir Genesung bringen. — Nun, was er mir bringt, ist auch ein Genesen." Da sie diese traurigen Worte mit ruhiger Fassung sprach, hielt ich meine Thränen nur mit Mühe zurück; aber ganz in ihr Schicksal ergeben schien sie doch nicht. Ihre forschenden Blicke schienen tröstende Worte zu fordern. Ich sprach meine Wünsche als Hofnungen aus, und da mich ihr Zustand sehr rührte, und ich ihr das nicht verbergen konnte, so schien sie Freude über meine Theilnahme zu fühlen, und drückte mir mehr als einmal recht dankbar die Hand.

Wie störend war mir in diesem Augenblicke das Hereinflattern des Mannes, der, nach einigen flüchtigen Worten an seine Frau sich mit mancherley Fragen an mich wendete, den Verlust der angenehmen Nachbarschaft beklagte, mir zum Einzuge in die neue

Wohnung Glück wünſchte, ſich meinem Manne angelegentlichſt empfehlen ließ, und ſo wieder verſchwand, ohne etwas anderes als die Erinnerung an ein nichtiges, hohles, in Weltformen verlohrenes und aufgelößtes Weſen zurück zu laſſen. — Gleich darauf kam noch anderer Beſuch, und ich entfernte mich mit der traurigen Ueberzeugung, dieſe liebenswürdige Frau zum letztenmale geſehen zu haben. Ihre leidende Geſtalt ſteht mir immer vor Augen, und daneben ihr blühendes Bild, wie ſie noch vor wenigen Jahren war, die Freude aller, die ſie kannten; von mancher beneidet, doch von den meiſten geliebt. Kein Wunder, daß es ihr ſchwer wird, aus einem Leben zu ſcheiden, wo ſie ſo viele Freude um ſich verbreitete. Ach und wie iſt dieſes Scheiden ſelbſt ſo hart! wie wird ſo langſam jeder einzelne Faden zerſägt, bis endlich auch der letzte mühſam und zögernd reißt!

Warum muß ich mit einem ſo traurigen Bilde ſchließen? — Aber es wird ſchon ganz lebendig in der Schlafkammer meiner Kleinen, und da habe ich auf das Schreiben keine Gedanken mehr. Nun, das iſt ja doch wieder etwas heiteres. — Sobald ich aus meinem jetzigen Gewirr heraus bin, erhälſt Du wieder einen Brief. Bis dahin, Theure, lebe wohl. Schreibe mir bald und viel. Ein Brief iſt freylich kein Beſuch; aber er iſt doch der einzig mögliche Erſatz, und wahrhaftig, ein recht erfreulicher, wenn er Gutes bringt. Grüſſe und küſſe alle Deine Lieben von mir.

An Dieſelbe.

Den 9. May.

Seit acht Tagen, liebe Henriette, bin ich in meiner neuen Wohnung eingerichtet, und obgleich auf weniger als auf die Hälfte

des vorigen Raumes beſchränkt, doch immer noch bequem genug. Wie vieles iſt nicht überflüſſig für das Bedürfniß in einem Haushalte, wie unſer voriger war! und wie unendlich viele Menſchen begnügen ſich mit weniger, als ich jetzt habe, und ſind vergnügt! Auch ich will es ſeyn. Iſt nur Odo erſt wieder ganz in dem vorigen Gleis, ſo ſoll, denk' Ich, mit Gott Alles gut gehen. — —

Sehr ſchwer wurde mir freylich das Herz, als es nun dazu kam, daß wir unſer liebes Haus verlaſſen ſollten. So viele theure Erinnerungen! das Andenken ſo ſchöner und glücklicher Tage! die heitere Ausſicht! der Garten mit ſo vielen lieben und traulichen Plätzchen! Alles das ſollte nun nicht mehr mein ſeyn; ich ſollte es zurücklaſſen, vielleicht ohne es je wieder zu ſehen! — Aber was war zu thun? Der neue Beſitzer drängte; in den entlegenern Zimmern wurde

ſchon für ihn gearbeitet; und als in den letzten Tagen der Verkauf unſerer Geräthſchaften und die Vorbereitungen zum Auszuge angefangen hatten, wurde ich allmählig in meinem eigenen Hauſe — freylich auch nicht mehr mein eigen — ganz fremd. Das half auch. Und da nun alles ausgeräumt war, durchlief ich noch einmal die ausgeleerten Zimmer, dann zum Garten hinab, zu jeder theuern Stelle, auf den Roſen-Hügel, unter die große Laube, in das Gebüſch und zu dem heimlichen Sitze, wo wir am Vorabende Deines Weggehens noch eine ſo wehmüthige Stunde hatten. Ich weinte mich noch einmal recht ſatt, und ich hätte mich wohl ſo bald nicht losgeriſſen, wenn mich Odo nicht gerufen hätte. Nun trocknete ich mir die Augen, ſo gut es gehen wollte, und wir gingen zuſammen in das neue Haus — ſchweigend freylich und ohne uns anzuſehen. Auch ihm war das Herz allzuvoll.

Als wir auf die Brücke kamen, hüpfte uns Karl schon entgegen, und hing sich dem Vater an die Hand, und in der Hausthüre stand meine Justine mit Ida auf dem Arme, und das Kind streckte beyde Hände nach mir aus. Da war doch alles vergessen über dem süßen Willkommen. Wie könnte auch in einem Mutterherzen der Schmerz gegen das Lächeln eines Kindes wiederhalten? Ich nahm den kleinen Engel auf den Arm; Karl führte den Vater im Hause herum; alles stand schon recht ordentlich nach der vorhergemachten Anordnung. Mein Mann fand jetzt auch alles viel besser und wohnlicher. Ich führte ihn nun selbst in sein Zimmerchen ein. Es ist ganz mit Bildern behangen; am Fenster der Schreibtisch; etwas weiter unten das Piano; gegenüber der Sopha. Er fand alles gut, heiter und bequem. Da war ich wieder froh, ihn so zufrieden zu sehen.

Neben der Stube meines Mannes iſt eine ſchmale Schlafkammer, gerade groß genug, um neben zwey großen Betten auch die der Kinder aufzuſtellen. Karl freute ſich ſehr über das ſeinige, und daß er zwiſchen Vater und Mutter ſchlafe. „Da brauch' ich mich gar nicht zu fürchten, ſagte er, und wenn ich des Nachts aufwache, ſo kann ich gleich fühlen, ob der Vater und die Mutter da iſt.“ — Dann kömmt mein Stübchen, und auch an dieſem eine ausgeweißte Kammer mit einem Fenſter nach dem Garten unſers Nachbars. Aufgemacht darf das Fenſter freylich nicht werden; aber ich ſehe doch in das Grüne hinein, und gerade um das Fenſter wölben ſich zwey Silberblüthen-Bäume, und die Blumentrauben hängen wie Kränze darum her. An dieſer Stelle hab' ich mir ein Tiſchchen eingerichtet, und ich kann im Sommer hier recht bequem ſitzen und arbeiten.

Auch ein eigenes Gärtchen hab' ich mir eingerichtet, zwar nur ein ſchwebendes; aber waren die Gärten jener alten Königin nicht auch ſchwebend? Vor dem Saalfenſter nach Morgen zu, haben etwa zwey Dutzend Töpfe Platz, in denen ich mir eine artige Blumen-Flor halten kann. Das iſt dann doch auch etwas. Unſer Philipp zwar, der ſonſt ſein Weſen in dem großen Garten hatte, und dort immer auf neue Anlagen und Einrichtungen ſann, ſchüttelt gar ſehr den Kopf bey dieſen Semiramis-Gärten, die er kaum ſeiner Aufmerkſamkeit werth hält, indem er meint, es käme doch dabey nichts rechtes heraus. Ueberhaupt iſt dieſer der Unzufriedenſte im Hauſe. Er klagt über zu viele müſſige Zeit; er ſey ein altes, unnützes Hausgeräth, und was dergleichen mehr iſt. Ja manchmal hadert er recht mit dem Himmel, daß er ihn ſo lange leben laſſe. — Es iſt wohl war, daß er uns jetzt ziemlich unnütz

iſt. Aber hätten wir den alten treuen Diener, der uns vom Vater zugeerbt iſt, der meinen Mann noch auf den Armen getragen, hätten wir ihn verabſchieden können? Geſtern iſt ihm endlich eingefallen, um doch etwas zu thun, wie er ſagt, ſich Geräthe zu Papp-Arbeiten anzukaufen, und heute ſitzt er dabey und ſchneidet zu, und mißt und klebt zuſammen, als wenn er um das tägliche Brod pappte. So wird er mir auch ſchon wieder heiter werden.

Meine Juſtine hingegen iſt ſchon jetzt recht vergnügt. Sie ſetzt ihren Stolz darein, alle Arbeit allein zu beſtreiten, und ſie hat ſich ordentlich wieder verjüngt, ſeitdem ſie keine Gehülfen mehr hat. Sie hört auch nicht auf die helle, bequeme Küche zu preiſſen, und das geräumige Waſchhaus daran — ob ſie gleich das Alles ſonſt viel ſchöner hatte — aber eben als ob ſie mich tröſten wollte; und es gibt nichts, womit ſie mir

Freude zu machen glaubt, was ſie nicht thäte. Iſt es nicht ein Glück, ſo gute Leute um ſich zu haben? — Noch einige Wochen und wir ſind alle eingewohnt, und dann wahrſcheinlich eben ſo glücklich in unſerer Beſchränkung, als wir früher bey einem gröſſern Wohlſtande waren. —

Die arme Sophie W. iſt vorgeſtern geſtorben. Schmerzlich riſſen die letzten Fäden ihres verkümmerten Daſeyns. Sie ſah ſich recht eigentlich ſterben, denn ihr Bewußtſeyn blieb klar bis zum letzten Augenblicke. Sie wird ſehr beklagt. Auch in ihrem Hauſe iſt ein groſſes Wehklagen, ob ſie ſchon während ihres Lebens wenig Freude da hatte, und die Schweſter ihres Mannes, die ihr alles nur mögliche Ungemach zufügte, kann nicht aufhören, den Umfang und die Tiefe ihres Schmerzes mit Worten zu ſchildern. Das iſt nun das Leben ſo vieler Menſchen. Ein Betrügen hinüber und herüber,

ein Repräsentiren und Heucheln, selbst an dem Sarge, der doch wohl am ersten Wahrheit und Aufrichtigkeit predigen sollte! Aber es ist nur allzu wahr, daß die schlimmsten Tauben die sind, die nicht hören wollen; und was mag es helfen, so harten Herzen Propheten zu senden? Es ist doch nur ein Predigen in der Wüste, und ich möchte eher glauben, daß sich Felsen und Bäume nach dem Worte der Wahrheit wenden, als daß jene Hartöhrigen am Herzen die Stimme der Liebe und des Todes hören und verstehen könnten. —

Ich muß Dich verlassen für heute. Tausend Grüsse an alle die Deinen. Karl küßt die gute schöne Pathe. Du glaubst nicht, was mir der Knabe für Freude macht! Doch warum solltest Du es nicht glauben, da Du selbst so viele Freude an Deinen Kindern hast? Küsse sie alle die holden Engel in meinem Nahmen.

Den 16 December. 1800.

Ich glaube nicht genug eilen zu können, liebſte Henriette, um Dir zu ſchreiben, daß wir uns alle Gott lob wohl befinden, damit Du nicht durch frühere Nachrichten von dem, was unſer Städtchen betroffen, unſertwegen in unnöthige Beſorgniß geräthſt. Dem Himmel ſey es gedankt, wir ſind bey dieſem großen Unglücke frey von Gefahr und Schaden geblieben. Möchte ich daſſelbe auch von unſern armen Mitbürgern ſagen können, und möchte das Elend, das ich täglich vor Augen ſehe, mich nicht immer von neuem an die Schreckniſſe erinnern, die uns in der Nacht vor dem heiligen Abend umringten. Die ganze Seite der Stadt, wo wir ſonſt wohnten, von der Annen-Kirche bis an die Bleichen liegt in der Aſche, und von der ganzen Reihe von Hütten, die dort an der Wieſe hinauf liegen, iſt nur die letzte erhalten worden. Alſo die ärmſten

leute ohne Obdach in der strengsten Jahreszeit, und die meisten ihrer geringen Habe beraubt, also ohne Kleider und Nahrung. Das Feuer brach gegen Mitternacht, da alles noch im ersten Schlafe lag, mit gewaltiger Wuth aus; mehrere Menschen werden vermißt. Wir waren glücklicherweise noch auf, da Odo mir vorlas. Die Kinder wurden sogleich aus den Betten genommen und angezogen; mein Mann und Philipp eilten zu Hülfe; ich entwarf meinen Rettungsplan im Falle die Flamme uns näher käme. Aber Odo schickte mir bald Nachrichten, die für uns beruhigend wären; das Feuer hatte sich ganz nach der Abendseite gewendet, und da liegt denn nun auch unser ehemaliges Haus über die Hälfte in Schutt und Asche. Erst als der Tag anbrach, kam mein Mann zurück, um sich umzuziehen; er war ganz durchnäßt und mit Asche bedeckt. Eine Stunde darauf schickte er mir durch Philipp

drey Kinder, die zwiſchen den brennenden Häuſern mit Lebensgefahr umherirrend nach ihren Eltern geſchrien hatten. Eines davon iſt ſeitdem wieder von den Eltern abgeholt worden; aber zwey ſind mir noch geblieben, arme kränkliche Geſchöpfe, die faſt nackt den Flammen entronnen waren. Gegen Mittag hörte das Feuer auf, und nun ſah man erſt den ganzen Umfang des Elends. Es mußte Hülfe geſchafft werden für die vielen, aller Mittel beraubten Abgebrannten, und da kamen mir meine kleinen Vorräthe für das Feſt gut zu ſtatten. Von einem Chriſtabend war natürlich nicht mehr die Rede; faſt der ganze Kleidervorrath der Kinder mußte geleert werden. Jedes gab her, was es nur immer entbehren konnte, und doch wie wenig war das bey der Menge der Bedürfniſſe! — Wie das Alles die Thätigkeit meines Mannes in Anſpruch genommen hat, kannſt Du Dir vorſtellen. Seine ganze Kraft, ja,

alle ſeine Heiterkeit ſcheint zurückgekehrt. Während wir im Hauſe für die Abgebrannten backen und kochen und zuſammen nähen, was wir finden, iſt er beſchäftigt, die Dürftigen unterzubringen, Mittel von allen Seiten herbey zu ſchaffen, und in der allgemeinen Verwirrung Ordnung zu machen. Er iſt die Seele des Ganzen. Jedermann wendet ſich an ihn, und er weiß für Alles Rath. Ich biete mit Freude zu Allem die Hand, und Ode's Glaube an meine Anſtelligkeit ſcheint ordentlich gewachſen. Er zieht mich oft zu Rath, und vertraut mir manches an, was er ſelbſt nicht ſogleich beſtreiten kann. Sieh das macht mich recht ſtolz, und noch mehr glücklich als ſtolz. Oder gäb' es eine größere Freude auf Erden, als von einem ſolchen Manne geachtet zu ſeyn?

Meine Kleinen gedeihen auch recht wunderſam. Karl fängt ſchon an zu leſen, und bringt oft mit Selbſtzufriedenheit ſein Buch

auf meinen Schoos und lieſt die Sylben mit groſſem Eifer zuſammen. Daß man ihm hilft, mag er nicht leiden. So lebhaft er iſt, ſo folgſam iſt er doch, und die Aeuſſerungen ſeiner Zärtlichkeit, oft mitten im wilden Spiel, bringen mich oft zu Thränen, oft auch zum Lachen. Bisweilen thu' ich auch wohl beydes zugleich. Jetzt erſt fühl' ich recht, wie man ſich um eines andern Weſens willen ſeiner ſelbſt ſo ganz entäuſſern kann, und wie man erſt durch dieſe Entäuſſerung recht glücklich wird. Auch meines Mannes Gefühl iſt das, und alle Strahlen unſerer Liebe brennen in dieſem Einen Punkte, in der Liebe zu unſern Kindern, zuſammen. Auch Ida iſt gar lieb und hold. Seitdem ſie anfängt zu ſprechen, ſieht ſie ſo klug in die Welt, und horcht ſo verſtändig auf jedes fremde Wort! — Wie man aber oft wunderlich iſt! Wenn ich mich ſo recht innig an den geliebten Weſen freue, fährt es mir

bisweilen durch den Sinn, daß ich nicht mein Herz gar zu sehr an sie hänge. Kann das Herz einer Mutter zu sehr an ihren Kindern hängen? — —

Odo verlangt mich; ich muß schließen. Wann werden wir wieder einmal recht von Herzen mit einander plaudern, wie in der vorigen, guten Zeit? — Ach ich darf gar nicht daran denken. — —

Den 14. Januar. 1801.

Allmählig fängt es an ruhiger bey uns zu werden; die alte Ordnung kehrt wieder zurück, und ich darf, ohne beständige Unterbrechungen zu fürchten, wieder an Dich, meine geliebte Freundin, schreiben. Dein letzter, lieber Brief hat mir sehr wohlgethan, und gerade weil er in die Verwirrung, in welcher wir lebten, ein so schönes und stilles Bild von Heiterkeit und Ruhe stellte. Wie

kann ich Dir ſagen, wie innig mich das gerührt hat? Möge Dir Gott das Alles auch in der Zukunft erhalten, dieſes Zuſammenſtimmen Deiner äuſſern Lage mit Deinen innern Verhältniſſen, dieſe Freude an Deinen herrlichen Kindern, dieſe ungetrübte Eintracht mit Deinem trefflichen Manne, und dabey die glückliche Heiterkeit Deines Weſens, die all das Glück ſo recht zu genieſſen weiß, und es zum Theil eben erſt ſchafft! — Oft wenn ich den Schmerz über unſere Trennung noch nicht beſiegen kann, und mir bey dieſem und jenem Anſtoße, am meiſten aber ſo recht mitten in einer innigen Freude, Deine Nähe fehlt, ſo danke ich doch Gott, ſie mir eine Reihe von Jahren hindurch gegönnt zu haben. Laß mich das immer ausſprechen; es iſt mein wahrſtes und innigſtes Gefühl. Oft biſt Du, meine Henriette, das Licht und der Stern geweſen, der meinen Weg erleuchtet und meine Schritte ge-

lenkt hat. Mein gutes Willen hätte mir nicht genügt. Aber da kam zuerst Deine Erfahrung meiner Ungewißheit zu Hülfe. Du nahmst mein Vertrauen so freundlich auf; meine Zuversicht wuchs; Dein heiterer heller Sinn erweckte den Meinigen. Und wenn ich jetzt mit einem freyeren Blick in die Welt schaue, wenn ich mich in meinen Verhältnissen mit grösserer Sicherheit zu bewegen weiß, wem bin ich es schuldig, als Dir, als Deiner Nähe, und Deinem Beyspiele? Aber glaube mir, ich bin auch gewiß dankbar dafür. Ich habe Dich immer in Augen und im Herzen, und es vergeht kein Tag, wo ich Gott nicht für das Glück Deiner Freundschaft danke.

In unserm Hause ist jetzt wieder ein ganz heiteres Leben. Seit dem Brande hat Niemand Zeit gehabt an sich selbst zu denken, und während jedes so viel mit andern zu thun hatte, sind wir einander alle, ich weiß

nicht wie, näher gerückt und unentbehrlicher geworden. Philipp ſelbſt, der wortkarge, iſt mit einem Mal, als ob ihm ein Glück wiederfahren wäre, ganz beredt geworden. Er hat meinem Manne treffliche Dienſte geleiſtet, und ſonſt auch jedem, wo ſich Gelegenheit fand. Da er gerade eine Kiſte ſeiner zierlichen Papparbeiten, womit er ſich in müſſigen Stunden beſchäftigt, zum Neujahrsmarkt in die Reſidenz geſchickt hatte, hat er den ganzen Erlös davon zur Unterſtützung der Abgebrannten verwendet, und wo er ſich ſehen läßt, begegnen ihm freundliche Geſichter dankbarer Schuldner. Seine vorzügliche Sorge wendet er auf die Kinder, und er verſchneidet, was er entbehren kann, zu den nöthigen Kleidungsſtücken für die armen Kleinen. Auch meine zwey Waiſen hat er ganz unter ſeine Obhut genommen, als ob ſie ſeine eignen Kinder wären. Juſtine kann jetzt gar nicht aufhören, ihn zu

preisen, und vergibt ihm sein in sich gekehrtes Wesen und seine Sarkasmen auf die weibliche Geschwätzigkeit, die ihr sonst immer ein Anstoß waren. Wie diese selbst aber mir in diesen Wochen beygestanden und Alles erleichtert hat, ist kaum zu sagen.

Von meinem trefflichen Odo hab' ich Dir schon geschrieben, wie sehr seine Thätigkeit in Anspruch genommen worden ist. In den ersten Tagen, nachdem das Unglück geschehen war, sah ich ihn kaum, und immer nur auf wenige Augenblicke. Auch dankt ihm hier Jedermann die schnelle Wiederherstellung der Ordnung und die wohlthätigen Anstalten, die für das Unterbringen und die Erhaltung der armen Leute getroffen worden sind. Am Sylvester-Abend hatt' ich ihn endlich, wie es mir denn auch nach Weiberrechte gebührte, einmal wieder, und wir saßen recht froh und heimlich zusammen, und gedachten, wie in voriger Zeit, des

Jahres, das uns eben den Rücken kehren wollte. Dankbar ließen wir alles Gute vor unſern Augen vorüberziehen, was es uns gebracht und erhalten hatte, und immer fiel bald dieſem, bald jenem etwas neues ein, deſſen wir uns zu freuen hatten. Es war ein recht ſeliger Abend. Immer ging es bey mir nicht ohne Thränen ab; aber es waren die erquickenden Thränen der Freude, die wie ein friſcher Thau auf das Herz fallen, und ſo recht in Gott vergnügt machen. Meine Kinder lagen in ihren Betten in der Ecke des Zimmers; die Zeit glitt über ſie hinweg, ohne daß ihre Schwingen ſie berührten; ſie ſchliefen ſo leiſe aus der Gegenwart in die Zukunft hinüber! Als es Mitternacht ſchlug, ſtand ich mit Odo vor ihnen. Ihre Wangen glühten; Karl zog einigemal die Augenbraunen zuſammen, als ob er zürnte; Ida lächelte. Wir ſahen ſie lange an; dann uns, dann ſie wieder. Die

Freude der Gegenwart und die Hoffnung der Zukunft mischte sich in unserem Herzen. Es war ein Vorgefühl des Himmels, solche Fülle der Freude; Alles so nah' um uns, in uns; so eng beschränkt, und doch so reich, so unendlich reich!

Wir sprachen noch lange über das, was glücklich mache, und waren ganz einig, daß wir jetzt, ob schon in weit beschränktern Verhältnissen, doch nicht minder glücklich wären als ehedem. „Es ist ein gar gemeiner und thörigter Wahn, sagte Odo unter andern, daß der Mensch glaubt, sein Glück nach dem Umfange der Gegenstände messen zu müssen, die er als die seinigen umfaßt, ob er schon täglich gewahr werden kann, daß nichts sein ist, als was er im Herzen trägt. Ich träumte sonst auch, fuhr er fort, von solcher Größe, und um den an sich gemeinen Gedanken zu veredeln, knüpfte ich Plane von politischer Wirksamkeit und Weltverbes-

ſprung an, die, ſo meint' ich, auf einen hohen Standpunkte von Reichthum und Anſehen unfehlbar gelingen müßten. Der erfahrungsloſen Jugend erſcheint Alles, was in der Ferne liegt, groß, und weil ſie von der Höhe ihrer Hofnungen über alle Unebenheiten des Weges hinwegſieht, leicht auszuführen. So ging es mir auch. Und als mich Erfahrung und Weltkenntniß allmählig von jener Hofnung herabzog und auf den rauhen Boden der Wirklichkeit ſtellte, ward ich zuerſt ganz ſchwermüthig, als ob mir etwas weſentliches entriſſen wäre, und ich klagte die Welt und die Menſchen an, die keinen Sinn für das Große hätten, und die Gelegenheit es zu thun muthwillig verabſäumten. Dieſe Klagen ſind vielleicht nicht ganz ungerecht; aber es iſt thörigt, über die Unthätigkeit anderer zu trauern, während man ſelbſt die Hände in den Schoos legt. Ein jeder, wie hoch er auch ſtehe, kann doch

mir das recht thun, was ihm zunächst liegt; und es ist nie der Umfang dessen, was einer treibt, sondern die fromme Gewissenhaftigkeit, mit der er es treibt, was ihn zufrieden und glücklich macht. Die Ereignisse der Zeit stellen mich immer mehr auf diesen Weg, und ich erkenne immer deutlicher, daß die meisten umfassenden Unternehmungen, wie gut sie auch gemeint und berechnet seyn mögen, anders erfolgen müssen, als sie gemeint waren, und oft, für die Beschränktheit unsers Blickes wenigstens, mehr Uebel als Gutes hervorbringen. Ist es nicht also frömmer und gewissenhafter, uns an unsere nächsten Umgebungen zu halten, die wir allenfalls noch überschauen können, und hier, wo wir unsers Erfolges gewisser seyn dürfen, unsere Kräfte mit redlichem Eifer anzuwenden? Was ist denn groß oder klein vor Gott? Gewiß nicht das, was nach unserm elenden Maasstabe dafür gilt. —

Indem Odo ſo ſprach, rief Karl im Schlafe mit ängſtlicher Stimme: „Vater, Vater, zu Hülfe! das böſe Pferd,“ und ſchlug dabey mit den Armen um ſich. Ich ſtand auf, deckte ihn zu, und er ſchlief wieder ſo ruhig als vorher. — Glücklicher Kinderſinn! ſagte Odo. Iſt aber der erwachſene Menſch nicht auch ſo, nur daß ſeine Zuſtände etwas weiter von einander liegen? Was ihn jetzt ängſtigt, wovor er flieht, was ihn vielleicht niederwirft — wie lange währt es, und er hat es vergeſſen, und ſchläft auf dem Pfühle ſeiner Sorgloſigkeit fort, als ob nichts geſchehen wäre. Und wenn es einmal zum rechten Erwachen kömmt, werden wir nicht dann die ſchweren Träume belächeln, die uns in dem, was wir Leben nennen, geängſtigt haben?“

Alles, was Odo ſagte, war mir wie aus dem Herzen genommen. Ich habe oft über das Loos der Frauen nachgedacht, das

so eng und beschränkt ist. Stolze Männer belächeln es oft; auch hab' ich große Geister unter den Weibern gekannt, die über Mangel an Raum in der Anwendung ihrer Kräfte klagten. Mir ist mein Leben immer recht glücklich vorgekommen. Wenn man sein Haus eingerichtet, Mann und Kinder besorgt hat, und nun so ganz einsam und still bey einem armseligen Geschäft sitzt, das aber auch geschehen muß, und das armselige Geschäft nun seiner Vollendung naht, und so immer eines nach dem andern, so kann man doch warlich recht selig in sich seyn, so daß man nichts anders wünscht, als daß es stille eben so fortdauern möchte. Du kennst das, Henriette, und fühlst es, wie ich. Wenn ich am Schlusse des Tages meine Arbeit noch einmal mit zufriedenem Blicke durchgemustert und in mein Körbchen gelegt, wenn ich dann noch einmal nach meinen Kindern gesehen und sie der Obhut Gottes

empfohlen habe, dann geh' ich ſo ruhig zu Bett, als ob die Welt mein wäre, und ſteh' am Morgen eben ſo ruhig wieder auf, um denſelben Kreis zu durchlaufen, und ſo immer fort. — Ob wohl der Held, der jetzt die Erde mit ſeinem Nahmen und ſeinen Siegen erfüllt, einen Theil dieſer Ruhe fühlt? — Was meinſt Du? Es mag herrlich ſeyn, bis zum Schwindeln, ſo ſiegbekrönt einher zu gehen. — Aber iſt man glücklich dabey? Macht man glücklich? Und ſind wohl die Tedeum auf blutigen Schlachtfeldern die Abendlieder und Opfer, die Gott wohlgefallen? Sieh', da kannt' ich eine Pfarrwittbe in unſerer Gegend, eine hochbejahrte Frau, die uns bisweilen in dem mütterlichen Hauſe beſuchte, die ſchien mir glücklicher, als alle Helden der Zeit und der Vorzeit, von denen ich je gehört und geleſen habe. Sie hatte ihren Mann, nachdem ſie ihm das zehnte Kind gebohren, nach

einer musterhaften Ehe, an den Folgen einer epidemischen Krankheit verlohren, der ihn sein Beruf ausgesetzt hatte. Ihr Vermögen war sehr beschränkt, und das älteste ihrer Kinder erst funfzehn Jahre alt; aber sie verlohr den Muth nicht. Da sie selbst eine gute Erziehung genossen hatte, so erzog und unterrichtete sie auch ihre Töchter selbst, und als ihre Söhne die Schule besuchten, wachte sie über ihren Fleiß, und brachte sie bald so weit, daß sie wieder andern Kindern Unterricht ertheilen konnten. Eben so unterrichteten die ältesten Töchter ihre jüngern Geschwister und auch, mit Hülfe der Mutter, andere Kinder aus der Stadt; und es war in diesem Hause, so wenig als in einem Bienenstaate, irgend Jemand, von früher Tageszeit bis spät in die Nacht, unbeschäftigt. Alle Hände mußten sich regen, und doch waren alle Gesichter heiter und blühend. Die rastlose Mutter waltete über

Allem, und war allen ein Beyſpiel unverdroſſener Thätigkeit. Oft war ſie in großer Bedrängniß, wie ſie zu erzählen pflegte, aber ihr Vertrauen auf Gott hielt ſie aufrecht, und indem ſie mit gewiſſenhafter Treue ihrem mütterlichen Berufe oblag, ſah ſie ihr Bemühen in ihren Kindern geſegnet. Ich bin jung geweſen, ſagte ſie oft, wenn ſie von ihren Schickſalen erzählte, und bin alt worden, und nimmer ſah ich den Rechtſchaffenen verlaſſen, noch ſeine Kinder um Brod betteln. — Ihre fünf Söhne ſtudirten und genießen noch jetzt, in und außer dem Vaterlande, Anſehen und Ehre; ihre fünf Töchter ſind an rechtſchaffene Männer verheirathet, und ſind eben ſo muſterhafte Frauen geworden, als ihre Mutter war. Dieſe, obgleich oft von ihren Kindern eingeladen, bey ihnen zu wohnen, verließ doch nur ſelten, und immer nur auf kurze Zeit, ihren Geburtsort, wo ſie großer Achtung genoß.

ihrer Haushaltung vorstand, und sich bis in ihre spätesten Jahre mit der Erziehung und dem Unterrichte ihrer Enkelinnen beschäftigte. In ihrem achtzigsten Jahre starb sie nach einer leichten Krankheit in den Armen von zweyen dieser Enkelinnen, die ihr mit rührender Zärtlichkeit anhingen. Nur selten war sie während ihres langen Lebens krank gewesen, hatte keines ihrer Kinder durch den Tod verlohren, und wurde von mehr als funfzig Söhnen, Enkeln und Urenkeln zu Grabe begleitet. War diese Frau nicht glücklich zu nennen? oder war ihr Verdienst kleiner vor Gott, als das Verdienst eines großen Staatsmannes, der ja auch nicht viel mehr thun kann, als das Leben und Treiben der Menschen in dem Gleise der Ordnung zu halten? Gewiß nicht. Es ist ja doch immer nur der Sinn, mit dem jeder das Seine thut, worinn das Gute liegt; und das Scherflein der Wittbe war Gott angenehmer

als der Reichen Ueberfluß. Wahrhaftig das loos der Frauen iſt nicht zu verachten! —

Ich muß aber wohl endlich meiner Plauderey ein Ziel ſetzen. Ausſprechen kann ich mich doch nicht mit Dir — alſo für das nächſtemal. Lebe wohl, Du Gute, und küſſe Deine Kinder von mir; Julchen aber zweymal. — Mit mir iſt es jetzt nicht ganz recht. Ich fühle oft gegen Abend eine flüchtige Hitze, wie Fieber, bisweilen ſtärker, bisweilen ſchwächer, wie meine Mutter in dem letzten Jahre ihres Lebens. Doch bin ich munter dabey, und auch der Arzt ſcheint nicht beſorgt zu ſeyn. — Noch einmal, lebe wohl. Alle die Meinigen grüſſen herzlich.

Den 16. April. 1801.

Ganz verlaſſen und einſam ſitze ich hier neben dem Bette meines armen kranken Karl, um mich durch ſchreiben zu zerſtreuen oder zu ſammeln, wie Du es nennen willſt. Mein

Mann iſt vor acht Tagen in Angelegenheiten der Stadt nach der Reſidenz gereiſt, und ich bin hier mit meiner Juſtine ganz allein, und ängſtige mich um den lieben Knaben, vielleicht mehr als recht und vernünftig iſt. Gleich am zweyten Tage nach Odo's Abreiſe klagte er ſich, und war — wie es bey lebhaften Kindern zu ſeyn pflegt, gleich ſehr hinfällig. Ich fürchtete ein Scharlachfieber; und ſo war es auch. Nun iſt der Frieſel noch nicht recht heraus, und das Fieber ſtark. Er ſchläft viel, und bisweilen, wenn er die Augen aufſchlägt, ſieht er mich ſo fremd an, daß ich glaube, er kennt mich nicht. — Wie mich das Alles ängſtigt! Und die Abweſenheit meines Mannes dazu! Und daß ich auch Dich, Du Gute, und Deinen Troſt entbehren muß!

Ida iſt noch ganz wohl auf, aber ich fürchte, ſie wird der Anſteckung nicht entgehen. Wäre nur Odo hier! Ich wage

noch nicht, ihm etwas zu ſchreiben, um ihn nicht vergeblich zu beunruhigen und ſeine Geſchäfte zu ſtören. Sein Herz hängt an den Kindern, wie das meinige.

Ich rechne etwas auf ihre kräftige Geſundheit — aber ach, was ſind ſolche Rechnungen? Hab' ich ſie nicht ſo oft bey andern getäuſcht geſehen? — Der Arzt iſt geſchickt und ſorgſam; er iſt unſer Freund; er liebt die Kinder. Ich darf alſo keine Vernachläſſigung fürchten. — Und doch — Dir darf ich es wohl vertrauen, wie ich in meinem Innerſten bebe, wenn ſich mir der ſchreckliche Gedanke aufdrängt, und immer wieder aufdrängt. Ich weiß, daß ich Gott vertrauen, daß ich Alles in die Hände der ewigen Liebe legen ſollte. Ach ich bitte Gott, mir dieſes Vertrauen zu geben; aber ich habe nicht den Muth, ihm mein Schickſal anheim zu ſtellen. Ich kann nicht ſagen „Vater, Dein Wille geſchehe!" das Wort erſtirbt

auf meinen Lippen, und wandelt ſich in Bitten um die Erhaltung des Theuerſten, was wir haben.

Könnte das Herz der ewigen Liebe zürnen über die Angſt einer Mutter? Doch ſuch' ich mich aufzurichten, und ſo lang' ich am Tage um den armen Kranken beſchäftigt bin, und Ida mir zu thun gibt, vergeß ich mich wohl. Aber wenn alles im Hauſe ſchläft, und ich ſo allein in dem dunkeln Zimmer bey der Lampe ſitze, und jeden haſtigen Athemzug des fieberglühenden Kranken höre, und nur einzelne verworrene Laute des Träumenden die tiefe Stille unterbrechen, ach, da bin ich meines Kummers nicht Herr, und ich kann ſtundenlang über ſeinem Geſichte hängen und ſpähen und zittern.

Den 17. April.

Ich mußte vorige Nacht die Feder weglegen; der Knabe wurde ſo unruhig. Ich

gab ihm einigemal ein und ſetzte mich an ſein Bett, um ihn zu beobachten. Einmal ſchlug er die trüben Augen auf, fragte nach ſeinem Vater, ſchlang dann ſeine heiſſen Arme um meinen Nacken und drückte mich an ſein glühendes Geſicht. Gleich darauf ſchlief er wieder ein, und ſeitdem hat er ſich nicht wieder ermuntert. Ach und denke Dir mein Schrecken — ſeit einer Stunde iſt aller Frieſel verſchwunden. —

Und nun zeigt ſich auch bey Ida der Anfang des Fiebers, und ſehr heftig.

Ich habe Mühe mich aufrecht zu halten; meine Knie ſinken unter mir ein. Bete für mich, für die Rettung meiner Geliebten, und für meinen Mann.

Den 18. März.

Ach, meine geliebte, meine einzige Freundin. Gott hat mein Gebet nicht erhört. — Hart, hart bin ich darnieder ge-

worfen. — Eine kinderloſe Mutter — und noch kaum ſo glücklich. — Kein Troſt — überall Tod. Ach und Odo iſt fern! Mein armer, armer Mann! — Ich kann nicht mehr ſchreiben. Gott erhalte Dich und die Deinigen.

Amande an Odo.

Den 19. April.

Lies, mein geliebter Mann, dieſes Blatt, das mir an einem dieſer Tage unter dem ſchriftlichen Nachlaſſe meiner Mutter in die Hände fiel:*)

„Als einſt Aſſa am Sabbath in der Schule lehrte, geſchah es, daß ſeine beyden Söhne, die vom Felde kamen und auch nach der Schule eilten, in einem angeſchwollenen

*) Die folgende Erzählung war von der Hand der Mutter Amandens geſchrieben.

Strome ertranken. Sie waren jung und ſchön und des Geſetzes kundig, und bey Gott und Menſchen beliebt. Die Knaben wurden gefunden und der Mutter gebracht. Da weinte die Mutter über ihnen und trug ſie auf den Söller, legte ſie auf ein Bett, und deckte ein weißes Tuch über ſie und betete bey ihnen, bis es Abend ward. Und als die Sonne unterging, kam Aſſa heim und ſein Weib ging ihm entgegen, und als er ſie gegrüßt hatte, ſprach er: wo ſind meine Knaben, daß ich ſie ſegne? Und das Weib antwortete: Sie ſind zur Schule gegangen, um das Wort des Herrn zu vernehmen. Er aber ſagte: Wie ſagſt Du, daß ſie zur Schule gegangen, da meine Augen ſie doch nicht geſehen haben? Da ſchwieg das Weib, und reichte ihm einen Becher Weines, daß er tränke und den Herrn lobe. Und als er getrunken und gelobet hatte, ſprach er wiederum: Wo ſind meine Knaben, daß ſie

auch von dem Weine trinken, und Gott ihren Schöpfer preisen? Da sagte das Weib: Sie werden nicht weit seyn; aber iß und trink und sey wohlgemuth.

Und als Assa gegessen hatte, und fröhlich war in seinem Gott, trat sein Weib vor ihn und sprach: Rabbi, gib mir Antwort auf meine Frage. Jüngst kam ein Mann zu mir und gab mir zwey Perlen, daß ich sie ihm aufhübe, und heut kömmt er wieder und verlangt sie zurück. Soll ich sie ihm geben? — Da sah der Rabbi sie zürnend an und sagte: Will Assa's Weib sich bedenken, ob es wiedergebe, was es empfangen? Denke an das Gebot des Herrn, nicht zu begehren, was nicht Dein ist. Und das Weib antwortete: Ich weiß das Gebot, aber aus Deinem Munde wollte ich's hören, und nicht wiedergeben ohne Dein Wissen."

„Und als ſie ſo geſprochen hatte, führte ſie ihn hinauf zu dem Söller, und weinte bitterlich. Und da Aſſa ſie um die Urſache fragte, zog ſie das Tuch von den todten Knaben hinweg. Da weinte auch Aſſa laut, und jammerte und zerriß ſeine Kleider. Das Weib aber wendete ſein Antlitz weg, und ergriff die Hand des Mannes und ſprach: Haſt Du nicht geſagt, daß man wiedergeben müſſe, was man empfangen? Sieh, der Herr hat ſie gegeben, der Herr hat ſie zurückgefordert. Sollen wir murren. — Da fiel Aſſa ein, und hob ſeine Hände zum Himmel, und ſprach: Der Nahme des Herrn ſey gelobt! Und beyde gingen und lobten Gott!“

* * *

Was Du hier geleſen, geliebter Mann, laß es Dich nicht wundern. Laß uns vielmehr auch, wenn ein Unglück uns treffen

ſollte, ſagen: Der Nahme des Herrn ſey gelobt. Haben wir Gutes empfangen, ſollten wir nicht auch das Böſe annehmen? Wir wollen es annehmen mit ſtiller Ergebung — wenn es auch das Schmerzlichſte wäre.

Das Schmerzlichſte! — Ahnet Dir, guter Odo, was uns geſchah? Soll ich es ausſprechen? Hab' ich nöthig, es auszuſprechen? Oder ſagt Dir Dein bebendes Herz, was wir verlohren? — Ach es ſagt Dir nicht Alles. Muß ich es Dir ſagen? muß ich zum Boten dieſes Unglücks erkohren ſeyn?

Du verließeſt eine ſo glückliche Mutter — ſelbſt ſo glücklich durch Deine Kinder! — Mit frohen Herzen ſchiedeſt Du, auf kurze Zeit nur, und mit frohen Hofnungen. Ach wie ſchrecklich ſind dieſe Hoffnungen zerſtört!

Sie ſtarben an meiner Bruſt, glühend von Fieber. Meine Gebete konnten ſie nicht erhalten; meine Thränen konnten ſie nicht erwecken. Ach dieſe ſüßen Blumen verwelkten an meiner Bruſt. Lächelnd ſchlummern ſie nun neben einander und harren des Tages, der ſie zu einem neuen Leben erwecken wird. Ach warum darf ich nicht neben ihnen ſchlummern, und in meine Arme ſie nehmen und ſo vor Gott treten?

Ich kann Dir nicht mehr ſchreiben. Unſer Freund, unſer Arzt übernimmt das Uebrige. Es wird Dich tröſten — wenn hier etwas tröſten kann — ſeine Fürſorge und den Antheil zu ſehen, den er an unſerm großen Unglücke nimmt. — Ich bin wohl — wenn man in ſo tiefer Betrübniß es ſeyn kann. Ach ich will alles in mir zuſammen ſuchen, was mir Kraft geben kann — wenn Du nur erſt bey mir biſt. — O mein Odo — o Du mein Alles, jetzt mehr als jemals

mein — da ich auſſer Dir nichts, nichts mehr habe.

Amande an Henriette.

Den 12. Mai. 1801.

Dein Brief, meine innig geliebte Freundin, hat mich unausſprechlich erquickt. Er hat die Quellen meiner Thränen von neuem eröffnet, und dieſe Thränen haben mir wohlgethan. Deine Liebe hat ſich mit der Herbigkeit meines Schmerzes gemiſcht, und die tiefe, brennende Wunde gekühlt, die mir der Tod geriſſen hat; und ſo oft ich jetzt meines Verluſtes gedenke, ſteht Dein Bild vor mir, wie ein tröſtender Engel, und deutet mir hinauf zu dem, von deſſen Liebe das Leiden, wie das Gute kömmt. Ich kann jetzt wieder mit mir ſelbſt ſprechen; ich kann beten; und wenn auch Thränen meine Worte erſticken, ſo fühl' ich doch jedesmal das

drückende Band des tiefen, ſtummen Schmerzes gelüftet, das um meine Bruſt gelegt iſt. Habe Dank auch für dieſe Wohlthat, Du Gute! Gott vergelte Dir in dem frohen Gedeihen Deiner Kinder die Fülle der Liebe, die Du mir, der Kinderloſen, erzeigſt. — Auch Obo hat Deinen lieben Brief geleſen. Als er mir ihn wiedergab, zog er mich ſchweigend an ſeine Bruſt, und lag lange in meinen Armen, ſein Geſicht an meine Schultern gedrückt. Dann ſah er auf, die Augen voll Thränen, faßte meine Hand, und ſagte mit wankender Stimme: Sollen wir gegen Gott ſtreiten, Amande?

Seitdem gewinnt der kräftigere Wille ſichtbar in ihm die Oberhand. Er iſt wieder zu den gewohnten Geſchäften zurückgekehrt; er lieſt mir wieder vor, wie ehedem; er ſpricht mehr, und wenn auch unſere Unterhaltung oft die ſchwermüthige Farbe der Trauer hat, oder durch die ſchmerzlichen

Erinnerungen, die ſich freylich oft auch bey der leiſeſten Veranlaſſung vordrängen, unterbrochen wird, ſo löſt doch das Wort die Wurzeln des Schmerzes allmählig los, die ſich bey dem tiefen Schweigen immer tiefer und tiefer ſenkten. Ich will Dir gern geſtehen, daß ich mir bis dahin noch allzu wenig Gewalt angethan, daß ich mich der Heftigkeit meines Jammers vielleicht allzuſehr überlaſſen hatte. Wie ſchwach iſt ein Weib! aber ach wie grenzenlos unglücklich iſt auch eine Mutter, die — ach! ich kann es nicht ausſchreiben. Jetzt richtet mich doch Odo's Beyſpiel ein wenig auf, und ich ſuche alle Reſte zertrümmerter Kraft in mir zuſammen, um nicht durch mein Trauern das Seinige immer von neuem aufzuwecken. Die Aufmerkſamkeit, die ich auf ihn richte, mein Spähen nach ſeiner Mine und ſeinem leiſeſten Lächeln trennt mich von mir ſelbſt, und verſchleyert die blaſſen Todesbilder

wenigſtens von Zeit zu Zeit. Nennen kann ich ſie nicht. Würd' ich es wollen, wenn ich es könnte? Ach es iſt ja der einzige Troſt, der mir übrig geblieben, das Bild dieſer holden Engel in meinem Innern zu beſchauen, und jede Freude, jede Hoffnung, die mir ihr kurzes Daſeyn gab, in meinem Herzen aufzuheben.

Wie ich die Tage hingebracht, in denen mich mein bitteres Schickſal getroffen, will ich nicht ſagen. Kaum weiß ich es ſelbſt. Die wenigen Zeilen, die ich, mit möglichſter Faſſung an meinen Mann ſchrieb, hatten meine ganze Kraft erſchöpft. Ich konnte nichts ſprechen noch denken. Ein ungeheurer Abgrund lag vor mir offen; ich mußte unabläſſig hinabſchauen; alle meine Gedanken gingen in Einem Worte zuſammen. Auch weinen konnt' ich nicht, bis der Sarg geſchloſſen war, der beyde umfaßte; — aber dann verſiegten meine Thränen wieder.

und ich ſah nur das Grab, das ſie aufgenommen, und den Hügel, der die Luſt meines Lebens und alle meine Hoffnungen in ſich barg, vor meinen ſtarren Blicken. So vergingen acht Tage, die ſchrecklichſten Tage, furchtbarer als Tod. — Da kam Odo zurück. Es war ſpät am Abend. Als der Wagen an der Thüre hielt, erſchrack ich ſo heftig, als wär' ich mir eines ſchweren Verbrechens bewußt, das jetzt aufgedeckt und beſtraft werden ſollte. Meine Füſſe zitterten; meine Knie brachen unter mir zuſammen; ich vermochte nicht ihm entgegen zu gehen. So fand er mich neben meinem Bette niedergeſunken. Nur die Arme konnte ich nach ihm ausſtrecken, und er ſtürzte an meine Bruſt. Lange vermochte keines das andere anzuſehen. Da aber Odo meine Hülfloſigkeit ſah, faßte er mich mit ſeinen Armen, und ſetzte mich nieder; lag dann lange vor mir auf den Knieen und verhüllte

ſein Geſicht. Es waren ſchreckliche Augenblicke. Endlich ermannte er ſich, ſetzte ſich neben mich, faßte meine Hände, und ſprach mit bebender Stimme von unſerm Verluſt. Ich hatte nur wenige Worte. Unſere Herzen waren zerriſſen.

So ging ein großer Theil der Nacht hin; an Schlaf war nicht zu denken. Ach der Anbruch des Tages war nicht minder ſchrecklich. Immer pflegte mein Mann den Knaben zu wecken, ihn aus dem Bette zu nehmen und zu mir zu führen; oft auch erwachte Ida um dieſelbe Zeit; dann nahm er auch dieſe auf den Arm, und brachte beyde, und an ſeiner Hand und von ſeinem Arm herab riefen ſie mir ihr „Guten Morgen" zu. — Ach es war kein Augenblick, der uns nicht an unſere Verlaſſenheit mahnte! — Und iſt nicht noch jetzt die tiefe Stille um mich her eine immer erneuerte Erinnerung an die Stille des Grabes? Iſt mir

nicht jedes Ueberbleibsel meiner Lieben, ihr Spielwerk, ihre Kleider, wie ein entseelter Leib, über dem ich Thränen vergießen muß? Alles, alles umher erscheint mir wie ein großer Gottesacker, auf dem wir arme Eltern die Schatten unseres Kinder suchen, und die Ruhestätte bestellen, die uns neben sie betten soll. Ach, ein geliebtes Kind nimmt durch seinen Tod nicht bloß die Freuden hinweg, die es uns gab, sondern auch die, welche es von uns empfing. Das mütterliche Herz unterscheidet sie nicht. Immer ist es mir jetzt, als ob mein Tagewerk vollendet wäre, seitdem diese Engel nicht mehr erwachen, und als ob mir nichts mehr übrig wäre, als mit meinem Schmerz und meinen Thränen auf immer zur Ruhe zu gehen.

Doch will ich fortfahren, mir Gewalt anzuthun; ich will nicht nachlassen; ich versprech' es Dir auf das heiligste. Was wäre

denn unſer Glaube, wenn wir bey jeder Prüfung an Gott und uns ſelbſt verzweifelten? Nicht im Sonnenſchein nur und bey heiterem Himmel erſcheint er uns ja; auch im Ungewitter und Sturm; und ſeine Hand, auch wenn ſie ſchwer auf uns laſtet, hebt uns hinauf. Zeigen uns nicht die, welche vor uns ſterben, den Weg zu ihm? Gehen nicht meine Kinder wie lichte Engel vor mir her? Soll ich mich vielleicht nicht freuen — da mein Ziel wohl nicht lange geſteckt ſeyn dürfte — daß dieſe Lieblinge meiner Seele in ihrer blühenden Unſchuld hinweggenommen worden, ehe die gefahrvollen Prüfungen des Lebens ſie erreichen konnten. Dorthin, wo ſie ſo früh hingerufen worden, will ich meine Blicke richten, und von dem, der mir ſo große Leiden ſendete, wird mir auch Troſt kommen. Iſt mir nicht ſchon die Liebe meines Odo ein großer Troſt? Gott wird helfen, daß ich mich ſeiner würdig mache. —

Lebe wohl, liebe, theure, einzige Freundin. Ach Du glaubſt nicht, wie ich mich nach Deinen milden Worten ſehne, wie weich und labend ſie ſich an mein wundes Herz legen! laß mich nicht lange auf ſolche Tröſtungen harren. Erzähle mir viel, viel von Deinen Kindern. Glückliche Mutter! Gott erhalte Dir dieſes unausſprechliche Glück lange, lange!

Amande an Henrietten.

Den 16. April. 1805.

Gottlob, meine theure Freundin, die peinlichen, qualvollen Tage ſind vorbey, die in dieſen drey Monaten auf uns gelaſtet haben; aber noch immer ſind wir wund von dieſer Bürde, und die Ereigniſſe der Zeit haben einen bittern Nachgeſchmack zurückgelaſſen, der ſich vielleicht nie wieder ganz verlieren wird. Von dem Verlaufe der

Sache ſchreib' ich Dir nichts weiter; Du kennſt ihn. Wäre Dein Albert vom Anfange an hier geweſen, ſo hätte die gräßliche Cabale ihr Haupt nie ſo erhoben; wie er denn in den wenigen Tagen ſeines Hierſeyns ihr den giftigen Schädel wohl auf immer zertreten haben mag. Ohne ihn wäre vielleicht der edelſte und unſchuldigſte Mann ihr Opfer geworden, und hätte die größten Anſtrengungen und den uneigennützigſten Eifer mit dem Verluſte ſeiner Ehre belohnt geſehen. Daß dieſes nicht geſchehen, daß Odo nach ſo heftigen Angriffen noch aufrecht ſteht, daß ſeine Ehre rein und unbefleckt aus dieſer Feuer-Probe hervorgegangen, das danken wir größtentheils der Freundſchaft und Kaltblütigkeit Deines trefflichen Mannes. Möge ihm Gott dafür lohnen. Wir können es nur durch unſere herzliche Dankbarkeit, und durch die immer erneute Erinnerung an den glücklichen Erfolg ſeiner Bemühungen.

Wenn ich in dem Laufe dieſer Ereigniſſe oft mit Schrecken und Angſt wahrgenommen habe, wie mächtig die Lüge iſt, und wie ſchnell ſie emporſchießt, wenn ſie einmal Wurzel gefaßt hat, und unter ihrem Schatten Alles vergiftet, ſo daß ich oft ganz verzagte, ſo hat denn doch der Ausgang die alte und ewige Kraft der Wahrheit bewährt, und Ein Mann, der muthig in das Neß der Lüge zu greifen wagte, hat gezeigt, daß es eben nur eitel Spinngewebe ſind, die aus der Ferne ſo gefährlich ausſehen. So rankt ſich doch der Glaube an die Wahrheit wieder auf, und das Beyſpiel Eines edeln Mannes bekräftigt ihn mehr, als ihn die übelwollende oder feige Menge hat erſchüttern können. Auch mitten in dieſer peinlichen Zeit hat es nicht immer an lichten, ja, an recht glücklichen Stunden gefehlt, wo wir uns recht eng und innig an einander ſchloſſen, und, unter dem Schutze der Un-

ſchuld, über die Anklagen und das Urtheil des charakterloſen Haufens erhuben. Viele von denen, die uns damals auffallend vermieden und ſich bey Seite drückten, nähern ſich jetzt wieder, und möchten gern ihren Zweifel an uns vergeſſen machen, was ihnen auch bey Odo etwas beſſer als bey mir gelingt. Wer verachten kann, dem wird auch das Vergeſſen leichter; aber mich dünkt, daß eben dieſes Verachten eine Kälte in ihm zurückläßt, die ihm ſonſt fremd war. Er verſchließt ſich jetzt mehr in ſich ſelbſt, und die Wolken des Unmuthes ſind noch nicht von ſeiner Stirn weggezogen. So viele Mühe ich mir auch gebe, den ganzen Handel zu vergeſſen, und die Aufmerkſamkeit meines Mannes auf andere Gegenſtände zu lenken, ſo kehrt doch immer die Verwunderung über die Dreiſtigkeit ſo ſchaamloſer Lügen zurück, und an dieſe Verwunderung hängen ſich leicht wieder Gefühle an, die

man gern verbannen möchte. Das hämiſche, tückiſche Weſen mancher Menſchen ſetzt ſich doch gar zu tief; und Odo mag wohl recht haben, daß, wenn jeder andere Schmerz in der Erinnerung ſeine Dornen verliehrt, die Kränkung der Ehre und des guten Nahmens, wenn auch die Wunde gänzlich vernarbt iſt, doch immer nach langer Zeit gleich empfindlich wie im Anfang ſchmerzt.

Meine Geſundheit beunruhigt mich jetzt bisweilen. Die abendlichen Fieberanfälle, die einige Jahre hindurch faſt ausgeblieben waren, haben ſich heftiger wieder eingeſtellt; meine Hände ſind faſt immer heiß, und Odo erſchrack neulich recht, da er mich unvermuthet bey der Hand faßte. Doch wußt' ich es ihm auszureden. Auch meine Nächte ſind oft ſchlaflos, und ich fühle mich dann den Tag über ſo matt und hinfällig, daß ich mich ordentlich auf das Abendfieber freue. Dann fliegt mich bisweilen eine gewiſſe Hei-

terkeit an, und ich meine ſtärker zu ſeyn. Wenn dieß ſo fortdauert, ſo furcht' ich, daß es meine Kräfte allmählig aufreibt, wie es auch bey meiner guten Mutter geſchah. Meine vormalige Luſt am Leben hat ſich ſehr vermindert. Freylich wünſche ich auch noch jetzt, länger mit meinem Manne zuſammen zu ſeyn. Seine treue, innige Liebe macht mich ja ſo glücklich; und ſie bleibt ſich in allen Verhältniſſen gleich; ja, es iſt, als ob das mannichfaltige Unglück, das wir zuſammen erfahren, ihn noch enger an mich gebunden hätte. Darum wird es mir ſchwer, den Gedanken zu faſſen, daß ich mich von ihm trennen, daß ich ihn hinter mir zurücklaſſen ſoll. Aber iſt nicht unſer Leben in Gottes Hand? Iſt nicht auch das Ziel, das er uns ſetzt, ein Beſchluß ſeiner Weisheit, und gewiß dem Heile eines jeden das Beſte?

Die beyden Waiſen, die mir ſeit dem Brande geblieben ſind, machen mir viele

Freude. Sie ſind geſund und kräftig geworden, ſeit ſie bey uns ſind, und jetzt recht brav. Im Anfange koſtete es Mühe, ſie von manchen ſchlechten Gewohnheiten abzubringen und zur Arbeit zu gewöhnen; jetzt iſt dieſes gewonnen, und da wird alles übrige leicht. Auch dieſe Kinder haben Stoff zu ſchändlichen Verleumdungen geben müſſen, und es hat nicht an dem guten Willen der Lügner gelegen, wenn ich jetzt nicht mit meinem Manne in Zwieſpalt lebe. Was iſt nur das für eine Verkehrtheit in den Menſchen, die ſie ſo geneigt macht, ohne den geringſten eigenen Vortheil, andere herabzuwürdigen und ihren guten Nahmen zu beflecken? Iſt es denn ſo erfreulich, unter Laſterhaften und Entehrten zu leben? oder iſt es der Haß gegen Heucheley und Schein, was die Menſchen geneigt macht, auch guten oder gleichgültigen Handlungen ſchlimme Beweggründe unterzuſchieben? Sollte es

as ſeyn, Henriette? und könnte ein reiner
uell ſolches Gift ausſchütten? — —

Wird es Dir nicht möglich ſeyn, dieſen
erbſt zu uns zu kommen? Dein Beſuch
or zwey Jahren war allzu kurz; und —
war vor zwey Jahren! Dein jetziger
nnte Dein letzter ſeyn. Nimm das zu Her-
n und gönne mir, wenn es möglich iſt, die
rquickung Deiner Nähe noch einmal.
ringe von Deinen Kindern ſo viele mit,
s der Wagen faßt. Sie ſollen bey mir
le untergebracht werden. Gott gebe Dir
nd den Deinigen Geſundheit und Freude.

Den 21. Februar. 1806.

In der Stille, die mich umgibt, in
ieſer Einſamkeit, in welcher ich die Uhr
eines Lebens ablaufen ſehe, den Augenblick
wartend, wo mir die letzte Stunde ſchlägt,
ende ich mich ſo gern zu Dir, meine ge-
ebte Freundin, und flechte die Erinnerun-

gen an die heitern Tage unſers Zuſammenſeyns und der ſchönſten Zeiten meiner Ehe, und an die geliebten Toden, die jene Tage verſchönerten, zu Einem Kranze zuſammen, den ich Blume für Blume, Blatt für Blatt, mit den Thränen der Wehmuth benetze. Auch die ſchönen Tage des vorigen Herbſtes liegen vor mir, wie ein anmuthiges und freundliches Land, das die Sonne noch einmal mit liebenden Augen beſchaut, ehe der Schleyer der Nacht ſie einhüllt. Wie wir da jeden Platz, den uns in früheren und beſſeren Zeiten die gegenſeitige Liebe verſchönert hatte, emſig aufſuchten, und jedes Andenken froher Vergangenheit erneuerten — eine lange Reihe von Feſten der heiterſten und unſchuldigſten Art — ſo geh' ich jetzt mit der Seele die eben ſo reiche als einfache Geſchichte jener Tage durch, beſchaue in ihrem Spiegel die ältere Zeit, und vervielfältige mir ſo die letzten Freuden unſerer ſo innigen, ſo lang

und treu genährten Liebe. Auch meinen Odo ſtelle ich oft an die Pforten dieſer Ausſicht, und er liebt Dich ſo ſehr, daß, wo ich Dich ihm zeige, er mir mit freudiger Seele folgt. In Mainau weilen wir dann am öfterſten und liebſten. Dieſes freundliche Oertchen, mit ſeinen Gärten und Wäldchen, in denen es wie ein ſtilles Kind im mütterlichen Schooße liegt, iſt auch ihm von den Zeiten meines Brautſtandes lieb, und wir ſchmücken es wetteifernd mit den Idyllen unſerer glücklichſten Tage aus. Wenn Du uns dann hörteſt, Du würdeſt kaum glauben, daß es die kranke, ſterbende Freundin ſey, die ſo viel und ſo heiter ſpricht: wie denn auch Odo geſtern noch mitten im Geſpräche wie verwundert inne hielt, und mich mit Lächeln betrachtend ſagte: wie hell Dein Aug' iſt, Amande! wie blühend Deine Farben! Die Erinnerung an Deinen Brautſtand hat Dich wieder mit allen bräut-

lichen Reizen geſchmückt. Und dabey drückte er mich mit froher Rührung an ſein Herz. Ach er täuſcht ſich; aber ich laſſe ihm gern den Wahn, daß der Frühling und eine Brunnen-Cur in Mainau mir Geſundheit bringen werde. Dieſer Wahn macht ihn ſo glücklich, und ich helfe ihm ſelbſt die Bilder der heitern Tage ausmahlen, die er dort mit mir zu leben hofft. Wollte Gott, dieſe Hofnungen könnten in Erfüllung gehen! Wie gern blieb' ich noch unter den Lebenden, an der Seite des geliebten Mannes, der mein Freund, mein Lehrer, mein Troſt, der der Vater meiner Kinder iſt, den ich liebe wie mich ſelbſt, der mich liebt wie ſich ſelbſt, und den ich nicht anſehen, an deſſen Verwaiſung ich nicht denken kann, ohne daß mein Herz in Zähren ſchwimmt. Aber ich kann mich nicht ſelbſt hintergehen; und wenn ich es auch wollte, ſo ſteht mir das Bild meiner Mutter vor Augen, und der

Gang der Krankheit, an der ſie in meinen Armen verſchied. Alle Mittel, die ich bis jetzt habe anwenden müſſen, dieſe verzehrende Fieber-Gluth zu dämpfen, haben ſie nur angefacht; und ſtärker als alle Gründe ſpricht ein inneres Gefühl in mir, das mir jede irdiſche Hofnung abſchneidet, und mich über ſie erhebt. Ich ergebe mich auch in den Willen Gottes, und es iſt kein Unmuth, kein Murren in mir, wenn gleich Trauer. Bisweilen gelingt es mir, ſelbſt den Gedanken an die ſchmerzlichſte der Trennungen zu beſiegen, und dann ſehe ich in das Leben hinein als in etwas fremdes, das mich nichts mehr angeht, und woran ich nichts mehr zu fordern habe. Dann wird mir Alles zum Bilde darinn, und was ich vom Glück und Unglück erfahren, erſcheint mir wie einzelne Auftritte, oder wie Licht und Schatten in einem Gemälde, das wir, ohne Beziehung auf uns, nur um ſein ſelbſt willen, mit

Vergnügen beſchauen, aber auch ohne Verdruß verlaſſen, um uns zu einem andern zu wenden. Dieſes andere iſt noch verhüllt; aber durch den Schleyer leuchtet mir eine höhere Klarheit entgegen, und ich ſehe meine Kinder in ihr wandeln und andere Geliebten, nach denen mein Herz ſich ſehnt. Wenn mich Gott in ſolchen Augenblicken von hinnen nähme, wer wäre glücklicher als ich! Doch bin ich auch ſchon ſo glücklich genug, da ich mit Heiterkeit an meine letzte Stunde denken, und mit ruhiger Faſſung auf mein einfaches und ſtilles Leben zurückblicken darf. Das war mein Wunſch von Jugend auf, und ich habe mich oft in der Blüthe meiner Jahre an den Rand meines Grabes geſtellt, mit dem Gedanken, wie ich einſt wirklich daran zu ſtehen wünſchte. So hatte mich meine Mutter gelehrt; ſo würde ich meine Kinder gelehrt haben, wenn Gott ſie mir erhalten hätte. Lehre auch Du, meine ge-

bte Freundin, Deine Kinder ſo; dieſer
edanke des Todes wird den Tod aus ihren
diſchen Freuden nehmen, und eine reine
nd glückliche Heiterkeit über ihr Leben, wie
ber ihre letzte Stunde verbreiten. Ich
offe, mein Kampf ſoll nicht lang ſeyn.
lber was auch Gott in ſeinem Rathe beſchloſ-
en hat, wenn ich nur in den Armen meines
Odo ſterbe, ſo werd' ich auch das letzte
chmerzliche Zerreiſſen der Lebens-Banden
nit unerſchüttertem Muthe ertragen. Ihn
wird es tröſten, meinen ruhigen Tod zu ſe-
hen; und wenn er mir die Augen zugedrückt
hat, wird er ſich freuen, daß meiner Leiden
ein Ende iſt. Lebe wohl, geliebte Freun-
din, und nimm noch einmal den Dank mei-
nes gerührten Herzens für Deine Liebe,
Deinen Rath, Dein Beyſpiel, für alles
Gute, was ich von Dir und durch Dich
empfangen habe. Mit unaustilgbarer Schrift
ſteht es in meinem Innern geſchrieben, die

auch jenſeits des Grabes nicht erlöſchen wird. Grüſſe Deinen edeln Mann. Alle Deine lieben theuern Kinder küſſe von mir. Wenn ich es vermag, ſchreibe ich Dir noch. Deine Dich bis in den Tod

Treu und dankbar liebende
Amande.

Einzelne Blätter von Amandens Hand *).

Umſonſt ſuchſt Du Gott auſſer Dir, haſt Du ihn nicht in Dir ſelbſt erkannt. Aus Deinem Herzen ſpricht er zu Dir, und wenn ſein Wort Deinen Geiſt erleuchtet, dann erſcheint Dir auch in der Sonne ſein Ebenbild, und Du hörſt ſeine Stimme im Sturm und

*) Dieſe Blätter waren, der Handſchrift zufolge, zu ſehr verſchiedenen Zeiten geſchrieben. Der Herausgeber hat ſie in der Ordnung gelaſſen, in der er ſie vorfand.

in dem Brauſen des Waldes. Aber denen, die nicht in ihre eigene Tiefe hinabſteigen, und die ſich ſelbſt zu erforſchen ſcheuen, wird auch der nicht kund, der über der Welt thront. „Wäreſt Du, o Gott, nur ein Körper ohne Leben und der Schatten eines Weſens, ſo würde Deine nichtige Natur die Eitelkeit der Menſchen beſchäftigen. Aber weil Du ſo tief in ihnen ſelbſt wohnſt, wo ſie nie einſprechen, ſo biſt Du ihnen ein verborgener Gott.“

* * *

Wenn ich an meine Nichtigkeit denke, an die Hinfälligkeit dieſes ſterblichen Leibes, an die Beſchränktheit meines Geiſtes, dem durch die Dunkelheit rings umher nirgends ein lichter Pfad erſcheint, an die Schwäche meines Willens, an alle die eiteln Dinge, denen ſo oft die ernſteſten Betrachtungen weichen müſſen, und dann emporſteige zu dem Ewigen, aus deſſen Worte dieſes gren-

zenloſe, unermeßliche All entſprang, zu ihm, dem Allmächtigen, dem Gerechten, dem Heiligen, ſo erbeb' ich in meinem Innerſten; ein unendlicher, bodenloſer Abgrund ſcheint ſich vor mir aufzuthun, und ich ſtehe wie verlohren an ſeinem ſchroffen Rande. Wenn ich aber dann zittere vor Furcht, und meine Knie unter mir brechen wollen, und mein Herz ſich in Demuth vor dem Heiligſten beugt, da geht mir der Stern der ewigen Liebe jenſeits des Abgrundes auf, und es iſt mir, als ob ihre Strahlen ihn ausfüllten, und eine Brücke über ihn webten, die mich zu ihr hinüber leiten ſoll. Ach dann ſchwillt in meiner Bruſt eine unendliche Sehnſucht nach dem, der dieſem All nicht nur zu ſeyn gebot, ſondern es auch an ſeinem liebenden Herzen trägt; der auch mich an ſeinem Herzen trägt, und mich ſeiner Gemeinſchaft würdigt, wenn ich ihn mit Ernſt und Eifer ſuche. In dieſem Gefühle

erhallt die Stimme der Furcht, und ich
hne, daß die Seligkeit des Himmels ſchon
iſſeits des Grabes ihren Anfang nimmt.

* * *

Für wen ſchmückte ſich die Erde mit ei-
nem ſo wunderbaren Reiz, wenn es kein
fühlendes Herz gäbe, das ſie gleichſam an
ſich drücken und durch ſeine eigene Wärme
beleben könnte? Ach ſie ſelbſt iſt kalt und
ſtumm; nur durch Deine Liebe erwarmt ſie;
nur Deine Worte wiederholt ſie, dem Echo
gleich. Aber indem ſie uns wiedergibt, was
ſie von uns empfing, wird ſie uns eben da-
durch theuer, wie der Hülfsbedürftige durch
das Gute, das wir ihm thun. Dann glau-
ben wir ſie beſſer zu verſtehen, indem wir
uns ſelbſt hören, aber mit einer unſchuldigen
Täuſchung und von Selbſtſucht rein.

* * *

Die Stimme der äußern Natur, die so mild sich an unser Herz legt, kömmt sie nicht eben aus unserm Herzen hervor, in welchem das Bild der Harmonie in wechselnden Gestalten, die Idee der ewigen Schönheit und Vollkommenheit ruht? Und jenes Bild und jene Ideen, was sind sie anders als der Abglanz des Unendlichen, die Offenbarung seines heiligen und unerforschlichen Wesens?

* * *

Alle Gegenstände, die zwischen Gott und dem Herzen des Menschen liegen, ohne mit Gott oder dem Herzen verknüpft werden zu können, sind klein, schlecht oder gleichgültig.

* * *

Kann man wohl genug kämpfen gegen die eitle Freude an Dingen, die keinen Werth in sich tragen? Was ist hinfälliger als die Blüthe der Jugend, und die zufäl-

lige Gabe der Wohlgeſtalt? Soll ich mich dieſer Gabe überheben? ſoll ich nach ihrer Bewunderung geizen? ſoll ich mich höher achten deshalb? Mein Gewiſſen ſagt nein, und ich erkenne die Gefahr, die ein eitles Schönthun mit einem ſo hinfälligen Gute bringt. Iſt nicht die Schaam, die ich fühle, wenn ich mich auf ſolcher Eitelkeit überraſche, eine gültige Zeugin meines Unrechtes, und eine Ermahnerin zur Demuth? — Was kann der Baum werth ſeyn, deſſen Früchte Schaam und Reue ſind?

* * *

Die Gewalt der Eitelkeit iſt ſo groß, daß, wenn ihr einmal ein Platz im Herzen eingeräumt worden, ſie bald alles umſtrickt und allein zu herrſchen begehrt. Wie ein Unkraut, das ſich anfangs nur ſcheu und einzeln auf dem Acker zeigt, aber, wenn es nicht ſchnell vertilgt wird, bald die geſun-

den Früchte überwältigt; oder wie der faule Schwamm, der aus feuchten Gebälk hervorbricht, und oft den Einsturz des Hauses nach sich zieht, so besiegt das selbstsüchtige Wohlgefallen an dem eigenen flüchtigen Reize, das eitle Beschauen der eigenen, oft nur eingebildeten Vorzüge, bald jeden Keim des guten Saamens, und löscht in dem Herzen die Funken wahrhafter und edler Liebe aus. Dann flieht die Wahrheit und macht der Lüge Raum, die dem hohlen übertünchten Götzen des vergötterten Ichs ihren widrigen Weihrauch bringt. Aber nicht im Innern nur, auch von Aussen umringt Einsamkeit und Oede ein solches, in sich selbst verliebtes Geschöpf. Wer Niemanden liebt, Niemanden achtet als sich selbst, den liebt und achtet Niemand; und wenn er den Menschen goldene Fesseln anlegte, sie zerbrechen sie, und fliehen mit dem Golde davon. Ein solches Wesen erscheint seinen Umgebungen

wie ein unheilbarer Kranke, der doch nicht für krank gehalten seyn will, und selbst das Mitleiden wie ein herbes Arzneimittel flieht. Es verlangt keine andere Stimme zu hören, als die Stimme der Schmeicheley, und so stirbt es physisch und sittlich mit dem Wahne der Gesundheit und Unverbesserlichkeit dahin, so lang es lebt, von keinem geliebt, und ist es gestorben, von Niemand beklagt.

* * *

Wenn es sich um Recht und Unrecht handelt, so frage Dich nicht: Warum soll ich das thun? warum soll ich das lassen? Solche Fragen verrathen die Neigung zum Unrecht, die Hülfe von Gründen hofft und verlangt. Was die böse Neigung sucht, das findet sie auch leicht, und so treibt sie Dich mit scheinbaren Gründen dahin, wo Du nicht hin solltest. Die Reue kömmt dann zu spät, um Dir die Nichtigkeit jener Gründe

zu zeigen, die den beſſern Willen zum Weichen gebracht haben. Hat einmal Dein Gewiſſen für das Recht oder Unrecht einer Handlung entſchieden, ſo bleibe dabey, und ſieh ſeinen Ausſpruch für unwiderruflich an. Wenn Dir aber dieß ſchwer wird, ſo nimm Gott zu Hülfe, der immer auf der Seite des Rechtes iſt. Durch ihn biſt Du ſtark. Er wird Deine Kraft aufrichten, wenn ſie zu ſinken droht, und die Irrlichter der trügeriſchen Klugheit, die ſich gegen den gewiſſen Geiſt in Dir empören will, auslöſchen.

* * *

Warum zürnen wir auf die, welche von unſern Fehlern ſprechen, und ſuchen ihnen wohl, wenn wir können, Uebels zu thun? Macht uns das unſerer Fehler ledig? oder werden ſie ſich in Tugenden wandeln, wenn wir ſie auf eine ſolche Weiſe in Schutz neh-

men? — Aber der Tadel ſchmerzt. Allerdings. Er erbittert uns. Gegen den, welcher unſere Fehler erkannt hat? Warum in aller Welt? Was ſoll einen Menſchen verpflichten ſich gegen unſere Mängel zu verblenden, oder da Schönheit zu ſehen, wo Häßlichkeit iſt? Wäre es nicht beſſer dieſe Erbitterung gegen uns ſelbſt zu kehren, und den ſchmerzenden Tadel als eine herbe Arznei zu unſerer Beſſerung zu brauchen?

* * *

Eine reiche Quelle großen Elendes in der Welt iſt das Bemühen, den Schein von dem erzwingen zu wollen, was man nicht iſt, und das, was man iſt, verbergen zu wollen. Es iſt kein Ruhm, reich, und keine Schande, arm zu ſeyn; deshalb iſt es thörigt, nach dem Scheine des Reichthums zu ſtreben, wenn man arm iſt, und ſich der Armuth zu ſchämen, die man nicht verſchuldet hat. Dieſe Thorheit legt den Menſchen auf Dornen,

und noch dazu meist umsonst. Eine Frau der großen Welt sagte einmal: „Ich habe mir fest vorgenommen, nie zu lügen, weil ich bemerkt habe, daß man doch Niemanden überzeugt.“ Der Grund ist schlecht; aber an sich ist die Bemerkung vollkommen wahr. Also ausser der peinlichen Mühe, die jene Art von Eitelkeit fordert, macht sie auch noch lächerlich. Daß sie sogar die Quelle sehr strafbarer Handlungen werden kann, will ich gar nicht berühren. Aber was ist achtungswerther, als eine arme Familie, die sich ihrer Armuth gemäß einrichtet, auf die Genüsse der Wohlhabenden Verzicht thut, in treuer Arbeitsamkeit ihr Auskommen sucht, nicht klagt und nicht prahlt, und in ihrer Beschränkung ihr Glück in gegenseitiger Liebe und in Erfüllung aller christlichen Pflichten sucht?

Daß mein Geiſt das Unendliche denkt, daß er in dieſem Gedanken eine Seligkeit fühlt, die weit über alle ſinnlichen Genüſſe hinausgeht, ja mit dieſen gar nicht verglichen werden kann, daß eben dieſe Seligkeit, wenn ich ihren Quellen nachſpüre, mit der Trauer über das Verſchwinden des Sinnlich-Großen ſo eng zuſammenhängt; alles das beweiſt, daß nicht dieſe engbegränzte Welt die Heimath meines Geiſtes iſt. Die beſten Freuden, die ſie ihm gibt, ſind doch nur der Schein einer höhern Freude; ſo wie alles Gute, was ſie bietet, nur ein trüber Abglanz des höchſten Gutes iſt. Das höchſte Gut aber iſt nirgends als in Gott und äuſſer den Grenzen des Endlichen; auch iſt die Sehnſucht darnach, ſo wie die Idee der Heiligkeit, ja, der Tugend ſelbſt, nicht aus der endlichen Welt der Erſcheinungen, ſondern aus dem Reiche der ewigen Wahrheit geſchloſſen.

Von Irrthum umringt, der Schwachheit Preis gegeben, wie kann sich der Mensch zu Gott erheben? Wie kann er die Finsterniß durchdringen, die ihn von allen Seiten umgibt, und den Schleyer zerreißen, der ihm das Licht der ewigen Wahrheit verhüllt?

Meine Augen sehen Gott nicht; meine Arme erreichen ihn nicht; aber in der Tiefe meines Herzens ist Sehnsucht nach ihm. Es verlangt mich Gott zu nahen; aber an die Erde gefesselt, sieh' ich ihm allzufern.

Soll ich darum vergehen in Hoffnungslosigkeit? Soll die Stimme meines Sehnens keine Erhörung finden? Ist die Liebe, die mich zu Gott zieht, nur ein eitler Traum?

* * *

Die Wandelbarkeit der Dinge um uns her, die Täuschungen, denen wir nicht entgehen können, die Ergötzung, die uns viele

dieſer Täuſchungen gewähren, machen den Menſchen oft gegen die Wahrheit gleichgültig. Leicht wähnt er dann, es ſey Alles ein eitles Spiel, oder das Gold der Wahrheit liege in unergründlichen Schachten, ihm unzugänglich, verborgen.

So hart iſt das Loos des Menſchen auf Erden nicht. In der Tiefe ſeines eigenen Herzens wohnt die Wahrheit, unverletzlich und heilig, aber oft unerkannt. Recht und Unrecht iſt kein Betrug. Blicke nur in Dich ſelbſt hinein, und leihe Dein Ohr der Stimme, die aus der Tiefe Dich warnt. Gott iſt die Wahrheit. In Deinem innerſten Heiligthume wohnt Gott, und ſpricht mit Dir noch jetzt, wie er in den Tagen der Unſchuld mit den Menſchen ſprach. Laß nur Stille um Dich her ſeyn; laß nur die Wellen der Begierden ſich legen, und die Stürme der Leidenſchaft ſchweigen, und Du wirſt

den Tröſter vernehmen, der in Ewigkeit unveränderlich iſt.

Aber rein ſey Dein Herz. In den Wohnungen der Lüge und des Truges wohnt der Heilige nicht. Wahr ſey Dein Weſen, ohne Falſch und ungeſchminkt, wie Deine Geſtalt. Wen möchteſt Du auch betrügen durch Heucheley? Die Welt? die Dir doch endlich die larve vom Geſichte zieht. Dich ſelbſt? Kann auch der Menſch ſich ſelbſt entfliehen? Oder den Allwiſſenden?

Was rührt uns mehr, als die offene Unſchuld der Kinder, die für uns ein Spiegel iſt? Ein offenes Geſicht und eine freye Stirn, auf der jeder Gedanke ſich mahlt? Die reine Heiterkeit des Gemüthes, wo die ganze Seele in die Geſtalt tritt, und unſchuldig aus dem Auge ſpricht? Iſt es uns nicht, als ſähen wir durch das helle Aug' hinab in das Heiligthum Gottes? und hat jenes Entzücken, das ſich oft in Thränen ergießt, eine

andere Quelle, als die Freude über die Erſcheinung des Göttlichen in der Mitte der menſchlichen Natur?

Wer möchte nicht wünſchen, das Innere ſeines Herzens zu jeder Zeit und vor jedem Auge enthüllen zu können, und ſich der Welt zu zeigen, wie er iſt? Wer erſchrickt nicht vor dem Gedanken, daß einſt doch alles kund wird, was er mühſam verbirgt? oder daß hienieden ſchon der täuſchende Schleyer zerreiſſen könne, der ſeine Häßlichkeit umhüllt? Iſt Betrug nicht ſchimpflich? oder iſt es ein ſchlimmerer Betrug, falſche Münze für ächte zu geben, als glänzende Worte ohne Wahrheit, Schein ohne Gehalt, und falſche Schminke ſtatt aufrichtiger Farbe?

* * *

So ſchwach ich bin, ſo arm an Kraft, ſo hülflos in mir, und doch ſo bedürftig der

Hülfe, seh' ich zu Gott hinauf, und an dem Vertrauen zu ihm schlingt sich das schwache Reis empor und darf wagen, auf den Staub herabzuschauen, aus dem es entsprang. Eine Welt ohne Gott, der Mensch einsam irrend in seiner Verworrenheit, die schwachen Arme ausstreckend vor sich hin, aufwärts und hinab, ohne etwas zu fassen, das ihm Hülfe verhieße gegen die raubgierige, ewig hungrige, gottleere Natur! — Was bliebe ihm übrig in solcher Verlassenheit, als sich verzweifelnd mit eigner Hand ein Grab zu wühlen, und, um der Angst der Vernichtung zu entgehen, sich selbst in den Rachen des zerstörenden Ungeheuers hinabzustürzen?

Wenn der Mensch allein auf der Erde steht, und alle Herzen, die ihn liebten, in ihr und unter ihr ausgeschlagen haben, und in dem Gewühle der Menge, die ohne Rast

nach ihrem Ziele drängt, keiner bey ihm verweilen will; wenn sein Schmerz einsam auf dem harten Lager stöhnt, und keine Stimme ihm antwortet, als der herzlose Wiederhall; sein thränenloses, glühendes Aug' umsonst ein anderes sucht, und seine starre Hand umsonst nach einer andern greift, und die Kälte der Menschen ihn noch empfindlicher quält, als die Kälte des Winters in seiner düstern Kammer — in diesem Jammer, den so viele jammern, ist doch Eines, was den Verlassenen nicht verläßt, was die Dornen des Schmerzes zerdrückt; Ein Auge ist, das liebend auf ihm ruht, und Eine Hand, die ihn von seinem Strohlager aufrichtet. An dem liebenden Herzen des Vaters der Menschen ruht er denn doch, wie ein krankes Kind an der Brust der Mutter, und vergißt seinen Jammer an dieser Quelle nie versiegender Liebe.

Tempel und Kirchen dem Höchſten zu bauen, ſie auszuſchmücken mit mancherley Prunk, und unter ihren wunderbaren Gewölben, an ihren geſchmückten und erleuchteten Altären die Menſchen zu verſammeln — alles das kann eben ſo gut Eitelkeit als Frömmigkeit ſeyn.

Ein Anderes iſt es, in demuthvoller Stille einen Altar zu bauen in der Tiefe des eigenen Herzens; dieſes zu heiligen zu einem Tempel des Heiligſten; hier ſeine Begierden, ſeinen Stolz, ſeine Misgunſt zu opfern; ein Brandopfer der Liebe hier anzuzünden, und in Eintracht mit ſich ſelbſt und den Geboten Gottes Kraft zum Rechtethun zu ſammeln, im feſten Glauben an Gottes Gerechtigkeit. Auf dieſem prunkloſen Bau ruht das Auge des Ewigen mit liebendem Wohlgefallen; in dieſer unſichtbaren Kirche will er wohnen; in ihr thut er ſich durch fromme Thaten kund, und ſeine

Kraft geht von hier aus, und ruft zur Heiligung und zur Gerechtigkeit auf.

Die Tempel werden einfallen, aber die Frömmigkeit wird nicht vergehen. Die rechte Frömmigkeit aber wird in Thaten erkannt.

In diesem Glauben sind alle guten Menschen Eins. Auch die Böſen erkennen ihn in ihrem Gewiſſen, wenn sie ihn schon durch die That verleugnen.

Ein jeder Baum wird an seiner Frucht erkannt.

Wer Gott fürchtet, und seinen Nächsten liebt, und die Sünde mehr fürchtet, als den Tod, der hat den rechten Glauben.

Recht thun ist des rechten Glaubens Frucht; durch recht thun aber wird auch der Glaube gestärkt. Wenn Du mit dem Munde sageſt, ich glaube an Gott, und thuſt doch

Böſes, ſo iſt keine Wahrheit in Dir. Wer an Gott glaubt, der liebt ihn, und wer Gott liebt, thut den Willen Gottes; und wer ſeinen Willen thut, der erkennet ihn. So ſagt Chriſtus: „Meine Lehre iſt nicht mein, ſondern deſſen, der mich geſandt hat. So Jemand den Willen deſſen thut, der wird inne werden, ob dieſe Lehre von Gott ſey, oder ob ich von mir ſelber rede.“

* * *

Edle Worte, aus der Tiefe des Herzens geſprochen, gehen zum Herzen und treiben edle Thaten hervor. Edle Thaten werden in feurigen Reden geprieſen, und ſo erzeugt ſich fort und fort aus dem Guten das Gute, und Groſſes aus Groſſem.

Die Rede ſoll der Dollmetſcher des Gemüthes ſeyn; dem Dollmetſcher ſteht Treue an. So ſoll Wort und Glaube zuſammen-

ſtimmen. Zeugniß der Uebereinſtimmung gibt die That.

Der Gedanke iſt der Herr; das Wort iſt der Diener des Herrn. Es iſt übel im Hauſe beſtellt, wenn der Diener den Herrn ſpielt.

So wenig der Rock der Mann iſt, ſo wenig iſt das Wort die That. Wo aber Worte für Thaten gelten, da gilt auch der falſche Schwur für Wahrheit, und das Unrecht wird Recht durch den Schein, und die Lüge erhebt frech ihr Haupt.

Es iſt ſchwerer Gutes zu thun als Gutes verkündigen. Aber wer es thut, der verkündigt es auch durch die That, und er iſt eine Zunge Gottes, wenn ſchon ſein Mund ſtumm iſt.

Du aber lehrſt: Kleide den Nakten, ſpeiſe den Hungrigen, ſey ein Vater dem Waiſen! — und verſchließeſt doch Dein Haus dem Armen, und jageſt den Waiſen

mit Scheltworten von Deiner Thür. Wie kann da Deinen Reden Glauben kommen?

Desgleichen lehrest Du: Du sollst Deinen Nächsten lieben, als Dich selbst; und Du verfolgst Deinen Nächsten; — „Du sollst den bösen Willen bändigen;" und Du treibst Ueppigkeit und unkeusche Werke. — Wie soll da Glaube seyn in der Gemeinde? Du rufest den Glauben auf durch das Wort, und durch die That tödest Du ihn. Du führest Christum im Munde; aber Deine Thaten verleugnen ihn, nicht dreymal, sondern tausendmal.

Die christliche Lehre war noch nicht lange verkündigt, als sich der geistige Glaube verkörperte. Das Wort ward höher geachtet, als der Sinn; der Körper höher als der Geist; das Gefäß höher als sein Inhalt.

Wie ſich dieſelbe Rede in jedem Munde anders geſtaltet, ſo auch die Lehre in jedem Gemüthe, nach Verſchiedenheit der Bildung und des ganzen innern Weſens. So bey dem Einzelnen, ſo bey ganzen Völkern. Derſelbe Glaube erſchien in der verſchiedenſten Tracht, und kleidete ſich in die verſchiedenſten Formen.

Hierbey war nichts, was den Menſchen entehrt hätte. So wie der Menſch ſelbſt in den verſchiedenſten Geſtalten Achtung gebietet, weil in ihm Vernunft und Tugend iſt, ſo verkündigen auch die mannichfaltigſten Formen des Glaubens, wenn ſie von Demuth und Liebe durchdrungen ſind, wenn ſie das Herz reinigen und zu guten Werken führen, den hohen Geiſt des Chriſtenthums. Ein Gott ſpricht aus allen; Ein Geſetz; Ein heiliger Wille. Und wie die Sonne und der Mond und die Sterne des Himmels, wie das Meer und die Berge, wie

das Thier auf dem Felde und in dem Walde der Baum Gottes Weisheit verkündigen, jedes nach seiner Art; so ehrt der vernünftige Mensch den Glauben der ewigen Liebe in sich, jeder auf seine Weise.

Dem Stolze und der Beschränktheit scheint das Frevel. Der Sinn ist ihm nicht genug; er hängt an der Form. Nur Eine Rede soll Gott verkündigen; mit denselben Worten, ja, wo möglich, auch in Einer Sprache nur soll der Glaube sich kund thun. Dunkle und mühsam gespaltene Begriffe sollen sich in jedem Kopfe auf die nemliche Weise bilden. Auf dieselbe Frage sollen tausend und aber tausend Lippen dieselbe Antwort wiederhallen, alle mit derselben Deutung, ohne Wanken und Zweifel. Jeder Abweichung wird das Urtheil der Verdammniß gesprochen.

In diesem Geiste sammeln sich Kirchen, die sich von Christo nennen, und eine ver-

flucht die andere. Sie preiſen Gott und Chriſtum mit dem Munde; aus den Herzen hat ihn Stolz und Haß getrieben. In den Köpfen ſpukt theologiſches Schulgezänk. Sie wollen das Reich des Herrn ausbreiten mit menſchlicher Rechthaberey; und das Evangelium lehren mit Haß und Groll.

In welche ungeſtalte Form ſie das einfache Chriſtenthum verhüllt haben, weiß jeder, der es wiſſen will. Und nachdem ſie in Thorheit wetteifernd, Schicht auf Schicht gehäuft hatten, wie ein tiefes Grab, worinn die Seele des Glaubens verdeckt war, verlangten ſie Anbetung für den Schutt des Grabes, und nannten das Religion, wenn der Glaube ſich an Erde und Moder hielt.

Sie vergaßen, daß Gott ein Geiſt iſt, und daß wir ihn im Geiſt und in der Wahrheit ehren ſollen — nicht durch Bilder und ein Babel von Symbolen, das, wie hoch

man es auch immer aufthürmen mag, doch nie den Himmel erreicht.

Aber ſie halten die Wolken und den Nebel der Erde für den Himmel.

* * *

Ich glaube an Gott; ich weiß, daß er iſt; ich weiß es mit derſelben Gewißheit, mit der ich mein eignes Daſeyn und das Daſeyn einer Welt außer mir weiß; aber ſein Weſen zu erforſchen vermag ich nicht. Iſt der Menſch ein Funke der Gottheit aus ihrer unendlichen Fülle auf die Erde geworfen, ſo mag er in ſeiner ihm ſelbſt unerklärlichen Natur die Natur jener ewigen Flamme ahnen, die ihm das Daſeyn gab; er hat Kraft ſie anzubeten; zu begreifen vermag er ſie nicht. Aber in jener Anbetung quillt ihm eine unverſiegbare Quelle von Seligkeit. Sie dehnt die Schranken ſeines Weſens aus; ſie erhebt ihn über ſich ſelbſt;

ſie macht ihn der Tugend würdig; ſie iſt die Quelle der Weisheit. Alle Weisheit iſt Streben nach Gott. Aus Gottes Hand wird ihr Saame auf die Erde geworfen, und wurzelt in der Erde; ihre Zweige aber ſtreben aufwärts und ſtrecken ſehnende Arme nach der Quelle ihres Daſeyns aus. Dieſe Richtung der Wiſſenſchaft iſt ewig und unveränderlich, und ſie allein reicht hin, den Menſchen Lügen zu ſtrafen, der in ſeinem Hochmuthe ſagen wollte: „was ich weiß, weiß ich aus mir. Alles das, was mein Geiſt umfaßt, iſt Fleiſch von meinem Fleiſch, und Bein von meinem Bein. Es gibt keinen Gott.“

* * *

All unſer Wiſſen iſt Stückwerk. Ein Tag lehrt den andern, und was heute Weisheit iſt, kann morgen Thorheit ſeyn. Willſt Du auf dieſen Triebſand bauen? Die Wel-

len gehen hin und her, und keine bleibt, ob ſie ſchon die Wurzeln des Felſen durchwühlen. Darum iſt auch immer Streit geweſen um Wahrheit und Irrthum, und es wird immer Streit ſeyn, bis die Welt untergeht.

Die Räthſel der Welt ſind eine Aufgabe, zu deren Auflöſung einige Data fehlen. Dieſe fehlenden Data ſucht der menſchliche Geiſt, der nach Wahrheit ſtrebt, mit unermüdlichem Eifer. Werden ſie je gefunden werden, oder liegen ſie menſchlicher Einſicht zu fern? Ihr Daſeyn iſt gewiß, aber nicht der Ort, wo ſie zu ſuchen ſind. Dieſer mag gemuthmaaßt werden; aber was dem einen zu muthmaaßen vergönnt iſt, iſt dem andern erlaubt zu bezweifeln. Hier das eigne Meinen für das alleingültige, das Maaß des eignen Geiſtes für das Aeußerſte jeder möglichen Einſicht zu halten, iſt freveinder Hochmuth.

Was mir zu wiſſen frommt, woran ich ohne Gefahr meiner Seele nicht zweifeln darf, das iſt mit leſerlicher Schrift in mein Gewiſſen eingegraben. Ich erkenne den Finger Gottes in ſeinen Geboten. Ich fühle ſein Daſeyn in dem Innerſten meines Herzens, und daß ich von ihm weiß, das erhebt mein Weſen über den Staub. In dieſer Erhebung ſchau' ich über das Grab hinaus in eine andere Zeit, in ein anderes Seyn, von dem ich ohne, daß es reiner, heiliger, göttlicher ſeyn wird, als mein irdiſches Seyn. Ich unterſcheide Gutes und Böſes deutlich in mir, und die Gewißheit, mit der ich dieſen Unterſchied erkenne, überzeugt mich, daß dieſe Kenntniß eines höhern Urſprunges iſt, daß ſich mir Gott durch meine Vernunft kund thut, und daß das Gebot meiner Vernunft eben deshalb mir ein unverletzliches Geſetz ſeyn muß. Wie mir aber die Kenntniß des Guten von Gott

kömmt, ſo kömmt mir auch die Liebe des Guten von ihm. Ein doppelter Weg breitet ſich vor mir aus; die Wahl iſt mein. Zu dem einen ruft mich die Stimme Gottes, die wilde Begier zu dem andern. Dieſe Begier muß ich bekämpfen, um Gott zu gefallen. Aber auch die Kraft zu dem Kampfe und der Sieg darinn kömmt von Gott, und iſt der Preis eines frommen und gottergebenen Wollens.

Dieß iſt der Glaube, an welchem ich feſt halte, der mich beruhigt, der aus der Tiefe meines Herzens quillt, und durch die Schriften gottbegeiſterter Männer bekräftigt wird. Was mir in meinem eigenen Weſen räthſelhaft iſt, dieſe Verbindung eines vernünftigen Geiſtes, welcher von Gott weiß und nach dem Unvergänglichen trachtet, mit einem thieriſchen und vergänglichen Leibe, der mich durch ſeine täglich erneuten Bedürf-

niſſe bemüthig und an die Erde kettet; dieſe Freyheit des Willens, die mich zu Gott erheben und auch abwärts zum Böſen führen kann; dieſe Miſchung kämpfender Richtungen in mir — alle dieſe dunkeln Zeilen in dem Buche meiner Natur ziehen zwar meine Aufmerkſamkeit an ſich, aber ſie beunruhigen mich nicht. In Demuth erkenne ich mein Nichtwiſſen, und ohne mich in die Irrgänge einer trügeriſchen Weltweisheit zu verliehren, erwarte ich die Erklärung jener Räthſel vertrauensvoll von der Zeit, wo die Strahlen der ewigen Weisheit, nicht mehr durch trügende Sinnen gebrochen, meinen Geiſt erleuchten werden.

Der Spruch: „Thue Recht und ſcheue Niemand;“ enthält mehr Weisheit, als alle Werke über den Umgang mit Menſchen lehren können. „Thue Recht und ſcheue

Niemand!" das ist der einzige, sichere Compaß auf dem Meere des Lebens.

* * *

Was würde es wohl groß schaden, wenn wir jede Uhr für eine Todten-Uhr nähmen, und dabey an das dächten, was sie eben bezeichnet, an die Flucht der Zeit? leuchten nicht helle Farben noch schöner und heller auf dunkelm Grund? Laß nur Deine Freude einen reinen Diamant von recht hellem Wasser seyn, und Du wirst bald sehen, wie sehr sie sich durch die untergeschobene Folie eines tiefen Ernstes erhöht.

* * *

Was wir recht innig ehren und lieben, wird uns durch den Tod nicht zerstört. Es bekömmt durch ihn ein neues Daseyn in der Tiefe unsers Herzens, und aus der Asche selbst dringen die Flammen der Liebe reiner empor. Hat mir schon der Tod die körper-

liche Gegenwart meiner Mutter entriſſen, ſo kehrt doch ihr Andenken täglich bey mir ein, und täglich bekränze ich ihr verklärtes Bild mit den Blüthen meiner Dankbarkeit und Liebe. Dieſes freundliche Bild, das mir aus den Gefilden einer andern Welt herüberſtrahlt, tröſtet mich, wenn ich traure; belehrt mich, wenn ich zweifle; warnt mich, wenn ich wanke. Sie geht mir, wie ein ſchützender Engel zur Seite. Der Tod hat ſie mir entnommen; die Liebe hat ſie mir verklärt wiedergegeben.

Die Lebens-Philoſophie, die in der großen Welt noch heute durch Wort und That gepredigt wird, iſt ſie eine andere, als von der das Buch der Weisheit ſagt: „Es gibt rohe Leute, die ſagen, es iſt eben ein kurz und mühſelig Ding um unſer Leben, und wenn ein Menſch dahin iſt, ſo iſt's gar

aus mit ihm. Von Ohngefähr sind wir gebohren und fahren wieder dahin, als wären wir nie gewesen; denn unser Athem ist ein Rauch und unsere Rede ein Funke, der aus unserm Herzen sich regt. Wann der verloschen ist, so ist der Leib dahin, wie Lobereasche, und der Geist zerflattert, wie dünne Luft. Unsere Zeit fährt dahin, wie ein Schatten, und wenn wir weg sind, so ist keine Wiederkehr. So lasset uns wohl leben, weil es da ist; und unsers Leibes gebrauchen, weil er jung ist. Lasset uns erfüllen mit dem besten Weine, und mit Salben bestreichen. Lasset uns nicht versäumen die Blumen des Mays. Lasset uns Kränze tragen von jungen Rosen, ehe sie welk werden. Unser keiner lasse es fehlen am Prangen, auf daß man allenthalben spüren möge, wie fröhlich wir gewesen sind. Wir haben doch nicht mehr davon, denn das."

Dieß war die Rede roher Leute in uralter Zeit!

Mit Freude und froher Aneignung hab' ich geleſen, was eine edle Frau von ihrem Krankenbette an einen Freund ſchreibt: „Ich leide ſehr, aber ich bin nicht unglücklich. Ich bin zufrieden an der Stelle, wo ich bin. Trotz einiger Unbequemlichkeit will ich doch, wenn es ſeyn muß, mit Dankbarkeit noch länger hier bleiben; ſoll ich aber meinen Weg beſchleunigen, ſo werde ich mich freuen in meine Heimath zu kommen; denn Sie werden zugeben, daß man die Ewigkeit ſo nennen kann. Ich hoffe dort das Glück zu finden; Belohnung wage ich nicht zu ſagen. Hat man ein Recht auf Belohnung, weil man Tugend geliebt und gefühlt hat?"

Selten vergeht eine Nacht, wo ich nicht meine Kinder im Traume ſehe. Hand in Hand gehen ſie vor mir her, wie in den frohen Tagen ihres kurzen Lebens; aber ſchöner noch und blühender und leichtern Schrittes. Sie zeigen mir den Weg, den auch ich gehen ſoll. Da, wo ſich ihre Geſtalten mit dem Abendrothe miſchen, da iſt die Pforte des Lebens.

Wie mich dieſe holden Erſcheinungen tröſten! wie ſie mich nach ſich ziehen! wie ſie mir das Scheiden vom Leben durch frohe Hofnung erleichtern! Ich werde euch wieder mit meinen Armen umfaſſen, ihr reinen und unſchuldigen Seelen, ich werde euch an dieß Herz drücken, das voll unauslöſchlicher Sehnſucht nach euch ſchlägt, und in Thränen des Jammers ſchwimmt. Dann wird mein Schmerz in Freude verwandelt werden.

Mein Ziel wird nicht lang seyn; der Engel des Todes kömmt bald. Ich fühle sein Nahen und zage nicht. Steht nicht der Tod schon an der Wiege des Menschen? und ist wo ein Weg, den er nicht mit uns ginge? Immer warnt er ja, und mahnt an sein Kommen, und oft mitten in der Freude läßt er uns die dunkeln Blumen seiner Heimath sehen. Nie habe ich seine Nähe verkannt; nie hab' ich mein Ohr seiner Warnung verschlossen. Warum sollt' ich denn jetzt beben, da er mir freundlich die Hand reicht, um mich zu denen zu führen, die vor mir über den dunkeln Weg zur Seligkeit eingegangen sind?

* * *

Daß Odo meinen nahen Tod nicht ahnet, daß ihn der falsche Schein einer Lebenskraft täuscht, die das Fieber in meine Nerven gießt, soll ich mich darüber freuen? Wenn am Morgen seine Hofnungen sinken,

so steigen sie am Abend wieder auf, und er zweifelt nicht, daß der Frühling mit seinen Blumen mir Genesung bringt. Ja — Genesung zum Tode. Aber wie vermöcht' ich es doch, ihm diesen Wahn zu entreissen? ihm schonungslos die Zerstörung in meinem Innern und das nahe Grab aufzudecken? Wird sein Schmerz geringer seyn, wenn er mich eine lange Reihe von Tagen hindurch hat sterben sehen, als wenn ihm mit einemmal von dem Baume der Hofnung die herbe Frucht des Todes in den Schoos fällt? Gewiß nicht. Es wäre ein zwiefaches Sterben für ihn und mich. Lieber will ich zugleich mit ihm diese Hofnung pflegen, und, indem ich still in mich hinein weine, mich an seiner vergänglichen Freude erwärmen.

* * *

Meine Kraft verwelkt und schwindet dahin; meine Tage verfliegen, wie ein Rauch.

Nur ſchwach noch hängt die Flamme meines Lebens an dem verglimmenden Docht. Die Hand des Todes hat mich ergriffen, und ich ſtehe am Grabe mit wankendem Fuß. Warum ſoll ich beben? Hab' ich nicht einen gütigen Vater, der mich in ſeinen Schoos aufnimmt? und hat nicht Chriſtus den Tod überwunden? Der, welcher mich lehrt, daß wir Kinder eines Vaters ſind, der Barmherzigkeit übt, und den Schwachen, den Strauchelnden nicht zürnend ſtraft, der hat dem Tode ſeinen Stachel genommen. An dieſer tröſtlichen Lehre hält mein Herz. Sie ſoll mir die Stunde des Abſchieds erleichtern, wenn ich mit zitternder Hand noch nach dem Leben greife, und mich alle Liebe meines brechenden Herzens zu dem geliebten Manne hinreißen will, der hinter mir zurückbleibt, und jammernd mir nach in das dunkle Grab ſchaut. Aus ſeinen Armen will ich in die Arme des ewigen Vaters

übergehen; von seiner edeln Liebe durchglüht,
will ich an die Brust der ewigen Liebe fal
len, dort die zu finden, die vor mir star
ben, und die zu erwarten, die hier in den
Reiche des Todes der Ewigkeit harren
Mein Geist sieht heiter über das Grab hin
aus, und ich bitte Gott, mir die Kraft zu
verleihen, wenn der Schleyer der irdischen
Täuschung zerreißt, den Mann meiner Lieb
zu trösten, und ihm die Freudigkeit zum
Erbtheil zu lassen, die ich jetzt bey der An
näherung meines Todes fühle. Wenn e
aber unter der Last der Prüfungen sinken
will, die du, o Gott, ihm auferlegst, s
richte Du ihn selbst wieder auf, und umgü
und erfülle ihn mit Deiner Kraft. Un
vielleicht, wann ich von ihm geschieden bin
ist es mir doch noch verstattet, in seiner Näh
zu weilen, ihm unsichtbar zur Seite zu ge
hen, und seinem sehnenden Herzen Tros
einzuhauchen, bis auch ihm der irdische Ne

bel zerrinnt, und er mir in die Arme fällt, und wir in ewiger ungetrübter Liebe uns nie mehr trennen.

* * *

Von Odos Hand.

In den erſten Monaten des Jahres 1805 ward mir, nach einem langwierigen Siechthume, deſſen Natur mich täuſchte, das theuerſte, was ich hatte, die liebenswürdigſte und geliebteſte Gattin, die Freude und der Troſt meines Lebens, entriſſen.

Sie ſtarb in meinen Armen. Ihre Lippen ruhten noch auf den Meinigen, als der Engel des Todes ihr mit leiſer Hand die Augen ſchloß. Ihr Herz hatte an dem Meinigen ausgeſchlagen. Still, wie ihr Leben geweſen, war auch ihr Sterben. Lächelnd hatte ſie den Tod begrüßt, und ſie lächelte fort in ihrem letzten Schlummer.

Ich hatte jetzt alles verlohren. Nichts war gerettet, als an das Andenken an die Geliebteste, und die Erinnerung an eine Zeit, die mir für immer untergegangen, und einen unermeßlichen, furchtbaren Abgrund hinter sich gelassen hatte.

Meine geschwächte, tief erschütterte Kraft widerstand dem Andrange des Schmerzes nicht. lang hielt mich eine tödtliche Krankheit schwebend zwischen dem Leben und dem Grab. Das Leben siegte für jetzt; oder vielmehr, ich fuhr fort zu seyn, ohne zu leben.

In diesem hülflosen Zustande, mit dem Keime des Todes in der Brust, sah ich oft in schlaflosen Nächten das Bild der Vergangenheit vor meine Augen treten; aber nicht heiter, sondern düster und schrecklich bot sie mir Dornen dar. Umsonst bemüht sie zu entfernen, griff ich erbittert hinein, und die Wunden, die ich mir schlug, erquickten mich. Immer und immer drängte

ſich jetzt der Gedanke zu, ich ſey zum Unglück beſtimmt, ich hätte wider den Willen des Himmels die Herrliche in die Wirbel meines Schickſals geriſſen, und ſie ſey ein Opfer der Leiden geworden, die ich erbarmungslos auf ſie gewälzt. Furchtbar quälte mich das, wie eine Anklage aus der Tiefe meines Gewiſſens, oder wie eine Stimme aus der andern Welt. Auch das quälte mich, daß ich in trüben Stunden nicht immer meines Unmuthes Herr geweſen war. Bitter warf ich mir jetzt ſelbſt die himmliſche Freundlichkeit vor, mit der mir die Gute zu allen Zeiten entgegen gekommen, und die Sanftmuth, die ſie meinen heftigen Weſen entgegengeſetzt. Was mich hätte tröſten ſollen, ward meine Pein. Jede ihrer Thränen, die ich nicht getrocknet, oder die ſie mir verborgen geweint haben mochte, brannte auf meinem Gewiſſen, das mich der Undankbarkeit und ſtrafbaren Härte an-

klagte. So lag ich auf der Folter unbeſchreiblicher Angſt, und wenn der Morgen kam, fiel doch kein Thau des Troſtes auf meine glühende, von den Bildern der Nacht geängſtete Bruſt.

Lange dauerte das. Wie über ſchroffe Klippen und verwundendes Geſtein trieb mich ohn' Unterlaß der Gedanke, Amanda zürne mir; und dieſer Zorn ſtöre die Ruhe ihres ſeligen Lebens.

Da geſchah es auch wohl, daß ich im Schlafe ihr Bild vor mir vorüberrauſchen ſah, und meine Arme nach der fliehenden Geſtalt ausſtreckte, die ſich nicht nach mir umwenden wollte. Oder ich ſuchte ſie ängſtlich mit beklommener Bruſt in labyrinthiſchen Gängen, wo ich täuſchende Stimmen hörte, die der ihrigen glichen, aber dumpf durch Wände und Thüren tönten. Und wenn ich dann ungeſtüm und immer ungeſtümer mich nachdrängte, und immer kein

Ende fand, und es immer enger um mich wurde und dunkler, dann erwacht ich mitten in meiner Angſt und von Fieber glühend. In dieſem Zuſtande hatte ich bald nur Einen Wunſch, der mich nicht mehr verließ, daß das geliebte Weib mir nur einmal verſöhnt erſcheinen, nur mit Einem liebenden Worte, mit einem freundlichen Blicke nur den Sturm beſchwören möchte, der mein ganzes Weſen zerſtörte.

Meine Wunſch blieb ohne Erhörung.

Der Frühling kam, und ſeine weichen Schwingen legten ſich kühlend an meine wunde Bruſt. Sein milder Athem, der über Blumen und Blüthen ging, wehte mich erquickend an; ich badete mich wieder in den Strömen des Lebens, die er aus ſeinen unerſchöpflichen Urnen goß. Meine Kräfte kehrten langſam zurück. Der dichte ſchwarze Schleyer, der über meinem innern Auge gehangen hatte, ſchien zu zerrinnen,

und löſte ſich in Thränen auf. Ich genoß etwas Schlaf und mein Schmerz wurde milder. Aber noch immer hörte die Selbſt-Peinigung nicht auf, und es gab Stunden, wo mir jene innern Anklagen das Herz auf das Heftigſte zerriſſen.

Endlich kam mir Beruhigung durch die Erfüllung meines heiſſen Wunſches.

Ich hatte mich ſpät niedergelegt; meine Seele war voll von Bildern der Vergangenheit, und die Erinnerung färbte das düſtere Gewölk meiner Trauer mit ihren milden Farben. Mit größerer Heftigkeit drückte ich das Andenken der geliebten Todten an mein Herz, das voll des alten Wunſches ſich in dringenden innigen Bitten ergoß.

Sie blieben nicht unerhört. Heitere Träume mannichfaltiger Art zogen durch meine Seele, und warfen aus ihrem Füllhorne Blumen und Sterne in meinen ruhigen Schlaf. Ich erkannte mich in den Blü-

then-Gärten von Mainau, die nun paradieſiſcher geworden waren, und reicher an Blumen, und alles glänzender als ſonſt. Mit großer Sehnſucht und erwartungsvoll ſchaute ich umher, und meine ungeduldigen Blicke drangen tiefer und tiefer zwiſchen die weißen Stämme der Birken ein, die ſich leicht in die blaue Luft emporſchwangen und vor Luſt zu beben ſchienen. Alles war ſtill. Und indem ich mit zurückgehaltenem Athem ſpähte, zog in weiter Ferne eine zarte Geſtalt durch das Gebüſch hin, und ein langes weißes Gewand ſchwebte ihr nach. Die Geſtalt verſchwand, aber das Wehen ihres Schleyers dauerte fort, und kühlte mich, wie ein leiſer Athemzug der Luft, und aus der wehenden Kühle hört' ich ein Flüſtern, wie „Weile nicht." Jetzt drang ich ein in den Wald, und öffnete das Gebüſch mit den Händen vor mir, und wieder ſah ich Amanden langſam und ſinnig gehen, und

ich eilte rascher nach ihr hin, als plötzlich aus blauer Luft ein Blüthen-Regen herabwirbelte, weiß und rosenroth, und so dicht wie Schneeflocken, und die Wandelnde verhüllten. Ich wollte rufen, aber keine Stimme folgte der Anstrengung; und ich war, ich weiß nicht wie, eingepreßt zwischen wildem Gesträuch, das sich immer fester und fester zusammendrängte und an schroffen Felsen hinaufstieg. Immer enger wurde der Pfad; immer tiefer drückten die Felsen herab; nur gebückt wand ich mich hindurch, und mit den Händen über mir, macht' ich mir Bahn. Meine Brust war ängstlich beklommen; die Füsse zitterten unter mir; Sehnsucht, Erwartung, Zweifel hemmten meinen Athem. Jetzt griff ich noch einmal mit angestrengter Kraft in das verschlungene Geäst; und ich stand vor einem Felsen-Thor, hochgebaut, tief und vielfach geschichtet, und eine unermeßliche Grotte öffnete sich, von glän-

genden Felsen gewölbt. Ich athmete wieder, und sah hinein in den wunderbaren Bau, wo dem Krystalle hoch herab springender Bäche aufschiessende Wasserstrahlen begegneten, während von allen Seiten Ströme von Licht durch die Spalten drangen, die ein neues Gewölbe von Regenbogen aufbauten, einen weiten und tiefen Gang wogender Farben, in deren letzter Tiefe ich die vorige Gestalt wieder sah. Wie das Bild einer Heiligen stand sie in der wunderbaren Blende, ihre Arme eng in ihren Schleyer verhüllt, mit gesenkten Blicken und sinnvoll trauernd. Mit geöffneten Armen eilt' ich nach ihr hin; aber meine Augen schlossen sich, wie zu einem tiefen Schlafe, und wie Rosen aus Rosen, so sprießte aus dem ersten Traume ein zweyter auf. Alles war verschwunden, was ich vor mir gesehen hatte, und ich fand mich in dem Garten meines väterlichen Hauses wieder. Es war Alles

wie ſonſt, und Amande ſaß, wie gewöhnlich, im Morgenkleide in der Laube, ein himmelblauer Shawl hing von ihren Schultern herab, ihr Geſicht war auf ihre Kinder gebückt, die an ihre Knie gelehnt zu ihr hinauf ſahen. Sie hielt ſie mit beyden Händen umfaßt. Ich trat zu ihr hin; ſie blickte auf, und alle Liebe, alle Freundlichkeit ihrer glücklichſten Tage war in ihren Augen. Sie ſchien nicht verwundert mich zu ſehen, auch nicht, daß helle Thränen von meinen Augen floſſen; und da ich mit beyden Armen nach ihr reichte, wand ſie den langen Shawl um ſich, ihre Kinder und mich, und ſagte, als wir ſo feſt verſchlungen waren, leiſe und liebend: „Nun haſt Du uns wieder, mein Odo.“ Und ich mußte laut vor inniger Freude weinen, und über dem Weinen erwachte ich, und mein Geſicht war mit Thränen bedeckt.

Mit großer Freudigkeit dankte ich Gott für dieſen Traum, der mir zugleich wie ein Unterpfand der Verſöhnung, und wie eine Vorbedeutung meines nahen Todes erſchien. Hoffend ſah ich jetzt in die Zukunft, und heiterer in die Vergangenheit. Oft hab' ich ſeitdem die geliebte Geſtalt in meinen Träumen geſehen, und immer hat ihre Erſcheinung, wie ein Lichtſtrahl aus einer höhern Welt, die düſtern Zweifel zerſtreut, die mich noch bisweilen befeinden, und indem ſie mir den Troſt des Himmels brachte, mich in die ſüße Schwermuth gewiegt, die aus der Ahnung eines überſchwenglichen Glücks, für das die ſterbliche Bruſt zu eng iſt, quillt. Das ſind die Freuden, die mir jetzt allein noch übrig ſind; auch Blüthen jener heiligen Liebe, mit denen Amande mein Leben geſchmückt hat, und die ich unaufhörlich an mein tödlich verwundetes Herz drücke.

Meine Kraft ist gebrochen. Ich habe nur noch Einen Wunsch, und ich darf hoffen, daß auch dieser bald in Erfüllung gehen wird.

Die Mitgabe.

Durch weise Weiber wird das Haus erbaut; eine Närrin aber zerbricht's mit ihrem Thun.

An Amanden von ihrer Mutter.

Da ich im Begriff bin, meine geliebte Tochter, Dich aus meinen Armen zu entlaſſen, und da eine Verbindung anderer Art, die Deinem Leben eine neue Richtung wird, das glückliche Zuſammenſeyn trennt, das eine Reihe von Jahren hindurch meine Freude und mein Troſt war, hab' ich mir vorgenommen eine Sammlung der Grundſätze anzufangen, die mir bey Deiner Erziehung vorgeſchwebt haben, und der Bemerkungen, die ich über unſer Geſchlecht, vornemlich in Beziehung auf den Eheſtand, zu machen Gelegenheit gehabt habe. Da es mein eifriges Beſtreben geweſen iſt, jene

Grundsätze nicht sowohl Deinem Gedächtnisse einzuprägen, als sie von selbst in Deinem Gemüthe aufkeimen zu lassen, so gebe ich Dir jetzt diese Blätter als ein Vermächtniß mit, durch das Du an den zurückgelegten Weg erinnert und zu einer wiederholten Betrachtung desselben aufgefordert werdest. Auch ist es in Deinem Alter und auf dem Scheidewege, auf den Dich die Vorsehung jetzo gestellt hat, nützlich, das, was Du weißt, deutlich zu erkennen. Nur das, was man deutlich erkennt, kann man auf die beste und kürzeste Weise, und mit der Besonnenheit vollbringen, ohne welche alles Gelingen nur ein Zufall ist.

Niemanden wird einfallen, für jeden einzelnen Fall seines Handelns irgendwo eine bestimmte und untrügliche Vorschrift zu finden; er weiß, daß er sie aus der Anwendung gewisser allgemeiner Grundsätze selbst auffinden muß; aber auch die allgemeinen

Grundſätze ſelbſt, wenn ſie wahrhaft förderlich ſeyn ſollen, müſſen nicht angelernt, ſondern gefunden ſeyn. Was bey dem Leibe ohne weiteres erkannt und zugeſtanden wird, daß jeder Theil ſich aus der organiſchen Kraft ſeiner Natur frey entwickelt haben muß, wenn er zu dem Ganzen paſſen, mit ſeinen Nachbarn zuſammenſtimmen, und ſeine Beſtimmung erfüllen ſoll, das iſt in der Bildung des Geiſtes zwar weniger ſichtbar, aber nicht weniger gewiß. Es iſt eine Eigenthümlichkeit unſers Geſchlechtes, ſich auch das, was ihm von Auſſen gegeben wird, auf eine leichte Weiſe anzueignen, das Fremde mit dem Eignen ſo zu verſchmelzen, daß das eine von dem andern nicht mehr unterſchieden werden kann, und den Saamen einer jeden Idee ſo zu entwickeln, daß er, wenn ich ſo ſagen darf, für unſern Boden und unſer Clima geſchaffen ſcheint. Es iſt alſo gar nicht gleichgültig, welche

Saamen man ergreift, oder welches Senkreis man ſich einpflanzt; obſchon das meiſte auf die erſte Richtung ankömmt, welche Geiſt und Character empfängt. Der Boden muß gut, die Luft muß geſund ſeyn, wenn eine Pflanze mit friſcher Kraft aufwachſen ſoll. Um verſtändig zu handeln, muß man einen geübten Verſtand haben; und ein harmoniſches, in ſich ſelbſt zuſammenſtimmendes Betragen ſetzt innere Harmonie des Gemüthes voraus. Ein Stamm, der ſich einmal ſchief gezogen hat, iſt durch keine Gewalt und Kunſt gerade zu ziehen; und ein Weiberkopf, der einmal verkehrt ſteht, iſt nicht wohl recht zu ſetzen. Wie es Frauen gibt, die, bey vielem Aufwande, immer ihren Anzug auf dem Trödel zuſammengekauft zu haben ſcheinen, während andere, ohne Koſten und ſichtbare Mühe, immer ein geputztes Anſehen haben; ſo gibt es auch manche, die immer mit einem Kro-

me von fremden Gedanken erſcheinen, der, wie die Ziergärten der Kinder, über Nacht verwelkt; ohne Früchte zu bringen, ja ſelbſt ohne Wohlgefallen zu erregen, indeß andere mit einem geringern Vorrathe, der aber als ihr Eigenthum erſcheint, gefallen und erfreuen. Ich habe auch wohl einige gekannt, die mit eigenthümlicher Schiefheit, mühſam auflaſen, was andere weggeworfen hatten, und, indem ſie nur dem Auffallenden und Sonderbaren nachjagten, ſich mit dem Nimbus einer höchſt lächerlichen Originalität umgaben; noch mehrere aber, die zwar das Rechte gelernt hatten, aber es auch bloß in ihrem Gedächtniſſe, wie in einem Buche, aufbewahrten. Alles das iſt überaus widrig und unweiblich, wie alles unzuſammenhängende, geſuchte, in ſich widerſprechende. Keine Art der Pedanterey ſteht den Frauen gut, und jede Prahlerey mit Gedanken misfällt, auch wenn ſie un-

ter einander und mit dem Leben zuſammenſtimmen. Und wenn hier gar nur Diſſonanzen ſind? Wenn der Mund von Weisheit, das Herz von Thorheit überfließt? wenn die Rede eine Kritik des eigenen Lebens iſt?

Die Grundſätze ſind dem Gerüſte eines Pallaſtes gleich zu ſtellen, oder dem Kerne einer Bildſäule, oder dem Entwurfe einer Rede und eines Gedichts. Nie ſollen ſie ſich breit machen um ihrer ſelbſt willen; es iſt genug, daß ſie dem Kunſtwerke unſerer Bildung zum Grunde liegen; aber dieſe ſelbſt ſoll ſich zeigen als ein freyes Werk. Achtung und Liebe ſind das Ziel aller weiblichen Beſtrebungen in den geſellſchaftlichen Verhältniſſen. Jene iſt die Wirkung der Strenge, mit der wir unſere Grundſätze befolgen; dieſe das Werk der Freyheit, mit der wir ſie vergeſſen machen. Die weibliche Tugend iſt eine Kunſt, bey der man

nicht an den Meiſter denken darf. Wie die Schönheit, ſo ſoll auch die Tugend durch ihr Daſeyn erfreuen. Sie wird verdächtig, ſo bald ſie ſich ſelbſt erklärt; ihr Zauber verſchwindet, ſo bald ſie ſich ihrer ſelbſt ſichtbar bewußt iſt. Keine Gottheit huldigt ſich ſelbſt.

Grundſätze ohne Thaten ſind wie der viel verſprechende Titel eines Buches, auf den nur leere Blätter folgen; eine Thür, welche nirgends hinführt; eine große Anweiſung, welche nicht honorirt wird. Die Kenntniß der Pflicht für ſich allein iſt einem Capitale gleich zu ſetzen, das unter Schlöſſern und Riegeln verwahrt, keine Zinſen trägt; oder wie die Werkzeuge einer Kunſt, die Du nicht auszuüben verſtehſt. Nicht alles, was Du Dir anſchaffen magſt, iſt darum auch Dein; es wird Dein nur durch den Gebrauch. Wie Niemand eine Kunſt lernt, ohne Uebung der Regeln, ſo iſt es auch mit

der Tugend. Und der Ausführung gewiß zu ſeyn, mußt Du ihre Grundſätze gegenwärtig haben. Rufe Dir alſo Deine Pflichten oft im Stillen zurück, und erneuere täglich den Vorſatz, ſie keiner Sache nachzuſetzen. Dieſer Vorſatz bedarf zum Gedeihen eines höhern Beyſtandes. Richte daher täglich und vor allen Dingen Dein Herz zu Gott; und wenn Du ihm jeden Deiner Tage weihſt, ſo wie Du jeden von ihm empfängſt, ſo wird er Dir Kraft verleihen, ihm Deine Neigungen und Deinen Willen zu opfern, wenn er mit Deiner Pflicht in Widerſpruch geräth. Wie kein Werk ohne Anſtrengung und Aufmerkſamkeit gelingt, ſo am wenigſten das Werk des Lebens. Gib es alſo nicht aus ſündhafter Trägheit dem Zufalle Preis. Waffne Dich zum Voraus gegen mögliche Niederlagen, indem Du Dir Deine Schwächen nicht verhehlſt, und die ſchlüpfrigen Stellen Deines Weges vermei-

beſt, oder, wo dieſes nicht möglich iſt, die Mittel bereiteſt, die Dich aufrecht erhalten können. Wer ſich am Morgen rüſtet, und auch am Tage Wache hält über ſich ſelbſt, den wird ſelten am Abend Unmuth und Reue auf dem Felde der Niederlage finden.

Vergiß nie, daß die Quellen des Glücks in Dir ſelbſt fließen, und daß, wenn der Schatz der Zufriedenheit nicht in Dir liegt, Du vergebens Geiſter beſchwörſt, um ihn auf fremden Grund und Boden zu heben. Ein geſunder Menſch ſchläft auch auf einem harten Lager aus; einem kranken Gemüthe gibt auch das Füllhorn des Glücks keinen Genuß. Nur ein unſchuldiges Herz iſt geſund; nur ein geſundes iſt froh. Wer an den Augen leidet, dem geben die ſchönſten Farben Schmerz; dem Gelbſüchtigen erſcheinen ſie ſchmutzig, und den Fieberkranken ekeln die beſten Speiſen an. Iſt es nicht ſtrafbar, die Einrichtung der Welt, die

Menſchen um Dich her, ja, die Vorſehung ſelbſt anzuklagen, wenn Du bey der Verwirrung Deines Gemüths, bey den Fieberſchauern Deiner Begierden, bey der Zerſtörung Deiner innern Harmonie überall Verwirrung, Leerheit und Diſſonanzen erblickſt? Schlägt nicht der edelſte Wein in einem unreinen Gefäße um? und warum tadelſt Du an der Welt, was Du ſelbſt verſchuldet haſt? Auf einem verſtimmten Inſtrumente wird die beſte Muſik entſtellt, und wenn Du zu träge biſt oder zu ungeſchickt, um die Saiten zu ſtimmen, ſo mußt Du nicht über ſchlechte Muſik klagen. Wenn Dir die Welt misfällt und Du luſt zum Verbeſſern fühlſt, ſo kehre Dich zuerſt gegen Dich ſelbſt, und ſey feſt überzeugt, daß der Himmel heiterer werden wird, wenn Du die Wolken aus Deinem Herzen vertrieben haſt. Es ſteht nicht in Deiner Gewalt, reicher zu ſeyn, als Du biſt; aber Dir einiges zu

verſagen, das ſteht in Deiner Gewalt. Die Menſchen zu ändern, mit denen Du in Berührung ſtehſt, iſt in vielen Fällen unmöglich, und auf keine Weiſe leicht; aber Dich ſelbſt zu größerer Duldſamkeit zu gewöhnen, iſt nicht unmöglich. Verlange nicht von andern, was Du Dir ſelbſt nicht zumutheſt; oder muthe Dir vielmehr zuerſt zu, was Du von andern verlangen willſt. Gewöhne Dich an Nachgiebigkeit, ſo wirſt Du ſelten den Starrſinn anderer anzuklagen haben; noch werden Dich, wenn Du wahrhaft beſcheiden biſt, die Anſprüche anderer kränken. Es iſt leichter die, welche Dich eines Fehlers zeihen, vor ihre eigene Thüre zu ſchikken; aber es iſt beſſer, Dich von dem gerügten Fehler frey zu machen. Wer ſich auf dieſe Weiſe mit ſich ſelbſt zu ſchaffen macht, wird wenige Zeit übrig haben, den Mängeln anderer nachzuſpüren. Sich Ehren-Pforten aufzubauen von fremden Feh-

lern iſt eine eitle Luſt unſers Geſchlechts, die oft hart gebüßt wird. Du wirſt dieſe Luſt beſiegen, wenn Du Dich ſelbſt fragſt, ob Du nicht an demſelben Fehler krank liegſt, oder an ſchlimmern? und ob Du Dir nicht Dein eignes Urtheil ſprichſt? — Es iſt viel für das Glück gewonnen, wenn man aufhört, unzufrieden mit andern zu ſeyn. Haſt Du es ſo weit gebracht, daß Du mit Dir ſelbſt zufrieden ſeyn darfſt, ſo fängt Dein Himmel ſchon hienieden an, und wie eng auch immer Deine Hütte ſey, es wohnt ein größeres Glück darinn, als in irgend einer Königsburg Platz hat. Heilige alſo den Tempel in Dir, ſo wirſt Du auf geweihtem Boden wohnen, den keiner der Feinde des Lebens betreten darf. Dann werden auch ſeine Dornen ihre Spitzen verliehren, und Du wirſt leicht und leiſe — wenn auch unbemerkt und unbekannt — aus

Deinem irdiſchen Himmel in einen andern noch herrlichern eingehen.

* * *

Die Fehler, die wir in uns einwurzeln laſſen, machen uns nicht bloß andern zuwider, ſondern uns ſelbſt. Wer mag ſich gern im Spiegel betrachten, wenn ihn daraus nur eine Ungeſtalt anſpricht? und wie geſchäftig auch immer die Eitelkeit ſeyn mag, Dir ihre bunten Gläſer vorzuhalten, ſo wird ſie Dir doch, wenn Du einmal Deine Blicke auf Dich richteſt, Deine Fehler nicht verbergen. Darum fliehen ſo viele ſich ſelbſt ärger, als ihre Feinde ſie fliehen; und hoffen ſich zu entgehen, wenn ſie ihre Zeit in nichtiger Zerſtreuung verliehren. Niemand wird ſich Wahnſinn und Verrücktheit wünſchen; aber was iſt die Furcht vor dem eignen Ich anders, als ein willkührlich ergriffener Wahnſinn, der uns, wie die Bewoh-

ner eines Irrenhauſes, zu den nichtigſten Dingen verdammt? Indem wir jene Unglücklichen bemitleiden, ſprechen wir unſer eigenes Urtheil aus, ohne es inne zu werden. Wir beklagen diejenigen unter ihnen am meiſten, die bisweilen in hellen Augenblicken ihr Schickſal erkennen. Aber was ſchützt uns gegen ſolche helle Augenblicke, in denen wir, trotz allem Gegenſtreben, die Augen auf uns kehren und die heilloſe Zerrüttung unſers Innern betrachten müſſen? Ein offener Krieg wird überall für wünſchenswerther gehalten als ein heimlicher; ſo iſt es auch dem Menſchen heilſamer, den Krieg ausbrechen zu laſſen, und nicht zu raſten, bis er einen ſichern und dauernden Frieden mit ſich ſchließen kann. Dieſer kann auch nicht ausbleiben, wenn man nur die Urſachen der Zwietracht deutlich erkennen, und jene verrätheriſchen Lieblinge verbannen will, die uns mit uns ſelbſt verfeinden, und einen

ehrlichen Frieden aus Eigennutz haſſen. Wie mancher eine Krankheit nur aus Trägheit nährt, ob er ſie ſchon gern los wäre; ſo geht es uns auch mit vielen unſerer Fehler. Wir ertragen das lang fortgehende Ungemach, weil wir nicht zu einigen Augenblikken des Schmerzes Muth haben. Aber wenn Du nur willſt, ſo wird Gott Dir helfen. Willſt Du nicht, wer wird Dir dann helfen, wenn die Zeit der Beſſerung verfloſſen iſt?

* * *

Bey allen menſchlichen Handlungen iſt nur die Abſicht gewiß. Haſt Du gethan, was Du für recht hielteſt, haſt Du es mit Aufmerkſamkeit und Beſonnenheit gethan, ſo kannſt Du über den Erfolg ruhig ſeyn. Ueber das Rechte waltet ſelten ein Zweifel ob; das Nützliche aber iſt ungewiß, und die Ausſprüche der Klugheit ſind, wie

die alten Götterſprüche, oft doppelſinnig. Das erſte, worauf Du zu achten haſt, iſt der Beyfall des Himmels, der Dir durch die Ausſprüche Deines Gewiſſens kund gethan wird. Gegen dieſe Rückſicht verſchwindet jede andere zu Nichts. Was Du auf einem andern Wege gewinnen könnteſt, es iſt immer nur ein Gewinn bis zum Grabe hin; und dieſes kann ſich Dir morgen öffnen. Es ſteht Dir ſchon jetzt offen; und die Irrlichter der Eitelkeit, der Habſucht, des Ehrgeizes, der Luſt, indem ſie Dir den Abgrund verdecken, ziehen Dich näher an ſeinen Rand, und die Erde bricht unter Dir ein, indem Du eben den Schatz ergreifſt, über dem die lockende Flamme leuchtet. So triteſt Du dann, mit dem ungerechten Gewinn in der Hand, vor Gottes Thron, und der Schatz, an dem Dein Herz hing, zeugt gegen Dich. Wer nur an Gutes denkt und Gutes will, darf nicht fürchten. Sein

Gewiſſen gibt ihm Vertrauen und Troſt. Durch das Gewiſſen ſpricht Gott, und die Stimme des Richters wird vernommen, eh noch der Tag des Gerichts erſcheint.

* * *

Fliehe die Einſamkeit nicht, ſie befreundet Dich mit Dir ſelbſt; fliehe die Geſellſchaft nicht, ſie befreundet Dich mit der Welt. Wenn Du die Einſamkeit nicht ertragen kannſt, ſo glaube nur, daß Dein Gemüth leer und nichtig iſt, und daß irgend ein unerkanntes Geſchwür an Deinem Herzen nagt, das Du zu betrachten Dich ſcheuſt. Wenn Du die Welt meideſt, ſo magſt Du fürchten, daß die Selbſtſucht in Dir allzu mächtig geworden iſt. Ich habe Männer und Frauen gekannt, die die Welt nur darum flohen, weil ſie ihre übermäßigen Forderungen nicht befriedigt ſahen, weil ſie die Mitbewerber ihres Anſehens nicht ertragen

konnten, oder weil sie sich von jedem Widerspruche verletzt fühlten. Sie suchten die Einsamkeit, und wurden in ihr immer übermüthiger, selbstsüchtiger, menschenfeindlicher und verstockter. Dieser Fall ist nicht selten. Mehrere flohen indeß die Einsamkeit, weil ihnen ihre eigene Gesellschaft unerträglich war, und sie in dem Geräusche Rettung vor sich selbst suchten.

* * *

Die Veränderlichkeit der Weiber in ihren Neigungen und Wünschen ist zum Sprichwort geworden. Daß ein Mädchenkopf ohne Erfahrung, in welchem eine leichtbewegliche Einbildungskraft spukt, immer in der nächsten Veränderung ein Glück erwartet, daß kein früherer Zustand gewährt hat, ist nicht eben zu verwundern; aber es ist kindisch, diesen Täuschungen nachzuhängen, und sich mit einer krankhaften Unruhe aus

einem Zuſtande in den andern zu werfen. Willſt Du wiſſen, was Dir die Zukunft bieten kann, ſo frage die Vergangenheit; und wenn hier Deinem Gedächtniſſe eine Nebelwelt voll Phantome entgegentritt, welche die Hofnung geſchaffen und die Wirklichkeit vernichtet hatte, ſo entſage dem eiteln Spiel, oder treibe es nur als ein Spiel, ohne ihm auf Deine Handlungen den geringſten Einfluß zu gönnen. Sage Dir ohn' Unterlaß, daß Dinge, die Du am heftigſten wünſchteſt, Dir, wenn ſie in Deiner Gewalt waren, nur geringe Freude gewährten; daß ſie Dir oft in demſelben Augenblicke gleichgültig wurden, wo Du ſie erhieltſt, daß folglich eine ſo kurze und täuſchende Luſt kein ernſtes Streben verdienen kann. — Ich erſchrecke, wenn ich denke, wie viel dieſer Wechſelluſt geopfert wird! wie viele Pflichten ſie verletzt! welche Zerrüttung des Vermögens und des häuslichen

Friedens sie oft nach sich zieht! welche schreckliche Folgen das Allernichtigste hat! Ist es nicht Wahnsinn, mit solcher Gefahr immer von der Zukunft zu erwarten, was Dir weder Vergangenheit noch Gegenwart beut; ja, beydes mit dem raschen, eilenden Fuße zurückzustoßen, um Dich in die nächste Zukunft zu stürzen, und doch nie an die Zukunft zu denken, die Dich — je nachdem Du willst — mit ihren Schrecknissen oder ihrer Seligkeit ganz unfehlbar erwartet.

* * *

Die Weiber erkennen selten die Wohlthat, die ihnen die Natur durch die Einfachheit ihrer Verhältnisse erzeigt hat. Die Welt, für die sie gebohren sind, ist ihr Haus; ihr Staat sind die Hausgenossen. Wenn der Mann das Haupt dieses Staates ist, so ist die Frau wenigstens sein erster Minister, und es ist ihr Geschäft, den Wil-

len des Hauptes zum Beſten ihres Staates zu lenken und ihn auf die gefälligſte Weiſe zur Ausübung zu bringen. So wie ſie als Mädchen in dem elterlichen Hauſe nur die natürlichen Verhältniſſe der Tochter und etwa der Schweſter zu ehren hat, ſo iſt ſie als Frau von der Natur an ihren Mann und ihre Kinder gewieſen. Ihre Pflichten bewegen ſich daher in einem ſehr engen Kreis. Dieſen kennen zu lernen iſt nicht ſchwer. Der Finger der Natur zeichnet ihn vor, und ihre Stimme ruft ein gutgeartetes Gemüth ohn' Unterlaß darein zurück. Bedarf es vieler Worte, um eine Tochter zu überzeugen, daß ſie ihre Eltern ehren müſſe, oder eine Mutter die Liebe ihrer Kinder zu lehren? Iſt es aber nicht für das größte Glück zu achten, nur an ſolche Pflichten gebunden zu ſeyn, von denen die Natur ſelbſt die Hälfte auf ſich nimmt.

Freylich zerstört die Eitelkeit nur allzu oft diesen Kreis. Wie der Mann oft die unscheinbare Pflicht verabsäumt, um sich ausserhalb ihres Gebietes mit grösserem Glanze geltend zu machen, so hat auch die Eitelkeit der Weiber nur allzu oft die Grenzsteine ihrer Bestimmung verrückt. Der häufige Verkehr, in welchen die Frauen durch die Ausbreitung der gesellschaftlichen Verhältnisse mit Männern aller Art versetzt worden sind, hat sie aus den Schranken der Häuslichkeit in eine Art von öffentlichem Leben geführt, in welchem sie sich mit usurpatorischen Mitteln zu behaupten suchen. Ich will hier schreiben, was mich die Erfahrung gelehrt hat, ohne etwas zu verhehlen oder zu übertreiben oder zu beschönigen; denn ich schreibe für Dich, meine Tochter, und nicht für die Welt. — Da die Frauen, als der schwächere Theil, oder doch, was hier auf Eines hinaus kömmt, für den schwächern

Theil geachtet, einen ungewöhnlichen Scharfblick für die Schwächen der Männer haben, ſo mißlingt es ihnen ſelten, wenn ſie wollen, ſich in eine Art von Theilnahme an der Macht einzudrängen, die ihnen durch die bürgerlichen Einrichtungen verſagt iſt. Ihre natürliche Geſchmeidigkeit, die Beharrlichkeit ihres Willens, die Macht, welche ihre Reize ausüben, alles das kömmt ihnen zu ſtatten, um die Sinnlichkeit und Unbehülflichkeit der Männer zu unterjochen, und ſich auf dem Schauplatze der Welt eine Rolle zu verſchaffen, die ſie meiſt mit mehr Anſprüchen als Erfolg zu ſpielen pflegen. Auch für den Mann iſt Celebrität öfterer eine Bürde, als ein Genuß; den Stand-Punkt der Frau aber verrückt ſie gänzlich und zerſtört die Gründlagen, auf denen das Gebäude ihres Glückes ruhen ſoll. Unvermeidlich rächt die Natur jede Verletzung ihrer eigenthümlichen Gebote, und eine ehrgeizige

Frau stürzt sich muthwillig in einen Strom, wo sie weder ihres Glücks, noch ihrer Tugenden Meister ist. Der Weg der Eitelkeit ist schlüpfrig, und wer ihn betritt, kann nicht sagen, wohin ihn der zweyte und dritte Schritt führen wird. Zwar ist jeder Erfolg ungewiß; aber wer das Gesetz der Natur befolgt, wer sich in den Schranken seiner Pflicht hält, und diese mit Gewissenhaftigkeit auszufüllen sucht, dem darf, wenn auch der Erfolg seinen Absichten nicht entspricht, doch nie um Trost bange seyn. Aber woher soll ein eitles Weib Trost nehmen, wenn es sich zurückgewiesen oder überboten sieht? Woher? Es hat sein bestes Gut, wie der leidenschaftliche Spieler, nur auf den ungewissen Erfolg gesetzt.

Wähne also nicht, daß die Männer glücklicher zu preisen sind, weil sie Gelegenheit zu grossen Thaten haben, die ihren Nahmen verherrlichen, und der Welt nüz-

gen, indem ſie ihr glänzende Beyſpiele geben. Auch den Männern kömmt dieſe Gelegenheit nicht oft. Der Lorbeerkranz iſt wohl ein ſchöner Schmuck für die Stirn des Helden und der Bewunderung werth; aber oft iſt es nur eine einzelne und einſeitige Anſtrengung, die ihn erwirbt, und der Lorbeer gedeiht auf dem Boden der Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit nicht minder, als in dem Schooße des Rechts. Die Früchte des Unrechts zu beneiden, ſteht wohl den Frauen am wenigſten an; auch das, was das Glück bringt, iſt ihrer Bewunderung wenig werth; und was durch einzelne Anſtrengungen errungen wird, gibt für den Werth des Menſchen nur ein unſicheres Maas. Du wirſt mich vielleicht auf den Staatsmann hinweiſen, und es iſt wahr, daß dieſer der Gerechtigkeit, der Ausdauer, der Liebe zur Pflicht, des Wohlwollens bedarf, um mit Recht auf ſeinem Platze zu

ſtehen. Aber liegen nicht alle dieſe Tugenden auch in dem Gebiete der Frau? oder darf ſie klagen, in Rückſicht auf ihre Ausübung durch die Natur oder die darauf gebauten geſellſchaftlichen Verhältniſſe bevortheilt zu ſeyn? Oder hat eine rechtſchaffene Frau nicht täglich und ſtündlich Pflichten zu erfüllen, die nicht die Wirkung einzelner Aufwallungen ſeyn können, ſondern einen feſten Willen und ein gediegenes Wohlwollen fordern? — Wenn ein Feldherr vielleicht nur einmal in ſeinem Leben einen Triumph feyern kann, und dem Staatsmanne der Eichenkranz kaum eher als an dem Ziele ſeiner Laufbahn gewunden wird, ſo hat eine Frau in ihrem kleinen Staate — was iſt aber auf der Erde groß oder klein? — täglich Gelegenheit, ſich einen Verdienſt-Orden zu erwerben, den ihr ein gültiger Richter, ihr Mann, oder doch ihr eigenes Bewußtſeyn umhängt. Iſt nicht auch das

für etwas zu rechnen — und in den Augen eines höhern Richters, als menſchliche ſind, gewiß für etwas ſehr großes — daß ihr Verdienſt durch die unreinen Einflüſſe der Ruhmſucht nicht befleckt und geſchmälert wird? Die Welt weiß nicht, welche Opfer ſie bringt; wie ſie den eignen Willen bekämpft, um einen fremden Willen zu erfüllen; wie ſie mühſam ihre Kräfte ſammelt, früh aufſteht und ſpät ſich niederlegt; für alle ſorgt und ſich ſelbſt vergißt; leidet, damit andere ſich freuen, arbeitet, damit andere ruhen können. Die Welt weiß es nicht, daß ihr Verdienſt oft ſchnöde verkannt, ihre Ordnung oft muthwillig geſtört, und, wenn ſie ſchon mehr thut, als ihre Schultern tragen können, doch noch mehr von ihr gefordert wird. Die Welt weiß es nicht, aber Gott weiß es, und wenn ſich ihr Aug' ſchließt, das oft bey der Härte ihres Mannes, oder an dem Krankenbette ihrer Kinder von heiſ-

sen Thränen überfloß, so wird ihr Engel für sie an dem Throne des Ewigen zeugen, wo der Feldherr vielleicht zittert, und die Fürsten mit ihren mächtigen Dienern — wenn schon mit irdischem Ruhme bekrönt — das Urtheil der Gerechtigkeit zagend erwarten müssen.

* * *

Der schlimmste Feind, vor dem eine Frau sich zu hüten hat, ist die Eitelkeit viel gekannt und bewundert zu seyn. Ein alter Schriftsteller hat gesagt, und viele haben es wiederholt, die beste Frau sey die, von der man nicht spreche; und gewiß hat die Natur den Frauen nicht umsonst eine so große Empfindlichkeit gegen fremdes Urtheil gegeben. Wenn aber unser Geschlecht die Fehler der Frauen überhaupt ohne Schonung rügt, so ist es doch am unerbittlichsten gegen die, welche über Gebühr nach dem

Beyfall der Welt geizen. Eine Frau, welche die erſte in der Mode iſt, erſcheint uns nicht viel beſſer, als ein öffentliches Weib. Man ahmt ihr nach, und läſtert ſie. Einer Schriftſtellerin geht es nicht beſſer; und das unſchuldigſte, was man noch von ihr ſagen kann, iſt, daß ſie ſich männlicher Hülfe bedient. Anderes denkt man hinzu, ohne es zu ſagen; aber etwas rühmliches iſt es ſicherlich nicht. Auf gleiche Weiſe wird jede Art der Eitelkeit gerügt; und die Welt ermüdet nicht, Dornenkronen für Frauen zu flechten, die den Kreis ihrer Natur durchbrechen wollen. Doch das iſt das geringere Uebel, wenn ſchon empfindlich genug. Das gröſſere iſt die Erkältung des Herzens, die der Eitelkeit folgt. Die angenehmſte Muſik, hat man geſagt, iſt die Schmeicheley; es iſt die einzige, welche die Eitelkeit hören will, und ſie ſaugt, wie die Sirenen, ihrer Beute das Mark aus. Das Parabies ging ver-

lohren durch die Eitelkeit eines Weibes, das
ſich ſchmeicheln ließ; und troß der alten Er-
fahrung, wird dieſelbe Erſcheinung Tag
für Tag wiederholt. Es ſteht mißlich um
die Selbſt-Achtung bey denen, die ihr Glück
in fremder Bewunderung ſuchen, und das
Gewiſſen wird leicht zum Schweigen ge-
bracht, wo die Eitelkeit ſpricht. Dann er-
ſtirbt das friſche und frohe Gefühl des Her-
zens, das ſich ſeiner Unſchuld erfreut; die
Pforten des Paradieſes ſind hinter Dir ge-
ſchloſſen, und Du biſt auf einen dürren
Acker hinausgetrieben, wo Du im Schweiße
Deines Angeſichtes die ſchnell verwelkenden
Blüthen fremden Lobes ernteſt, die keine
Früchte hinter ſich laſſen, aber oftmals Dor-
nen. Wenn aber der Aeltermutter des weib-
lichen Geſchlechtes doch die Sehnſucht nach
der verſcherzten Heimath blieb, ſo ſtirbt
auch dieſe in dem Herzen ihrer eiteln Töch-
ter dahin. Die eitle Frau wird ihrem Hauſe

fremd, wie sie sich selbst fremd geworden, und wohnt da, wo sie nicht einheimisch ist. Ihr Mann, den sie zu Grunde richtet, erscheint ihr als ein Tyraun; ihr Haus als ein Gefängniß; ihre Kinder als eine lästige Zugabe zu den andern Uebeln des Ehestandes. Ihr Leben vergeht wie ein Geschwätz, und sie hat, am Ziele ihrer Laufbahn, keine Thaten aufzuzeigen, die sie am Tage der Rechenschaft vor Gott vertreten könnten.

Gegenseitige Ergänzung ist offenbar der Zweck der göttlichen Vorsehung in der Einrichtung des männlichen und des weiblichen Geschlechts. Ob sie schon alle sittliche Eigenschaften mit einander gemein haben, so besitzt doch jedes einige derselben in einem vorzüglichern Grad. Die gegenseitige freye Achtung, die aus der Anerkennung dieser Vorzüge entspringt, und die nichts von Mißgunst und Eifersucht weiß, ist das natürlichste, wie das festeste Band, das den

Mann an das Weib, das Weib an den Mann knüpft. Dieſes Band wird in dem Augenblicke geſchwächt, und das ganze Verhältniß verwirrt, wenn das Weib ſeine Anſprüche auf männliche Geiſteskraft und die damit verbundene Geſchäftsthätigkeit, der Mann auf weibliche Liebenswürdigkeit und weibliche Reize ausdehnt. Daß der Mann in dieſem Falle herabſteige, wird auch von Weibern anerkannt, die keinen Mann tiefer verachten, als der ſich ihnen am ähnlichſten macht; ein Weib aber, das ſich den Männern gleichſtellt, iſt nicht nur den Weibern verhaßt, ſondern auch die Männer gehen mit kalter Verwunderung und lächelnd an ihm vorbey. Es wird zu einem Räthſel, das jeder nach ſeiner Weiſe und ſelten mit Wohlwollen löſt, und auf jeden Fall verliehrt es an anziehender Kraft wenigſtens eben ſo viel, als es an Merkwürdigkeit gewinnt.

Wenn aber ein Mann ſeiner Frau alle männlichen Eigenſchaften gern erläßt, und die Mitgabe von Kenntniſſen, die er als Miniſter, als Finanzmann, als Soldat oder Profeſſor gebraucht, als einen unnützen Ballaſt wenig achtet, ſo verlangt er deſto gewiſſer einen offnen und lebendigen Sinn für das Schöne und Gute. Durch dieſen Sinn, der bey den Frauen ſchneller als bey den Männern anſpricht, erringen ſie eine Würde, die jeder männlichen gleich zu ſtellen iſt, die von Erzieherinnen des menſchlichen Geſchlechts, und durch ihn haben ſie mehr in der ſittlichen Welt aufgebaut, als die rohe Gewalt zerſtören konnte. Nicht nur in dem Schooße und an der Bruſt edler und frommer Mütter ſind edle und große Menſchen erzogen worden, ſondern der gebildete und gereifte Mann ſelbſt holt ſich von dem Beyfall der ſteten Zeugin ſeines Strebens Kraft. Die Zufriedenheit über

ein vollendetes Werk verbirgt sich nicht vor dem Auge der Gattin, wie sie sich vor den Augen der Welt verbergen muß; und die Frau ist nicht nur die aufrichtigste Theilnehmerin an dem Ruhme ihres Mannes, sondern entzündet auch, wenn sie den rechten Sinn für das Gute hat, seinen Eifer dafür, Manches vortreffliche Werk würde, ohne die Theilnahme der Frauen, weder entstanden noch vollendet worden seyn; und die Freude der Welt daran, wenn es erscheint, ist eine Ehrenkrone, die ihrem stillen Verdienste geflochten wird. Ist es denn nicht schon ein Verdienst, wenn sie den für den Staat oder die Welt arbeitenden Gatten bey Laune erhält, und durch ihre Heiterkeit die Harmonie in ihm herstellt, die durch die Stöße und Reibungen des Weltlaufs und der bürgerlichen Verhältnisse nur allzuleicht aufgehoben wird? Auch im gesellschaftlichen Leben ist jener offene Sinn, die Empfäng-

lichkeit für Ideen, und ein leichtes Auffaſſen deſſen, was das Geſpräch unterrichteter Männer bietet, von allen geſellſchaftlichen Eigenſchaften der Frauen die, welche am höchſten geachtet wird. Sie bindet vermiſchte Geſellſchaften auf die unſchuldigſte Weiſe, und nährt den Trieb nach Unterricht und Bildung, ohne die Eitelkeit auf Koſten der Beſcheidenheit zu nähren.

* * *

Für eine ſchöne und eitle Frau gibt es nichts furchtbareres, als das Alter, und die Periode des Ueberganges iſt eine Zeit harter Prüfungen für ſie. In dieſer kritiſchen Zeit, wo alles auf dem Spiele ſteht, worein ſie ihr Glück und ihren Werth ſetzt, wo tauſend demüthigende Vorbedeutungen den unvermeidlichen Verluſt ankündigen, wo er ſich endlich entſcheidet, — in dieſer Zeit wird es ihr ſchwer ſeyn, dem ſchaden-

frohen Spotte der Welt zu entgehen; ja, manche bringt es darin bis zur Verachtung. Die Ansprüche, die sie zu machen gewohnt war, werden zurückgewiesen; die Titel, auf die sie sich gründeten, sind erloschen, oder vielmehr, sie sind auf andere übergegangen. Die immer nachwachsende Jugend mit ihren Reizen und ihrer frischen Anmuth, wird durch die Zeit selbst vorgeschoben, und bemächtigt sich bald aller Plätze, auf denen sich die, welche kurz vorher das Verdienst der Jugend genossen, breit zu machen pflegten. Es hilft hierbey nichts eine jugendliche Maske vorzunehmen; die Welt kennt auf ein Haar das Gesicht, das dahinter verborgen ist; und was ist widerlicher, als jugendliches Thun bey einer überjährigen Gestalt? Eine vernünftige Frau ist weder einer solchen Versuchung, noch jenen Prüfungen ausgesetzt. Kein solides Haus fällt wegen Eines Verlustes, und gewiß um desto weniger,

je gewiſſer er ſeit langer Zeit zum Voraus zu ſehen war. Wer im Frühling nicht an den Winter denkt, wird unfehlbar in den Fall der Grille gerathen; die Ameiſe iſt nicht in Verlegenheit. Bey der Unterhaltung mit einer gebildeten Frau vergißt man ohnehin ihre Schönheit leicht, und bey einem blühenden Geiſte wird die Flucht der Jugend kaum wahrgenommen. Ohne Kummer und ohne die Achtung der Welt vermindert zu ſehen, ſinkt ſie von ihrer Mittagshöhe dem Abendhimmel zu, und wenn ſie endlich im Abendroth erliſcht, ſo wird ihr Grab noch von dem Sternenkranze der Freundſchaft und Liebe geſchmückt. Sie hat nie den Beyfall der Welt höher geachtet, als die Stimme ihres eignen Herzens; und die friedliche Ruhe ihres Hauſes iſt ihr, auch in den Tagen ihrer Blüthe, erfreulicher geweſen, als das Geräuſch der Welt. So bedarf auch im Alter ihr Leben nur einer ge-

ringen Abänderung. Es fällt ihr nicht schwer, Ansprüche aufzugeben, die sie nicht gemacht, Huldigungen zu entbehren, die sie nicht gesucht, eine Einsamkeit zu ertragen, die sie nie gefloh̃en hat. Sie wird, wo sie erscheinet, nicht mißfallen, weil sie nicht nach Beyfall geizt; sie wird nicht verdrängt werden, weil sie sich nicht vordrängt; und da sie die Ansprüche anderer gelten läßt, ihre Talente mit freudiger Anerkennung hervorzieht, auch wohl, mit Hülfe ihrer Erfahrung und Ruhe, Takt, Ordnung und Harmonie unter der jüngern Welt zu erhalten versteht, so kann sie, selbst in hohem Alter, einen ehrenvollen Platz in gebildeter Gesellschaft behaupten. Doch ist Zurückgezogenheit dem Alter am angemessensten; nicht nur, weil es ehrenvoller ist, vermißt zu werden, als durch zu langes Verweilen auf demselben Platze vielleicht lästig zu seyn; sondern weil das Leben durch die Annäherung

an das Große, entſcheidende Ziel immer ernſter wird, weil uns die Betrachtung dieſes Ziels immer mehr beſchäftigen muß, und wir eben dadurch gleichgültiger gegen die Welt und weniger geſchickt werden, die Pflichten gegen die Geſellſchaft, welche Aufmerkſamkeit und ein freyes Gemüth fordern, ſo wie es ſeyn ſoll, zu erfüllen.

Die Frauen ſind nicht in der Nothwendigkeit, über welche die Männer oft Klage führen, vieles leſen zu müſſen, was ihnen wenig frommt; ſie haben nicht nöthig nach Vollſtändigkeit im Wiſſen zu trachten; ſie dürfen alles, was ſie leſen, auf ihre Bildung beziehen. Hierzu iſt es nicht genug, viel zu leſen, ohne Ordnung, Nachdenken und Wahl. Leſen ohne Nutzen für Geiſt und Gemüth heißt ſäen, ohne ernten zu wollen; man könnte eben ſo gut den Meeres-

ſand pflügen, oder das Meer ſelbſt; und unter allen Mitteln, die Zeit zu verliehren, iſt dieſes eines der ſchlechteſten. Sage nicht: es bleibt doch etwas zurück. Das, was zurückbleibt, vermehret nur die Unordnung in Deinem Kopfe und Herzen, wie bey einem Einzuge das, was aus den Wannen und Körben verzettelt wird. Was eine Frau lieſt, das ſoll ihr geiſtiges Eigenthum werden; wie kann ſie aber das wollen, wenn ihre ungewählte Leſerey ihr Schlechtes und Gutes ohne Unterſchied beut? Bilden heißt geſtalten; und welche Frau möchte in ſich etwas Häßliches und Gemeines geſtalten? Oder bedarf der Geiſt weniger Rückſicht als der Leib? und drängt ſich die innere Gemeinheit nicht unvermeidlich hervor, nicht in den Worten allein, ſondern auch in den Zügen und dem ganzen Weſen einer Frau? Auch da geſtaltet ſich nichts, wo ein Eindruck den andern vertilgt. Das Gemüth einer Frau,

die alles lieſt, was der Zufall herbeyweht, gleicht dem Himmel an einem ſtürmiſchen Tage, wo wechſelndes, hin und her ziehendes Gewölk dem Lichte nur ſelten einen Durchblick vergönnt. Nicht Vieles, aber recht, iſt eine treffliche Lehre in tauſend Dingen, und auch beym Leſen. Setze noch hinzu, aber das Beſte, das Gehaltreichſte, das Würdigſte, das, was Mühe koſtet, und das Alles nicht Einmal, ſondern oft. Fragſt Du aber noch dem zweyten Theile der Lehre, ſo wiſſe, daß recht leſen heißt, mit Aufmerkſamkeit und Verſtand leſen. Ein Buch, bey dem Du nichts denken kannſt, nimm lieber gar nicht zur Hand; ein gedankenvolles aber laß Deinen Freund ſeyn, mit dem Du Dich lange beſprichſt, bis Du ſeiner Gedanken mächtig biſt und ſie mit den Deinen verwebt haſt. Wenn Du ſelbſt ſchon ein eignes Grundſtück haſt, ſo ſchlage getroſt von dem Eigenthume

Deines Autors ſo viel dazu, als ſich zu ſeinem paßt, und Du haſt nicht zu fürchten, daß Du wegen Verrückung der Grenzſteine in Anſpruch genommen werdeſt. Alles, was Du auf dieſe Weiſe erwirbſt, iſt ein guter und ehrlicher Erwerb, und die Früchte, die Du auf ſolchem Grund und Boden ziehſt, gehören nach allen Rechten Dein. Die Traube bedarf aller Elemente zu ihrem Gedeihen, wie der Geiſt vielfältiger Nahrung, wenn ſich etwas Gutes bereiten ſoll. Die größte Kraft der Natur aber macht doch die Arbeit nicht entbehrlich, und der Geiſt bedarf der verſtändigen Pflege ſo gut wie die Traube, wenn es einen tüchtigen Wein geben ſoll. Du magſt ihn auch mit einer Harfe vergleichen, die im Luftzuge einzelne Töne gibt, bisweilen auch einen ganzen Accord, aber nie eine rechte Muſik. So iſt überall der Zufall nie ein ſicherer Meiſter, ſondern der Verſtand. Durch Verſtand wirſt Du auch Dei-

nem Geiſte die rechte Stimmung geben, und erfreuliche Melodieen aus ihm hervorlocken. Jede Kunſt erfordert Uebung und Nachdenken. Wie ſollte die ſchwerſte von allen, die Bildung unſeres Geiſtes, ohne Verſtand und Mühe vollbracht werden können?

Die ſchlimmſte Feindin der Bildung, wie des Guten überhaupt, iſt die Trägheit; wer ſich ihr hingibt, iſt des geiſtigen Todes Raub. Hinter ihr her geht die Unaufmerkſamkeit, die von den ſparſamen Körnern, die aus der Hand der Trägheit fallen, keines in den Boden eindringen läßt. Willſt Du dieſe Feindinnen bannen, ſo nimm mit dem Buche auch die Feder zur Hand. Wenn Du damit anfängſt, Dir das anzumerken, was Dich in einem Buche vorzüglich anſpricht, ſo wirſt Du Dich bald im Stande ſehen, mit dem Buche ſelbſt zu ſprechen, dem Autor vor oder nach zu denken, ihn zu beſtreiten oder zu vertheidigen. Es kann

ſeyn, daß Du oft irrſt; aber nur auf dieſem Wege wirſt Du lernen, Deine eignen Irrthümer zu berichtigen; bey dem trägen leſen allein werden ſie mit der Wahrheit in Ein wüſtes Chaos zuſammenfließen. Der Kopf einer trägen Leſerin iſt wie die Büchſe des bettelnden Blinden, die jede Art von Münze ohne Unterſchied aufnimmt, und ſich eben ſo leicht mit dem Falſchen und Untauglichen, als mit dem Brauchbaren füllt. Auch der lebhafteſte Geiſt iſt bisweilen träge, und der fruchtbarſte Boden erſcheint oft tod, wenn er nicht zur Fruchtbarkeit aufgefordert wird. Es iſt aber wohl ſchwerlich irgend ein Kopf, in welchem nicht eigne Gedanken ruhten, ſo wie es keinen Körper gibt, der nicht einige Wärme und electriſchen Stoff enthält. Reibe ihn nur auf die rechte Weiſe, und Du wirſt ihm ſchon Wärme abgewinnen und Funken ziehen. Ein gedankenreiches Buch iſt das beſte Reibzeug, und die

Feder der beſte Conductor. Haben die Gedanken einmal den Weg gefunden, ſo folgen ſie ſich ſchnell, und Du haſt die ſtille Freude der Autorſchaft ohne ihre Kümmerniſſe. Der erſte Erfolg ſtärkt den Muth und die Kraft, und Du wirſt Dein Capital unter den Augen wachſen ſehen. Es ſteht in Deiner Gewalt, es jeden Tag zu vermehren, und Du wirſt Dir dabey keinen Geiz vorwerfen dürfen. Was Du davon ausgibſt, kömmt Dir mit Zins zurück, und die beſten Köpfe arbeiten für Dich. Je früher Du anfängſt, deſto beſſer. Spare in der Zeit, ſo haſt Du in der Noth. Bleibt die Noth aus, ſo haſt Du für Dein Vergnügen; aber ſie kömmt ſicher, wenn Du die Hand in den Schooß legſt. Die Jugend meint den geiſtigen Erwerb entbehren zu können; und mancher jungen Frau ſcheint die Unwiſſenheit, ſo wie die Unbeſonnenheit, ſo gar liebenswürdig. Streite nicht mit

ihr, noch viel weniger aber wetteifere mit ihr. Gewiß iſt es, daß dieſe Art der Liebenswürdigkeit überaus wohlfeilen Kaufes zu haben iſt. Aber die Zeit kömmt ſchnell, wo ſie ihren Werth ganz verliehrt; denn wie jedes Alter ſeinen eigenen Verſtand hat, ſo hat auch jedes ſeine eigene Thorheit; und wehe der, welche eine Thorheit, die im ſechzehnten Jahre nicht mißfällt, mit in das ſechs und zwanzigſte nimmt! Etwas Witz, ein wenig Einbildungskraft und viele Dreiſtigkeit geben der Jugend oft einen Schein von Geiſt; aber die reineren Funken, wenn ſie nicht Nahrung bekommen, gehen aus, und nur die läſtige Neckheit bleibt zurück. Vernunft ſchmückt jedes Alter, und wächſt mit den Jahren, wenn ſie einmal angebaut worden. Kann ihrer wohl eine Hausfrau, kann eine Mutter ihrer zu viel haben?

Sage nicht: ich bin verſäumt worden, als ich jung war; jetzt bin ich zu alt. Dieß

iſt die Ausrede der Trägheit, die in der Jugend genährt, freylich im Alter nicht abnimmt. Für den, der recht anfängt, iſt es nie zu ſpät. Auch ſollſt Du nicht ſagen: Ich habe in meiner Jugend um Bildung gearbeitet; nun iſt's genug. — Hätteſt Du recht darum gearbeitet, ſo würdeſt Du Dir ein weiteres Ziel geſteckt haben, und nicht ſo ſelbſtgenügſam am Wege ſitzen. Arbeiteſt Du nicht an Dir fort, ſo arbeitet die Zeit gegen Dich. Das Werkzeug, das Du nicht brauchſt, frißt der Roſt, und ein Schacht, der nicht befahren wird, verfällt. Reichthum wächſt durch Verkehr; läßt Du ihn liegen, ſo vermindert er ſich, wie ein Papiergeld, das im Curſe ſinkt. Wenn Du im Laufe ſtille ſtehſt, ſo kömmſt Du zurück; denn Zeit und Welt ſchreitet unaufhaltſam vor. Wenn Du alſo einen Grund gelegt haſt, ſo baue darauf fort, bis Du unter Dach biſt; aber Du kannſt ſicher glauben, daß es erſt

jenſeits des Grabes ſo weit kommen wird. laß Dich demnach nie träge finden. Was Dich in Deiner Jugend gefördert hat, wird Dich auch im Alter fördern, und was Dir die Zeit an warmen leben entzieht, das ſetze Du ſelbſt durch erhöhte Thätigkeit zu. In einem Acker, den der Froſt des Winters durchkältet hat, muß der Pflug tiefer gehen; und eine Krankheit im Alter verlangt eine kräftigere Nachkur. Uebrigens gibt es ja wohl überhaupt keine Zeit, wo Du ein Recht hätteſt, die Kräfte, welche Dir Gott verliehen, ungenutzt zu laſſen.

* * *

Den Trieb zu gefallen hat die Natur ſelbſt in die Bruſt des Menſchen gelegt; in dem weiblichen Herzen iſt er einer der mächtigſten. Eine ſchöne und angenehme Geſtalt iſt gewiß ein herrliches Geſchenk Gottes; aber es iſt eine Gunſt, und eine

der vergänglichſten. Ein Mädchen muß zufrieden ſeyn, wie es die Natur gebildet hat; zu dieſer äuſſern Bildung läßt ſich wenig thun, und eine geſchmückte Häßlichkeit iſt doppelt widrig, wenigſtens lächerlich. Deſto mehr kann es in ſich thun; und wenn es damit auch nichts weiter erlangte, ſo erlangt es Zufriedenheit mit ſich ſelbſt — was viel, und die Achtung der Welt, was nicht wenig iſt. Es iſt nichts gewöhnlicher, als daß ſchöne Frauen ſich von der Natur der Mühe überhoben glauben, etwas für ſich zu thun. Sie vertrauen ihrer Schönheit, wie ein despotiſcher Staat ſeiner Kriegsmacht vertraut. Aber wie oft ein Zufall das Heer zerſplittert, und mit ihm den Thron, ſo wird die Schönheit eine Beute der Krankheit oder des Alters, und es iſt um ihre Herrſchaft gethan. Es iſt aber überhaupt ein ſchlechtes Lob für eine Frau, wenn ſie ein ſchönes Bild heißt; und doch hat das

Wild vor der ungebildeten Frau, auſſer dem Vorzuge der Dauer, nach den, daß es ſchweigt; und daß man ihm ſo viel Geiſt leihen kann, als man ſelbſt vermag.

Wie alle Gaben des Glücks; ſo empfängt auch die Schönheit ihren Werth nur durch den Gebrauch, oder durch den Sinn, mit dem man ſie genießt. Durch einen verkehrten Sinn wandelt ſie ſich in Unheil um. „Lieblich und ſchön ſeyn iſt nichts, ſagt Salomo; ein Weib, das den Herrn fürchtet, ſoll man loben.“ Wie viele ſagen dagegen, oder denken es doch: „Schönheit iſt Alles.“ Aber Anmuth iſt mehr als Schönheit, und es gibt keine Anmuth ohne Güte und Wohlwollen. Darum überlebt Anmuth die Schönheit, und gefällt überall; und wenn dieſe bewundert wird, ſo wird jene geliebt. Alter beſiegt die Schönheit; Güte und Anmuth gehen mit in das Grab; und eine Schönheit ohne innern Werth iſt wie

ein falſcher Edelſtein, den der Kenner mit deſto größerm Unwillen verwirft, je künſtlicher der Betrug iſt. Die Schönheit für ſich allein hat eine große Richtung zur Thorheit. Der Putztiſch iſt der Altar, an welchem die Eigenliebe ihr Bild im Spiegel verehrt, vor dem ſie es wie das Bild einer Schutzheiligen ſchmückt, ohn' Unterlaß bemüht, jeden Reiz zu erhöhen, oder jede Beſchädigung der Zeit auszubeſſern. Mit dieſer Bewunderung des Scheins geht die Neigung zum falſchen Schein Hand in Hand. Das Alter kömmt; warum ſollte man ſeiner Gewalt nachgeben wollen? ſollte ſie nicht beſiegt werden können? ſollte man nicht die Jugend feſſeln können durch Zierden und Schmuck? wo die Wahrheit weicht, da nimmt der Trug Platz. Die Hand der Zeit ſtreift die Blüthe der Farbe ab, die Hand der Kunſt ſchminkt ſie wieder auf, und die ſchaamloſe Dreiſtigkeit geht in den Farben

der Unschuld einher. Nicht bloß dem Herrn ist, wie die Schrift sagt, ein geschminktes Angesicht ein Greuel, sondern jedem, der gesunde Sinne hat und Falschheit haßt. Was in dem Reiche der Täuschung, auf der Bühne, gefällt, ist in der wirklichen Welt verächtlich oder lächerlich; und jedermann weiß, wie man den nennt, der ausser der Fastnacht mit einer Maske umher geht. Das nemliche gilt von jedem übertriebenen und prahlerischen Putz. Ich will nichts von dem ganzen Modewesen sagen, das mehr als irgend etwas uns einer Barbarey anklagt, der wir uns längst entwachsen glauben. Die Alten kleideten sich Jahrhunderte lang auf die nemliche Weise, und noch jetzt muß die Kunst von diesen Einförmigen leihen, wenn sie der häßlichen Karrikatur entgehen will. Möchte es uns doch auch einmal gelingen, nach so zahllosen Versuchen das Rechte zu finden, um dieser Knechtschaft des ewigen

Wechſels zu entfliehen, die an ſich unwürdig, die Quelle unendlicher Zerrüttung iſt.

* * *

Es iſt keinem Menſchen möglich, am wenigſten einer Frau, der Beſchäftigung mit Kleinigkeiten zu entgehen. Kein Haus wird ganz aus Werkſtücken gebaut, und kein Hausweſen kann beſtehen, in welchem das Geringe allzu gering gilt. Aber auch nicht allzu hoch ſoll es geachtet werden. Die rechte Schätzung kann nur ein geſundes Urtheil lehren.

Wer das Große über dem Kleinen verabſäumt, heißt mit Recht einfältig. Wer das Kleine als groß behandelt, iſt ein Geck. Jene Einfalt und dieſe Thorheit grenzen nah an Laſter, und gehen oft in Laſter über.

Eine Frau, die einen großen Werth auf Zierrathen legt, Tag lang daran wählt, des Nachts davon träumt, nie deren genug

haben kann, ſich auf ihren Beſitz etwas ein-
bildet, andere um die ihrigen beneidet, iſt
ſicher eine ſchlechte Gattin, eine ſchlechte
Hausfrau. Daſſelbe gilt von allem Mo-
detand.

Ein Mann, der ſo thäte, wäre nicht
zu ertragen.

Wer kleinen Gegenſtänden ei-
nen fantaſtiſchen Werth beylegt
und mit ihnen ſeine Seele beſchäf-
tigt, der wird auch eben ſo gewiß
die größten nach dem Maaße ſeines
Characters herabwürdigen.

Wie dieſe eitlen Kleinigkeiten das Ge-
müth von ernſten Dingen abziehen und e
kindiſch machen, ſo erhebt ein ernſter Eife
in der Pflicht, die Liebe zu den Unſrigen
und ich darf hinzuſetzen, die Betrachtun
göttlicher Dinge, weit über die Hochſchä
zung dieſer und ähnlicher glänzenden Tho
heiten. Unſchuld des Herzens erzeugt einfach

Sitten; Eitelkeit iſt die Tochter und die Mutter der Heucheley. Ein groſſes Gemüth freut ſich am Groſſen und Edeln; Kinder und Thoren verlangen koſtbares Puppenſpiel. Das Leben, kaum lang genug das Rechte zu bedenken, geht ihnen tändelnd hin, und indem ſie die Faſſung eines Kleinodes, eine glänzende Stickerey, die Farbe und den Schnitt eines Gewandes bedenken, überraſcht ſie der Tod, und gibt ſie, im ungeſchmückten Leichentuche, dem Sarge und der Verweſung hin.

* * *

Die ſanguiniſchen Hofnungen, die ſich junge Mädchen in der Begeiſterung der Liebe von dem Eheſtande machen, ſind oft eine Quelle groſſen Unmuthes und groſſer Verſtimmung, die, nach Beſchaffenheit der gröſſern oder geringern Reizbarkeit, der gröſſern oder geringern Macht über ſich ſelbſt,

die ersten Jahre des Ehestandes, bisweile
auch ein ganzes Leben verbittert. Daß d
Ehestand kein Eden sey, wurde den Stamm
Eltern des Menschen-Geschlechtes im P
radiese gesagt; und fing er nicht eben a
als die Pforten des Paradieses hinter ihne
geschlossen wurden? Die Stürme bleibe
zur Tag und Nacht-Gleiche nur selten aus
und wie jeder Sommer wenigstens schwü
Stunden hat, so hat auch jede Ehe ih
Nebel- und Sturm-Tage noch gewisse
als sie einen Honigmond hat. Auf jede
Wege des Lebens dränge sich Uebles, wi
Unkraut auf jedem Acker, vor; und wen
Dir auch der Himmel keines seiner Unge
witter zusendete, so ist doch kein Mann ei
Engel, wenn ihn schon seine Frau in gute
Absicht so nennt. Stelle Dir immer di
möglichen Uebel vorher vor Augen, so wir
Dir manche Täuschung erspart, ohne da
Du doch zurückgeschreckt würdest. Wer denk

nicht mit Luſt an eine Sommerreiſe? Man hofft dabey auf ſchöne und heitre Tage, aber die trüben werden auch mit eingerechnet, und ein Gewitter verdirbt die Freude noch nicht, ſo wenig als einmal ein ſchlechtes Nachtquartier oder ein elender Weg. Das iſt das Bild des Eheſtandes. Erwarte daher nicht alles von Deinem Manne, wie vortrefflich er auch ſeyn mag. Denke vielmehr, daß er wohl Fehler haben könne, die Du jetzt nicht bemerkſt oder doch nicht fühlſt, und waffne Dich früh mit dem Entſchluſſe, ihnen Tugenden, und vor Allem Geduld entgegenzuſetzen. — Es iſt aber eben ſo Unrecht, ſich den Eheſtand nur als einen Weheſtand vorzuſtellen. Auch der ſchlimmſte Mann iſt nicht immer böſe, und wenn er ſeine gute Stunde hat, kann eine Frau viel für den künftigen Frieden thun. Ein gutes Wort findet eine gute Statt; aber freylich bittere Klagen und Vorwürfe gehören zu den guten

Worten nicht. Nichts vertreibt einen Mann sichrer aus seinem Hause und auf unrechte Wege, als eine immer klagende, oder gar eine scheltende Frau; auch ein zur Schau getragener stummer Schmerz ist ein peinlicher Hausgenosse, und erbittert oft mehr, als das laute Wort. Aber nicht dem Manne allein, auch andern wird eine solche Frau bald zur Last. Man beklagt sie, weicht ihr aus und sucht ein heitres Gesicht auf, das ein frisches und frohes Herz verspricht.

Die Phantasie ist eine herrliche und göttliche Gabe, um das Leben zu veredeln und zu schmücken; aber nur eine Thörin kann trauern, wenn sich die Gestaltungen ihrer Einbildungskraft nicht im Leben verwirklichen wollen. Die Blüthe ist jedesmal schöner als die Frucht; und ein reifes Aehrenfeld kann mit dem Sammt der blühenden Wiese gar nicht verglichen werden. Aber es kann nicht immer Frühling seyn. Die

Liebe iſt ein freyes Zuſammenſtimmen zweyer Herzen; die Ehe ein geſetzliches; jenes iſt ſchöner und ergötzlicher; dieſes bäuerhafter und würdiger. Auch in dem Duo der Ehe ſoll Liebe der Grund-Ton ſeyn; aber die freyen Gänge und die mannichfaltigen Verflechtungen der in und aus einander ſpielenden und gaukelnden Töne ſollen hier weg; und es iſt vollkommen genug, wenn in der ernſten Melodie die männliche und weibliche Stimme harmoniſch neben einander gehen. Die jugendliche Liebe iſt ein Feſttag, den man unter freyem Himmel vertanzt; in der Ehe gibt es faſt nur Werkeltage; denn auch am Sonntage ſchon muß für den Montag geſorgt werden. Kann aber nicht das freundliche Geſicht des Mannes, womit er aus der Laſt ſeiner Arbeit nach der vorüberſchlüpfenden Frau aufſieht; kann nicht das Gedeihen der geſunden Kinder, ihre fröhlichen Spiele, ihr fleißiges Lernen, das Lob, das

ihnen der Lehrer ertheilt, jeden Werktag zu einem Sonntage machen? Durch solche Freuden, wobey die Geburtstage, die Jahresfeste und Weihnachten noch nicht einmal in Anschlag gebracht sind, wird der Himmel auf die Erde gezogen, und eine Blumenflor ausgestreut, die länger hält, als die poetischen Rosen einer nur sentimentalen Liebe. Nichts ist anstößiger als ein jugendliches Verliebtseyn in alten Jahren, aber nichts auch rührender, als das Zusammenhalten zweyer vom Alter vertrockneten Hände, die sich in den Jahren der Blüthe vor dem Altare fügten, und auch im Sterben noch fest an einander halten.

Ein Mädchen, das sich nur darum in den Ehestand begibt, um aus der Abhängigkeit im väterlichen Hause zu kommen; das nur die Freyheit hier sucht und den Ge-

nuß von Rechten, ohne die Laſt ſeiner künftigen Pflichten zu berechnen; das nur den Rang, das Vermögen, die Verbindungen ſeines künftigen Mannes vor Augen hat, und nur an die Rolle denkt, die es nun auch in der Mitregierung des Hauſes und in dem Glanze deſſelben ſpielen wird, — ein ſolches Mädchen wird weder eine gute Frau, noch eine gute Mutter werden. Der Eheſtand iſt ein heiliger Stand, und wer dieſes geheimnißvolle Heiligthum leichtſinnig betritt, und mit dem Brautkranze ſpielt, der hat ſchon beym Eintritt das Schönſte, was er geben kann, verſcherzt. Dieſes Schönſte aber iſt eben jene begeiſternde Erhebung, die ein frommes Gemüth bey heiligen Handlungen fühlt, und gewiß keiner Art von Weihe eigenthümlicher gebührt, als derjenigen, die ein Menſchen-Paar in einen freyen, aber unauflöslichen Bund, und durch dieſen in ein Gebiet heiliger Pflichten führt, die ſie

bis jetzt fast nur dem Nahmen nach kannten. Es gibt keine Art von Verhältniß, die des göttlichen Seegens so sehr bedürfte, als die Ehe, und was läßt wohl ein Leichtsinn erwarten, der diesen Gedanken nicht faßt, oder ihn in den Wind schlägt? Ein solcher Sinn wird auch die Pflichten als eine Bürde betrachten, deren man sich so viel als nur möglich entschlagen müsse. Eine Frau aber die vor allen Dingen auf Erleichterung ihrer Pflicht denkt, wird sie bald erst vernachlässigen, dann ganz von sich werfen, und ihre Zeit dafür dem Vergnügen, vielleicht auch strafbaren Neigungen widmen. Der Schritt ist nicht groß; denn dem Nicht-Thun des Rechten liegt das Sündliche-Thun zunächst. Eine Frau, die ihren Mann nicht vor Augen hat, wird leicht ihre Augen auf andere Männer werfen; die den nicht ehren den ihr Gott und ihre eigene Wahl gab, wird sich auch leicht selbst entehren, und d

Liebe, die ſie ihrem Hauſe entzieht, auf ein anderes Haus übertragen. Der letzte Schritt liegt dem erſten viel näher, als ein eitles und bethörtes Weib glauben will; und es fehlt der Sünde nie an Mitteln, ihre Ungeſtalt hinter glänzenden Farben und einem reizenden Gewand zu verhüllen. Ein Geheimniß, das dem Manne verborgen werden muß, macht deren hundert nöthig; Lüge knüpft ſich an Lüge; Verlegenheit an Verlegenheit; die Ordnung des Hauſes wird verkehrt; Mistrauen und Verachtung, Eiferſucht und Haß nehmen Platz; der häusliche Frieden wird vernichtet, ſo wie der ewige. Ein ſolches Haus iſt das Abbild der Hölle, und eine ſolche Ehe trägt ihren Tod und die Trennung in ſich, die mit wenigen Ausnahmen ein Vorwurf für die Frau und eine unaustilgbare Schmach iſt. Und was iſt das Erbtheil der Kinder in einer ſolchen getheilten Ehe? Sie kennen ihren

Vater, oder ihre Mutter nicht; und wenn sie zur Vernunft kommen, müssen sie sich beyder schämen. Ein solches Schämen aber ist ein Wurm im Herzen, der das Gedeihen der Tugend und einer sittlichen Ruhe sehr erschwert. Der Glaube an Gott und die Tugend fängt in dem Menschen mit dem Glauben an die Eltern an. Ist dieser zerstört, wie soll der andere feste Wurzel fassen? Oder wenn es dennoch geschieht, mit welchem Schmerze wird ein gutgeartetes kindliches Gemüth auf die Sünden derer blicken, die es achten möchte, und doch verachten muß? Der Stolz einer Tochter, deren Mutter durch Ausschweifungen berüchtigt ist, ist gebrochen; sie bringt ihrem Manne den Verdacht als Mitgift mit, und es ist ihm nicht sehr zu verargen, wenn er da schon eifersüchtig wird, wo der Mann einer Frau aus einem sittsamen Hause noch nicht einmal aufblickt. So straft Gott die

Sünde der Mütter an den Töchtern, ſtatt daß der Seegen tugendhafter Eltern von Geſchlecht zu Geſchlecht wächſt. Die Sittſamkeit iſt eine Blume von ſo zarter Farbe und Duft, daß ſie auch die leiſeſte Berührung nicht verträgt, ob ſie gleich, wie die zarteſten Mayenblüthen, die köſtliche Frucht unter Sturm und Regen bewahrt. Unter allen Tugenden, die eine Frau ihrem Manne mitbringen muß, iſt keine, die ihm ſeine Achtung gewiſſer zuſichert, und das Feuer ſeiner Liebe länger bewahrt. So war an das reine, nur von keuſchen Händen gepflegte Feuer der Veſta das Wohl und die Erhaltung der alten Städte geknüpft. Eine keuſche und züchtige Jugend iſt vor Gott und Menſchen gefällig; ſtatt daß ein verbuhltes Mädchen auch von denen verabſcheut und verſpottet wird, die von ihrer Buhlerey Vortheil ziehen. Ein Fehltritt vor der Ehe, auch wenn ihn die Ehe noch zu guter Zeit

bedecken sollte, wird selbst von dem nicht vergessen, der dazu verführte, und setzt die Frau in den unglücklichen Nachtheil, sich nicht nur vor ihren Gespielinnen, sondern auch vor ihrem Manne schämen zu müssen. Er darf zu ihr sagen: „Wenn ich Dich nicht genommen und Deinen Leichtsinn gut gemacht hätte, was wärst Du jetzt?“ und sie kann mit nichts antworten, als mit Thränen, die aus einem schuldbewußten, aber erbitterten Herzen fließen.

Die Pflichten des Ehestandes müssen mit der Strenge eines unverbrüchlichen Gesetzes, und mit der Heiterkeit eines Geschäftes von freyer Wahl erfüllt werden. Jede Knechtschaft ist dem freyen Menschen eine Schmach; nimmt er aber das Unvermeidliche mit freyem Entschlusse auf sich, so verschwindet der Gedanke an ein Joch, das

man ſich erleichtern oder wohl gar abwerfen müſſe. Der Gedanke an Trennung, wenn ſie auch durch die Geſetze erlaubt iſt, muß einer Frau nie in den Sinn kommen, ſo wenig als einem Menſchen überhaupt die willkührliche Trennung von dem Leben, wie es auch immer belaſtet ſeyn mag. Gott ertheilt das Loos, der Menſch nimmt es auf, und macht daraus, was er vernünftiger Weiſe kann. Der Feige und Träge wirft die drückende Bürde von ſich; der Muthvolle trägt ſie bis an's Ziel und gewinnt den Troſt des eignen Beyfalls, und künftig mehr. Ein alter Held lebte mit einem ſchmerzlichen Geſchwür zehn Jahre lang, und eroberte die Stadt, die den Feinden eben ſo lange widerſtanden hatte, und ward von ſeinem Uebel geheilt. Das Sprichwort ſagt: man muß mit ſeinen Feinden leben, um wie viel mehr mit einem Manne, der doch Dein Feind nicht iſt, und, wenn er es wäre, Dich

doch nicht ohn' Unterlaß feindlich behandeln wird. Begrüsse nur jeden Morgen Deinen Mann als Deinen besten Freund, und erfülle seine beyden ersten Wünsche mit Heiterkeit; er müßte kein Mensch seyn, wenn er die Erfüllung des dritten mit Ungestüm und Härte forderte; oder wenn er es thäte, so erfülle auch diesen mit Ruhe, und zerdrücke Deine Thräne, ohne daß er es sieht, zwischen den Wimpern. Was Du Deinem Manne thun kannst, laß ihm nicht von andern thun. Bist Du ihm nothwendig geworden, so wirst Du ihm auch lieb werden, und Dich werden die Ketten, an denen er Dich hält, weniger drücken, wenn Du seine Hand hältst. Nie sondere Dich willkührlich von ihm ab. Es ist schwer mit einem Menschen zu Tische zu sitzen und ihm zu grollen, und wenn vier Hände ein Geschäfte zusammen angreifen, so kommen sich auch zwey Herzen dabey näher. Bey jeder Trennung

hat der Feind gutes Spiel; die Nähe verscheucht ihn. In Zürch herrschte vormals ein alter Gebrauch, der hierauf gebaut war, und vielleicht besteht er noch. Wenn Eheleute sich scheiden wollten, schloß man sie in einen Thurm zusammen ein, und gab ihnen Alles gemein, aber nur einfach: Ein Zimmer, Ein Bett, Einen Stuhl, Ein Besteck; und so blieben sie mehrere Wochen zusammen. Die Nothwendigkeit gegenseitiger Gefälligkeiten brachte sie allmählig näher, und man kennt wenige Beyspiele, wo sich die Entzweyten nicht noch vor Ablauf der gesetzmäßigen Frist vertragen hätten. Auch wenn die Liebe mit in eine neue Wirthschaft zieht, muß doch die Gewohnheit sich bilden, und diese ist das Kind der Zeit. Männer, die mehr an ihren Gewohnheiten hängen, als an ihrer Pflicht, denken in den ersten zwölf Monaten mehr als zwölfmal an die Trennung; die Weiber entsagen

den ihrigen leichter, und finden ſich früher in eine fremde Form. Darum wird auch der Anfang des Nachgebens von ihnen erwartet. Die Liebe erleichtert Alles, und wo dieſe nicht ausreicht, da hilft der, mit dem Alles Gute beginnen und Alles enden muß.

Eine der ſchlimmſten Feinde des häuslichen Glücks iſt Launenhaftigkeit. Eine Frau, die ſich ihren Launen überläßt, kann, bey den beſten Eigenſchaften und vieler Liebenswürdigkeit, ſehr bald unerträglich werden. Das ſchlimmſte iſt, daß ſie dem Menſchen die Herrſchaft über ſich ſelbſt nimmt. Und hat nicht oft ein ſchneidendes Wort, in launenhafter Stimmung geſprochen, mehr verderbt als mit allem guten Willen verbeſſert werden kann? Was man Laune nennt, iſt immer nur die gährende Selbſtſucht, und

ihre Aeuſſerungen ſind der Schaum und die Schlacken, welche die Gährung auswirft.

Sage daher nie: dieſe Laune iſt ein vorüber ziehendes Wölkchen, und wenn ſie ein Fehler iſt, ein ſehr geringfügiger. Mein Mann müßte ein Tyrann ſeyn, wenn er mir das nicht nachſehen wollte. — Denke vielmehr, daß er Dir mit Recht zumuthen kann, über das obzuſiegen, was Du ſelbſt für eine Kleinigkeit erklärſt. Auch ein kleiner Splitter iſt läſtig, und Ein bitterer Tropfen verdirbt oft ein ganzes Gericht. Vor größeren Uebeln hätte Dein Mann ſich gehütet und wäre ihnen aus dem Wege gegangen; dieſe kleinen Fehler aber, die auch gern wiederkehren, ſtören den beſten Genuß, wie die Mücken den heiterſten Abend. Bedenke auch, daß ein Fehler, der Deiner Eigenliebe klein erſcheint, Deinem Manne groß vorkommen kann, und gewiß immer größer in ſeinen Augen werden wird, je öfter

rer er vorkömmt. Und wachſen nicht auch kleine Fehler wirklich mit der Zeit, ſo daß das, was im Keime zu erſticken leicht geweſen wäre, ſich endlich mit Deinem ganzen Weſen verzweigt und über Dich ſelbſt mächtig wird?

Noch ein Wort über dieſen Gegenſtand wird hier nicht überflüſſig ſeyn. Wenn ſich der Andrang übler Laune Dir verkündigt, wenn Deine Minen, Deine Bewegungen eine feindſelige Stimmung Deines Gemüthes verrathen wollen, wenn ſich eine Neigung zu beleidigen und zu kränken Deiner Seele bemächtigt, und es Dir erwünſchter vorkömmt, hart und kalt zu ſcheinen, als gut und wohlwollend, ſo gewinne dann wenigſtens über Dich, die Scene, die Dich umgibt, in Gedanken zu verändern; lege die Perſon, die Du verletzen möchteſt, Deinen Mann etwa, in das Grab, wo Du nichts mehr gut machen, ihm nichts wieder

abbitten, ihn nicht wieder verſöhnen kannſt. — Glaube mir, der Schwamm der Zeit, der genoſſene Freuden ſo ſchnell in uns verwiſcht, tilgt nicht das Unrecht, das wir andern gethan haben, aus. Jedes herbe Wort, jeder kränkende Ton wird dann, wie eine Anklage in Deinem Herzen wiederhallen; die Bilder jener verlohrnen Stunden werden ſich um Dich lagern, Deine heitern Stunden trüben und Deinen Schlaf belauern. Dann gibt es nichts, was Du nicht opfern möchteſt, um jene Augenblicke eines vernachläſſigten Unmuthes zu vertilgen, um die Todten aus dem Grabe zu rufen, wär' es auch nur auf kurze Zeit, um durch alle nur denkbaren Büſſungen die Schuld abzutragen, die Dich wie das Bewußtſeyn eines Verbrechens verfolgt. Eitle Wünſche! Hat einmal der Tod das gekränkte Herz zerdrückt, ſo benetzen es Deine Thränen umſonſt; die Wunden, die Du ihm geſchlagen, ſchließen

ſich nicht mehr, und ſo bleiben auch die Deinigen offen, bis die Erde ſie füllt, und Du jenſeits des Grabes den gekränkten Schatten wieder an Deine Bruſt drücken, Deine ganze Reue, Deinen langen Schmerz ihm zeigen, und aus ſeinen verſöhnten Blicken Ruhe und Heiterkeit ſaugen kannſt.

* * *

Der beſte Schutz gegen die Befeindung böſer Laune iſt Arbeitſamkeit. In dem Schooße des Müſſigganges, wo ſich alles Böſe erzeugt, hat auch dieſe Hyder ihre Heimath; und wie der Thätige oft mit Wahrheit ſagen kann, er habe nicht Zeit krank zu ſeyn, ſo bleibt ihm auch für die Laune keine Zeit. Um Deiner Arbeitſamkeit gewiß zu ſeyn, ſetze die immer wiederkehrenden Geſchäfte auf eine beſtimmte Zeit. Die Gewohnheit hat eine große Macht, und es iſt nichts ſo läſtig, was nicht durch ſie erleichtert würde. Auch an Zeit gewinnſt Du ſo.

Wer jeder Art von Arbeit ihre Stunden angewiesen hat, erspart sich die Wahl, die gern das Unangenehme zurückschiebt, das durch den Aufschub nicht leichter, sondern drückender wird. Halte auch, ausser den unvermeidlichen Geschäften, gewisse Arbeiten in Bereitschaft, die Du gern und mit Freuden thust, um sie einzuschieben, so bald die gewünschte Stunde der Musse kömmt. Diese Einrichtung führt weit. Wer sie nicht beachtet, der verschwendet leicht, auch bey übriger Thätigkeit, ein Capital der Zeit, und hat deren selten genug; statt dass der, welcher sie befolgt, meist immer Zeit übrig hat. Eine Stunde, die Du jeden Tag für eine Arbeit gewinnst, bringt, wenn Du zwölf Stunden auf einen beschäftigten Tag rechnest, in dem Laufe des Jahres einen Monat ein. Wer die Kürze des Lebens bedenkt, dem wird dieß kein kleiner Gewinn scheinen.

Wenn eine Frau ſich entſchließt, auf das Geräuſch der Welt Verzicht zu thun und nur für ihr Haus zu leben d. h. ihrer Wirthſchaft redlich vorzuſtehen und ihre Kinder mit Liebe und Sorgfalt zu erziehen, ſo hat ſie einen gröſſern Ruhm vor Gott als der Mann, welcher dem Staate oder der Kirche dient, für den Lohn, den er baar empfängt, und den, welchen er in dem Beyfall der Menge erwartet. Der Lohn, welchen der Mann auf der Erde zieht, iſt ihr im Himmel aufgehoben; oder wenn man auch auf das Nächſte ſieht, was ihr hienieden zu Theil wird, iſt nicht die Ruhe, die ſie in ihrem Hauſe genießt, der Friede, in dem ſie mit ihrem Manne lebt, das Gedeihen ihrer geſunden und frommen Kinder, die Achtung, die ſie bey ihren Umgebungen hat, iſt das nicht alles ein unendlich gröſſeres Gut, als das oft beſtrittene und verkümmerte Lob, dem der Geſchäftsmann und der

Schriftſteller nachringt, oder Rang in der Stadt und am Hofe, den er mit vielen andern theilen muß? Wie glänzend auch immer die Erfolge des Ehrgeizes ſeyn mögen, ſo iſt er doch mehr eine Qual als ein Genuß, und nicht nur der Weg zum Ziele iſt rauh, ſondern das Ziel ſelbſt eine Nebelwolke. Wie mancher ſteigt langſam zur Gunſt empor, den die Ungunſt in Einem Augenblicke von ſeiner Höhe herabwirft. Das heftige Trachten nach Gunſt und Auszeichnung macht oft über die Wahl der Mittel gleichgültig; der Gebrauch ſchlechter Mittel aber rächt ſich früh oder ſpät, und wenn auch nicht in den ſichtbaren Verhältniſſen des Lebens, doch ganz gewiß durch den innern Ankläger, den keine Herrlichkeit der Welt zum Schweigen bringt. Wie glücklich iſt dagegen die Frau, die ſich ihrem Hauſe widmet! Es koſtet ihr nur einen Schritt zurück, und ſie iſt nicht nur ſicher geſtellt gegen die ſchwerſten Ver-

ſuchungen, ſondern auch unmittelbar, durch jenen Schritt zurück, auf den Weg des wahreſten und zuverläſſigſten Glückes gebracht. Hat ſie dieſes einmal in ſeiner Fülle genoſſen, ſo iſt keine Gefahr, daß ſie die ſichern Verſchanzungen je verlaſſen werde, um ſich im offnen Felde oder in den Schranken des Ehrgeizes mit Männern und vornehmen Buhlerinnen meſſen zu wollen.

Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß das Haus der Schauplatz der Tugenden einer Frau iſt, und ihr höchſter Titel der einer Hausmutter. Die Natur ſelbſt bietet ihr dieſen an, und ſie darf ihn nur mit dem demüthigen „Siehe ich bin des Herren Magd; mir geſchehe wie Du geſagt haſt," annehmen, und ihre Würde iſt ihr geſichert. Oder gibt es etwas ehrwürdigeres, als den Nahmen einer guten Mutter? und etwas heiligeres als den einer guten Frau? So iſt es wenigſtens da, wo die

Geſetze der Natur noch in Ehren ſtehen, bey dem unverdorbenen Volke, das weiß, was zu ſeinem Frieden dient. Dieſes weiß wohl, daß fromme Mütter fromme Kinder ziehen, auch wenn der Vater zu ruchlos oder zu beſchäftigt iſt, um für ſein Fleiſch und Blut zu ſorgen; und daß das Beyſpiel, die Lehre und Liebe einer guten Mutter kräftiger wirkt, als alle Weisheit der Pädagogik zuſammen genommen. Der Grundſatz ihrer Erziehung, wie ihres Lebens iſt: „Dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen, daß Du in keine Sünde willigeſt, noch thueſt wider Gottes Gebot. „Denn ſie weiß, daß wer Gott vor Augen hat, auch die Pflichten, die er ihm auferlegt, mit Freudigkeit und Ernſt erfüllt, und daß dieſes Gebot in Erfüllung gebracht werde, dafür ſorgt ſie früh und ſpät. Der Knabe und das Mädchen wachſen an ihrer Bruſt und unter ihren Augen auf; und wie nach dem Sprichworte

„das Aug des Herrn die Heerde fett macht,“ so macht das Aug der Mutter die Kinder tüchtig und fromm. Ich spreche hier von deutscher Erziehung und deutschem Hausstande, wie er noch in der Mittel-Classe herrscht; denn in den Häusern der Vornehmen, wo man nur französisch mit seinen Kindern spricht, herrschen auch in den ehelichen Verhältnissen fremde und ausländische Sitten. Hier läßt man artige Kinder durch Gouvernanten und Maitres erziehen, die sie für den Gebrauch des Hoflebens nach Stanhopischen Grundsätzen abrichten, täglich nach Tische den Eltern zeigen, um einige ihrer Kunststücke zu machen, und dann mit Zuckerwerk beschenkt wieder zurückführen in ihren pädagogischen Pferch.

* * *

Willst Du Herr Deines Herzens bleiben, so halte Augen und Einbildungskraft im Zaum. Es ist nicht genug, daß eine

ſittſame Frau kein Unrecht thue; auch ihrer Gedanken ſoll ſie Herr ſeyn. Ein ſündhafter Gedanke iſt wie eine giftige Spinne, die das innerſte Herz der Roſe zerſtört.

* * *

Lebhafte Theilnahme an einem Geſpräche, das ſich nur durch die Kritik fremder Thorheiten und Fehler belebt, hat man ſich immer als eine Schwachheits-Sünde vorzuwerfen; bisweilen auch als noch etwas mehr.

„Auch mit Worten muß man ſich nicht rächen wollen. Das Unrecht anderer ermächtigt uns nicht, ſelbſt unrecht zu thun.“

Bey vielen herrſcht über das Böſe, was ſie von andern hören, eine Freude, als wenn ſich Alles dieſes Böſe für ſie in Ruhm verwandelte.

Nicht wenige Frauen gleichen Polizeyſpionen, die mit ſcharfen Blicken fremde Häuſer durchmuſtern, um verbotene Waare zu entdecken, während ſie ſelbſt den ärgſten

Schleichhandel treiben. „Wer ſelbſt hinter der Thüre geſteckt hat, ſagt das Sprichwort, weiß auch den Dieb da zu finden;“ und ſo ſind die ſchneidenden Urtheile über die Handlungen anderer Weiber, die ſie oft nur errathen oder vorausſetzten, nicht ſelten eine bittere Kritik über die Redende ſelbſt, und eine Anklage, die ſie ſelbſt, ohne es zu bemerken, verdammt.

* * *

Das Gemüth einer Anempfinderin, und dieſe Claſſe iſt nicht klein, gleicht einem Bilde, das jetzt einen Engel, und, wenn man eine Schraube rückt, einen Teufel zeugt. Es iſt ein geſchliffener Spiegel, in welchem ſich das Ebenbild deſſen, der eben davor ſitzt, bald größer, bald kleiner, aber immer ein wenig verſchoben und verzogen, zeigt. Ihr Umgang iſt bequem, aber ungewiß. Was hilft es in das Waſſer zu ſchreiben, oder auf den Sand? Der Wind

geht darüber, und die erhabenſten Ausſprü-
che, und die feyerlichſten Schwüre ſind bis
auf die letzte Spur vertilgt.

* * *

Eine Frau, die mit Empfindungen ſpielt,
als ob das Leben ein Schauſpiel wäre, darf
ſich nicht beklagen, wenn ſie nicht beſſer,
als eine Schauſpielerin geachtet iſt. Ja
dieſe Gleichſtellung iſt für die letztere ſogar
noch ehrenrührig. Das Leben fordert Wahr-
heit; wer hier Gefühle heuchelt, lügt, und
es geſchieht leicht, daß eine Frau — um
nicht von weibiſchen Männern zu ſprechen
— ſich mit Wohlgefallen in dieſer Lüge be-
wegt. Dann treibt ſie dieß Werk auch wohl
ohne allen Stoff, wie jener Poet, der um eine
Grabſchrift anzubringen, ein Grabmal für
einen Sohn erbaute, den er niemals gehabt
hatte.

* * *

Entſchloſſenheit in allen vorkommenden

Verhältniſſen, ein feſter und ruhiger Sinn wird von dem Manne gefordert, an der Frau hochgeachtet. Sich in jedes Schickſal zu finden; die Gegenwart weiſe zu nuzzen, die Zukunft getroſt zu erwarten, keine ängſtenden Phantome zu nähren, das iſt der Inbegriff weiblicher Weisheit, die, wo ſie ſich findet, Heiterkeit mit frommen Ernſte vereinigt.

Ein Ausdruck der Offenherzigkeit und Güte im Geſicht, natürliches Wohlwollen, das die Fehler anderer leicht entſchuldigt, ein heiterer Sinn, ein angenehmer und natürlicher Ausdruck in der Mittheilung, geſunder Verſtand, und Aufmerkſamkeit auf die, mit denen wir umgehen, das ſind die Eigenſchaften, mit denen ein Mädchen und eine Frau immer ſicher iſt zu gefallen.

* * *

Es gibt nichts achtungswürdiger, als eine junge, ſchöne und geiſtreiche Frau, die,

wenn sie wollte, in der Gesellschaft glänzen und sich mit Liebhabern umringen könnte, aber sich freywillig auf die Liebe ihres Mannes beschränkt, der in der Welt vielleicht wenig strahlt, aber durch seine Tugenden ihre Achtung gewonnen hat.

* * *

Der Prunk, den Artemisia mit ihrem Schmerze trieb, nimmt sich besser in der Oper, als in der Wirklichkeit aus. Aber wie manche Frau thut, was sie that, nur daß es Niemand sieht, und Niemand beschreibt. Auch sie benetzt täglich und nächtlich die Asche des verstorbenen Gatten mit ihren Thränen, und mischt diese Thränen unter ihren einfachen Trank, und errichtet ihm in ihrem Herzen ein Denkmal, an das sie doch vielleicht nichts zu schreiben hat, als ihre eigene Liebe zu ihm, ihre Sorge für ihn, und die Geduld, mit der sie seine Härte ertrug!

* * *

Indem ich dieſe Blätter zuſammenlege, um ſie in Deine Hände zu geben, mein einziges und geliebtes Kind, fühle ich mein Herz tiefer gerührt durch die Erinnerung vergangener Zeiten, und den Gedanken an die kleine Anzahl von Tagen, die mir noch mit Dir in dieſem engen Verkehr zu leben beſchieden iſt. Deine Wiege wurde mit den Thränen meines Schmerzes benetzt; denn ehe Du das Licht des Lebens erblickteſt, hatten ſich die Augen Deines Vaters dem ewigen Lichte geöffnet. Deine erſten Jahre waren mit Trauer umhüllt; und ſelbſt die Freude an Deinem Daſeyn, die ich ungetheilt in meinem Herzen verſchließen mußte, ſchärfte in jener Zeit den Stachel des Schmerzes über meinen bittern und unerſetzlichen Verluſt. Die erſten Zeichen Deines Bewußtſeyns, Dein frohes Lächeln, Dein kindiſches Lallen, jede Aeuſſerung der erwachenden Vernunft öffnete von neuem die Quel-

len meiner Trauer und verſenkte meine Einbildungskraft in das Grab deſſen, der die Freuden des Vaters nur in der Hofnung genoſſen hatte. Allmählich aber, als Du heranwuchſeſt, fand ich in der Beſchäftigung mit Dir, in der ununterbrochenen Aufmerkſamkeit auf Deine körperliche und geiſtige Entwickelung, und dem Nachdenken, das ich Deiner Erziehung widmete, einen reichen und herrlichen Troſt. Die düſteren Farben, mit denen ſich die Welt für mich bekleidet hatte, zerfloſſen allmählig, und machten einem heiterern Lichte Raum, und ob ich ſchon den Frohſinn meiner Jugend nicht wieder gewinnen konnte, ſo zeigte mir doch Gott in dem Erfüllen meiner mütterlichen Beſtimmung eine unverſiegbare Quelle von Zufriedenheit. Damals erkannte ich, durch meine eigne Erfahrung belehrt, noch beſſer als je zuvor, daß die Beſtimmung des Menſchen Thätigkeit iſt, und daß er ſich

ſelbſt in der Richtung ſeiner Kräfte auf andere, in dem Guten, das er andern erzeigt, beſſer wiederfindet, als bey einem düſteren Hineinſchauen in ſich ſelbſt, oder bey einem unthätigen Brüten über einer traurigen Furcht vor Gott, die nichts weniger als wahre Gottesfurcht und Religion iſt. Die mütterliche Liebe, dieſer wohlthätige und edle Inſtinkt der Natur, treibt uns unaufhaltſam zur Erfüllung der menſchlichſten aller Pflichten und erleichtert ſie; die Erfüllung der Pflicht aber erhöht auch jene Liebe, und beydes macht uns zufriedner mit der Welt und uns ſelbſt. Wenn es irgend einen Vorſchmack der Seligkeit gibt, ſo iſt es dieſe Freude an einem Weſen, das nicht wir ſelbſt und uns doch ſo nah iſt, in welchem wir uns ſelbſt vergeſſen und uns ſelbſt wiederfinden, dem wir alle unſere Kräfte und Mühe widmen, ohne Erwarten eines andern Lohns, als den wir in dem Gedeihen

unſerer Bemühungen finden. Und hierin erkenne ich dankbar die Weisheit und Güte Gottes. Was der Zweck der Natur gebieteriſch forderte, hat er uns in eine Wohlthat verwandelt, und durch die Freuden des Mutterſtandes die größere Abhängigkeit unſers Geſchlechts und die Bürde, die es zu tragen hat, reichlich aufgewogen.

Mit gerührtem Herzen denk' ich an jene Jahre zurück. Was mir auch der unerforſchliche Wille der Vorſehung entriſſen hatte, ich durfte nicht klagen, da Du mich, als ein theures Band, wieder an die Welt, und doch auch noch feſter und inniger an den knüpfteſt, der ſich Deiner, ich zweifle nicht, auch jenſeits des Grabes erfreut, wenn er in Dir die Erbin ſeiner Tugenden erkennt. Es iſt mein Glück und meine Freude, dieſer Segnung gewürdigt worden zu ſeyn, und gern bezeug' ich Dir hier, daß ich Dich als meine Freundin geliebt hätte, hätt' ich

Dich nicht als meine Tochter an das mütterliche Herz drücken dürfen. Mein Segen begleitet Dich in Deinen neuen Stand; und wenn Du mit derſelben Heiterkeit und Luſt die Pflichten einer Gattin erfüllſt, mit der Du die Pflichten der Tochter erfüllt haſt, ſo gebe Dir Gott, auſſer dem ſtillen Bewußtſeyn, auch ſo viele Freuden in Deinen äuſſern Verhältniſſen, als er mir in dem kurzen Bunde mit Deinem edeln Vater zeigte. Ich darf nicht hoffen, lange Zeugin Deines Glücks zu ſeyn; wohl aber, mit dem Glauben von Dir zu ſcheiden, daß Du nie durch eigne Schuld, durch Vergeſſenheit Deiner Pflicht, oder durch Mangel an Liebe gegen Deinen Gatten unglücklich werden kannſt.

Sophiens Papiere.

1.

Wie ſchwül war der Tag! Der glühende Himmel lag dumpf über der Erde; die Blumen ſenkten ihre Kelche, die Bäume ihr Haar; langſam und halb verſiegt ſchlich der Bach. Nun hat das Gewitter alles erfriſcht, und die Vögel ſingen und ſchweben in der abgekühlten Luft. Ich kann nicht fröhlich ſeyn; es iſt noch immer ſchwül um mich her. Du biſt von hinnen gezogen, mein Julius; und was wird unſer Schickſal ſeyn? Ich ſehe, daß meine gute Mutter bebet, und kaum für mich zu hoffen wagt. Wäre nur mein Vater erſt zurück! Er liebt mich ja; und Dich achtet er. Nannte er Dich nicht oft ſeinen Sohn?

Welche Willkühr hat nur die Menschen so feindlich getrennt? War es nicht an ihrem Hasse genug? Müssen auch die sich zurückstoßen, die sich lieben? — Und mein Vater liebt Dich ja!

In Deiner Nähe war ich stark; fern von Dir sinkt meine Kraft. Wie dumpf war es in meinem Herzen, eh' ich Dich kannte! wie leer und arm! Da fing mein Frühling an, als ich Dich sah, und alle Blüthen des Lebens schlossen sich auf, als der Quell der Liebe sich durch mein Herz ergoß.

Aber ach! der Bach, der die Blumen tränkt und erfrischt, kann auch über sie hin brausen, und sie entwurzeln, und ihre Kronen zerstören.

2.

Morgen kömmt mein Vater. Warum beb' ich denn so? Hab' ich Böses gethan? Statt mich zu freuen, wie sonst, fürchte ich

mich. Hat mich alſo eine fremde Liebe von dem getrennt, dem ich, nach Gott, alles danke, an den mich die göttliche Liebe ſelbſt durch unauflösliche Banden geknüpft hat? —

Ich habe mich ängſtlich geprüft; ich habe mein Innerſtes durchforſcht; die Liebe zu dem verehrten Vater ſteht unerſchüttert. Möge Gott ſie ſchützen, und mich nie ſo fallen laſſen, daß ich der Ehrfurcht vergäße, die mir als Pflicht geboten, und von Kindheit an mit allen meinen Gefühlen verwachſen iſt!

Und doch beb' ich ſo!

Ich bin aufgewachſen im Glück. Was Menſchen erfreuen kann, hat Gott mir gegeben, von meiner Geburt an bis jetzt. Eines hab' ich mir ſelbſt genommen. Ach und dieſes Eine iſt mir ſo theuer geworden, als mein Leben.

Genommen hätt' ich es mir? — So iſt es nicht. Auch dieſes Eine, dieſes Herr-

lichſte, ward mir gegeben. Und er, der es mir gegeben hat, Er, der mein Innerſtes durchſchaut, Er, den ich in allem meinen Thun zum Führer erkohr, er möge es mir erhalten, und dieſe Eine Freude nicht gewaltſam aus meinem Herzen reißen.

3.

Ich habe heute viel mehr Muth. Bekümmert hatt' ich mich niedergelegt, aber ich fiel doch bald in Schlaf, und in einen ſo tiefen Schlaf ohne Träume, ohne Bewußtſeyn, wie im Grabe. Beym Erwachen war meine Bruſt frey, und eh' ich noch die Augen öffnete, ſagt' ich mir mit recht frohem Herzen: Heute wirſt Du Deinen Vater ſehn!

Der Morgen ſah freundlich zu den Fenſtern herein; die Nachtigallen ſangen auf allen Zweigen. Ich ſah in allem gute Vorbedeutungen. Und als ich nach dem Aufſtehen meine Bibel aufſchlug, war das erſte,

was mir in die Augen fiel, der ſchöne Spruch: „Die in Thränen ſäen, werden in Freuden ernten.“

Meine gute Mutter war nicht ſo heiter. Wie es auch gehen mag, ſo fürchtet ſie den Tadel des Vaters. Das macht mich nun freylich bekümmert, wenn ſie für ihre Güte leiden müßte. Wir haben viel über die Sache geſprochen, und ich habe mir alles zuſammengefaßt, was Hofnung gewähren kann. Doch immer noch ſchüttelt die Mutter bedenklich den Kopf. Sie iſt auch wohl allzu ungläubig.

4.

Noch zittert mir Herz und Hand — kaum daß ich die Feder halten kann. Iſt es Freude? Iſt es Beſorgniß? Ahnung des Guten oder Furcht? — Wahrhaftig, ich weiß es nicht.

Der Ernſt des Vaters machte mich ſo ſchüchtern; es war mir als ob er alles wüßte.

Ich fühlte, daß ich bey ſeinem Blicke erröthete. Und als ich ihm die Hand küßte, und meine Thränen darauf fielen, und er mich verwundert fragte: was iſt Dir, Sophie? — da war es mir, als ſäh er in mein Herz. Ich fuhr zuſammen, als ob er das Geſtändniß eines Verbrechens verlangte.

Auch die gute Mutter war ſo verlegen. Ach wenn ihr nur nicht in dem entſcheidenden Augenblicke der Muth gebricht, meine Sache ſo zu führen, wie ſie ſich vorgeſetzt hat! Gott mag helfen.

Ich kann an gar nichts anders denken, und bete immer ſtill in mich hinein. Meine Unruhe ſteigt mit jedem Augenblick. Wie unglücklich kann ich in wenigen Tagen ſeyn! Hab' ich auch mein Herz nicht zu ſehr an dieſe Liebe gehängt? Hätt' ich nicht Widerſtand thun ſollen im Anfang? Gab ich nicht zu ſehr der ſchmeichelnden Hofnung Raum? Und war das, was ich für die Stimme

Gottes hielt, nicht etwa blos der Wiederhall meiner eignen Wünſche? — 'Dieſe Zweifel ängſtigen mich unausſprechlich. Und doch hab' ich Niemanden, dem ich mich vertrauen, bey dem ich Troſt ſuchen könnte. Auch die Mutter kann ich nur im Fluge ſprechen.

Ich will ſie bitten, meine Angſt nicht zu verlängern. — Gott wird mir Kraft geben, mich der Entſcheidung zu unterwerfen, wie ſie auch ausfalle.

5.

Heute alſo ſoll mein Schickſal entſchieden werden! — Ich habe die ganze Nacht kein Aug geſchloſſen — nur geweint und gebetet. Alle meine Pulſe klopften hörbar. Wie langſam zog mir die Nacht über die Erde hin, und doch wie erſchrack ich bey dem erſten leiſen Nahen der Dämmerung! Ach mein Gott, mein Vater, laß dieſes zagende Herz nicht zerdrücken von einer theuern

Hand, von der Hand, die mich so oft ge
segnet hat; der ich so oft gelobt habe, im
mer gehorsam zu seyn. Ich habe diesen
Schwur gehalten bis jetzt; ich werde ihn
auch ferner halten. — Doch laß, o ewige
Vater, meine Prüfung nicht allzu har
seyn!

Ach wie ernst war gestern mein Vater
Ich hatte ihm gegenüber gar keinen Muth
Und wie heftig brach er am Abend aus ge
gen das, was er die neuen Grundsätze nannte
durch die jede alte Ordnung erschüttert, di
Grundfesten der Staaten wankend gemacht
alles Glück der Familien zerstört würde. —
Jedes seiner Worte ging mir schneidend
durch's Herz. Und als er mit lauterer Stim
me sagte: „Es gilt die Sache der Ehre. Je
muß jetzt der Edelmann stehen, und wo
eingewurzelt in seinen Grundsätzen. Ein
muß dem andern die Hand geben, daß sie
eine unerschütterliche Mauer bilde gegen d

jacobiniſche Rotte.“ — Da ſah mich die gute Mutter erblaſſend an. — Ich glaube, ich war auch erblaßt.

Aber iſt es denn gegen die Ehre, das Große und Edle zu lieben, wenn es der Zufall mit einem bürgerlichen Nahmen vermählt hat? Iſt Julius nicht groß und gut? Iſt er nicht geadelt durch die Weihe der Natur und ſein Herz? Iſt er nicht mehr unſers Gleichen, als ſo viele, die das Vorrecht der Geburt Lügen ſtrafen, und dem Spotte Preis geben? Wo wäre denn in ihm, was der Vater jacobiniſche Verruchtheit nennt? Iſt er nicht eben ſo mild als muthig, und eben ſo fromm als er unterrichtet und gebildet iſt? Und wenn es noch keinen Adel gäbe, müßte er nicht anfangen mit einem ſolchen? — —

Ach, ich fühle wohl, daß meine Wünſche dieß ſprechen und immer lauter ſprechen,

je leiser und schüchterner die Stimme der Hofnung wird. — —

Der Tag kömmt klar und hell herauf; alle Lüfte halten ihren Athem an; kein Blatt regt sich vor meinem Fenster. — Ich höre die Stimme meines Vaters und — zittre. Heute Morgen! — Ach was wird die Entscheidung seyn? Ich hoffe gar nichts, gar nichts mehr.

6.

Ich habe so viel geweint, gestern und heute und die ganze Nacht, daß meine Augen wie versinstert sind, und ich nur auf gut Glück hin schreibe, wie in der Dunkelheit. Ach in meinem Innern ist es noch finsterer. Ich suche nach einem Funken, der in der Asche glimme. Umsonst. Es ist alles erloschen.

An der Größe meiner Wunde fühle ich, wie groß meine Liebe war; an dem schneidenden, nachhaltenden, vernichtenden

Schmerz fühle ich, wie groß meine Seligkeit war. Nun iſt alles dahin — Liebe, Seligkeit, ſelbſt das Irrlicht der Hofnung. Alles. Nur die klaffende Wunde iſt mir geblieben, und das in Blut und Thränen ſchwimmende, krampfhaft zuckende Herz.

In dieſen Schmerz, in dieſe Wunde hat ſich all der Reſt meines Lebens zuſammengezogen. Ich kann nicht rückwärts ſchauen, nicht vorwärts. Meine Blicke haften an dem Augenblicke und an der Betrachtung meines tiefen Jammers.

Ob ich an Julius denken darf ohne Sünde weiß ich nicht. Aber ich ſoll ihm ja ſchreiben — um dann nie mehr an ihn zu denken. — Ich ſoll ihm ſchreiben, was mir auch nur zu denken noch unmöglich iſt. — Dir entſagen, Julius? Dir? und mir ſelbſt mit Dir?

Die Mutter geht ſtill an mir vorüber mit naſſen Blicken. Sie fühlt meinen Jam-

mer in ihrer mütterlichen Bruſt; aber ſie wagt nicht, ihn auszuſprechen, noch mir ein tröſtendes Wort zu ſagen. — Ach wie iſt mein Vater ſo hart! Wie hat er den Bitten der geliebten Mutter Hohn geſprochen! Wie ihre Betheurungen verachtet; ihre Gründe niedergetreten! Wie tief hat er ſie gekränkt, die gütige, milde Mutter, mit bittern und ſchneidenden Worten!

Wär' es denn wahr, daß mich die Mutter verkuppelt, daß Julius mich verführt, daß er meine Einſamkeit und die Schwäche der Mutter ſchändlich gemißbraucht, daß er ſich frech erkühnt, die Augen zu mir zu erheben? Wär' es wahr? — O wie ſich mein Herz empört! — Aber darf ich zürnen? darf ich dem Zorne eines Vaters zürnen, auch wenn er ungerecht iſt?

7.

Warum ergrimmte doch mein Vater ſo, als ich auf den Knien vor ihm lag, und

ihn weinend bat, wenn ich gesündigt hätte, mich büßen zu lassen, nicht aber den Gegenstand einer unschuldigen Liebe zu schmähen? — Sein Zorn war furchtbar. Ach wie mißhandelte er diese Liebe! wie stieß er seine Tochter unter die niedrigsten ihres Geschlechtes herab!

Mein Herz ist rein. Ich stehe vor Gott, dem gerechten Richter, und schwöre, mein Herz ist rein, und meine Liebe war unschuldig. Hab' ich gefehlt nach menschlicher Weise aus Irrthum und Schwachheit, so wird mir die ewige Güte verzeihen. Aber ich habe nicht gesündigt mit bösem Willen, weder in Thaten, noch Worten.

Es ist keine Sünde zu sagen, daß man unschuldig ist.

Aber gehorsam will ich seyn — bis in den Tod. Ich will die Gebote meines Vaters thun, weil es die Gebote meines Vaters sind, und weil geschrieben steht: Du

ſollſt Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohl gehe. — Wohl gehe —— wenn auch nicht hier, doch dort, wo kein Anſehen der Perſon gilt, und treue Liebe kein Verbrechen mehr iſt.

8.

Und nun ſoll ich ihm ſelbſt den Dolch in die Bruſt ſtoßen, mit der Hand, die er zum erſtenmal küßte, als er von mir ſchied. Sein Aug war trübe, als er ſchied, und ſchlimme Zweifel ſchwebten um ſeine hohe Stirn. „Werden wir uns wieder ſehen? ſagte er mit banger Stimme. Ich aber antwortete mit recht frohem Vertrauen: Gewiß, Julius, und bald.

Und nun ſoll ich ihm ſchreiben, daß wir fern und fremd von einander ſtehen ſollen, bis uns der Tod vereint? Ich ſoll Dich ſo tödlich betrüben, o Julius, Dich, der mich ſo oft und ſo herrlich erfreute? Zu Dir, deſſen großes und reines Herz ſo offen vor mir

lag, zu Dir ſoll ich ſagen, daß ſich Sophiens Herz vor Dir verſchließt? Ich ſoll gegen Dich eine Liebe verdammen, die mich durch Dich näher zu Gott gebracht, und Dir den Schwur zurückgeben, den Du mir vor Gottes Angeſicht und unter ſeinen Sternen geſchworen, die mild und freundlich auf unſer kurzes Glück herniederſchauten?

Dennoch muß es ſeyn. Schon heute fragte der Vater halb zornig, ob ich geſchrieben. Und da ich es mit zitternder Stimme verneinte, und meine Mutter ihn bittend anblickte, ſah ich, daß er die Farbe wechſelte, und ich wagte nicht mehr, ſeinen Blikken zu begegnen.

9.

Ich muß ſchon ſchreiben, wie der Vater gebietet. Was ſoll ich anders thun? Auf der Rechten ſteht mir die Pflicht, das alte ewige Geſetz, Vater und Mutter zu ehren, und die Gewohnheit des Gehorſams; auf

der andern Seite, die Liebe zu dem Edelſten ſeines Geſchlechts. Still und ſchweigend will ich das Opfer meines Gehorſams bringen. Aber mein inneres Auge ſoll ſich zu Dir wenden, Geliebter, und meine Thränen ſollen den Scheidungsbrief austilgen, den meine Hand zu ſchreiben gezwungen wird. Kann ich auch meine Schwüre nicht erfüllen, ſo ſoll doch meine Treue nicht wanken. Ich will Dir mein Herz auch jetzt nicht verhüllen; und die Seufzer, die der beklommenen Bruſt entquellen, ſollen meine Rechtfertigung ſeyn. — Wäre das auch Sünde? — Nein, nein! Mein Gewiſſen antwortet mit lauter Stimme: Nein, nein!

10.

Heute früh bracht' ich meinem Vater den Brief. Er nahm ihn haſtig aus meiner bebenden Hand, überlief ihn ſchnell, und warf ihn mir zerriſſen wieder hin. — Mit verhaltenen Thränen las ich die einzelnen

Stücke zuſammen. „Nicht ſo,“ ſagte er. „Was ſoll das Du? das Bitten um Verzeihung, und dergleichen Niederträchtigkeiten?“

Nun mußte ich ſchreiben, wie er mir gebot. Ach welche harte Worte! Bitten und Thränen waren umſonſt. Die Hand verſagte mir den Dienſt. Meine Mutter, ach meine gütige Mutter, ſah meinen Zuſtand, faßte Muth und flehte für mich. „Du tödeſt unſer Kind,“ ſagte ſie, vom Schmerz übermannt. „Beſſer tod als ehrlos,“ ſagte mein Vater.

Mir ſchauderte. — Ich ſchrieb jetzt, was ich mußte, ohne zu verſtehen, ohne zu wiſſen, was ich ſchrieb. Meine Hand zitterte über das Papier hinweg. — Aber da mein Vater es faltete, ſiegelte und wegzutragen gab, — da kehrte meine Beſinnung und mein Jammer zurück. Eine Fluth von Thränen kam dem erſtickenden, brechenden

Herz zu Hülfe. Mein Vater aber ging auf und ab, und sagte für sich: „Das wird seinen Hochmuth demüthigen. Das wird ihn lehren, wer er ist, und was ihm gezieme!“

11.

Julius an Sophien *).

Ein Brief mit Deinem Nahmen — wie ein Leichenstein, der auf dem Moder des Grabes einen geliebten Nahmen nennt — mit zitternder Schrift, der Deinigen ähnlich, aber eines Inhaltes, der mich vernichtet hätte vor Schmerz, hätte er mir nicht zugleich das aufrichtende und erquickende Gegengift des Zornes geboten — ein solcher Brief, den ich nimmer den Deinen nennen

*) Dieser Brief kam, wie aus dem folgenden erhellt, in die Hände von Sophiens Vater. Sie selbst erhielt ihn erst wenige Tage vor ihrem Tode.

werde, wenn ſich auch Dein Mund aus Schwäche dazu bekennen wollte — verbietet und fordert meine Antwort. Ich habe lange geſchwankt, ob ich den vergifteten Dolch, den Deine zitternde Hand mir reicht, von mir ſchleudern ſollte gegen den, der ihn Dir aufdrang, oder ob ich ihn mir ſtill in die Bruſt ſtieße. Aber da ich noch einmal auf die wankenden Züge ſah, da brach mein Stolz; ich ſah Dich am Altar zittern, wie ein blutendes Lamm; ich ſah Deine bebende Hand, Dein blaßes Angeſicht, Dein überſtrömendes Auge, und den Kampf Deines ſchönen und demüthigen Herzens. Da konnt' ich nicht mehr von Dir ſcheiden mit dem Verdachte des Zorns — ich konnte mich nicht wegwenden von Dir der Weggewendeten — nicht die Liebe verſtummen laſſen in zürnendem Stolz. Wenn Dich mir ein fremder Wille entführet, ſo hör' ich doch Dein Seufzen, und ſehe die Thränen herber Schmer-

zen Deinen Weg benetzen — denn ich weiß, daß Du mich liebst, wie ich Dich, so gewiß ich weiß, daß ein Gott ist, der unsere Liebe billigt — und ich darf doch in meinem öden Schmerz die Arme nach Dir ausstrekken, und Dir nachrufen, damit meine Trauer sich an Dein verwundetes Herz lege, und die gähnende Wunde zusammendrücke, und Du noch einmal nach mir umschauest, mein überströmendes Aug zu sehen, aus dem nur Liebe quillt und herber, heißer Jammer.

Als ich die höhnenden Worte las, die Dich Dein Vater zu schreiben zwang — er zwang Dich, ich weiß es; denn ich kenne Dein Herz, und den harten, erbarmungslosen Stolz seiner Classe — da fuhr ich grimmig mit der Faust in mein eignes Fleisch, und fragte mich, so hart wie er, nach meiner Verschuldung; und mein Gewissen sprach mich mit tausend Zungen frey. Frey hast Du mich geliebt; vor Gott haben sich unsere

Herzen gefunden; Deine fromme Mutter hat unſern Bund geſegnet. Da iſt kein Tropfen in meinem Blute, der mich anklagte. Aber daß ich thörigt auf Vernunft rechnete, wo nur Vorurtheil herrſcht; daß ich auf die Liebe eines Vaterherzens baute, deſſen Blut auch in Deinem Herzen, meine Sophie, fließt; daß ich groß von dem Manne dachte, der Dein Vater iſt — das war mein Vergehen. Und daß ich den Plunder, den das Glück träumend umherwirft, gegen Tugend wog, und die Tugend für ſchwerer hielt; daß ich meine Verachtung unverdienſtlicher Ehren auch dem bejahrten Krieger lieh; daß ich das Rechte höher als Verrechte achtete — darum büße ich jetzt, und Du, frommer Engel, und ohne Zweifel auch Deine wahrhaft edle Mutter.

Ich will keine harten Worte ſagen, um Deine Frömmigkeit nicht zu verwunden; ich will ja mit Segen von Dir ſcheiden und

mit ſo reinen und heiligen Wünſchen, wie von meiner Mutter, von meinem Vaterlande, von den liebenden Freunden. Denn ich will Vergeſſenheit ſuchen in der Ferne und in blutiger Thätigkeit, und wo noch ſonſt ein Lethe für zerriſſene Herzen fließt. Jammere nicht um mich; gehorche Deinem harten Vater, auch wenn er Dich zwingt, die Rechte, die mir Treue geſchworen, in eine fremde zu legen. — Wie lange dauert der Jammer denn? Wohl führt die Hofnung mit leichter Hand einen Bau des Glückes auf und die buntbeſchwingten Wünſche heben uns zu dem ſchimmernden Dome hinauf, ſo daß wir wähnen Götter zu ſeyn. Das dauert ſo lang als ein Morgentraum. Die kalte, harte Hand des Geſchicks rührt an den Wunderbau, und er zerrinnt in Luft, und läßt uns nur den Thau der Thränen auf den Wangen zurück. Und auch die trocknet die Zeit; und wenn nicht dieſe, der Tod;

und wohl dem, der auf dem Pfühle eines guten Gewiſſens unter der Erde ſchlummert.

Hart hat Dich die Hand des Ewigen ergriffen, meine Sophie, um Dein Herz zu prüfen. Beſtehe den Kampf und frage nicht nach mir. Wie heftig auch meine Wunden glühen mögen, ſie werden ſich ſchließen — früher oder ſpäter, gleich viel. Vergiß, wenn Du kannſt, den, den Du nicht mehr lieben darfſt. Drücke ſein Bild in Deiner Bruſt zuſammen, oder wenn es Dir doch in Träumen entgegentritt, ſo denke, daß es auch ein Traum war, wo wir uns Liebe ſchwuren. Du wirſt weinen, wenn Du dieſen letzten Abſchied von mir empfängſt; aber laß das Deine letzten Thränen um mich ſeyn. Dann ſey froh, Du Gute, und freue Dich Deines jungen Lebens und Deiner frommen Opfer. Gott ſey mit Dir. Bete für Die, ſo Dich wahr und innig lieben; dann beteſt Du auch für mich. Aber

nenne meinen Nahmen nicht. So scheiden wir also auf immer, und die trüben Ahnungen, die bey unserer Trennung mein Herz erfüllten, sind schnell in Erfüllung gegangen. Lebe wohl, Du reines und frommes Herz. Bewahre Dich wie Du bist. Vor dem Throne des Ewigen finden wir uns wieder.

J.

12.

Wie es mich ängstigt, den Brief geschrieben zu haben! Ein schweres Verbrechen lastet auf mir. Konnte mein Vater auch das fordern? That ich recht, hier zu gehorchen? War dem Gebote der Pflicht nicht durch die Entsagung Genüge gethan? War es nicht genug, meinen Eid zu brechen; mußte auch das Herz gebrochen werden, das mich so zärtlich liebte — und mein eigenes mit ihm?

Es war Feigheit von mir, es zu thun. Unmenschliche Grausamkeit war es, aus

Feigheit geübt. Ach Gott, wie iſt meine Bruſt zuſammengezogen. Ich habe keinen Troſt mehr; nicht einmal Thränen.

Der Liebe wär' ich vielleicht Meiſter geworden; aber dieſer Angſt, dieſer fürchterlichen Vorwürfe — nimmer mehr. Es liegt mir wie Nacht vor der Stirn und ich kenne den Schlaf nicht mehr. Mir ſchaudert vor der Nacht, und der Tag bringt mir keinen Troſt. Ich bin in meinem Elend verlohren.

13.

Ach die gute, die geliebte Mutter! Heut kam ſie an mein Bett und küßte mich, und beſchwor mich mit Thränen, meinem Schmerze Gewalt anzuthun, und nicht durch mein Trauern den Zorn des Vaters immer von neuem zu reizen. „Du weißt nicht Kind, was ich leiden muß, um Deinetwillen," ſagte die gute Mutter mit heißen Thränen.

Ich ſchlang meine Arme um ihren Nakken und drückte ſie an mein klopfendes Herz. Sprechen konnt' ich nicht. Aber die trauernde Liebe der Mutter hatte meine Thränen losgebunden — ſie konnten frey ſtrömen, und mein geſpanntes, krampfhaft gepreßtes Herz erleichtern.

Ich verſprach alles.

Ach um ihrentwillen will ich ja gern dulden — auch heucheln will ich um ihrentwillen, wenn es ſeyn muß, und einen heitern Sinn auf der Stirn tragen, während mein Herz in Jammer zerrinnt.

14.

Der Vater war heiterer — ſcherzend ſogar. Die gute Mutter war ſo voll Freundlichkeit; und da ich es über mich gewann, von gleichgültigen Dingen zu ſprechen, ſah ſie mich ſo dankbar an. Ach es war nur mein Mund, der ſprach. Was ich geſprochen, weiß ich nicht mehr. —

Aber welch' ein peinlicher Mittag! Die
aute Luſtigkeit der Männer ging mir durch
ie Seele; ihre leere Höflichkeit empörte
nich. — Und doch mußte ich heiter ſeyn.
ind da nun die Zeitungen kamen mit Sie-
esnachrichten von den Feinden angefüllt —
nd mein Vater ſo heftig entbrannte, und
ieder auf die neuen, gottloſen Grundſätze
halt, und alle mit ihm zuſammenſtimmten,
nd die Schlafheit und das Selbſtvergeſſen
es Adels in ſolchen Zeiten heftig tadelten
— da riſſen alle meine Wunden von neuem
uf, und es war mir, als würde mein Ur-
eil noch einmal geſprochen. Alles Leben
ängte ſich ungeſtüm zu meinem Herzen.
ch glaubte zu Boden zu ſinken; aber da
e ängſtliche Mutter mein Erblaſſen be-
erkte, ſah mich der Vater mit einem ſo
rchtbaren Blicke an, daß mich die Er-
hütterung des Schreckens wieder zu mir
achte.

Nun ſitz' ich hier wie verlohren, und meine Lebensgeiſter ebben ſo ſchwach, daß ich die Feder nur noch mit Mühe halte. Ach wenn mich der Schmerz nicht tödet, ſo thut es dieſe Verſtellung gewiß.

15.

Der Mond ſtand geſtern trübe am Himmel, wie ein weinendes, umwölktes Auge. Um Mitternacht erhob ſich der Sturm, und nun liegt alles mit Blättern und Zweigen bedeckt.

Wie hab' ich mich gequält! welche traurige, jammernde Stimmen ächzten in dem Sturm!

Ach wo iſt der ſtille Friede hin, der mich ſonſt zudeckte in meinem Lager, und mir heitere Träume brachte, und mich anlächelte durch die tiefe Finſterniß, wie ein Abendſtern? Sind denn alle Engel von mir gewichen, und ſchwebt nur der über mir, der die Schaale des Zornes ausgießt?

Die Stürme haben auch mich zerſchla-
en; ich bin wie ein zerſtoßenes Rohr. Wie
ng iſt's, daß es Frühling wär? — Und
un ſchon Winter! Wie iſt das?

Es war im Frühlinge, denk' ich, da
auchte die Liebe mich an, wie der Hauch
es Weſtwinds leiſe an den Büſchen hin-
ieht, und ſie mit Knospen und Blüthen
ewirft. Es kam ein neues Leben in mich.
Ich hatte früher auch geſehen und auch ge-
hört; aber jetzt war der Himmel blauer ge-
worden; die Sterne glänzten reiner und ſa-
hen freundlicher in die Welt; von allen Zwei-
gen ſangen Liebesſtimmen, und alle Blu-
men und Blätter ſchauerten von Leben und
Luſt. Auch in mir war ein doppeltes Leben;
meine Pulſe jubelten und hüpften. — Nun
iſt alles ſo kalt und naß um mich her. Ha-
ben die Stürme denn alle Blüthen abge-
riſſen? Oder warum ſind meine Augen ſo
dunkel?

16.

Eine alte Geſchichte ſagt: In einer wüſten, weiten Einöde voll glühenden Sandes, ging ein armer Vertriebener, von Hitze und Hunger gequält, und pflückte die welken Blätter der ſparſamen Sträuche, um damit ſein Leben zu friſten. Und wie ihm das doch nur wenig half, hatte er Mitleiden mit ſich ſelbſt und rief aus: Hat wohl irgend Jemand etwas armſeligeres geſehen, als das Leben, das ich Einſamer führe? Und als er ſo rief, hörte er hinter ſich ein Geräuſch, und ein anderer kroch hinter ihm, und nährte ſich mit den nackten Reiſern, die er weggeworfen. — —

Die Einöde liegt auch um mich her. Mühſam wind' ich mich durch den glühenden Sand, und verſchmachte vor Durſt. Aber auch das Reis iſt mir nicht übrig geblieben.

Aber wer iſt das, der vor mir hergeht? — Wenn er ſein Geſicht nach mir wendete, würd' ich ihn erkennen. ..... Kenn' ich ſeine braunen Locken nicht?

17.

Ich kann nicht ſagen, wie mir iſt; ich bin nicht krank; aber wie mir iſt, ſo iſt es auch nicht recht. Ich wache jetzt wohl, aber dieſes Wachen iſt auch ein Schlafen, und mein Schlafen ein Wachen. Der Tag iſt mir eine helle Nacht, die Nacht ein dunkler Tag. Es fließt alles durch einander, wie Licht und Dunkel, Wahrheit und Lüge, Liebe und Haß. Und da ſoll ich hindurch! Durch dieſes Gewirr. Da zieht mir auch ein Getümmel von nebligen Geſtalten durch den Kopf — zerfließt und bildet ſich und miſcht ſich wieder ſo Grau in Grau, und wenn ich recht hinſehe, ſo iſt es ein todes Nebel-Meer. — Iſt dieſe Dämmerung der Durchgang des Lebens zum Leben? oder

ſchwimmt man ſo zu den Ufern des Todes, aus einer düſtern Bucht in eine noch düſtere, bis die müde Seele endlich ausruht in der tiefen, tiefen Nacht? — Warum kömmt denn die Nacht nicht, wenn die Sonne untergeht? Ich ſehne mich nach einer tiefen Nacht ohne Geſpenſter.

18.

Meine arme, gute Mutter iſt ſo ängſtlich um mich. Sie glaubt wohl, ich ſey krank. Freylich fehlt mir alles, aber krank bin ich nicht. Geſtern ſaß ſie ſorgſam die halbe Nacht bey mir auf. Da mußt' ich mich wohl ſtellen, als ob ich ſchliefe; und da ſah ich, daß ſie ſich immer über mich beugte, und hörte, daß ſie leiſe betete. Dann ging ſie weg, kam wieder — ich aber hatte immer die Augen zu — dann ging ſie ganz weg. Nun konnt' ich auch recht ungeſtört wachen.

O es wird mir jetzt recht leicht zu heu-
n und mich zu verstellen. Ich kann hei-
aussehen und plaudern; und gestern —
: es gestern? ich weiß jetzt gar die Zei-
nicht mehr recht — oder vorgestern, oder
ſt einmal, mußt' ich in mich hineinlachen,
il sie alle glaubten, ich sey recht lustig. —
arum sollt' ich denn lustig seyn, da ich
r nicht mehr vor Freude weinen kann?

Meine Mutter ist wohl sehr gut, aber
) fürchte mich vor ihrem Manne.

19.

Ich träumte einmal, einen Bruder zu
aben, der mich von ganzer Seele liebte.
Ich könnte wohl einen Bruder haben —
arum nicht? — Er liebte mich auch von
anzer Seele. Es mag aber lang her seyn.
Wir lebten wie die Engel. Aber es war
nur ein Sommernachtstraum. Er küßte
mir die Hand, und dann war er weg. War-
um küßte er mir nur die Hand? — Und

als ich aufwachte, rief ich wie ein Kind nach ihm, und wollte den Traum haben, und dann weinte ich sehr. Noch schwindelt und wirbelt mir der Kopf; aber ich weine nicht mehr. — Ich war wohl recht kindisch, Julius?

20.

Wer hat denn gesagt — ich hörte es einmal — Lieben bestehe aus Einbildung und Wahrheit, aus Wünschen und Sehnen, aus Ergeben und Gehorchen, aus Geduld und Ungeduld, aus Glauben und Anbeten? Wenn das so ist, so lieb' ich ja noch — Oder wär' es nicht wahr? — O es ist gewiß wahr, und ich will mir ein Herz fassen, und den recht herzhaft lieben, dem ich so häßlich das Wort gebrochen. — Pfuy über die Meinidige, die Feigherzige. — —

Ich will ihm doch noch einmal schreiben, und ihm alles abbitten. — Warum schreibt er mir denn nicht mehr? — Bist

Du tod, Julius? — O ſchade; Du hätteſt nicht mit dem Haſſe gegen mich ſterben ſollen, Julius! Oder hätteſt Du mir doch vergeben, Du Guter? —

Da habe ich den ganzen Schoos voll Blumen. Die Armen! Heute Morgen ſchlugen ſie die hellen Augen gegen die Sonne auf; nun haben ſie ſie abgebrochen, und wenn die Sonne untergeht, werden ſie weggeworfen. Ich erwachte auch einmal am Morgen und wurde zur Blume. Iſt es ſchon ſo früh Nacht geworden?

21.

Sie glauben gewiß, ich wäre krank — daß ſie mir den Arzt ſchicken, und mich ſo quälen mit allerley Mitteln. — O ſie ſollen mich doch nicht um den Tod bringen! — Aber haben ſie mich nicht auch um die Liebe gebracht?

Ich bin wohl manchmal recht traurig, und denke zu viel in mich hinein. Die gute

Mutter will, daß ich ſprechen ſoll; und doch weint ſie auch wieder, wenn ich ſpreche. Red' ich nicht recht, wie ich ſoll, Du gute Mutter? Ach ich will ja gern recht aufrichtige und unſchuldige Worte ſagen, und Dir mein ganzes, armes Herz aufdecken. Wenn Du aber dennoch weinſt, ſo will ich den Worten gram werden und nur durch Schweigen reden.

Heut machte ich allerhand luſtige Muſik. Ich dachte, es ſollte mir wohl thun. Aber da jammerten alle Miſtöne aus meiner Bruſt dazu, und es war mir eben, als ob ein Gefangener zu dem Klirren ſeiner Kette tanze.

22.

Ich wollte Dich vergeſſen, mein Julius, und ſuchte nach dem Meere, in das ich mein treues Lieben verſenken möchte. Durch lange heiße Wüſten bin ich gegangen, und habe geſucht, und der Sand wurde im-

mer tiefer, und nur mühſam hob ich meine Füße noch; und doch kam das Meer nicht. Es gibt alſo wohl keinen Lethe mehr? — Auch im Tode nicht? — O gewiß im Tode nicht.

Dich vergeſſen, Julius? Nicht blos entſagen? — Vergeſſen? Dich? Mich ſelbſt? Meine Schwüre, und Gott, der meine Schwüre gehört hat? — Bin ich denn wahnſinnig?

23.

Wenn ich Dich am Tage in meinem Herzen verſteckt gehalten habe, dann harre ich der ſtillen, dunkeln Nacht, und Du tritteſt hervor aus dem Kerker in aller Deiner Herrlichkeit. Sah ich Dich nicht neulich in der Finſterniß auf- und abgehen, und wahrlich das feurigſte Morgenroth hätte eine ſolche Nacht beneiden mögen. Und als Du an den Rand der Erde kamſt, hob die Sonne ihr Angeſicht empor und ſah nach

Dir auf, und ihre Strahlen wehten Dir wie ein goldenes Haargewebe entgegen, als ob ſie Dich umſchleyern wollten, und trockneten die Thränen auf, die die Nacht über Dein Weggehen auf die Blumen geweint hatte. — —

Dann ſah ich ihn wieder über eine Wieſe gehen, und die zarten Frühlingskinder ſchlugen ihre Augen auf, um ihn zu ſehen. Aber es erhob ſich ein ſcharfer Wind, der ihn vorwärts trieb, und er verſank in einem Felde voll purpurner Blumen. Neugierig trat ich hinzu, ihn zu ſuchen. Da war es ein Schlachtfeld voll Leichen und Blut, und das Blut ging in Wellen, wie ein Meer, und die Wellen ſchäumten und kochten. Aber rund umher ſtanden weiße Lilien, wie leidtragende Jungfrauen, und ſpiegelten ſich in der purpurnen Fluth. Recht unſchuldig ſpiegelten ſie ſich und ſchauten wieder ſo klar heraus, als ob ſie ſich ihres reinen Gewan-

des erfreuten. Haben ſie Dich auch geſehen, Du armer Freund?

24.

Wie die Wolken über den Himmel ziehen, ſo zieht es auch aufwärts und abwärts durch meinen Kopf, wie Raubvögel, ſchnell und kreiſchend; wie ein wirbelndes Rad, das nicht ſtill ſteht, und Sterne um ſich wirft, die in der Dunkelheit erlöſchen, ich weiß nicht wie. Und wenn ich all dem bunten Krame nachſehe, und mir etwas herausgreifen will, da geht das Rad immer ſchneller und ſchneller um, und ich halte mich kaum aufrecht über mir. — —

Könnte das nicht auch Wahnſinn ſeyn? — O Gott behüte mich vor Wahnſinn!

Ich will an ihn denken, und immer an ihn — ihm ſollen meine Gedanken nachziehen, und ihn feſt halten — damit ich nicht wahnſinnig werde.

Ach, Julius, ein Wort, nur ein Wort von Dir, daß Du nicht auf mich zürneſt. — Kannſt Du ſo lange zürnen, Du Guter? — Oder denkſt Du meiner gar nicht mehr? — — Haben ſie Dir auch das Herz aus der Bruſt genommen?

25.

Sie haben mir die Liebe genommen — warum nehmen ſie mir nicht auch den Schmerz — und die Erinnerung — und den Meineid — und meine Träume bey Tag und Nacht?

Ach könnt' ich nur mein Gewiſſen zum Schweigen bringen!

Ich habe geliebt und gemordet; ich habe geſchworen, und den Eid gebrochen! — Bete Kind, ſagte die Mutter, ſuche Zuflucht bey Gott. Du warſt ja ein ſo frommes Kind! — Ja wohl war ich es.

Warum öfnet ſich denn ein ſo weiter, ſchwarzer, gähnender Abgrund neben mir? —

Mit eiſernen Feſſeln hält mich die Erinnerung — das Gewiſſen baut mir einen feuchten, dunkeln Kerker; meine Gedanken ſtehen mir als Peiniger zur Seite.

26.

Es mag lange her ſeyn, daß ich nicht geſchrieben habe. Als ich einſchlief, fielen die Blätter auf die Erde; jetzt keimen die Blätter; auch Schnee liegt noch hier und da. Es mag wohl Winter geweſen ſeyn.

Ich bin ſo matt; die Feder zittert in meiner Hand. Das iſt eine Schrift, wie in jenem Briefe..... Ach ich will nicht mehr daran denken; es hat mich wahnſinnig gemacht; und mein Kopf iſt noch ſchwach. Gott ſey gedankt, daß ich doch wieder denken kann.

Ach wie ſchwer hat ſeine Hand auf mir gelegen! — —

Ich erwachte heut mit der Dämmerung aus einem tiefen, tiefen Schlaf; die Nachtlampe brannte noch. Da fing ich an zu beten und Gott zu danken für die ruhige Nacht. Aber da ich meine Hände erheben wollte, konnt' ich es nicht. Ich sah hin, und sie waren gebunden.

Da weinte ich bitterlich, und meine Mutter kam herein, und fragte, warum ich so weinte. Ich zeigte ihr die gebundenen Hände. Warum haben sie mich gebunden? fragt' ich. Was hab' ich denn so böses gethan?

Die gute Mutter weinte sehr, und erzählte mir endlich, ich hätte mich in meiner Krankheit immer verletzt; da hätten sie mich binden müssen. — Hab' ich gerast? fragte ich. — Die Mutter nickte weinend, aber da sie mich so ruhig sah, machte sie mich frey.

Und nun dankte ich ihr mit heißen Thränen, und zog ſie an mein Herz, und es that mir wohl, daß auch die Thränen der guten Mutter meine Wangen benetzten.

27.

Der Arzt fand mich viel beſſer; er hoffe, daß das Schlimmſte vorüber ſey; aber meine Schwäche ſey groß. — Unſer armes Kind, ſetzte er hinzu, hat in dieſen 4 Monaten viel gelitten. — — Wie erſchrack ich über die länge der Zeit, in der ich nichts von mir wußte.

Der Vater iſt ſchon ſeit einigen Monaten wieder bey ſeinem Regiment.

Als ich mit der theuern Mutter allein war, hab' ich ihr alles abgebeten, was ich in der traurigen Zeit bewußtlos gefehlt haben möchte, auch das frühere. — Sie wollte mich nicht ſprechen laſſen, die gute ängſtliche Mutter; aber ich bat und beſchwor ſie ſo lange. Ach es erleichterte mein Herz ſo ſehr

ihr Alles vertrauen zu dürfen; und es war ja eben der Zwang der Verstellung gewesen, der mich so krank gemacht hatte. — Endlich durfte ich von Allem sprechen, und ich hatte seit langer Zeit wieder eine recht wehmüthige, heitere Stunde.

82.

Ich habe meiner guten Mutter von selbst versprochen, allen Gedanken an meine vorige Liebe zu entsagen; recht frey hab' ich es ihr versprochen, und von ganzem Herzen. Ist nicht Gehorsam das erste Gesetz? War ich nicht das Kind meiner Eltern, eh' ich Julius Braut ward? Und kann ich sagen, gethan zu haben, was Kindespflicht heischt, wenn ich nicht freywillig das Opfer meiner Neigung bringe? — Ist das Opfer schon schmerzlich, so ist es mir doch nicht verstattet zu wägen und zu messen, und meinen Schmerz gegen Gottes Gebot in Anschlag zu bringen. Das mag eine leichte Tugend seyn, die auf Rosen ruht und den Dornen feigherzig ausweicht.

Gott wird mir Stärke geben. Hat er sich nicht schon mächtig in mir bewiesen und unendlich gütig? Ist nicht mein Verstand wieder zurück gekehrt und das Band meiner Zunge gelöst?

29.

Mit gröſſer Angst bin ich heut wieder erwacht, und noch ist meine Brust schmerzlich beklommen und der Athem gehemmt. Wild zogen die Träume durch meine Seele. Es war mir, als ob ich über einen See ginge, und als führen Blitze aus ihm in die Höh', wie starrende Saaten, und indem sie sich durchkreuzten, webten sie feurige Netze über mir. Zitternd stand ich unter den flammenden Lauben, die von allen Seiten her feurige Zungen nach mir schossen; da warfen die weichen Hügel des Ufers ihre Sammthüllen ab, und fuhren himmelhoch zu starren Klippen auf, und die Bäche, die wie silberschuppige Schlangen von den Hügeln herabgeglitten, schwollen zu Strömen empor, und stürzten donnernd von Fels zu Fels. Wimmernder Jammer, wie von

Verwundeten und Sterbenden ſchrillte herz-zerreißend aus den Schluchten hervor. Eine Schlacht wüthete hinter der Felſenwand; und indem ich ängſtlich horchte; ſonderte ſich aus dem wirren Jammer eine bekannte Stimme. Ich wollte zu Hülfe, aber immer ſanken mir die Füße in dem Waſſer ein, und da ich mich vergebens ängſtigte, ſchoben ſich mir die Felſen mit nickenden Scheiteln immer näher, und ich ſah den Augenblick, wo ſie mich mit ihren harten Armen umſchlingen und zerdrücken würden. Alles Licht war erloſchen; aber das Jammern und Wimmern tönte immer fort; und während dem Vorwärtsdringen und dem Kämpfen gegen die Felſen, und dem Toben der Blitze über mir, erwacht' ich mit ängſtlich klopfender Bruſt und bebenden Gliedern.

Nun kann ich gar nicht aufhören zu weinen. Immer noch höre ich die bekannte Stimme, und das Rufen um Hülfe tönt mir immer in den Ohren wieder, und läßt mir keine Ruhe. Zürnend ſteht er mir vor Augen und feindlich abgewendet. Ach wenn

ich ihm nur noch einmal ſchreiben dürfte, um ihm mein Herz aufzudecken, freundlichen Abſchied von ihm zu nehmen, und im Frieden zu ſcheiden.

30.

Meine gute Mutter iſt ſehr bekümmert um mich; auch der Arzt ſieht ſehr ernſt aus. Ich konnte vor groſſer Schwäche nicht aufſtehen.

Heute hab' ich die gute Mutter gefragt, ob ich Julius im Traume mit gutem Gewiſſen ſehen und mit ihm ſprechen dürfte. Auch, ob ich ihm wohl noch einmal, nur einmal noch ſchreiben dürfte. — Ach es quält mich ſo, bey Tag und bey Nacht, daß er auf mich zürnen muß. Wenn er ſähe, daß ich es redlich meine, daß ich nicht treulos, nicht meineidig bin, ſondern nur gehorſam dem höheren Willen, ſo würde er gewiß aufhören auf mich zu zürnen, und ich könnte ruhig — — leben. — Ich wollte ſterben ſagen; aber konnte ich die bekümmerte Mutter noch mehr betrüben?

Sie zögerte mir zu antworten; ich ſah, daß ihr etwas auf dem Herzen laſtete. End-

lich ſagte ſie, Julius zürne mir nicht, er zürne ſicherlich nicht.

Mit leiſer Stimme erwähnte ich, mich vor mir ſelbſt ſcheuend, des abgezwungenen Briefes. „Er weiß ja nicht....“ ſagte ich. Die Mutter wiederholte ihre Betheurung von neuem, und mit noch größerer Zuverſicht, als beym erſtenmale.

Da fuhr mir der Gedanke durch den Sinn, er könne geſchrieben haben; und ich faßte beyde Hände meiner Mutter und ſah ihr feſt in die Augen: Hat Julius geſchrieben? fragte ich haſtig.

Die Mutter bejahte es nach einigem Zögern.

Nun flehte ich inſtändig und dringend um den Brief.

Da hörte ich, daß ihn der Vater zu ſich genommen und in ſeinem Verſchluſſe bewahre. Doch verſprach ſie mir, wenn ich recht ruhig ſeyn wollte, darum zu ſchreiben, und ſie zweifelte nicht, daß meine Bitte erfüllt werden würde.

Ich fragte noch einmal, ob es auch gewiß ſey, daß mir Julius nicht zürne. Sie betheuerte es von neuem mit der Hand auf dem Herzen.

Nun zähle ich die Tage, bis die Antwort kommen kann. — Sollte mir dieſe Eine Bitte verſagt werden? — Ich will ruhig ſeyn, wie ich verſprach. Ach wie ſehr iſt doch mein Herz ſchon jetzt erleichtert, da ich weiß, daß Julius, obgleich ſo hart und bitter gekränkt, nicht auf mich zürnt.

31.

Heute konnt' ich recht ruhig an Julius denken. Ich bat die Mutter mir von ihm zu erzählen, und was wohl aus ihm in der langen Zeit geworden ſey.

Sie wußte nur, daß er nicht mehr in M. ſey, doch verſprach ſie mir, Nachfrage thun zu laſſen, wenn es mich beruhigen könnte. — Ich fragte wieder nach dem Briefe. Ich könnte ja ſterben, eh' er käme.

Die Mutter weinte. Ich hätte das nicht ſagen ſollen. — Aber es iſt mir, als ob ich bald ſterben würde. Meine Augen

sind oft so trübe. Gestern frug ich, ob es schon Abend sey; und es war doch erst Mittag. In diesem Augenblicke schlägt mein Herz so ungestüm, und vorhin schien es still zu stehen. — Die Mutter wird immer bekümmerter, immer sorglicher. Sie verbirgt mir ihre Thränen, so viel sie kann; aber ich sehe doch, daß sie geweint hat. Heut bat ich sie, mich in den Spiegel sehen zu lassen. Sie lehnte es ab. Ich mag wohl sehr verfallen seyn.

32.

Welche stille Nacht hab' ich gehabt, welchen leichten Schlummer, was für heitere Träume! Gott sey gedankt dafür.

Wie meine Kräfte schwinden, nehmen auch meine Leiden ab. Oft bin ich frey von allem Schmerz, und fühle nur mich und die Schwäche in mir. Mit Dankbarkeit will ich diese schmerzlosen Augenblicke ergreifen, um, was die gütige Natur beginnt, durch die Kraft meines Willens zu vollbringen.

Soll ich Gott um Erhaltung meines Lebens bitten? um Wiederherstellung

meiner Geſundheit? Er weiß, was mir frommt. So will ich ihn denn bitten, mir Kraft und Muth zu geben, daß ich freudig ertrage, was ſein heiliger Wille über mich beſchloſſen hat.

Sonſt hatt' ich Wünſche; recht heiße und feurige Wünſche. Wie Sterne ſtiegen ſie zum Himmel auf, ſo zahlreich und hell; nun ſind ſie alle herabgefallen, Schneeflocken gleich, und ſchmelzen auf meinem verglühenden Herzen. — Ich will nichts mehr wünſchen.

33.

In der ſtillen Fiebergluth, die mich verzehrt, brennt das irdiſche Leben aus, bis ſich der ewige, unvergängliche Funke aus der Aſche löſ't. Sind dieſe Krämpfe nicht eben ſo wohl Boten des Lebens, als des Todes? Oder kann dieſe ſterbliche Hülle ihrer unvergänglichen Genoſſin den Weg öffnen, ohne Gewaltſamkeit, ohne eine Zerſtörung, die nicht ſchmerzlos ſeyn kann?

In meinen ſeligſten Augenblicken fühlte ich nichts, als das tiefſte Leben meines In-

nersten Ichs. Das Gefühl irdischer Banden war nicht mehr; ich hätte aufzuschweben gemeint, wie eine Feuerflamme; die Schwere des Lebens schien von mir genommen. Noch wenige Augenblicke der Leiden, und jenes selige Gefühl der Freyheit ist dann nicht mehr auf einzelne Momente beschränkt.

34.

Nun ist doch dieser lang und heiß ersehnte Brief angekommen *); so lange mir vorenthalten! — und auch jetzt noch der allzusorgsamen Mutter erst durch Bitten entrissen! — Nun ruht er an meiner Brust, von meinen Küssen bedeckt, und von meinen Thränen durchnäßt.

Mein edler, mein geliebter Freund! — O Du mein Bruder, Du mein Geliebter, bis in den Tod.

Ich konnte Dir entsagen, aber nicht der Liebe zu Dir. Die Erde öfnet mir ihre Arme, und ich nehme meine Liebe mit in

*) Ohne Zweifel derselbe, den wir oben (No. 11) gegeben haben.

das Grab. Wie ein ſchützender, freundlicher Engel ſoll ſie mit mir vor den Thron des ewigen Richters treten, und ſein Spruch — ich weiß es — wird mich entbinden von Schuld.

35.

Meine Stunde iſt nah.

Schon als Kind einmal ergriff mich die kalte Hand des Todes, und drückte hart mein Herz zuſammen — aber ich war Deiner Liebe aufgeſpart, mein Julius; ich ſollte den Abglanz der Seligkeit ſchon hienieden ſchauen ich ſollte Gott näher gebracht werden an der Hand Deiner Liebe. — Gott ſey gedankt dafür. Auch für die Bitterkeit ſey ihm gedankt, die ſein unerforſchlicher Wille in den Kelch meiner Freuden gemiſcht hat.

Unabläſſig zehrt der Hauch des Todes an der Kerze meines Lebens. Noch ein ſtarker Athemzug, und die matte Flamme löſt ſich zitternd ab.

36.

Still und leiſe ſcheidet das Leben von mir, und ich aus dem Leben. Sanft ſtreife

die Zeit an ſeiner Blüthe hin, und ſie fällt ihr Blatt für Blatt in die Hand, bis nur der vertrocknete Kelch noch übrig iſt. Ich fühle nicht, daß ich ſterbe, aber ich weiß es. O wie danke ich für dieſes Wiſſen der Güte des Ewigen! Wie dank' ich ihr für die Ruhe dieſer ſtillen Tage; für die Rückkehr meines Bewußtſeyns; für die Gegenwart meiner zärtlichen Mutter; für alle Freuden und Leiden meines Lebens; auch für die letzten Schmerzen des zornloſen Abſchiedes von meinem edeln Freunde.

Bald wird alles vollbracht ſeyn. — Das Leben lag öde vor mir; nun breitet die Ewigkeit ihre ſtrahlenden Gefilde vor mir aus. Die Fackel des Todes zündet die Sterne wieder an, die mir erloſchen ſchienen. Die Blumen, die mir hier verwelkten, blühen jenſeits des Grabes herrlicher auf.

37.

Ach wie ſchmerzt mich der unterdrückte Jammer der zärtlichen Mutter, ihr kummervolles Schweigen, ihr inneres Weinen,

die Bläſſe des lieben, milden Angeſichtes, ihr vergebliches Kämpfen gegen die Gewißheit meines Todes.

Warum trauerſt Du ſo, Du gute Mutter um eine zerknickte Blume? Ging ich denn nicht immer auf meinem Grabe, und waren nicht alle Blumen der Erde die früh verwelkenden Kränze dieſes Grabes?

Wir werden nicht auf lange ſcheiden; auch Du wirſt bald bei Deinem Kinde ſchlummern.

Als ich zum irdiſchen Leben gebohren war, legteſt Du mich in die Wiege, und hülleteſt mich ein, und machteſt Stille um mich her, damit nichts den erſten dumpfen Schlaf des Kindes ſtörte. Wenn ich nun zum himmliſchen Leben werde gebohren ſeyn, werden ſie mich auch in eine Wiege legen, und das ausgeglühte Herz mit kühler Erde bedecken, und in dieſer Stille werde ich hinüberſchlummern zu dem ewigen Tage. Dann werden wir uns finden, und ich werde Deine lieben Hände nicht mehr los laſſen, und

Deine Thränen werden getrocknet ſeyn von der ewigen Liebe.

38.

Der Vater wird kommen auf meine Bitten. Er wird mich noch einmal an ſein Herz drücken, und ich werde mit der Gewißheit ſeiner Verzeihung vor Gott treten. —

Wie ruhig kann ich ihn jetzt erwarten — hier an dem Scheidewege!

Wie ruhig und innig kann ich auch beten jetzt! Ach die gute Mutter betet auch ſo herzlich mit mir. Gott hat mir die Kraft gegeben, ſie zu tröſten.

39.

Dieſe Nacht war es mir, als läge die Erde weit weit von mir, einem Garten gleich, und die Menſchen waren wie die Blumen darinn, und der Engel des Todes ſchlug ein Buch auf und las ihre Nahmen; und wenn er einen ausſprach, ſenkte die Blume ihr Haupt, und verbarg ſich unter der Erde. Ich bebte in Erwartung des Meinigen, und dann freute ich mich wieder — und in der Freude erwachte ich.

40.

Nun iſt alles vollbracht — auch der ſchwere, ſchwere Abſchied vom Vater. Gott heile ſein zerriſſenes Herz. Ach er glaubte es gut mit mir zu meinen. Es war der Wille der Vorſehung. Sie wollte mich den Gefahren der Welt entziehen, und meinem Glauben prüfen. — —

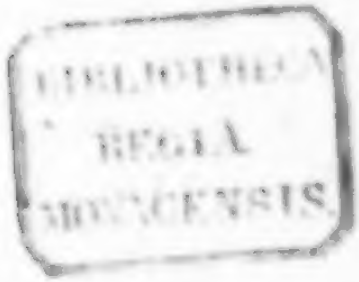
Ich ſterbe mit meinem Vater innig verſöhnt. Seine Thränen fielen heiß auf mein Herz — die Thränen eines Mannes — eines Vaters!

Auch mit Dir bin ich verſöhnt, mein edler Freund. Wenn Du noch auf der Erde wandelſt, ſo will ich, wenn es Gott mir vergönnt, mit der Fackel des Glaubens vor Dir einhergehen, und Deine dunkeln Wege erleuchten, wie Du vormals die Meinigen.

41.

Morgen, glaube ich, werde ich ſterben, eh' es Abend wird. — Gott, mein Vater, Gott, mein Heiland, ſtehe mir bey in meiner letzten Stunde, wie Du mir beyſtandeſt

in den Leiden meiner Krankheit. Vergieß mir jegliche Schuld. Führe mich ein, als Dein Kind in die Gemeinschaft der Seligen. Deine Güte, Dein Leben iſt in mir; und voll Vertrauens zu Dir, o ewige Liebe, betrete ich den Rand der Kluft, die mich noch von Dir trennt, und harre unverzagt, daß Deine Hand mich zu Dir hinüberführt.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Auswahl

aus den

Papieren eines Unbekannten.

Herausgegeben

von

Friedrich Jacobs.

Zweyter Band.

Des Frauenspiegels zweyter Band.

Leipzig,
bey Carl Enoblech
1820

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Seinem

vieljährigen herzlichgeliebten

Freunde

Friedrich Kries

zum Zeichen der Dankbarkeit

für

viele ihm und den Seinigen erwiesene Liebe

von

dem Herausgeber.

Inhalt.

Erinnerungen aus dem Leben der Pierrin von Marnay . . . . . Seite 1

Liebe am Hofe 213

Der Namenstag 411

Die abgewehrte Rache 419

Erinnerungen

aus

dem Leben der Pfarrin von Wainau.

Erſtes Buch.

Da jetzt Schriftſtellerey ein ganz gewöhnliches Geſchäfte geworden iſt, und ſelbſt von meinem Geſchlechte immer mehrere mit der Feder hinter dem Ohr auf dem Schauplatze der Welt erſcheinen, ſo iſt mir auch der Gedanke in den Sinn gekommen, jetzt, da meine alten Hände bey gewöhnlicher Arbeit ſo leicht ermüden, die müſſigen Stunden dem Schreiben zu widmen. Nicht eben, daß ich auf einen Platz im gelehrten Deutſchland ausgehen, oder mich vor das Tribunal der Kunſtrichter ſtellen und um geneigtes Urtheil flehen wollte: ſo weit geht mein Ehrgeiz nicht, und weibliche Schüchternheit oder Stolz oder Eitelkeit gebietet mir, mich

mit meinem ſchriftſtelleriſchen Wirken auf das Frauengemach zu beſchränken, und die Spätlinge meiner Bequemlichkeit und meines Müſſiganges, ſtatt ſie wie ungerathene Kinder in die Welt zu ſtoßen, vielmehr unter Schloß und Riegel vor den Augen der Welt zu verbergen. Meine Vorhänge ſind zugezogen; die Thür iſt geſperrt; und wenn ich die Feder niedergelegt habe, reibe ich mir die Finger ſorgfältiger ab, damit keine Spur der Tinte meine Autorſchaft neugierigen Blicken verrathen möge. Doch iſt es bey dem allen keineswegs mein Wille — was ja thörigt wäre — mein Licht unter den Scheffel zu ſtellen, oder, was ich bey Tag gewebt, in der Nacht wieder aufzutrennen; dann wär' es beſſer, mit dem Finger in die Luft, oder höchſtens in Schnee zu ſchreiben; nein, mein Werk ſoll geleſen und wieder geleſen, ja, es ſoll bewundert und

geliebt werden: keiner meiner Leſer oder Leſerinnen ſoll es gleichgültig öffnen, oder ohne Wohlwollen gegen die Verfaſſerin weglegen. Allen ſoll es lieb und werth ſeyn. Und das ſind nicht etwa ſtolze Hoffnungen, Luftſchlöſſer der Eitelkeit und leere Träume, die mit der aufgehenden Sonne zerrinnen, ſondern Ausſprüche einer Ueberzeugung, die auf die Kenntniß meines Publicums gegründet iſt. Noch iſt dieſes Publicum klein, aber es wächſt mit jedem Tage bey, und vergrößert ſich, ſo Gott will, alljährlich; und wie ich mit der größten Zuverſicht weiß, daß mein Andenken in dem Herzen meiner Enkel nicht erſterben wird, ſo darf ich auch erwarten, daß meine Urenkel, die ich ſchon in langen fröhlichen Reihen vor mir ſehe, und nur gleich an mein Herz drücken möchte, auch nach ihrer Aeltermutter fragen und ſich freuen werden, daß ſie ihrer gedacht

und ſie geliebt hat, ehe ſie gebohren wa-
ren. Dieſem jungen, um mich her auf-
keimenden Geſchlechte, dieſen Lieblingen
meines Herzens, ſind dieſe Blätter gewid-
met. Könnte ich ihnen doch alle meine
Liebe und Zärtlichkeit einhauchen, damit
dieſe, wie ein unvergängliches Atom,
wenn ich ſelbſt lange ſchon Staub und
Aſche bin, meine künftigen Leſer und Le-
ſerinnen, von einem Geſchlechte zum an-
dern, daraus anwehen und die Blüthen
ihrer zarten Herzen aufhauchen möchte.
Meine äuſſern Güter werden, ſo wie ich
ſelbſt, ein Raub der Zeit; ſie verwandeln
ihre Geſtalt, oder gehen wenigſtens in
fremde Hände über; aber die frohe Liebe,
mit der ich die Meinigen umfaſſe, iſt ein
Eigenthum dieſer Theuern, das die Zeit ſo
wenig zerſtören, als das Grab ſie einſchlie-
ßen kann. Unter dem Schirm einer ſolchen
Liebe bin ich erwachſen; ſie iſt auf meine

Kinder übergegangen, und mit Freuden werde ich inne, daß ſie auch in dem Herzen der Kinder meiner Kinder Wurzel ſchlägt. Ich weiß alſo ganz gewiß, daß, ſo wie ich ſelbſt meine Blicke oft von dem jüngern, blühenden Geſchlecht zu denen wende, welche meine Jugend pflegten, und wie dieſes Zurückblicken auf die Todten meine Liebe zu den Lebenden nur noch mehr entflammt, ſo auch die Meinigen das Andenken an mich ſuchen und die ſichtbaren Zeichen deſſelben in Ehren halten werden. Dieſer Glaube iſt es vornehmlich, der mich antreibt, dieſe Blätter zu ſchreiben, und ſie mit den theuerſten Erinnerungen anzufüllen. Soll ich nicht wünſchen, dem, was in meinem Herzen lebt, auch auſſer mir Leben zu geben? das Andenken der verehrten Eltern, ſo gut ich es vermag, in beſtimmten Umriſſen bey den Meinigen zu erhalten? und auch nach meinem To-

de noch, so wie jetzt, mit den Meinigen zu sprechen, ja selbst mit denen, die ich noch nicht kenne, die ich mir aber den theuern Lieblingen, welche mich jetzt umgeben, ähnlich bilde? Dieser Gedanke hat etwas unaussprechlich reizendes für mich; ich fühle mich durch ihn verjüngt, und ich hoffe, daß dieses Gefühl dem Werke, das ich so eben beginne, nicht nachtheilig seyn soll.

Uebrigens glaube ich, bey dieser meiner Beschränkung auf ein Publicum, dessen Aeltermutter ich bin, nicht nöthig zu haben, mir einen grosen Zwang aufzulegen; vielmehr werde ich mich des Vorrechtes meiner Jahre bedienen, und mit Bequemlichkeit sprechen. Ich werde Euch Erinnerungen aus der einfachen Geschichte meines Lebens geben, diese aber so oft unterbrechen, als es mir beliebt, und, wenn mich der gerade Pfad ermüdet, bald

hier bald dorthin ausbeugen, wo mich eine anmuthige schattige Stelle zum Ausruhen einladet. Ein wenig Redseligkeit muß dem Alter schon nachgesehen werden. Die Zeit rückt nur allzu schnell heran, wo sich unser Mund auf immer verschließt; warum sollen wir nicht von der so erfreulichen Gabe der Rede einen fleißigen Gebrauch machen, so lange es uns noch verstattet ist? Ich lasse mich daher gern und sorglos gehen, so lange man mir zuhört; und ich drücke jetzt in Gedanken meiner Henriette die Hand für die Gefälligkeit, mit der sie meiner Rede ihr Ohr leiht und mich unvermerkt auf dieses oder jenes beliebte Thema bringt. Dieses Opfer ist mehr werth, als die Jugend gewöhnlich glauben mag. Giebt es wohl etwas öderes und traurigeres, als die Einsamkeit eines Greises, zu dem niemand hinrückt, die Geschichten seiner Ju-

gend zu hören? Für ihn hat die Zeit des langen unwillkührlichen Schweigens schon diesseits des Grabes angefangen; sein Geist verdüstert sich früher, weil ihm die erheiternde Mittheilung gebricht; und da kein lebendiges Wort das frische Bild der Gegenwart in ihm erweckt; so sieht er, in sich selbst versunken, wie im Nebel nur dämmernde Gestalten schwimmen. So ist schon sein Lehnstuhl ein Sarg für ihn, und sein verlassenes Zimmer ein Grab, in dem er sich sterben sieht. Darum hat mich unter allen Beweisen der Liebe, die mir meine Kinder gegeben haben, keiner mehr gerührt, als ihr Bemühen, die Erinnerungen früherer Zeit in meiner Seele lebendig zu erhalten, indem sie mir gern zuzuhören schienen; vielleicht weil ich hierin eine Entäusserung der jugendlichen Selbstsucht sah, deren Besiegung noch mehr verlangt, als bloßes Pflichtge-

fühl, die eine groſse und lebendige Liebe fordert.

* * *

Worin liegt wohl der Zauber, der uns alle ſo unwiderſtehlich in die Geſchichte unſerer Jugend zieht? Gewiſs ſind es nicht immer die Erinnerungen an die dem Alter verſiegten Quellen mannichfaltiger Genüſſe; noch weniger der Reiz der Eitelkeit, der uns zur Betrachtung unſerer frühern, nun abgewelkten Blüthe lockt. Wie Viele, die ihr Alter nicht gegen ihre Jugend vertauſchen möchten, träumen ſich doch mit Luſt in ihre Kindheit hinein, und ſuchen in den kleinſten Erinnerungen gleichſam die Reliquien jener heiligen Zeit zuſammen. In dieſem Beyworte, das ich eben der Kindheit gegeben, liegt wohl der Aufſchluſs. Wie uns überhaupt der Anblick der kindlichen

Natur rührt, in welcher wir ein heiliges Geheimniß des Lebens ſehen, ſo wenden wir uns mit erhöhter Theilnahme der eignen Kindheit zu, und betrachten gern jedes Blatt der zuſammengedrängten Knospe, von ſeinem erſten Anfange durch alle Fortgänge ſeines Entfaltens, bis es, von Sonnenſchein und milden Lüften gelockt, die ſchützenden Hüllen durchbricht, alle ſeine Farben zur Schau legt, und nach kurzer Freude verwelkt. Und wie wir uns auch im Traume ſelbſt beſchauen, als ob wir ein fremdes Weſen wären, und doch immer das Gefühl unſrer eignen Perſönlichkeit das Räthſel durchbricht, und darin etwas wunderbar Anziehendes liegt; ſo betrachten wir auch unſre Jugend in jener Nebelferne mit dem ſich durchkreuzenden Gefühle des Fremden und doch uns Angehörigen. Eine fromme und frohe Jugend aber hat noch einen eigenthümli-

chen Reiz. Wie wir alle ein geheimes Sehnen nach dem verlohrnen Paradieſe der Menſchheit fühlen, und dieſes immer heftiger wird, je mehr wir ihre Ausar-tung inne werden, ſo verſenken wir uns gern in den glücklichen Wahn unſrer Kindheit, wo das Leben, noch von dem Schleyer goldner Morgennebel bedeckt, unter der duftigen, wogenden, geheim-nißvollen Hülle eine Welt von Schönheit und Güte, von Tugend und Frömmig-keit zu enthalten ſchien. Je beſſer ſich aber ein Herz in ſeiner Jugend bewahrt hat, deſto feſter wird es an dieſem Glau-ben hängen; wer ihn immer erhalten könnte, würde immer kindlich glücklich ſeyn. Dieß iſt nur Wenigen beſchieden: die Andern müſſen ſich mit der Erinne-rung tröſten. Ich erfuhr freylich bald ge-nug, daß die Welt nicht ſo war, wie ich ſie hinter jener Nebelhülle geträumt und

gewünscht hatte: aber ich gewann dagegen, durch die häuslichen Verhältnisse, in die mich Gott gesetzt hatte, sehr bald die Ueberzeugung, daß sich jeder mit gutem und kräftigem Willen, wenn er Gott zu Hülfe nimmt, recht anmuthige Plätze in diesem Thale der Prüfung anbauen könne. Diese Ueberzeugung ist die Grundlage meines Lebens geworden. Ich habe mich wohl dabey befunden; und wie oft auch die Gegenwart meinen Wünschen feindlich entgegen getreten ist, so ist doch dadurch der Glaube an die Unzerstörbarkeit des innern Glücks, das wir uns selbst, oder eigentlicher zu reden, welches Gott uns zum Lohn eines frommen Willens gibt, nie erschüttert, sondern vielmehr verstärkt worden. Die Zufriedenheit, die mir dieser Glaube gegeben hat, ist auch der Welt bey mir zu statten gekommen. Die Dinge außer uns nehmen immer viel

von der Farbe unſres Gemüthes an, und da die Meinige heiter war, ſo erſchien mir auch die Welt ſo, und ich überredete mich gern, daß das Böſe in ihr nur Ausnahme ſey. Dieſe Ausnahmen aber ſuchte ich, ſo viel als möglich, von mir und den Meinigen abzuwehren, ertrug das Unvermeidliche mit Geduld, und vergaß es ſo geſchwind, als ich konnte.

Jene Heiterkeit mag wohl zum Theil eine Gabe der Natur und ein Erbe von meinen Eltern ſeyn; aber ich bin mir ſehr wohl bewußt, daß jene Anlage noch durch etwas Anderes, von ihr Verſchiedenes genährt und befeſtigt worden iſt. Dieſes Andere iſt der Glaube an die väterliche Regierung der Welt. Zwar könnte ich auch dieſen Glauben ein Erbe nennen, das ich von meinen Eltern empfing; denn ſo weit ich in meine Kindheit zurück denken mag, ſo ſind ich ihn in mir, ohne

daß ich zu sagen wüßte, auf welche Weise er erzeugt worden sey. Der Unterricht, den ich erhielt, hat nur in bestimmtere Worte gefaßt, was schon in meiner Seele lag; aber er hat mir keine größere Gewißheit gegeben, als ich schon hatte. Solchen wörtlichen Unterricht erhalten wohl die meisten Kinder christlicher Eltern, und doch fehlt dem Glauben der meisten das innere Leben, und die heitere Gewißheit bleibt aus, welche die Frucht des Glaubens seyn soll. Man kann ihnen nicht abstreiten, das gelernt zu haben, was zum Glauben gehört; aber sie besitzen es nicht. Sie können es weglegen, wie sie ihren Katechismus nach geendigten Schuljahren weglegen, ohne daß sie etwas dadurch verliehren; denn man verliehrt nur das, was man hat, nicht das, wovon man nur den Titel besitzt und die Ueberschrift. Von einem solchen Titular-Glau-

ben hielt mein Vater nichts. Der rechte Glaube, pflegte er zu ſagen, muß der Kern und Mittelpunkt des ganzen Menſchen ſeyn; und wie ſich aus dem Saamenkorn, das in die Tiefe der Erde gelegt iſt, der Baum mit Stamm, Aeſten und Blättern ausbreitet, und durch ſeinen fröhlichen Wuchs immer noch die Kraft des Kerns, aus dem er erwachſen iſt, verkündigt, ſo muß ſich auch in allem Thun und Reden des glaubigen Menſchen, ohne daß er es weiß und daran denkt, der Glaube, von dem er durchdrungen iſt, kund geben. So habe es Chriſtus gemeint, wenn er ſagt: an ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen. Ohne einen ſolchen, den ganzen Menſchen durchdringenden Glauben, ſetzte mein Vater hinzu, ſey weder ein frommes Leben, noch eine rechte Ergebung in den göttlichen Willen möglich; und doch liege in der Zuſam-

meinſtimmung des menſchlichen Willens mit dem göttlichen einzig und allein das Geheimniß der chriſtlichen Freyheit und unſrer Erlöſung. Dem Geſetze gehorche auch der Knecht, weil er müſſe; wir aber wären freye Glieder Chriſti durch die Liebe unſers ewigen Vaters. Was iſt denn aber die Liebe, als eben das Einigſeyn, die freye und freudige Uebereinſtimmung mit dem Willen deſſen, den man liebt? Und iſt wohl Liebe ohne Glauben in irgend einem Verhältniſſe möglich?

Je mehr ich dieſe Worte meines Vaters bedenke, und je mehr ich ſie mit ſeinem ganzen Weſen und Thun vergleiche, das auch, nur nach weiblicher Art, das Thun und Weſen meiner Mutter war, deſto mehr überzeuge ich mich, daß ich jenen Glauben, der die unverſiegliche Quelle meiner Heiterkeit iſt, an der Bruſt mei-

ner Mutter eingesogen, und durch das Zusammensein mit meinen guten und frommen Eltern unbewußt in mir genährt und groß gezogen habe. Ihre Liebe war das erste, was ich erfuhr; dieser Liebe war ich wie meines Daseyns gewiß; ich glaubte an sie, eh ich etwas anders denken oder begreifen konnte; und als ich auf eine unsichtbare, ewige Quelle aller Liebe gewiesen wurde, trat das, was in meinem Innern lag, nur, wie eine unverschlossene Blüthe, aus der Hülle an's Licht. Gott und Liebe klangen mir immer wie gleichbedeutend; das Eine führte zu dem Andern; in beyden lag mir eine innige Heiligkeit. Ich erinnere mich, da ich als ein kleines Kind der Beschäftigung eines Vogel Paars mit ihren Jungen zugesehen hatte, ich zu meiner Mutter sagte, diese Vögelchen hätten Gott gewiß recht lieb, und selig würden sie sicher

auch. — Von der Möglichkeit einer ſtrafbaren Liebe hatte ich keinen Begriff.

* * *

Nie kann ich an meine Kinderjahre zurück denken, ohne mich in dem engen Stübchen zu ſehen, wo wir, wie in einem Paradieſe der Zufriedenheit, Winter und Sommer zuſammenlebten. Das Haus, welches wir bewohnten, war eben das, worinne auch mein Vater gebohren war; in derſelben Stube war auch er unter den Augen ſeiner Eltern aufgewachſen; und hier ſtellte ſich ihm, wie er ſagte, ſeine ganze Jugend wie in einer camera obscura dar, und auf dem dunkeln Grunde trüber Erinnerungen meiſt recht glänzend und ſonnig. Die Straſſe, in welcher das Häuschen lag, war eng; vom Himmel war wenig zu ſehen; aber nach dem Hofe hinaus war ein offner Gang, den die

nne beleuchtete. Hier hatte er die
ſten Sonnentage ſeiner Jugend zuge-
cht; hier hatte er Blumen in Scher-
gezogen; hier hatte er geleſen, ge-
nt, gearbeitet, phantaſirt: hier hatte
ſeiner Mutter, die ihm bisweilen Ge-
ſchaft leiſtete, vorgepredigt. Dieſer
ne Gang war auch noch im ſpäten Al-
ſein liebſter Aufenthalt. Zu ihm trug
einen Seſſel, wenn er recht ſeelenver-
igt ſeyn wollte; hier erzählte er uns
liebſten die Geſchichte ſeiner Jugend,
zeigte uns die Blumen, die er als
abe aus dem Saamen gezogen und
ner vervollkommnet hatte. Es iſt un-
nblich, mit welcher Sorgfalt er dieſe
nkel ſeiner Kindergärten pflegte, und
che Freude er hatte, wenn ſie, nach
rſtandenem Winter, im Frühling von
em trieben. In dem letzten Jahre
es Lebens geſchah es, daß ihm ſeine

ganze Blumenflor durch Zufall erfror. Als er es bemerkte, war er erſt ſtill; dann ſagte er, ſein graues Haupt ſchüttelnd „ſie ſind vor mir heimgegangen; ich werde ſie auf meinem Wege finden.“ Er pflanzte keine neuen, und ehe der Mai kam, war er tod.

In einem der letzten Sommer, als er auch in dieſem tragbaren Paradieſe recht heiter war, ſagte er: „Man erzählt von den Königen der Perſer, daß ſie ihre Reſidenz nach der Jahreszeit verändert haben; auch der König von Frankreich zieht im Sommer auf irgend ein Luſtſchloß, wo es oft traurig genug ſeyn ſoll. Ich möchte wiſſen, ob ich es nicht eben ſo gut habe, und beſſer? Ich genieße die Freuden eines ſolchen Umzugs nicht etwa Einmal im Jahr, ſondern, wenn ich will, alle Tage, und ohne die geringſte Beſchwer-

lichkeit. Niemand hat dabey eine Laſt, und mein ganzes Volk zieht mit und umgibt meinen Thron. Was ich hier ſehe, iſt mein, und in meinem ganzen Reiche iſt der tiefſte Friede und allgemeine Zufriedenheit; es müßte denn ſeyn, daß meine gute alte Sabine nicht mit mir zufrieden wäre" — er reichte dabei meiner Mutter die Hand — „aber die hat ja auch dieſe fünf und vierzig Jahre her keinen andern Willen gehabt als den Meinigen. — Nun, das iſt mehr, als ſich irgend ein König rühmen kann; mehr als einer ſchaffen kann, wenn er auch alle Güter ſeines Reichs und allen Schweiß ſeiner Unterthanen aufbieten wollte. Es gehört doch nicht viel dazu, um ſo seelenvergnügt zu ſeyn — oder auch," ſetzte er nach einer kurzen Pauſe hinzu — „vielleicht recht viel; denn es iſt doch nur eine Gabe Gottes, die nicht jedem verliehen

ist. Mein guter seliger Vater hatte sie nicht empfangen."

* * *

Mein Vater gehörte zu den Menschen, die das Glück innerer Ordnung und Klarheit mühsam errungen haben, und sein festes, unerschütterliches Wesen, so wie eine gewisse Sprödigkeit, die ihm noch bey minder bedeutenden Dingen übrig geblieben war, zeugte von dem Kampfe, durch den er die feindseligen Elemente seines Daseyns überwunden hatte. Der größte Theil seiner Kindheit war ihm düster gewesen, wie die Stube, in die er eingesperrt war, meist um Erbauungsbücher vorzulesen oder vorlesen zu hören, welche die Welt als ein Jammerthal, die Menschen als Kinder des Satans, und jeden Genuß als eine Lockung der Hölle darstellten. Sein Vater, ein strenger, oft har-

ter Mann, war mit dem traurigen Glauben erfüllt, daß, wer Gott gefallen wolle, nicht aufhören dürfe, seine Seligkeit mit Furcht und Zittern zu schaffen: und in diesem Sinne verbot er sich und andern die unschuldigsten Freuden, weil sie der Selbstvernichtung entgegen waren, in die er die Vollkommenheit eines frommen und gottseligen Lebens setzte. Die Mutter war von sanftem und mildem Wesen, aber ihrem Manne gänzlich unterworfen, zu dessen religiösen Ansichten sie sich auch, doch, ohne es zu wissen, mehr mit dem Munde, als mit Herzen bekannte. Von mehrern Kindern war ihr nur Ein Knabe geblieben. Auf diesen trug sie alle Liebe eines mütterlichen Herzens über, aber ihr Mann durfte nicht wissen, wie sehr ihr Herz an dem Kinde hing. Wie sehr sie indeß ihr Gefühl zurückhalten, und welche Gewalt sie sich anthun mochte, so fühl

te der Knabe doch die verheimlichte Liebe der Mutter in ſeinem eigenen Herzen, und hielt ſich zu ihr, ſo oft er durfte. „Auch wenn mich meine Mutter mit Worten ſtrafte,“ ſagte mein Vater bisweilen, wenn er von ſeiner Erziehung ſprach, „und ich weinen mußte, fühlte ich ihr Gemüth doch auch in ihrem Zorne; es war mir immer, als ob ich durch Gewölk den blauen Himmel ſähe, und den milden Abendſtern ihrer Liebe daran. Wenn ſie aber freundlich mit mir ſprach, mußte ich immer an den Frühling denken, den ich damals nur aus dem Grünwerden der Linden um die Kirche her und aus dem Aufblühen der Primeln vor unſerm Fenſter kannte, und darum noch viel herrlicher dachte, als er wirklich iſt.“

Das mochte ſo bis zum funfzehnten Jahre gedauert haben, in welcher Zeit er nur den Unterricht ſeines Vaters genoß.

ezt wurde er endlich in die öffentliche
Schule geſchickt, und hier fing ein neues
eben für ihn an, obgleich die Strenge
er häuslichen Clauſur und Ascetik in al-
m Uebrigen nach wie vor fortging. Die
Schulſtube mit ihren zwölf oder funf-
hn Inſaſſen war ihm jezt eine Welt, die
anfänglich kaum mit ſcheuen Blicken zu
uſtern wagte; und ſchwerlich hat je ein
aiſer oder König in aller ſeiner Herrlich-
it mehr Ehrfurcht eingeflößt, als der
ector meinem Vater, wenn er auf ſei-
er Lehrkanzel ſaß. „Er werde nie ver-
eſſen," ſagte er oft, „wie ihm in den er-
en Tagen zu Muthe geweſen, wenn der
reundliche und ehrwürdige Mann ſeine
Blicke beym Lehren beſonders auf ihn ge-
ichtet, oder ihn gefragt, und ſeine Ant-
orten gebilligt oder liebreich berichtigt ha-
e. Damals habe er zuerſt erfahren, wie
ie Perſönlichkeit eines Lehrers auf das

Gemüth wirke, und wie auch Lehren ein Erziehen werde, wenn der ganze Mann mit Kopf und Herzen beym Lehren sey.“ — Auch das war ihm unvergeßlich, wie am Schlusse des ersten Schuljahres der Rector mit den Probearbeiten das Catheder bestiegen, und ihm das Herz voll Erwartung geklopft habe. Das sey noch heftiger geworden, als die Reihe an seine Arbeit gekommen; ja er sey erblaßt und habe kaum zu athmen gewägt. Das Urtheil sey günstig ausgefallen, und der Rector habe ihn sehr liebreich dazu angesehen und nach der Schule zu sich beschieden. „Als ich mich zu ihm begab,“ fuhr mein Vater fort, „und an die halbgeöffnete Thür leise anklopfte, rief mir der gute Mann von Innen entgegen: Nur herein, Rudolph, nur herein; er ist willkommen. Dann kam er auf mich zu, und sagte: „Seine Arbeiten haben mir Freude ge-

cht; ich habe es ihm aber nicht so vor
en sagen mögen, damit es keine Miß-
ust bey den Uebrigen gibt. Er hat
h immer Viel zu lernen; aber, wenn
so fortfährt, kann er mit Gottes Hül-
mein beſter Schüler werden. Ich will
gern auch auſſer der Schule beförder-
seyn. Komm er bisweilen zu mir,
o ſey er nicht schüchtern." Dieſe Wor-
machten einen tiefen Eindruk auf mich.
h kein fremder Mensch hatte so freund-
zu mir geſprochen oder so aufmun-
d. Ich ergriff ſeine Hand, küßte ſie,
ließ heiße Thränen darauf fallen, die,
e daß ich es wußte, meinen Augen
rómten. Ich kam wie trunken nach
uſe und konnte kaum die Zeit erwar-
, wo ich meiner Mutter Alles berich-
könnte. Sie hörte es mit ſtiller Freu-
n und hatte es gewiß dem Vater wie-
erzählt. Wenigſtens war er am fol-

genden Morgen viel freundlicher, als gewöhnlich, gegen mich; und als ich bey der Arbeit saß, fuhr er mir einigemal mit der Hand über den Kopf weg, was er sonst nie gethan hatte, und lobte die Reinlichkeit meiner Schrift. Das war seit mehrern Jahren das erste Lob, das ich aus seinem Munde gehört hatte. So war mir auch dieser Tag ein köstliches Nachfest, und ich bildete mir in der That ein, es könne in der ganzen Stadt, ja auf der ganzen Welt, keinen glücklichern Menschen geben, als mich."

Diese beyden Tage, erzählte mein Vater weiter, wären der Anfang einer neuen Epoche seines Lebens geworden. Die Lust zum Lernen hätte sein Gemüth wie eine Flamme ergriffen; die Liebe zu seinem Lehrer hätte ihm auch Liebe zu den Wissenschaften eingeflößt und ihn mit einer solchen Freudigkeit erfüllt, daß ihm kein

inderniß mehr unüberwindlich geſchie-
n. An Kämpfen hab' es dabey freylich
ht gefehlt. Seinem Vater habe ſelbſt
s eifrige Studiren allzu weltlich geſchie-
n; und er habe ihn nur durch den
netlichſten Gehorſam in allen andern
ingen, durch die ſtrenge Regelmäßigkeit
nes Lebens, und vorzüglich durch die
ugheit ſeiner Mutter einigermaaßen be-
higen können. Aber innerlich zufrieden
r er nicht. Es ſey ihm überhaupt
ht recht geweſen, daß ſein Sohn auf
n Studiren beſtanden, indem ihn die
annichfaltigkeit der Verhältniſſe, in die
dabey nothwendig gerathen müßte, und
züglich die unvermeidliche Entfernung
n dem väterlichen Hauſe und ſeiner Auf-
t, wo er ihn allein gegen die Fall-
cke der Welt ſicher glaubte, unbeſchreib-
ängſtigte. Nach ſeinem Willen hätte
mein Vater dem Rechnungsamte ge-

widmet, das er selbst verwaltete, und mit dem er ihn deshalb vollkommen bekannt gemacht hatte. Die Vorstellungen des Rectors, daß er doch seinen Sohn nicht in dem Berufe stören möchte, den ihm Gott durch seine Gaben und seinen Fleiß augenscheinlich vorgeschrieben habe, nöthigten ihm allmählig die Einwilligung ab, die er aber gern wieder zurückgenommen hätte, als mein Vater erklärte, daß er sich dem geistlichen Stande widmen wolle. Der Gedanke an die große Verantwortung, welcher ein Seelsorger unterliege, verbunden mit der, wie es ihm schien, immer steigenden Ruchlosigkeit der Welt, die zu bekämpfen Lehren und Predigen viel zu schwache Mittel wären, setzte ihn in die größte Angst, die kaum den Belehrungen des Rectors, soviel Gewicht er auch bey meinem Grosvater hatte, den Bitten der Mutter und dem festen,

gleich beſcheidenen Beharren meines Va-
s wich.

* * *

Die Erfahrungen, welche mein Vater
hrend ſeiner Schuljahre an ſich gemacht
te, begleiteten ihn ſein ganzes Leben
durch, und waren die Quelle ſeines
haften Antheils an den Schulen, de-
n insbeſondere, welchen die Erziehung
s Volkes anvertraut iſt. Er erklärte es
eines der ſchlimmſten Vorurtheile, das
Bequemlichkeit in Gang gebracht ha-
, daß die Schule nur eine Anſtalt zum
terricht, die Erziehung aber lediglich
n Eltern anheim zu geben ſey. Durch
ſen Grundſatz werde alle Religion aus
n Schulen verbannt, und an ihre Stel-
der Katechismus geſetzt, der für ſich
ht im geringſten beſſer ſey, als irgend
anderes Buch, und erſt durch eine

gottesfürchtige Erziehung Werth bekomme. Behaupten zu wollen, daß diese in allen Häusern von den Eltern gegeben werden könne, sey unverschämt; und bey der Ueberzeugung, daß dem nicht so sey, sie dennoch den Eltern zuschieben wollen, ruchlos. Nach der Ansicht meines Vaters sollte der Schullehrer der geistige Vater seiner Schüler seyn, und als solcher nicht weniger bemüht um ihr sittliches Gedeihen im weitesten Sinne, als der Gärtner um das Gedeihen seiner Blumen. Wie sich dieser um seine Zöglinge bemühe, nicht um des geringen Gewinnes willen, sondern weil ihm ihre Schönheit und fröhliche Entwickelung erfreue, so auch der Lehrer, dem nicht bloß der Kopf, sondern auch das Gemüth seines Schülers anvertraut sey, und der den ganzen innern Menschen entwickeln und bilden müsse. Den Unterricht um Lohn nannte er eine

glöhnerArbeit, und erklärte ſie für die
urigſte von allen erdenkbaren Handthie-
gen, weil der Handwerker des todten
offes Herr ſey, der taglohnende Schul-
iſter aber widerſpenſtige Köpfe zu be-
deln habe, die er nur durch Gewalt
Zaum halten könne. Dieſe Gewalt
r wäre eine Tyrannei, weil ſie nur um
Herrſchaft des Einen willen geübt wer-
der hier zugleich Geſetzgeber und Par-
, Richter und Executor ſey. Es wä-
dann kein Wunder, wenn aus einem
hen Zuchthauſe der Willkühr die Kna-
boshafter und trotziger, die Mädchen
ſchlagener und heimtückiſcher herauskä-
n. Ein ſolches Amt ſey dann freylich
Fluch und verdiene den Fluch; wäh-
d daß der rechte Schullehrer der Se-
ſeines Ortes wäre, und dem Pfarrer
t im Geringſten an Würde und Rich-
eit nachſtände. Die großen Laſten ſei-

nes Amtes könne nur das lebendige Bewußtseyn von der Heiligkeit seines Berufs und fromme Liebe erleichtern; wo aber diese Wurzel geschlagen, da finde sich auch leicht der rechte Ernst ein, der einen freudigen Gehorsam in die lernende Jugend bringe. Dieser freudige Gehorsam sey das eigentliche Ziel der Erziehung, und die Wurzel alles Guten. Er könne aber nur aus dem Vertrauen und dem Glauben an den Lehrer entspringen, und zwar aus einem freyen und heitern Glauben. Dieß könne nur dann möglich seyn, wenn der Lehrer das Beyspiel der Gewissenhaftigkeit, der Ordnung, der Frömmigkeit gebe, und sein Geschäft mit eben so viel Ernst als Heiterkeit treibe. Da wachse denn auch zugleich in der Jugend der Glaube an das Gute und Rechte mit, und befestige die Frömmigkeit, die ohne jenen ein hohler Klang sey, ihrer Seits aber

wiederum den Glauben an das Gute und Rechte befestige und ihm eine höhere Richtung gebe. Wer an Gottes Vaterliebe, Heiligkeit und Gerechtigkeit glauben solle, der müsse die Eigenschaften, so weit es menschliche Gebrechlichkeit erlaube, in den Menschen dargestellt sehen, und die Nachfolge Christi, in welchem sie sich am vollkommensten gespiegelt, beziehe eben in dem vollbringenden Streben hiernach. So die Mitgefühl, Mitfreude und Mitleid aus einer unbegreiflichen Einrichtung unsrer Natur hervorgehe, die uns zur Verähnlichung mit andern, ohne unsre Absicht, bewege; so sey auch eine solche Neigung in dem Gemüthe, sich das Sittliche geehrter und geliebter Menschen anzueignen. In der Jugend geschähe dieß fast ohne zu wissen, wodurch die Erziehung in der Schule durch die Persönlichkeit des Lehrers noch wichtiger werde. Nächst den

Eltern ſtehe der Lehrer der Jugend am nächſten; und da dieſer nur in ſeinem abgeſchloſſenen würdigen Geſchäft erſcheine, ſo ſey ſein Beyſpiel darum noch wirkſamer für die Grundlegung einer Ehrfurcht, die der eigentliche Boden für das Heilige ſey. Wer dieſes bedenke und die Verantwortung erwäge, die ein jeder auf ſich habe, der auf Menſchen zu wirken berufen ſey, der könne ſich unmöglich damit begnügen, den Schulkindern in den beſtimmten Stunden das Vorgeſchriebene einzulernen. Er werde vielmehr ſein Amt als einen Gottesdienſt betrachten, indem es ja wohl keinen würdigere Art gebe Gott zu dienen, als wenn man Menſchen zu Menſchen mache, den Keim des Guten in ihnen entwickle, und ſie dadurch zu Gott führe. Daraus folge aber, daß der Stand des Schullehrers, wenn auch nicht dem Range, doch der Bedeutung nach, einer

er allerwichtigſten im Staate, und ſeine
Vernachläſſigung eine der ſchwerſten Sün-
en ſey, die ein Fürſt oder eine Regie-
ung auf ſich laden könne. Es ſey auch
ahnſinnig, das Dach zu ſchmücken, und
en Grund zu vernachläſſigen. Die äuſ-
ere Ordnung könne in einem Volke frey-
ch auch durch Zwang, Polizey und Sol-
aten erhalten werden; aber den Geiſt
er Ordnung ſchaffe zuerſt die Erziehung
den Schulen, die nachher in demſelben
Sinne in dem bürgerlichen Leben durch
ickliche Einrichtungen, und auch wieder
urch das Beyſpiel der Regierenden fort-
ſetzt werden müſſe. Wie es wohl ein
riſtlicher Fürſt bey Gott verantworten
olle, wenn er dem ärmſten Theile ſeiner
nterthanen, die ja doch auch für ihn ar-
iteten, nicht einmal durch eine gute
chulerziehung zu Hülfe käme, die ih-
n allein zu menſchlicher und chriſtlicher

Freyheit verhelfen, und ihren nichts weniger als beneidenswerthen Zuſtand erträglich machen könne? Nichts ſey entſetzlicher, als der hochmüthige, recht eigentlich aus der Hölle ſtammende Wahn, der die unterſte Claſſe der menſchlichen Geſellſchaft allein verurtheilt, den Fluch der erſten Eltern zu tragen, und ihn deshalb zur traurigſten Unwiſſenheit verdammt, damit ſie nur ihre Bürde ohne Murren ertrügen. Er frage dieſe tyranniſchen Ausleger des göttlichen Willens, ob denn nicht auch der gemeinſte Taglöhner und Kothſaſſe das Ebenbild Gottes ſo gut an ſich trage als der Fürſt und der Edelmann? und ob er nicht alſo ein vollgültiges Recht auf die den Menſchen von Gott ohne Unterſchied offenbarten Güter habe? Wo die SchulErziehung vernachläßigt iſt, ſetzte mein Vater hinzu, da pflegt es auch mit dem Gottesdienſte ſchlecht zu ſtehen;

wenigſtens kann er nicht den Segen brin-
gen, den er in wohl vorbereiteten Gemü-
thern hat. So kann es denn geſchehen,
daß durch gewiſſenloſe Verabſäumung des
Wichtigſten ein ganzes Volk allmählig
dem Guten entfremdet, und an den indi-
ſchen Genuß, das heißt, auf den Weg
aller Verbrechen und Laſter gewieſen wird.
Im beſten Falle gibt ein dem Genuſſe ge-
widmetes Leben keine Befriedigung, und
im Tode gewiß nichts weniger als Freu-
digkeit und Ruhe.

Mein Vater ließ es bey dieſen Be-
trachtungen nicht bewenden. Wo ſich nur
Gelegenheit fand, ſprach er zum Beſten
der Schulen, und veranlaßte unter ſeinen
Mitbürgern manche, durch Geſchenke und
Vermächtniſſe dürftige Anſtalten zu unter-
ſtützen, und durch eignen guten Willen
das zu ergänzen, was die Regierung man-
gelhaft ließ. Mit großem Nachdruck und

oft mit Erfolg beſtritt er den Hochmuth der Vornehmen und Reichen, die ihre Kinder der öffentlichen Erziehung entzögen, und ſie dadurch des gröſsten Vortheils beraubten, den die Jugend bringen könne, nemlich der Gelegenheit, den Menſchen an ſich kennen und ſchätzen zu lernen. In der Schule gelte natürlich jeder nach dem, was Gott ihm an innern Gaben verliehen habe, und was er ſelbſt aus ſich mache; und da könne es freylich oft geſchehen, daſs der Bauerknabe den Junker, und der Sohn des Taglöhners den des Miniſters weit überträfe. Dieſs zu erfahren ſey nützlich, und fördere die Selbſterkenntniſs beſſer als ein Beichtſpiegel. Wem dieſes zu hart dünke, und wer in der Gleichheit der Schule die Anſprüche des Verdienſtes nicht dulden wolle, der müſſe auch auf den Himmel Verzicht leiſten, wo ſicher mancher Fürſt

den Bauer um ſeinen Platz werde beneiden müſſen.

* * *

Mein Vater ſchloß während ſeiner Schuljahre eine Verbindung, von der er zwar nur ſelten, aber nie ohne die tiefſte Rührung ſprach, und die ich hier nicht übergehen kann, da ſie, durch eine ungewöhnliche Verkettung der Umſtände, tief in ſein inneres Leben eingegriffen hat. Unter ſeinen Schulgenoſſen fand er Einen, der, ſobald er gewagt hatte, ſeine Blicke frey umher zu ſenden, ihn unter Allen am meiſten angezogen hatte. Ausgezeichnet als der Erſte ſeiner Claſſe, ſchien er auch durch ſeine Geſtalt dieſes Platzes werth. Ein hoher und edler Wuchs, ein reines Ebenmaaß der Züge, und ein angenehmer Ton der Stimme ließ ein harmoniſches Gemüth erwarten; aber in ſei-

nen dunkeln Augen, über denen ſich die ſchönſten Braunen wölbten, brannte ein ſtilles Feuer, und verrieth einen ſinnigen Geiſt und tiefes Gefühl. Dieſe äuſſern Anzeigen täuſchten nicht. Still und ernſt ergriff er immer mit ganzer Seele das, was er wollte, und raſtete nicht, bis er es ſich unterworfen hatte. Ausgezeichnet an Kenntniſſen, war er doch beſcheiden und ſanft, die Freude ſeiner Mutter, die im Wittbenſtande nur ihm lebte, und der Stolz des Rectors, der ihn wie ein Vater liebte. Dieſes alles zuſammen genommen erfüllte meinen Vater mit einer Art von Ehrfurcht gegen dieſen Mitſchüler, und er betrachtete ihn von den erſten Tagen an als das Muſter, nach welchem er ſich zu bilden hätte. Ihm ſich zu nähern oder ſeine Freundſchaft zu ſuchen, erlaubte ihm ſeine Schüchternheit nicht. So verging faſt ein Jahr, während dem es nur bey

einigen Verſuchen der Annäherung blieb, als mein Vater, bey der Verſetzung, der Nachbar deſſen wurde, den er bis jetzt nur von fern bewundert hatte. Die Freude über dieſes Ereigniß raubte ihm in den erſten Nächten den Schlaf. Immer ſah er den herrlichen Emmanuel vor und neben ſich, und immer ſann er, wie er nur ſeine Freundſchaft verdienen möchte. Nie hatte er noch ſein Inneres ſo ſtreng unterſucht; nie hatte er ſich ſo feſt und ernſtlich vorgenommen, raſtlos gegen ſeine Mängel zu kämpfen; denn nur ſo, meinte er, könne er ſich vielleicht der Freundſchaft ſeines Nachbars würdig machen. Sein Wunſch ging bald in Erfüllung. Der äuſſere Verkehr, welchen die Nähe herbeyführte, bildete in kurzer Friſt einen innern, der, ehe ſie es ſelbſt wußten, zur innigen Liebe wurde. Jeder mochte wohl in dem Andern finden, was er bedurfte

und ſuchte, obgleich mein Vater behaup-
tete, der Gewinn ſey ganz auf ſeiner Sei-
te geweſen. Durch den Verkehr mit ſei-
nem Emmanuel habe das Leben zuerſt für
ihn eine heitere Geſtalt gewonnen; das
düſtere Gewölk, das ſeine Seele umla-
gert gehalten, habe ſich gelößt, und das
immer gleiche Gemüth ſeines Freundes
habe auch in ihm eine Stille und Ruhe
erzeugt, in welcher ſich ſeine Anſichten von
Gott und der Welt verklärt, und die Be-
klommenheit gemindert hätte, die ihm
durch die häusliche Erziehung, gegen ſei-
ne Natur, aufgedrängt worden. „Jetzt
erſt", pflegte dann mein Vater zu ſagen,
„war der Tag für mich angebrochen, und
ich ſah das heitere Angeſicht der Erde wie
einen Spiegel der göttlichen Herrlichkeit,
ſtatt daß ſie ſich mir bisher nur wie ein
wüſtes Chaos in Nacht und Nebel gehüllt
dargeſtellt hatte. Auch dem ernſten,

ängſtlichen Vater that die Erſcheinung des heitern Jünglings wohl; er ſah es gern, wenn ich ihn mit brachte, und es gab Zeiten, wo er durch ihn mit der Welt ordentlich ausgeſöhnt ſchien. Die Mutter aber hatte ihm recht ihr Herz geſchenkt. Sie nannte ihn unſern Engel; denn ſo, meinte ſie, müſten die himmliſchen Boten geſtaltet ſeyn, wenn ſie in menſchlicher Geſtalt auf die Erde herabſtiegen."

So verfloß meinem Vater ein glückliches Jahr, und der Tag nahte, wo er die Schule mit der Univerſität vertauſchen ſollte. Beyde Freunde hatten nur Ein Ziel, Ein Studium, Einen Vorſatz. In Einer Stube wollten ſie leben und arbeiten; Alles wollten ſie gemeinſchaftlich thun, gemeinſchaftlich lernen, gemeinſchaftlich üben. Ihre ganze Seele war voll Glut und Begeiſterung. So ward ihnen der Abſchied vom Hauſe

leicht. Der Segen ihrer Eltern und des hochverehrten Rectors folgte ihnen. Mit Thränen in den Augen entließ sie der wackre Mann, und mit frommen Ermahnungen; und als sie sich abwendeten, um das Zimmer zu verlassen, sagte er für sich mit bewegter Stimme ihnen nach: „David und Jonathan, Orest und Pylades.“

Ein heiterer Maitag begünstigte den Anfang ihrer Reise. Mit dem Bündel auf dem Rücken, das ihr weniges Eigenthum enthielt, den Wanderstab in der Hand und einer Bibel in der Tasche, schritten sie munter vorwärts. Der Weg flog unter ihren Füßen zurück. Sie fühlten keine Ermüdung. Ihr Ziel war Halle, wohin sie der Ruf des frommen Franken zog. Es war ihre erste Reise. Noch nie hatten sie die Welt so weit und groß gesehen, nie eine solche Freiheit genossen.

Der Himmel ſchien ihnen blauer, die Sonne glänzender, Feld und Bäume ſchöner und friſcher, als in den Umgebungen der Heimath. Alles gefiel ihnen, Alles entzückte ſie, und immer rief und lockte ſie der nächſte Gegenſtand noch freundlicher an. Nirgend kehrten ſie, ſo lang es Tag war, ein; unter freyem Himmel deckten ſie ihren Tiſch, in dem Schatten der Bäume, an dem Rande einer Quelle, bey dem Concerte der Vögel um ſie her und dem Zirpen der Grillen.

So kamen ſie nach drey Tagen zum Ziel ihrer Reiſe, kehrten im Wirthshauſe ein, und fanden am andern Morgen ſchon eine Wohnung nach ihrem Wunſch. Gegen Mittag waren ſie vollkommen eingerichtet, und Alles in dem kleinen Stübchen an ſeinen Platz geſtellt. Mein Vater war königlich vergnügt. Eine Wohnung, die er ſein eigen nennen konnte,

mit der Ausſicht in's Grüne; Sonne und Heiterkeit vor ſich, und den Freund ſeiner Seele an dem benachbarten Tiſche, nur durch die Breite eines Stuhls getrennt, das war mehr, als er je mit ſeinen kühnſten Wünſchen erſchwungen hatte. Damals ſchrieb er an ſeine Eltern: „Ich habe Gott nur Dank- und Jubel-Gebete zu bringen für alles Gute, das er mir hier bereitet hat, und das ich mit jedem Tage beſſer erkenne, jemehr ich es zu benutzen bemüht bin. Könntet Ihr, theuere Eltern, nur hier ſeyn und ſehen, wie unvergleichlich ich eingerichtet bin. Es iſt ein wahres Paradies. Ehe die Sonne aufgeht, weckt mich der Geſang der Vögel von den Zweigen, die vor meinem Fenſter blühen, und kaum hab' ich das Bett verlaſſen, ſo ſpielen ſchon die Strahlen der Sonne an der entgegengeſetzten Wand, ſo daß wir das Fenſter mit

dem Tuche verhängen müſſen, worein die liebe Mukter meine Wäſche geſchlagen hatte. Auch wünſchte ich Euch, daß Ihr Herrn Franckens Waiſenhaus und alle ſeine von Gott ſo wunderbar geſegneten Anſtalten ſehen könntet. Ihr könnt es Euch gar nicht ſo groß und herrlich denken, als es wirklich iſt, und wie viele hülfloſe Kinder und andre Menſchen hier nicht nur des Leibes Nahrung und Nothdurft, ſondern auch Unterricht und Anweiſung zu allen nützlichen Dingen erhalten. Als ich das Alles zum Erſtenmal ſah, was Herr Francke als ein armer Pfarrer, ohne irdiſche Mittel, nur durch Glauben und Vertrauen zu Stande gebracht, und hörte, wie Gott dieſes groſſe und fromme Werk durch gute Menſchen geſegnet hat und noch ſegnet, hätte ich auf meine Knie fallen mögen, und ich konnte lang nicht ſprechen vor Thränen

und freudiger Wehmuth. Wir haben auch Herrn Francke beſucht, Emmanuel und ich, und ob er gleich ein ſo großer Mann iſt, hat er uns doch ſehr gütig und freundlich aufgenommen. Er fragte auch nach unſerm Oberpfarrer, der doch gegen ihn geſchrieben hat, und er ſchien gar nicht auf ihn erzürnt zu ſeyn. Seine Predigten ſind uns eine groſſe Erquickung."

Anderthalb Jahre mochte dieſes Glück gedauert haben, als Emmanuel vom Hauſe die Nachricht erhielt, ſeine Mutter ſey krank und fühle die Annäherung ihrer letzten Stunde. Sie hatte keinen Wunſch mehr in der Welt, als noch Einmal ihren Emmanuel zu ſehen, und lieſs ihn deshalb bitten, nach Empfang dieſes Briefes unverzüglich zu ihr zu eilen. Die mütterliche Bitte wurde auf der Stelle erfüllt. Mit ſchwerem Herzen trennten ſich die beyden Freunde, und mit tiefer Betrüb-

niß, die ſie auf die traurige Veranlaſſung der Reiſe ſchrieben. Wie untröſtlich würden ſie erſt geweſen ſeyn, hätten ſie ahnden können, daß dieſe erſte Trennung auch ihre letzte ſeyn ſollte.

Die Hinreiſe zwar ging ohne Anſtoß von Statten. Emmanuel fand ſeine Mutter noch am Leben; ſie ſchien ihren Heimgang nur aufgeſchoben zu haben, um ihrem Sohne noch Einmal für ſeine kindliche Liebe zu danken und ihn zu ſegnen; denn kaum hatte ſie die letzten Worte geſprochen, als ſie verſchied. Emmanuel ſchrieb Alles an ſeinen Freund, und meldete ihm den Tag ſeines wahrſcheinlichen Eintreffens. Und ſobald er ſeiner Mutter die letzte Pflicht erwieſen hatte, machte er ſich wieder auf den Weg und eilte nach Halle zurück.

Der beſtimmte Tag kam und verging; auch der nächſte verging, und Emmanuel

traf nicht ein. Täglich ging mein Vater auf die Landstraße hinaus und harrte des Freundes; aber täglich kehrte er einsam und traurig zurück. Er schrieb nach Hause um Nachricht. Aber wie groß war seine Bestürzung, als die Antwort kam, Emmanuel sey am bestimmten Tage bey guter Gesundheit abgereist; sein Außenbleiben sey unbegreiflich.

Mein Vater sah in dieser beängstigenden Nachricht die traurige Bestätigung einer Besorgniß, die sich seiner schon seit einigen Tagen bemächtigt hatte, daß preußische Werber, welche damals in mannichfaltiger Verkleidung großen und schönen Leuten auflauerten, seinen Freund mit List und Gewalt entführt haben möchten. So war es auch. Nach wenigen angstvollen Tagen erhielt mein Vater eine Bothschaft, die sein Freund verstohlner Weise einem Bauern aufgetragen hatte. Diese

Gewisheit, so schmerzlich sie an sich war, hatte doch etwas Beruhigendes; es konnte doch eine Hofnung daran geknüpft werden. Die Heftigkeit des Wunsches gab auch der Hofnung Kraft. Daß diese unerfüllt bliebe, schien meinem Vater unmöglich.

Die Werber hatten, der Aussage des Boten nach, den Weg nach Magdeburg eingeschlagen. Mein Vater besann sich nicht lange, und nur Rath von seinem Herzen nehmend, eilte er mit aller seiner Baarschaft und seiner Matrikel in der Tasche nach Magdeburg. Sein erster Gang war zu dem Commandanten der Festung. Er hatte sich eine Anrede ausgedacht; aber der rauhe Ton, mit der ihn der Mann beym Eintritte nach seinem Begehren fragte, zerstörte seinen Plan. Er trug ihm also mit Bescheidenheit in mög-

lichſter Kürze die Urſache ſeines Beſuches vor, und bat ihn zur Rettung ſeines Freundes mitzuwirken. So unſchuldig war er, daß er glaubte, es bedürfe nur der einfachen Mittheilung einer ſo ſchändlichen Gewaltthat, um das Herz jedes rechtlichen Mannes, und eines bejahrten Feldherrn auf ſeine Seite zu bringen. So war es leider nicht. Ohne Theilnahme und ungerührt antwortete der Edelmann mit dem vorigen rauhen Tone, es liefen täglich Taugenichtſe den Werbern in die Hände, die, wenn ſie ausgeſchlafen hätten, wieder frey gemacht ſeyn wollten. Mein Vater bemühte ſich, ihm das Unſtatthafte der Annahme in dieſem Falle zu zeigen, und ward dringend; der Commandant aber brach die ganze Unterhandlung mit den Worten ab: „er habe keine Zeit ſein Lamentiren anzuhören; es wären auch überhaupt keine Recruten ange-

kommen. Jener würde wohl nach Potsdam zur Garde gebracht worden seyn."

Unbeschreiblich niedergeschlagen, aber doch noch nicht aller Hofnung beraubt, trat mein Vater noch an dem nemlichen Tage die Reise nach Potsdam an. Drey Tage lag setzte er hier seine Nachforschungen bey allen Regimentern fort, erhielt aber nichts als schnöde, oft höhnende Antworten, ohne auch nur über das Schicksal seines Freundes etwas Bestimmtes erfahren zu können. Die Lebhaftigkeit, mit der er seine Nachforschungen betrieb, erregte endlich Aufmerksamkeit; am dritten Abend erhielt er Befehl unverzüglich die Stadt zu verlassen, und dieser Befehl war mit Drohungen verbunden, gegen die keine Vorstellung Statt fand. So ging denn mein armer Vater, noch tiefer gebeugt und noch ärmer an Hofnung, zu Potsdam hinaus, um, was ihm bey den

Generalen nicht gelungen war, in Berlin bey dem Könige ſelbſt zu verſuchen.

Einem Jünglinge, der die Welt nur aus dem Plutarch kannte, und ſich einbildete, daß die Geſetze der Gerechtigkeit in jeder Bruſt mit ſo heller und deutlicher Schrift geſchrieben ſeyn müßten, wie in der ſeinigen, war es wohl zu verzeihen, wenn er ſich mit dem Wahne zu tröſten ſuchte, daß er durch ein ganz eigenes Misgeſchick nur an die wenigen herzloſen Menſchen des preußiſchen Heeres gekommen ſeyn möchte. Auf dem Throne aber und in der Nähe des Thrones müſſe Gerechtigkeit und Milde wohnen, und er habe ſich ſelbſt anzuklagen, daß er ſo blindlings und unüberlegt immer nur auf das nächſte Ziel losgegangen ſey, ſtatt ſich ſogleich an den zu wenden, der, als Stellvertreter Gottes und ſein Ebenbild, jeder Ungerechtigkeit im Lande, ſo bald ſie ihm

zu Ohren käme, steuern müsse. Dieser Gedanke richtete ihn auf. Er bedachte, was er zu thun habe; entwarf in Gedanken seine Bittschrift, und nachdem es ihm damit, wie er meinte, nach Wunsch gelungen war, zweifelte er gar nicht, vielleicht schon am nächsten Tage mit einem Cabinetsbefehl in der Hand der Garnison zuzueilen, die ihm seinen Emmanuel vorenthielt, und dann an seiner Seite nach Halle zurückkehrend, das vorige innige Leben, und nach dieser schmerzlichen Unterbrechung noch inniger fortzusetzen. Diese heitern Hofnungen beflügelten seine Schritte, und bald still in sich hinein betend, bald laut mit sich sprechend, kam er vor Sonnenuntergang in der Hauptstadt an.

Ermüdet wie er war, kehrte er sogleich in dem ersten unscheinbaren Wirthshause ein, das dem Thore zunächst lag.

Der Wirth hieß ihn freundlich willkommen, und als er hörte, daß er aus Halle komme, und auch die Frage, ob er den Doctor Francke kenne, bejahte, reichte er ihm die Hand, ſetzte ſich neben ihn, und wurde nicht müde, nach dem Manne zu fragen, von dem er ſchon ſo viel gehört, und auch einiges mit großer Erbauung geleſen habe. Da mein Vater dieſe Verehrung theilte, und jede Frage freudig und theilnehmend beantwortete, ſo knüpfte ſich bald zwiſchen ihm und dem biedern Wirth ein Band des Vertrauens, ſo daß ihm mein Vater ſehr bald die Veranlaſſung ſeiner Reiſe erzählte, und ſeinen Rath begehrte, wie er am Beſten mit ſeiner Bittſchrift an den König kommen könne. Während der Erzählung, die mein Vater mit immer ſteigender Innigkeit machte, legte der Wirth die Hände übereinander, ſahe mit unverwandten Blicken auf den Boden

und ſeine ausgeſtreckten Füſſe, und ſchien, da er keinen Ton von ſich gab, und keine Mine veränderte, ohne Theilnahme zuzuhören. Als aber mein Vater mit den Worten geendigt hatte: „der König wird ihn nun frey geben, und in vier oder fünf Tagen ſitz ich wieder mit meinem Emmanuel in Halle und zu den Füſſen Doctor Franckens,“ — ſprang der Wirth auf, faßte meinen Vater mit den Händen an beyden Schultern und ſagte mit großer Haſt: „Mein Sohn, geh, geh, ſo ſchnell du kannſt, damit du nicht verführt wirſt, an Gott und Gottes Gerechtigkeit zu zweifeln.“

Mein Vater über die Haſtigkeit dieſer Rede beſtürzt, fragte ihn, wie er das meine. „Wie ich das meine?“ ſagte der Alte. „Ich meine, daß man hier für einen großen und ſchöngewachſenen Kriegsknecht Seel und Seligkeit hinopfert; daß

man einen Menſchen ums Leben bringt, der, aus jämmerlicher Noth vielleicht, ein ſchnödes Goldſtück geſtohlen hat; daß man aber aus frevelhafter Eitelkeit Menſchen ungeſtraft ſtiehlt, ja dieſen Diebſtahl belohnt; daß die Luft hier den Negerſclaven frey, den geſtohlnen Freyen aber zum elendeſten Sclaven macht; daß das Portepee, das der Bürger ſeines Schutzes wegen theuer bezahlt, ein Freybrief für die gräßlichſten Gewaltthätigkeiten gegen den Bürger iſt; daß die höchſte Gewalt ſich um dieſe Unthaten nicht bekümmert oder ihnen Beyfall gibt — ſieh, mein Sohn, das mein ich; und darum ſag ich noch Einmal, geh, ſo ſchnell du kannſt, damit du nicht verſucht wirſt, an Gottes Gerechtigkeit zu verzweifeln.“

Dieſe heftige Rede ſchlug meinen Vater faſt zu Boden. Mit geſunkenem Muthe frug er den Wirth, dem während der

Rede das Blut in das Geſicht geſtiegen war, ob er denn nicht glaube, daß der König ſein Geſuch erhören und ihm ſeinen Freund wieder geben werde? „Ich verlange ja," ſetzte er hinzu, „keine Beſtrafung der Unthat; ich will nur, daß die Folgen eines Verbrechens aufgehoben, und das Verbrechen dadurch gewiſſermaaſen ungeſchehen gemacht werde." — Das Verbrechen! erwiederte der Wirth mit Bitterkeit; das, was Sie in Ihrer Unſchuld „ein Verbrechen" nennen, und was freylich Bibel und Katechismus auch ſo nennt, iſt eine verdienſtliche That in den Augen der Herrn, bey denen Sie ſich in Magdeburg und Potsdam mit Ihren Bitten lächerlich gemacht haben; und wie ſich Räuber in Wäldern und Hölen gegenſeitig ihrer Unthaten rühmen, ſo ſezzen jene auch ihren Stolz in die frevelhafte Geſchicklichkeit der Werkzeuge ihres

Raubes, und in den Besitz einer recht in die Augen fallenden recht ausgezeichneten Beute. Es ist umsonst, sage ich Ihnen; und wie man Sie schon von Potsdam weggewiesen hat, so sind Sie auch hier in Gefahr, allen Mishandlungen der Laune ausgesetzt zu seyn."

So sehr nun dieß Alles die Hofnungen meines Vaters niederwarf, so war es doch nicht möglich, ihm sogleich eine Ueberzeugung zu entreißen, auf die er all sein Glück gesetzt hatte. „Ich versuch es doch," sagte er nach einigem Nachdenken; „ich versuch es doch im Vertrauen auf Gott;" und damit setzte er sich an einen Seitentisch und schrieb seine Bittschrift auf, wie er sie sich auf dem Wege entworfen hatte, nur noch bescheidener in den Worten, in den Gedanken aber noch stärker und kräftiger. Als er fertig war, reichte er sie dem Wirthe zum

Leſen hin. Der Wirth las ſie, las ſie noch Einmal, und indem Thränen über ſeinen grauen Bart floſſen, ſagte er, ſie zurückgebend: „Nun in Gottes Namen! Sind doch wohl ſchon Felſen erweicht worden, warum nicht ein menſchliches Herz?“

Die Nacht ſchien meinem Vater ungewöhnlich lang; zwiſchen Furcht und Hofnung, Vertrauen und Zweifel ſchwankend, fand er keinen Schlaf. Sobald der Morgen anbrach, ſtand er auf, und war auf dem Paradeplatze lange vor der gehörigen Zeit. Mit klopfendem Herzen muſterte er jedes heranmarſchirende Regiment, und ſeine Blicke durchliefen die aufgeſtellten Reihen hin und her; mehr als Einmal glaubte er in der Ferne den Freund zu erkennen; aber Emmanuel exercirte noch mit andern Recruten in der Caſerne. Jetzt erſchien der König von Generalen

und Adjutanten umgeben; die Trommeln wurden gerührt; die Handgriffe nahmen ihren Anfang; der König schien ganz Aug, um nichts von dem zu verlieren, was er täglich sah. Mein Vater, mit seinem Schreiben in der Hand, suchte sich zu nähern, so weit es möglich war; seine Unruhe stieg mit jedem Augenblick; er war in unbeschreiblicher Angst den Augenblick zu verlieren, an welchem seine Hofnungen hingen; und da er sich immer mehr zu dem Kreise der Officiere drängte, die den König umgaben, fuhr ihn einer derselben, ein hagerer und steifer Mann, mit den Worten an: „Zurück da. Was will Er hier?“ — Mein Vater antwortete, er habe die Absicht Sr. Majestät eine Bittschrift zu überreichen; und ließ sein Schreiben sehen. Geb Er her, sagte der Officier, riß es ihm aus der Hand und gab es dem Könige. Der König nahm

es an, ohne auf den Ueberbringer zu achten, überlief die Schrift mit den Augen und ſteckte ſie bey.

Mein Vater ſtand, wartete; die Parade ging zu Ende; der König kehrte in's Schloß zurück; die Regimenter zogen ab, und der Platz blieb leer. Es war vergebens, daß er in das Schloß zu kommen verſuchte; die Wachen ſtießen ihn zurück; es war eben ſo vergebens, daß er ſich an einige vorübergehende Officiere fragend wendete; ſie gingen ihres Wegs, ohne ihn anzuhören. So blieb er lange rathlos am Thore ſtehen. Bis zum Abend blieb er und harrte, ob nicht der König wieder herauskäme. Der König kam nicht; aber ein Officier der Wache trat auf ihn zu und fragte, „was er hier ſo lange zu gaffen habe?" Er ſagte ſein Anliegen und daß er Beſcheid auf ſeine Bitte erwarte. Lachend verließ ihn der

Officier, und kam nach kurzer Frist mit der Antwort zurück: „er solle sich unverzüglich wieder auf die Universität begeben, da er in der Residenz nichts weiter zu thun hätte. Die Sache sollte untersucht werden, und wenn dem Recruten, um dessen Losgebung er bitte, ein Unrecht widerfahren wäre, solle er frey gegeben werden.“ Der Officier setzte lachend hinzu: „der Herr hat darum nicht nöthig, einen Platz in seinem Reisewagen aufzusparen.“

So auf ein ungewisses Mögliche hinausgewiesen, kehrte mein Vater betrübt nach seinem Wirthshause um, und stieß unterwegs auf den Wirth, der durch sein Ausseinbleiben geängstigt, sich auf den Weg gemacht hatte ihn aufzusuchen. Die Niedergeschlagenheit des wackern Mannes war fast nicht geringer als die seinige; Trost ihm zu geben vermochte er nicht.

So kam mein Vater nach Halle zurück, ohne Troſt, ohne Hofnung, und ohne Freude. Der Freund kehrte nicht mehr. Aber Briefe ſchrieb er einige voll Trauer über den armſeligen knechtiſchen Zuſtand, in welchem er lebte, und voll verbiſſenen Ingrimms. Nachdem er es ein Jahr ausgehalten, verſucht' er zu fliehen, ward aufgegriffen und beſtraft. Erbittert, nicht abgeſchreckt, verſuchte er es zum zweytenmal mit gleich ſchlechtem Erfolg; und als er es zum drittenmal wagte, und ſchon die Grenze erblickte, die ihm Sicherheit verhieß, erreichte ihn eine Kugel der Verfolgenden; er wurde zurück gebracht, und der edle Jüngling büßte mit dem Tode eine Schuld, die nicht er, ſondern ſeine verruchten Räuber und ihre Beſchützer ſgewirkt hatten.

Dieſe traurige Begebenheit war ein Wendepunkt in der Geſchichte meines Va

ters. Auf lange Zeit war alle Freude für ihn vernichtet, und was schlimmer war, der Glaube an die Menschheit war ihm genommen, und an die Gerechtigkeit. Wie schmerzlich auch der Verlust eines geliebten Freundes seyn mag, den Gott von uns nimmt, so bleibt uns doch in dem Schmerze selbst ein Trost, und die Trauer hat ihre stillen und geheimen Freuden. Aber das Böse, was aus der Gewaltthätigkeit der Menschen, aus dem Misbrauche ihrer Macht und ihres Glücks entspringt, entbehrt solcher Linderung, und läßt nur Bitterkeit und Haß zurück. So bald mein Vater überzeugt war, daß er auf die Wiedervereinigung mit seinem Emmanuel Verzicht leisten müsse, verließ er die Wohnung, in welcher er so unaussprechlich glücklich mit ihm gewesen war, und bezog in der Nähe der Stadtmauer ein kleines Stübchen, das ohngefähr der

Casernenwohnung gleich seyn mochte, in welchem sein Freund die Tage seiner Jugend vertrauerte. Lange Zeit verging, ehe die Kraft seines Geistes und die freundliche Zusprache seines ehrwürdigen Lehrers die Oberhand über den Schmerz gewann. Auch in den Studien fand er endlich Zerstreuung, und, als er seinen Emmanuel den Mishandlungen der Menschen entrissen und bey Gott wußte, Beruhigung. Was ihm aber aus diesem Kampfe blieb, war der unaustilgbare Haß gegen alle Art von Gewaltthätigkeit und Uebermuth, und es verging kein Tag, wo er nicht Gott auf das Heiligste gelobte, so lange er lebte, und in welchem Verhältnisse er auch leben möchte, alle Kräfte aufzubieten, der Unterdrückung entgegen zu treten, und die hülflose Menschheit gegen ihre Dränger mit Wort und That, und ohne Rücksicht auf eigne

Gefahr und eignen Schaden, zu schützen. Er hat diesen Vorsatz redlich erfüllt. So niedrig sein Stand auf der Leiter des Ranges war, so hatte er sich doch durch die strengste Ordnung in seinen Geschäften, durch die unbefleckteste Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit, und durch seinen stillen gleichförmigen Eifer im Guten eine solche Grundlage des Ansehens und Vertrauens gebildet, daß sein einfaches Wort wie das feyerlichste Zeugniß galt, und oft schon seine Gegenwart allein der Schikane und dem ungerechten Eigennutze den Muth entriß. Wie er der Vater der Armen war, so war er auch überhaupt die Zuflucht der Bedrängten, und ich könnte eine Menge von Beyspielen erzählen, wo sein Rath, sein Ansehen und seine Vermittelung in entzweyten Familien den Frieden hergestellt, streitende Parteyen versöhnt, langwierige Processe ge-

schlichtet hat. Daher waren ihm auch die Advocaten am wenigsten günstig, und es war fast ein Sprichwort, daß, wo mein Vater stehe, der Feind umsonst Unkraut unter den Waizen zu säen suche.

* * *

Wie es in dem Leben häufig geschieht, daß den Menschen das Ziel entrückt wird, nach welchem sie am eifrigsten streben, und das sie bey dem nächsten Schritte erreichen zu müssen glauben, und ihnen dagegen etwas ganz anderes, woran sie entweder gar nicht gedacht, oder was sie vermeiden wollten, zu ihrem und anderer Segen, aufgedrungen wird, so geschah es auch meinem Vater. Sein Leben nahm eine andre Richtung, als er gewollt hatte; aber da ihm sein gediegener Sinn und der brennende Eifer für das Gute geblieben war, so wußte er auch das kleine

Amt, für das ihn der Himmel bestimmt hatte, zu einer Quelle des reichsten Segens zu machen. Wie es denn wohl überhaupt nicht die Größe des Wirkungskreises ist, welcher das Maaß des Guten gibt, das darin hervorgebracht werden soll, sondern die Kraft und der Wille dessen, der in dem Mittelpunkte steht. Ein großer Sinn erhebt und veredelt auch das kleinste Geschäft.

Mein Vater hatte seine Studien vollendet, und kehrte mit den rühmlichsten Zeugnissen seiner Lehrer in die Heimath zurück, wo ihn mein Grosvater, der jetzt ganz stumpf geworden war, sehnsuchtsvoll erwartete, theils um sich mit ihm über geistliche Dinge zu besprechen, über die er immer ängstlicher und bedenklicher wurde, theils um ihn bey seinem Rechnungsgeschäft zu gebrauchen, das er nicht mehr in Ordnung zu halten vermochte,

und doch nicht aus den Händen geben wollte. Gern hätte mein Vater sich in der Welt umgesehen, wozu ihm auch Francke rieth; aber er erfüllte den Willen seines Vaters und die Bitten der Mutter. Das Geschäft kam nun bald wieder in Ordnung, da mein Vater es schon aus früherer Zeit hinlänglich kannte und zu behandeln verstand; und wie hierdurch das beklommene Herz des Greises erleichtert war, verminderten sich auch seine geistlichen Beängstigungen, und er gab den beruhigenden Worten meines Vaters gern Gehör.

Jetzt war nun der Wunsch seiner Eltern, ihn bald in einem geistlichen Amte wirksam zu sehen, um die Gabe der Lehre, die er unter den Seinigen bewieß, auch in der Gemeinde geltend zu machen. Diese Freude war ihnen nicht beschieden. Wenige Tage vor der Prüfung, bey welcher mein

Vater erſcheinen ſollte, ſtarb der hochbejahrte Greis an Entkräftung, und mein Vater wurde von dem Conſiſtorium, deſſen einflußreichere Mitglieder unverſöhnliche Feinde der Franckiſchen Schule waren, trotz des heftigſten Widerſpruches ihrer billiger geſinnten Collegen, wegen irriger Meinungen auf immer vom Predigeramte zurückgewieſen. Seine Mutter verfiel über dieſes Ereigniß in eine langwierige Krankheit, aus der ſie nur die treue Pflege ihres Sohnes rettete; und da dieſer das Amt ſeines Vaters erhielt, hatte ſie noch eine Reihe von Jahren hindurch die Freude, Zeugin ſeiner frommen, verſtändigen Wirkſamkeit zu ſeyn, und endlich, des Lebens müde, aber immer durch die treue Liebe des Sohnes erheitert, ſtill und froh an ſeinem Herzen einzuſchlafen.

* * *

Es wird hier wohl der schicklichste Ort seyn, das, was mein Vater über sein Geschäft, seine Verhältnisse und andre wichtige Punkte des Lebens überhaupt dachte, einzuschalten. „Ich weiß wohl," sagte er bisweilen, wenn er sein Rechnungsbuch zuklappte und seinen Schreibtisch verschloß, „daß das Geschäft, was die Hälfte meiner Tage nun schon seit so langer Zeit her in Anspruch nimmt, von Vielen für ein armseliges Geschäft gehalten wird. Zu denken gibt es dabey nicht viel, ob schon Alles bedacht seyn will; und gegen das Ganze gehalten, ist die Verwaltung der Armencasse etwas sehr geringes. Aber auch in der Natur ist das Gröſste an das Kleinste geknüpft; und wenn der unendlichen Weisheit nichts zu gering scheint, wie soll der Mensch irgend etwas, das sein Beruf von ihm fordert, gering schätzen, oder wohl

gar vernachläßigen? Wie in der Natur so greift auch in dem weltlichen Regiment Alles in einander, und die Ordnung des Ganzen, die Ruhe des Volkes und die Freyheit ruht auf der Ordnung, in welcher sich die einzelnen Theile aneinander reihen. Der ist wohl ein gewissensloser Mann, der zu sich selbst sagt: wenn ich auch dieses oder jenes Geschäft nicht besorge, so wird der Staat darum nicht gleich zu Grunde gehen. — Und es ist gleich viel, ob der Mann ein Kanzler oder ein Schreiber, ein Finanzminister oder ein Zolleinnehmer ist. Jedes Geschäft, das uns obliegt, ist uns durch Gottes Willen und Fügung auferlegt; es ist daher ruchlos, es läßig zu treiben, wenn man auch ganz von dem möglichen Schaden absieht, der daraus erwachsen kann. Endlich ist dabey noch Etwas, das auch in Betrachtung zu kommen ver-

dient. Unter allen Gütern ist dem Menschen die Freyheit mit allem Rechte das kostbarste; nur insofern er frey ist, ist er ein Mensch; alles, was in ihm unfrey ist, gehört der thierischen Natur. Darum ist ihm auch nur das recht erfreulich, was er mit Freyheit thut; es steht aber in des Menschen Macht, alles Müssen in ein Wollen umzuwandeln. Das findet in den engsten Schranken so gut, wie in den weitesten Statt. Der Sinn ist es, welcher frey macht, nicht die Art der Gegenstände, und ich habe Edelleute gekannt, die in hohen Aemtern schlimmere Knechte waren, als ihre Leibeignen. Wenn ich den halben Tag hindurch Bruch an Bruch gereiht und das Kleinste an das Kleinste gefügt habe, und nun Alles zusammentrifft, und Alles so in Ordnung ist, daß ein Nachfolger nur gleich da fortfahren kann, wo mir der Tod die Feder

aus der Hand genommen hat, so habe ich auch dabey ein Gefühl, das mir die ganze mühsame Arbeit reichlich belohnt. Auch das ist wohl für etwas zu achten, daß, wenn mein Geschäft nun ganz vollendet ist, ich köstliche Stunden gewonnen habe, die ich wieder nach meinem eignen Sinn und Willen und in der tiefsten Ruhe anwenden kann, da keine Schuld, kein Rückstand mehr auf mir lastet. Dann erkenne ich recht, daß gemessene Arbeit ein großes Gut und eine strenge, aber verständige Mutter der Musse ist. Leben voll lauter Musse wäre wohl die schwerste Bürde, die einem Menschen aufgelastet werden könnte, und auf jeden Fall die bedenklichste Aufgabe, die er zu lösen hätte.

* * *

Wenn ich so das Leben für sich betrachte, sagte mein Vater zu einer andern Zeit, so ist es etwas unendlich Nichtiges und eigentlich gar nicht der Rede werth. Essen und Trinken, um zu verdauen; Wachen, um zu schlafen; Schlafen, um wieder zu wachen; Arbeiten, um den Hunger zu stillen; und wieder den Hunger stillen, um arbeiten zu können; und wenn dieses ewige Einerley eine gewisse Anzahl von Tagen und Jahren auf- und abgewickelt worden, sterben, um den Boden zu düngen, der nun Futter für ähnliche Sterbliche erzeugt; und so in alle Ewigkeit fort — wo ist da Zweck und Absicht? Ist es auf weiter nichts abgesehen, warum ist die Erde nicht bloß mit Gewürm bevölkert? oder ist der an die Erde gefesselte Mensch besser als Gewürm, das ja eben auch so sein Daseyn zwischen Bedürfniß und Befriedigung hinschleppt,

immer das Eine aus dem Andern erzeugend ohn' Unterlaß? Mag er immerhin seine Genüsse vermehren und durch Mannichfaltigkeit würzen; es bleibt doch immer dasselbe, und mitten aus der Sättigung wächst unbesiegbar die Gier nach Mehreren und neuen Genüssen. Auch das ändert wenig in der Sache, daß du Andere an deinen Genüssen Theil nehmen läßt, und, indem du für sie arbeitest, ihr Leben fristest; damit sie eben auch sich einige Tage länger in jenem Kreise drehen, und einige Tage länger Wasser mit Sieben schöpfen. Wenn also das Leben einen Zweck haben soll, so muß es in dem gesucht werden, was uns vor andern Bewohnern der Erde auszeichnet. Das sinnliche Leben magst du ausbilden, so viel du willst, es bleibt doch nur ein thierisches. Das Thier gehört der Erde an; des Menschen Geist aber zeugt von Gott.

Wenn er auf dieſes Zeugniß hört, ſo wird ſich ſein Aug' dahin richten, wo ſeine Heimath iſt. Er wird Gott ſuchen, und in dieſem Suchen wird er den Zweck und das Ziel ſeines Daſeyns finden. Dann wird ihm erſt dieſes Daſeyn klar. Das Dunkel wird von ſeinen Augen genommen, und er erblickt die Freyheit als eine Botin Gottes an ſeiner Seite. Durch dieſe wird all ſein Thun und Dichten ein Band, das ihn mit Gott verknüpft, die unabweißlichen Bedürfniſſe treten in ihre Schranken zurück, und machen den geiſtigen Raum; der Menſch erſcheint nicht mehr als ein Glied eines raſtlos arbeitenden Mechanismus der Natur; die bürgerliche Geſellſchaft nicht mehr als die Bedingung eines genußvolleren oder genußärmeren Daſeyns; eine freye und uneigennützige Theilnahme an den Menſchen bewegt unſre Bruſt und tritt als Liebe

hervor. Alle Liebe zu den Menſchen, wenn ſie von der rechten Art iſt, iſt ein Wiederhall der unendlichen Liebe, welche in Gott iſt, und von ihm ausſtrömend, die Herzen, die ſich ihr öffnen, zu ihm empor ziehen. Daher iſt eine reine, freye und tiefe Liebe eben ſo eine Quelle der Gottesfurcht, wie ſie aus Gottesfurcht entſpringt; ja Alles, was Tugend zu heiſſen verdient, führt zu Gott, wie es von ihm ausgeht. Solche Liebe heiligt das Leben; ſie iſt die Prieſterin, vor deren Gegenwart Alles Ungeweihte und Unheilige flieht; die Erlöſerin der Menſchen von Böſen; die Ueberwinderin der Welt. Durch ſie wird ſchon die Kinderſtube zum Tempel, in welchem die mütterliche Liebe waltet, und mit gottesfürchtiger Sorgfalt Alles entfernt, was das Kind geiſtig oder leiblich beſchädigen kann. Dieſe Liebe iſt die Lebensluft, in welcher das

Kind zum Menſchen heranwächſt, und die ſinnlichen Banden zerreißt, die es von ſeiner Geburt an umſtrickt halten. Dieß iſt der Saame, aus welchem der Glaube an menſchliche Güte erblüht, welche ſelbſt der Abglanz und die Bekräftigung der himmliſchen iſt. Das eigentliche Leben des Menſchen iſt alſo in Gott, auf dieſes iſt ſein ganzes Daſeyn bezogen; ohne dieſe Beziehung iſt es mehr eine Verdammniß und Strafe als ein Gut. Dieſe Verdammniß hat Chriſtus von uns genommen. Denn was iſt das Chriſtenthum anders, als die Lehre der Erlöſung von dem irdiſchen Geſetz und der Freyheit in Gott?

* * *

Zu den wenigen Freunden meines Vaters, die in dieſe Beſtimmungen einſtimmten, gehörte ein Hauptmann der

Artillerie, welcher aus einem nichtigen Vorwande abgedankt und auf halben Sold gesetzt worden war, weil er sich nicht hatte entschließen wollen, die Nichte der Maitresse eines fürstlichen Kammerdieners zu heirathen, der über seinen Herrn Alles vermochte. Dieses Unglück und die höchst beschränkte Lage, in welcher er sich befand, hatte ihn doch nicht niederbeugen oder um seinen heitern Sinn bringen können. Wenige Menschen kamen ihm an Zufriedenheit gleich. Da er in vielen Dingen gut unterrichtet war, auch fremde Länder gesehen hatte, und über das, was er wußte, gut zu sprechen verstand, so war er meinem Vater jederzeit ein willkommner Gesellschafter; und auch er gefiel sich bey uns, weil da Alles, wie er sagte, so nah beysammen und so einträchtig wäre, und Alles an seinem Platze, wie die Stimmen in einem guten Conzert. Selbst unver-

heirathet, ſprach er von dem Glücke des Eheſtandes mit großer Wärme, und verſicherte oft, es gebe nichts in der Welt, was ihn mehr und inniger erfreue, als eine glückliche Ehe mit ihrem Zubehör.

Als ihn nun meine Mutter eines Tages fragte, was ihn denn abgehalten habe, die Zahl der glücklichen Männer zu vermehren, antwortete er: Wahrſcheinlich weil es nicht der Wille des Himmels geweſen iſt. Und weil mir die Sache immer ſo herrlich und ſelten ſchien, hab' ich mich eben ſo ſehr geſehnt als geſcheut in den Glückstopf zu greifen.

Und da ſich Verlangen und Furcht aufwogen, ſetzte mein Vater hinzu, ſtreckten Sie die Hand lieber gar nicht aus. Kam Ihnen Ihr Herz nie mit einem Rathe zu Hülfe?

Ganz ſo, wie das bekannte Thier der Schule, erwiederte der Hauptmann, war

ich, doch nicht. Ich hatte allerdings schon einmal die Hand ausgestreckt und wollte zugreifen; aber der Tod war behender als ich. Es war auch so gut. Denn meine vermeinte Liebe war doch wohl nur Mitleiden.

Lassen Sie uns doch das hören, sagte mein Vater. Das Mitleiden ist wohl oft schon der Vater der Liebe gewesen, und nicht sein schlechtester.

Treu und ehrbar wenigstens war die Meinige, versetzte der Hauptmann. Es ist eigentlich eine Kindergeschichte aus der Cadettenschule und eine Jammergeschichte oben drein, in der auch gegen den Ehestand reicher Stoff enthalten ist. Wir jungen Leute standen unter der strengen Aufsicht eines Majors, dessen Frau die Oeconomie des Hauses besorgte. Diese Frau war ehedem schön gewesen; ihr Mann liebte sie; aber sein Geiz überbot

die Liebe; und da er ſie oft Mangel lei-
den ließ, fanden die Anträge einiger vor-
nehmen Freunde Gehör bey ihr. Nun
wollte das Unglück, daß der Krieg aus-
brach. Er, damals noch Unterofficier,
mußte der Fahne folgen; ſeine Frau blieb
zurück, und gebar zwey Jahre nach der
Entfernung ihres Mannes, eine Tochter,
welche eben der Gegenſtand meiner erſten
Liebe werden ſollte. Nur allzufrüh er-
fuhr der Betrogene ſein Unglück. Er
drohte mit Scheidung, und würde ſeine
Drohung erfüllt haben, hätten ſich nicht
die einflußreichen Freunde ſeiner Frau mit
der nachdrücklichſten Verwendung in's
Mittel geſchlagen, und theils durch Geld,
theils durch Verſprechungen ſeinen Zorn
beſänftigt. Jetzt ſtieg er von einem Eh-
renpoſten zu dem andern, und wurde,
nach geendigtem Kriege, von ſeinem Re-
gimente mit erhöhtem Range in das Ca-

dettenhaus verſetzt. Er hatte ſeiner Frau verziehen, doch mit dem Zuſatze, daß er nie einwilligen werde, das Kind ihrer Untreue auf gleichem Fuße mit ſeinen übrigen Kindern zu behandeln. Sie ging dieſe Bedingung ein; und allzuglücklich Verzeihung ihres Fehltritts zu erhalten, und übrigens von eben ſo gemeinen Geſinnungen als ihr Mann, glaubte ſie die Grosmuth ihres Mannes durch eigene Grauſamkeit gegen ihr Kind erwiedern und überbieten zu müſſen. Das Mädchen von ſich zu thun, hätte der Geiz des Mannes nicht erlaubt; es wurde alſo in die ſchlechteſten Kleider geſteckt, und zog als die Magd des Majors in das Haus ein, wo ſie zu den niedrigſten Dienſten verurtheilt wurde. Zart, wie ſie war, und zierlich gebaut, blond und blauäugig, wie ein weiblicher Engel, glich ſie in ihren Lumpen, wenn ſie das Küchengeräth ſcheuerte, oder

Waſſer in ſchweren Eimern zutrug, oder unter einem übermäßig belaſteten Korbe ſchwankte, der armen Aſchenbrödel, und, um die Aehnlichkeit zu vollenden, hatte ſie zwey Schweſtern von ungefälligem Aeuſſern, ſtolz und roh, die ſie um die Wette und ungeſtraft mishandelten. Da dieſe Familie aus einer entfernten Gegend hierhergezogen war, kannten nur wenige Menſchen die eigentlichen Verhältniſſe; aber einer dieſer Wenigen theilte ſie mir unter dem Siegel der Verſchwiegenheit mit. Von dieſem Augenblicke an dachte ich Nichts als das unglückliche Mädchen, das ich vorher nicht beachtet hatte, jetzt aber mit einem Lamme verglich, das auf die grauſamſte Weiſe für fremde Sünden geopfert wird. Sie erſchien mir ſchöner, als ich je etwas geſehen zu haben glaubte; und ich hätte ihr gern ihre harten Arbeiten abgenommen, wenn es nur zu machen

gewesen wäre. Was ich konnte, that ich. Da ich bemerkte, daß sie eben so schlecht genährt, als bekleidet wurde, steckte ich ihr oft verstohlner Weise Obst und Backwerk zu, daß ich mir hatte verschaffen können; bisweilen drückt' ich ihr auch im Vorübergehen einen Blumenstrauß in die Hand, und hatte dafür die Freude, daß sie mich immer beym Begegnen mit niedergeschlagenen Augen, leisem Erröthen und der anmuthigsten Freundlichkeit grüßte. Das war denn immer ein Festtag für mich; aber oft vergingen Wochen, ohne daß ich sie sah. Zum Sprechen kam es nie zwischen uns; aber ich zweifelte gar nicht, daß ein so unglückliches Mädchen eben so gut als schön, und eben so klug als gut seyn müsse; und ich war fest entschlossen, sobald ich meine Freyheit und einigen Unterhalt hätte, sie aus ihrem Elende und den Händen ihrer grausamen Eltern zu retten.

Aber, wie geſagt, der Tod hatte ſie auch lieb gewohnen, und zögerte nicht. Das arme blonde Kind, das auf dem Oberboden in einem elenden Verſchlage ſchlief, hatte ſich einſtmals bey einem Regenguſſe, der bis in ihr Lager eindrang, heftig erkältet, und da man ſie doch nicht ſchonte, erlag ſie der Krankheit nach wenigen Tagen. Niemand begleitete ſie auf ihrem letzten Wege, und das harte Herz ihrer Mutter mochte ſich freuen, dieſen Gegenſtand des Vorwurfs nicht mehr zu ſehen. Aber nie hab' ich wieder ſolche Ströme von Thränen vergoſſen, als an dem Morgen, wo ihr Sarg zum Thore hinausgetragen wurde und ich ihn um die Ecke verſchwinden ſah. Und auch jetzt wird mir das alte Herz noch weich, wenn mir das Bild dieſes Unglückskindes ſo wie jetzt vor die Augen tritt. Am erſten Vacanz-Tage benutzte ich die Erlaubniß das Haus zu

verlaſſen, ſuchte ihr Grab auf — es war das Einzige, auf dem kein Kreuz, noch ſonſt etwas ſtand — und nachdem ich mich recht ſatt geweint hatte, ließ ich einen Kranz von weißen Roſen darauf zurück, die ich in dem Garten unſers Schulhauſes für die arme Agathe gezogen hatte.

Das war meine erſte Liebe, fuhr der Hauptmann fort, und auch meine letzte. Ich war ſcheu geworden, und es gingen Jahre hin, ehe ich die Augen wieder zu einem Mädchen erhob; und ich will es gern geſtehen, daß mir keine vorgekommen iſt, die ich mit Agathen hätte vergleichen mögen. Die häufigen Beyſpiele ſchlechter Ehen, wo ſich oft auch kluge Leute vergriffen hatten, ſchreckten mich auch ab. Ich dünkte mich nicht klüger als Andre, noch glaubte ich einen Freybrief gegen das zu haben, was ich für das gröſte Unglück halte, eine uneinige, ſchlech-

te Ehe. Ich habe vielleicht Unrecht gehabt. Man ſollte eine gute Sache nie aus Furcht vor dem Mislingen unterlaſſen, ſondern ſich nur recht zuſammen nehmen, damit man ſich nichts vorzurücken habe, wenn ſie doch vielleicht umſchlägt.

Sehr wahr, ſagte mein Vater; bey Dingen von ſolcher Wichtigkeit, und deren Erfolg nie ganz in unſrer Gewalt ſteht, muß man nicht bloß die Klugheit hören wollen. Uebrigens erinnert mich die traurige Geſchichte der armen Agathe, welche fremde Schuld auf eine ſo ſchmäliche Weiſe büßen mußte, an eine andre ziemlich ähnliche, deren Gegenſtand ein junger Edelmann war, mit dem ich in Halle ſtudirt habe. Dieſer junge Mann, den ich Euſebius nennen will, war faſt immer ſtill und in ſich gekehrt. Faſt immer ſah man ihn in Gedanken verſunken, und wenig um das bekümmert, was

Andre trieben; doch war er ſanft, gefäl-
lig und ohne Stolz. Auch ihn drückte
die Schuld ſeiner Mutter, und die Schwer-
muth, welcher ſie allmählig untergelegen
hatte, war auf ihren Sohn übergan-
gen. Aus einem armen, aber guten Hau-
ſe war ſie mit einem Manne von Rang
und Anſehen vermählt, der ſie liebte und
mit Achtung behandelte. Dieſer Mann
war nicht mehr in der Blüthe ſeiner Jah-
re, auch nicht eben liebenswürdig nach
der Weiſe der Welt, aber ein treflicher
Geſchäftsmann und von unerſchütterlicher
Rechtſchaffenheit; die Frau war jung, von
angenehmer Geſtalt, gutmüthig, aber
nicht ſehr klug. Mehrere Jahre hatten
beyde in einem recht glücklichen Eheſtande
gelebt, und ſie genoß, obgleich an einem
verderbten Hofe, den beſten Ruf, als
ſich ihr Mann durch ſtandhafte Verſagung
einer ungerechten Begünſtigung, den Haß

eines jungen und reichen Freyherrn zu-
zog, der ſich durch hohes Spiel, eine gu-
te Küche und lockere Grundſätze Freunde
und Gönner erworben hatte. Dieſer
Mann, nicht gewohnt, die Gerechtigkeit
auf ſeinem Wege zu finden, ſucht Gele-
genheit, ſich an dem Präſidenten, der
ſeine Pflicht höher achtete, als die Gunſt,
auf eine empfindliche Weiſe zu rächen, und
beſchließt, ihm ſeine Frau untreu zu
machen. Ja er geht mit einigen Freun-
den, die entweder den Erfolg für unwahr-
ſcheinlich hielten, oder ihn noch mehr an-
feuern wollten, insgeheim eine Wette
darüber ein. Hinterliſtig und ſchlau ver-
birgt er ſeinen Groll, beſucht das
Haus ſeines Feindes noch regelmäſſiger
als ſonſt, zeigt ſich in allen Dingen ge-
fällig und dienſtfertig, und gewinnt
ſo, indem er ſich immer mehr beliebt,
ja nothwendig zu machen weiß, das

Bayerische
Staatsbibliothek

Vertrauen des Präsidenten, der die Selbstbeherrschung des jungen Mannes und seine Achtung des Rechtes um desto mehr bewundert, da er, statt ihm zu zürnen, sich um seine Freundschaft bemühe. Diese Bewunderung spricht er oft mit aller Wärme seines redlichen Herzens, so wie gegen seine andern Freunde, so insbesondre gegen seine Frau aus; und da ihn Geschäfte des Hofes zu einer längern Entfernung nöthigen, bittet er seine Frau, den Freyherrn auch während seiner Abwesenheit als einen bewährten Freund des Hauses aufzunehmen, und sich in Geschäften, die eine schnelle Entschließung bedürfen, unbedenklich seines Raths zu bedienen. Der Freyherr benutzt diese Gesinnungen den schändlichen Absichten gemäß, die er nie aus den Augen verlohren hatte; die unglückliche, bis dahin ganz schuldlose Frau wird das Opfer ihres Vertrauens und der tück-

ſchen Künſte ihres Verführers, und dieſer triumphirt, als ſie wenige Monate nach der Rückkehr des Mannes, die ſich weit über Erwarten verzögert hatte, einen Knaben zur Welt brachte, der die Frucht einer augenblicklichen Verirrung war.

Wie ſich die Sache weiter geſtaltet, fuhr mein Vater fort, weiß ich nicht genau; aber die Frau bekannte ihr Verbrechen, und ihr Gemahl verzieh ihr, vornemlich im Bewußtſeyn der eignen Schuld, die er durch ſein unvorſichtiges Vertrauen gegen einen ſo heimtückiſchen und verſchlagenen Feind gewirkt hatte. Die Niederkunft geſchah auf dem Lande, und der Knabe wurde in die Familie eines Pfarrers gegeben, der ihn ſo lange bey ſich erzog, bis er in einer entfernten Kloſterſchule untergebracht werden konnte.

Euſebius hatte hier einige Jahre fleißig ſtudirt, als der Krieg ausbrach. Eine

mörderiſche Schlacht fiel in der Nähe der Schule vor; die Gebäude mußten geräumt werden, um die Verwundeten aufzunehmen; und da für die zahlreichen Zöglinge kein andres Unterkommen war, mußten ſie auseinander gehen. Euſebius erſter Pflegvater war geſtorben, ſeine Familie hatte ſich zerſtreut, und ſo geſchah es, daß ihn der Rector, mit dem Geheimniſſe unbekannt, zu dem ſchickte, deſſen Nahmen er führte, und der ſeit dem Tode des Pfarrers, den Unterhalt des Knaben getragen hatte. Seine ganz unerwartete Erſcheinung in dem elterlichen Hauſe verurſachte eine unbeſchreibliche Beſtürzung. Die faſt vergeſſene und durch die Zeit verdunkelte Schuld trat gleichſam in der Perſon des ſchuldloſen Knaben wieder hervor; es war eben, als ob ſie jetzt erſt begangen worden wäre; und der ſonſt ſo kühle und gerechte Mann war jetzt viel-

leicht zum erſtenmal ungerecht. Er wollte den Knaben auf der Stelle wieder aus dem Hauſe treiben, und ſeine Mutter, die in Thränen zerfloß, hatte nicht den Muth für ihn zu bitten. Euſebius ſah jetzt ſeine Eltern zum erſtenmal; er hatte ſich lang geſehnt, einen Vater, eine Mutter zu ſehen; und nun war er Zeuge einer Verwirrung, von der er nichts begriff, und ſtand, ſtatt mit gehoffter Liebe empfangen zu werden, wie ein Gegenſtand des Schreckens und Abſcheues, allein, verlaſſen und ausgeſtoßen von denen, die er nie beleidigt, nach denen er ſich Jahre lang ſo herzlich gelehnt hatte.

Ein Diener bemächtigte ſich jetzt, auf Befehl ſeines Herrn, des beſtürzten Knaben, um ihn bis auf Weiteres in einem Wirthshauſe einzuſperren. Als ſie aber aus der Thür auf die Straße traten, ſagte Euſebius mit Thränen in den Augen, ob er denn nicht wenigſtens die Erlaub-

niß habe, seine Eltern um ihren letzten Segen zu bitten. Der Diener, der mit dem schönen gelblockigen Knaben Mitleiden hatte, ließ ihn an der Thüre stehen, kehrte zurück, und hinterbrachte seinem Herrn mit gerührter Stimme die fromme Bitte des Kindes. Da brach der Mutter das Herz. Verzweifelnd warf sie sich ihrem Manne zu Füssen, umfaßte seine Knie, und beschwor ihn, allen seinen Zorn auf sie zu werfen, aber Mitleid mit dem schuldlosen Kinde zu haben. Er wurde erweicht, hob sie auf, und rief den Knaben zurück, der nun in dem Hause blieb, bis die Schule wieder geräumt und eingerichtet war. Von dem Zusammenhange dieser Dinge erfuhr er nichts, bis ihm, nach dem Tode beyder Eltern, der Geistliche des Dorfes, wo er gebohren war, das Räthsel löste. Diesem gestand er nun, wie ihn das liebloſe Betragen

des Mannes, den er für seinen Vater gehalten, oft bis in den Tod betrübt habe. Er habe die größte Ehrfurcht gegen ihn gefühlt, und doch habe er seine Gegenwart fliehen müssen. Umsonst habe er über seine Verschuldung gesonnen; umsonst auch, wie er nur die verlohrne väterliche Liebe wieder gewinnen könne; und da er gar nichts habe ersinnen können, sey er in eine tiefe Schwermuth gefallen. Einmal hab' er es gewagt, sich während der Abenddämmerung in seines Vaters Zimmer zu schleichen; da habe er sich in die dunkelste Ecke gesetzt, nur um ihn zu sehen; und da sey ihm sein Zustand so gar erbärmlich vorgekommen, daß er angefangen habe zu weinen. Sein Vater sey darüber aufgefahren, und da er ihn erblickt, hab' er ihm schluchzend die Thür gewiesen. Und wie er langsam und weinend hinausgeschlichen, habe er ihm mit

sanfterer Stimme nachgerufen: „Du bist ein unglückliches Kind, ich bedaure dich; aber kommt nicht wieder hierher.“ Seine Mutter habe ihm zwar viele Liebe bewiesen, aber immer nur im Verborgenen und mit großer Scheu; so daß sein Herz dadurch auch nicht froh geworden; und da er es einmal gewagt, sie zu fragen, warum mit der Vater so hart gegen ihn sey, sey sie in Thränen ausgebrochen und habe schluchzend das Zimmer verlassen. Sechs Monate mochte dieß dauern; dann kehrte er in seine Schule zurück. Seine Eltern sah er nicht wieder. Die Mutter raffte der Gram vor der Zeit dahin; ihr Mann folgte ihr bald. Der Freyherr aber flieg zu dem ersten Posten an seinem Hofe, hielt ein glänzendes Haus, und starb reich und geehrt in einem hohen Alter. Auch Eusebius hatte eine vortheilhafte Anstellung in der Residenz erhalten;

aber die Nähe des Mannes, den er als den Verführer ſeiner Mutter und den Urheber ſo mannichfaltigen Unglücks verabſcheuen mußte, während er ihn als Vater hätte ehren ſollen, vertrieb ihn von da, und er zog eine beſchränktere Laufbahn in einer Landſtadt vor. Auch hier ſah man ihn ſelten froh. Sein Leben war muſterhaft. Geheirathet hat er nie.

* * *

Es gehörte zu den Eigenthümlichkeiten meines Vaters, daß er ſich über die Verfügungen der Regierung wenig ausließ, und ſie nie tadelte, nicht aus Furcht vor Menſchen, ſondern aus Scheu, ohne rechte Kenntniß der Sache zu urtheilen. Sie werden ja wohl wiſſen, warum ſie es thun, ſagte er dann, denn ſie haben es zu verantworten. Auch ſetzte er wohl hinzu: Wer ſo im Dunkeln ſteht, wie wir,

muß ja wohl glauben, daß die, welche das Licht haben, auf dem rechten Wege gehen. Besser wär' es vielleicht, wenn sie uns auch das Licht zuwendeten, damit wir wüßten, woran wir sind; aber so lange das nicht geschieht, müssen wir schweigen, und thun, was geboten wird.

Als einsmals dem Lande eine schwere Steuer auferlegt werden war, um, wie die Sage ging, unnütze Schulden des Fürsten zu tilgen, hatte sich eine Menge von Bürgern mit einem Bittschreiben an den Landesherrn gewendet, um wenigstens einen Theil der Last von sich abzulehnen. Der Erfolg war, wie die Klügsten zum Voraus gesagt hatten; die Bitte ward abgeschlagen und ein harter Verweis der Ungebühr hinzugefügt. Die Bittsteller waren nun höchst unmuthig, und ihr Unmuth hatte sich auch andern mitgetheilt. Wie nun mein Vater, was

bey langen Tagen im hohen Sommer häufig geſchah; am Abend vor ſeinem Hauſe auf der Bank ſaß, und die Nachbarn ſich um ihn verſammelten, war von nichts die Rede als von dieſer Sache, und jeder urtheilte darüber, wie ſein Verdruß es ihm eingab. Einer meinte, es werde noch ſo weit kommen, daß man das Land mit dem Rücken anſehen und über dem Meere Unterhalt ſuchen müſſe; ein Anderer, dann wäre es beſſer, die verſchwenderiſchen Fürſten aus dem Lande zu treiben und ſelbſt Ordnung zu machen; ein Dritter, man müſſe mit den Miniſtern anfangen, die dem unnützen Aufwande keinen Einhalt thäten, und mit den andern Müßiggängern, die die Schwachheit des Landesherrn mißbrauchten, und ihm ſein, oder vielmehr ſeiner Unterthanen Geld abſchmeichelten. Da nun viel ſolcher Reden gefallen waren, und mein Vater immer

schwieg, fragten ihn einige, was Er denn von der Sache meine, und ob er keinen Rath zu geben wisse. Worauf er also anhub: Gute Nachbarn, es ist wohl keinem von Euch zu verargen, daß er den Verdienst seiner Arbeit nicht gern für Etwas hingibt, das er nicht kennt; und eine Last, die man nicht freywillig aufnimmt, drückt doppelt so schwer. Ihr meint, das gemeine Wesen sey schlecht berathen, weil man Euch zumuthe, der Ueppigkeit der Einen, und der unersättlichen Begier der Andern förderlich zu seyn, und es sey eine schreyende Ungerechtigkeit der Regierung, weil sie den eigenen Haushalt schlecht führe, ordentliche und fleißige Hausväter in Noth zu bringen. Das klingt Euch freylich sehr gut und jeder hört es gern; aber ist es darum auch recht und wahr? Von dem Haushalte des Gemeinen wißt Ihr wenig oder nichts; und wenn

man Euch auch Einsicht in die Bücher verstattete, wie Viele könnten es verstehen, oder das Nothwendige von dem Entbehrlichen sondern? Gute Nachbarn, jeder von Euch weiß, daß die Tadelsucht immer auf den Beinen ist, und daß die Mißgunst ihre Mutter, und die Lüge ihre Schwester ist; und es ist wohl keiner, dem sie nicht in die Wirthschaft gesehen, und Verdruß bereitet hat. Tadeln ist überall leichter als besser machen; und weil der Tadler klüger scheint, so geben ihm die Meisten Gehör, ohne zu fragen, ob er es auch besser weiß. Wie Ihr nun das in Eurem eignen kleinen Gewerbe vielfältig erfahrt, wie soll es wohl anders seyn bey dem großen Haushalte des gemeinen Wesens, wo so viele Dinge zu wissen und zu erwägen sind? Ueber den, der in Eurer Werkstatt etwas tadelt, was er nicht versteht, lacht Ihr mit Recht, oder ergrimmt

Euch auch wohl und weißt ihm die Thür. Wollt' Ihr es nun doch eben so machen, wie jene Unverständigen? Wißt Ihr nicht, was die Schrift sagt: „Es straft einer oft seinen Nächsten zur Unzeit, und thäte weislicher, daß er schwiege.“ Und ein andermal: „Verstehst du die Sache, so unterrichte deinen Nächsten; wo nicht, so halte dein Maul zu; denn Reden bringt Ehre und Reden bringt Schande, und den Menschen richtet seine eigne Zunge.“ Bedenket aber auch vor allen Dingen, daß Ihr Bürger seyd und Christen, und daß jeder gehorchen muß der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Wenn sie Unrecht thut, so wißt Ihr wohl, daß Ihr nicht zum Richter über sie bestellt seyd; doppelter Frevel aber ist es, unbefugt zu richten, und ohne sichre Kenntniß des Unrechts. Auch Unrecht mit Unrecht vergelten, hat noch keinem gefrommt, und es

bleibt ewig wahr, daß es beſſer iſt, Unrecht leiden als thun. Wir werden alle Rechenſchaft geben müſſen an jenem Tage über Jegliches, was wir gethan haben; die ſchwerſte Rechenſchaft aber liegt den Fürſten und ihren Dienern ob; denn da ihnen Viel anvertraut worden, ſo wird auch Viel von ihnen gefordert werden. Dann wird ein Richter ſprechen, in welchem kein Irrthum iſt; und wohl dem Manne, er ſey ein König oder ein Knecht, der mit frohem Muthe vor dieſem Richter ſtehen kann! Von Euch aber, gute Freunde und Nachbarn, denke jeder ſeinen eignen Pflichten nach, und verwalte ſein Haus nach der rechten chriſtlichen Weiſe; und wenn er da nichts mehr zu beſſern hat, ſo danke er Gott für ſeine Hülfe und Segen. Um das weltliche Regiment aber ſorge er nur dann, wenn er dazu berufen wird."

Zu dieser Rede schüttelten freylich die heftigsten Sprecher den Kopf, die Ruhigern aber stimmten bey und sagten: Es sey wohl wahr, daß ein Jeder vor seiner eignen Thür zu kehren habe; aber es bleibe immer hart, glauben zu müssen, man werde ohne Noth so gedrückt." Alle gingen indeß beruhigter nach Hause, und es war keiner unter ihnen, der die Steuer nicht zur vorgeschriebenen Zeit entrichtet hätte. Gleichwohl ging am Hofe die Sage, mein Vater halte aufrührerische Reden an den Pöbel, und fordere ihn auf, die Fürsten und ihre Diener aus dem Lande zu jagen. Ein alter, tief verschuldeter Kammerherr bemerkte, daß der Verkehr, in welchem mein Vater mit allen Bettlern stände, aufrührerische Gesinnungen verriethe; und eine bejahrte Freundin setzte hinzu, sie erinnre sich vor Jahren, von dem Präsidenten des Consistorii

gehört zu haben, daß er ein Myſtiker und Separatiſt ſey. — Solche Menſchen, fuhr ein Hofjunker fort, der weder Myſtik noch Separatismus kannte, ſind in unſern Zeiten unendlich gefährlich. Sie erhitzen die leeren Köpfe mit ſchwärmeriſchen Ideen, und brauchen ſie dann zu ihren geheimen Zwecken, die auf nichts anders gehen, als auf den Umſturz der Throne. — Der Fürſt hörte aufmerkſam und nicht ohne Beyfall zu; die Miniſter berathſchlagten; aber ehe ſie zu einem Entſchluſſe kommen konnten, rührte den Fürſten der Schlag; ſein Haus ſtarb mit ihm aus; ſein Hof zerſtreute ſich, und mein Vater blieb in Ruhe.

* * *

Mein Vater kam durch ſein Amt mit dem Elende der Menſchen in die nächſte Berührung. Er würde aber geglaubt ha-

ben, allzu wenig zu thun, wenn er mit den geringen Mitteln, die ihm zu Gebot ſtanden, das Elend nur, wie gewöhnlich geſchieht, auf kurze Friſten gemindert hätte; vielmehr forſchte er mit unermüdlichem Eifer ſeinen Quellen nach, wodurch es ihm denn gar oft gelang, auch die Mittel zu entdecken, durch die es gehoben werden konnte. Von dem gewöhnlichen Allmoſengeben war er ein Feind. Er fragte, was man denn von einem Arzte halten würde, der ſtatt den freſſenden Krebs mit der Wurzel auszurotten, ihn täglich mit Salben beſtriche, die den Schmerz zwar augenblicklich minderten, aber das tödliche Uebel ſo recht eigentlich in die innerſten Tiefen des Körpers trieben. Er behauptete, dieſe bequeme Art der Wohlthätigkeit, die mit einigen leicht entbehrten Kreuzern den widrigen Anblick des Elends ſo ſchnell als möglich bey Seite ſchaffe, ma-

che den Dürftigen erſt zum dreüſten Bettler, und von da ſey zum Diebe nur ein kleiner Schritt. Daher müßten auf jeden Fall Allmoſen eben ſo heimlich gegeben als empfangen werden, und ſollten vielleicht überhaupt nur bey Kranken und körperlich Hülfloſen ſtatt finden; in den meiſten andern Fällen ſey oft ein treuer und tüchtiger Rath dem anſehnlichſten Allmoſen, und bisweilen ſogar ein Stein dem Brode vorzuziehen. Zur Erklärung dieſes Ausdruckes erzählte er, es ſey ihm eines Tages hinterbracht worden, daß ein armer Scheerenſchleifer durch die Noth dahin gebracht worden ſey, ſein Rad zu verſetzen, und nun mit ſeinen Kindern an dem letzten Brode zehre. Da hab' er ihm den Stein eingelößt, und in der Nacht vor die Hausthüre ſtellen laſſen, und gleich beym Anbruch des Tages Leute hingeſchickt, welche Arbeit beſtellten; wo denn

der Mann zu Mittag mit allen den Seinigen ſich von ſeiner Hände Erwerb habe ſatt eſſen können. Auf die Worte von ſeiner Hände Erwerb legte er einen groſſen Nachdruck. Nur das Erworbene freue den Menſchen recht und gedeihe ihm wohl. Die heilige Schrift ſage zwar allerdings, es ſey den Voreltern des Menſchengeſchlechts als ein Fluch auferlegt worden, ihr Brod zu eſſen im Schweiße ihres Angeſichts; aber Gottes Vaterherz habe auch gleich einen Segen in den Fluch gelegt. Und dann ſetzte er halb ſcherzend hinzu: Ich möchte faſt glauben, der Sündenfall wäre nicht geſchehen, hätten die erſten Eltern nicht ſo reichliche Muſſe gehabt.

Die Geſinnungen, mit denen mein Vater ſein Amt verwaltete, das ihn auf die Weiſe, wie er es trieb, oft ganze Tage raſtlos beſchäftigte, hatten ihm bey den

Unbemittelten und den Kindern des Unglücks in groſses Ansehen gebracht. Unser Haus war daher gewiſs eines der besuchtesten in der Stadt, aber leider waren es auch die trübseligsten Gestalten, die darin ein und ausgingen. Bey Hof hieß deshalb mein Vater der König der Bettler oder der Bettlerkönig, und sein Haus Hôtel des Gueux; in der Stadt aber, vornemlich unter den Dürftigen, hieß er der Armenvater; und er gab sich mehr Mühe, diesen Titel mit Recht zu führen, als mancher Vater des Vaterlandes, der auch diesen Titel nur als ein Erbtheil empfangen hat. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß die Meisten, die mit Thränen des Jammers zu ihm kamen, ihn mit Thränen der Freude verliessen. Denn das, was den Meisten gebrach, die Hofnung eines rechtlichen Zustandes durch ehrlichen und regelmäßigen

Erwerb, das wußte ihnen mein Vater wieder zu geben. Alle Quellen des Erwerbs in der Stadt und der Gegend waren ihm bekannt; es wurde ihm also nicht schwer, jedem den Weg bestimmt anzuzeigen, den er zu gehen habe; und, da seine Empfehlungen bey der ganzen erwerbenden Classe von großem Gewicht waren, einem jeden die angemessensten Beschäftigungen zuzuweisen.

Daß dieses Geschäfte nicht leicht, daß es mit großen Beschwerden verbunden war, oft Unannehmlichkeiten mannichfaltiger Art nach sich zog, auch bisweilen mit Undank belohnt wurde; das wird niemanden wundern, der das menschliche Leben kennt. Mein Vater ertrug Alles mit Geduld, und überwand die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, durch die Kraft seines heitern Geistes. Nur da verlohr er bisweilen das Gleich-

gewicht, wo er Misbrauch der Gewalt, Willkühr und Selbstsucht auf seinem Wege fand, die den Armen, der neben dem Glücklichen nur ungestört zu athmen begehrt, höhnend zu Boden tritt, göttliche und menschliche Rechte spottet, mit fremder Ehre wie mit Marken spielt, dem Armen das einzige Schaf, dem Vater die Tochter und der Unschuld ihre Kronen raubt — und es bedurfte dann der ganzen Stärke seines Characters, um, im Gefühle der Ohnmacht gegen die mächtigen Dränger, nicht das ganze harmvolle Geschäft von sich zu werfen, und dem Gelübde treu zu bleiben, das er sich als Jüngling geschworen hatte.

Einige Fälle dieser Art sind mir noch gegenwärtig, und ich will Einen derselben hier erzählen, weil er die Handlungsweise meines Vaters kenntlich macht. Eines Tages — es war ein stürmischer

Wintertag — kam ein armes, schüchternes Weib, das sich nur mit Mühe auf den Füßen hielt. Ihre Kleidung war armselig, doch reinlich; auf dem Arm trug sie ein Kind, das, kaum zur Nothdurft bedeckt, vor Kälte zitterte. Ein Bild des Elendes und Jammers stützte es sein welkes Köpfchen an die Wange der Mutter, die nur an dieser Stelle ein wenig erröthete. Eine tödliche Blässe lag auf dem übrigen Gesichte, dessen zierliche Bildung noch Reste von Schönheit zeigte. Schüchtern sahen ihre großen schwarzen Augen unter den langen Wimpern hervor, und es dauerte einige Zeit, ehe von ihren blassen Lippen Worte kamen. Ihr ganzes Ansehen sprach ohnedem für sie. Sie war eben von einer langwierigen Krankheit erstanden; ihre arme Hauswirthin hatte das letzte Brod mit ihr getheilt; jetzt vermocht' es auch diese nicht

mehr. Sie wünschte Arbeit, und für den Augenblick nur so viel Hülfe, um nicht mit ihrem schuldlosen Kinde zu verhungern. Häufige Thränen drängten sich durch ihre Rede, die, so wie ihr ganzes Wesen, eine Bildung zeigte, die mit ihrem jetzigen Zustande im herbsten Gegensatz war. Nur leise sprach sie ihre Wünsche aus; beschämt bat sie, nur für ihr Kind, nicht für sich. — Es war wohl das Erstemal, daß sie einem Fremden ihr Unglück klagte.

Alles das flößte uns die lebhafteste Theilnahme ein. Meine Mutter suchte für des halb nackte Kind eine passende Bekleidung; einige leichte Nahrung fand sich auch; dem Bedürfnisse für die nächsten Tage half mein Vater ab. Das arme Weib wußte nicht, wie es seine Dankbarkeit ausdrücken sollte. Aber die Thränen ihrer Rührung flossen von ihren blei-

chen Wangen auf das Kind, das matt an ihr herauf sah, und mit der Hand nach dem Kinn der Mutter reichte, als ob es sie trösten wollte.

Nach Verlauf einiger Tage kam sie wieder auf Verlangen meines Vaters, welcher indeß Erkundigungen eingezogen, und ihr eine Gelegenheit zu Arbeiten ausgemacht hatte. Ihre Kräfte hatten ein wenig zugenommen; aber was auch meine Mutter thun mochte, ihre Hofnung zu wecken, sie nahm es dankbar an, aber es drang nicht in ihr Inneres ein. Erst nachdem sie mehrmalen zu uns gekommen, weckte die Theilnahme, die sie erfuhr, ihr Vertrauen, und sie theilte uns ihre Leidensgeschichte ohngefähr in folgenden Worten mit:

„Ich bin seit meinem vierzehnten Jahre eine Vater- und Mutterlose Waise. Da ich früh zur Arbeit angehalten wor-

den war, wurde es mir nicht schwer mich zu nähren; und die Zinsen eines kleinen Erbtheils reichten etwa für die Hausmiethe hin. Mein Leben war ruhig und eingezogen. Ich mochte ohngefähr sechzehn Jahre alt seyn, als ich mich mit dem Sohne eines Nachbars versprach, der ein Tischler war, und nur die Zeit der Meisterschaft erwartete, um mich zu heirathen. Ich hatte keine große Neigung zu ihm," setzte sie hinzu, „aber da er ein sehr rechtschaffner Mensch war, und mir mit den größten Eiden betheuerte, er könne nicht glücklich seyn ohne mich, so versprach ich ihm meine Hand, in der Hofnung, daß die Liebe dann auch nachkommen würde."

„Unterdessen," fuhr sie fort, „zog ein junger Officier in das Haus, in welchem ich bey einer alten Muhme wohnte. Da ich selten ausging, verstrich eine geraume Zeit, ehe wir uns sahen, und ich hätte

kaum etwas von ſeinem Daſeyn gewußt, wenn nicht meine Muhme, die ihm einige Dienſte erzeigte, oft mit bewundernder Redſeligkeit das Lob des jungen, ſchönen Grafen geprieſen hätte. Sie mochte ihm auch zu meinem Unglück von mir erzählt haben. Eines Abends, als ich noch ſpät bey der Lampe ſaß, um eine dringende Arbeit zu endigen, und meine Muhme ſich ſchon zur Ruh begeben hatte, klopfte etwas leiſe an meine Thür, und ich hatte noch nicht Zeit gehabt aufzuſtehen, als der Graf hereintrat, und um die Erlaubniß bat, ſein Licht bey mir anzuſtecken. Ich war ſo beſtürzt über dieſe Erſcheinung, daß ich kein Wort erwiedern konnte. Ich nahm ihm das Licht aus der Hand, zündet' es an und gab es ihm zurück. Er ſah mich unterdeßen mit einiger Aufmerkſamkeit an, fragte nach meiner Arbeit, bewunderte ſie, und wußte ſo geſchickt eine

Rede an die andre zu knüpfen, daß er wohl eine Viertelstunde bey mir gewesen seyn mochte, ehe er Abschied nahm."

„Das Benehmen und die scheinbare Sittsamkeit dieses Mannes gefiel mir fast noch mehr als seine Gestalt; und ich gestehe, daß ich den Rest der Nacht immer an diesen Besuch dachte, der mir übrigens ganz absichtlos schien. Auch verstrichen mehrere Tage, ohne daß ich wieder etwas von ihm hörte; und wollte Gott, ich hätte ihn nie wieder gesehen, und nie wieder seine Stimme gehört! Nach acht Tagen ohngefähr schickte er mir durch meine Muhme einige Näharbeit; kam dann selbst, um darnach zu fragen, oder diese und jene Aenderung daran zu bestellen; und bald waren seine Besuche so regelmäßig, daß wir uns wunderten, wenn er einmal einen Tag überging. Sein bescheidnes Betragen blieb sich gleich. Da er gereist

war und mehrere Feldzüge gemacht hatte, so war sein Gespräch unterhaltend und angenehm; vor allen aber verstand er die Kunst zu schmeicheln, und den Schein des gutmüthigsten Wohlwollens anzunehmen, so daß, wenn er mich auch bisweilen bey der Hand nahm, dieß nur der natürliche Ausdruck seiner Gutmüthigkeit zu seyn schien. So mochte wohl ein Monat verstrichen seyn, als er eines Tages — es war im Anfang des Mai — die Bemerkung hinwarf, daß ich ein gar zu trauriges und freudenloses Leben führte. Ich sey zu jung, um mich so lebendig zu begraben, und es gehe ihm an das Herz, wenn er mich immer und immer arbeiten, und nicht einmal des Sonntags feyern sähe. Dann machte er die reizendsten Beschreibungen von einigen Vergnügungsorten in der Nähe, nannte mehrere Mädchen meines Alters, die

ſie beſuchten, und ſchloß endlich mit dem Vorſchlage, mich den nächſten Sonntag an einen dieſer Orte zu führen. Ich lächelte dazu, und da er eine Antwort verlangte, wich ich erſt aus, und ſchlug es dann ganz ab, obgleich mit ſchwerem Herzen; denn ich hätte gern einmal ein ſolches Vergnügen gehabt. Als er weggegangen war, und ich wieder an ſeinen Vorſchlag dachte, kam mir meine Lebensart viel trauriger vor als je; ich fühlte ein tiefes Mitleiden mit mir ſelbſt, und fing endlich zu weinen an. Meine Muhme bemerkte es, und auf ihr Fragen geſtand ich ihr meine Schwachheit. Dieß war der erſte Schritt, den ich zu meinem Verderben that. Meine Muhme, die von dem Grafen ganz bezaubert war, ſchalt mich aus, daß ich ſo albern geweſen, ſein Anerbieten nicht gleich anzunehmen; und es lag nicht an ihr, daß die Unterhandlungen

nicht ſogleich wieder durch ſie angeknüpft wurden. Ich verbot ihr dieß ernſtlich, war aber doch ſchwach genug, ihr zu verſprechen, wenn er die Einladung wiederholte, ſie nicht zurückzuweiſen.“

„Zwey Tage lang blieb der Graf aus, und ich fürchtete ſchon ihn durch meine Weigerung beleidigt zu haben. Es mochte dieß auch wohl ſeine Meinung ſeyn. Den dritten Tag kam er wieder, ſprach aber nur wenig und minder zutraulich, und von dem Vorſchlage war die ganze Woche die Rede nicht mehr. Als aber der Sonnabend kam, fragte er mich, was ich bey dem ſchönen Wetter morgen thun würde? — Ich werde in die Kirche gehen, antwortete ich mit einem unterdrückten Seufzer. — Und dann? — Dann, ſagte ich erröthend, werde ich an den Manſchetten fortnähen, die ich hier in der Arbeit habe.“

„Dieſe Manſchetten waren die Seinigen. — „Nimmermehr, ſagte er mit Heftigkeit, nimmermehr werde ich zugeben, daß Sie einen ſo herrlichen Tag, als der morgende zu werden verſpricht, mit einer Arbeit für mich verderben. Nimmermehr. Gönnen Sie ſich wenigſtens morgen eine Erholung, und erlauben mir, Sie an einen Ort zu begleiten, der Sie entzücken wird. — Er nannte hier einen Luſtort in der Nähe des Waldes, einen der entlegenſten und der am wenigſten beſucht war — und ſchilderte die Reize der Gegend, die entzückenden Anlagen, die Pracht der Baumblüthe, mit den lebhafteſten Farben. Und da ich unentſchloſſen ſchwieg — ach hätte ich doch der innern Warnung gefolgt! — faßte er mich an beyden Händen, ſah mir bittend in die Augen, und wiederholte mit ſteigender Dringlichkeit: O gönnen Sie mir

dieſe Freude — ſchlagen Sie mir dieſe einzige, unſchuldige Bitte nicht wieder aus Eigenſinn ab.“

„Ach ich war nur allzu geneigt ſie zu erfüllen, und dieſer unglückliche Augenblick von Schwachheit entſchied mein Unglück. Mit Bangigkeit und Freude ſagte ich Ja, wenn es die Muhme wollte. Dieſe, die nicht geglaubt hatte, daß auch auf ſie gerechnet ſey, willigte mit freudiger Ueberraſchung ein, wenn der Herr Graf es erlaubte. Dieſer mußte wohl, vielleicht gegen ſeinen Willen; denn gegen mich hatte er der Muhme nicht erwähnt. Alles wurde nun verabredet. Der Wagen ſollte uns vor dem Thore aufnehmen; er wollte vorausreiten und wie von Ohngefähr mit uns zuſammentreffen. Er konnte nicht müde werden, mir ſeine Freude auszudrücken, und was er ſich für einen herrlichen Tag verſpreche.

Beym Abſchied wollte er mich in ſeinem Freudenrauſche küſſen; ich wehrte ihm ab und er drang nicht weiter in mich.“

„Als er ſich weggegeben hatte, war meine Muhme unerſchöpflich in dem Ruhme unſeres Freundes — ſo nannte er ſich jetzt — und die Erwartung des frohen Tages, dem wir entgegenſahen, ließ uns nur wenig ſchlafen. Recht froh war ich aber doch nicht; ja, es war mir, als ob ich etwas unrechtes thäte. Auch dachte ich in dieſer Nacht, was lange nicht geſchehen war, an meinen abweſenden Verlobten. Wenn der eben Morgen zurückkäme, dachte ich, und dich nicht zu Hauſe fände, und erführe — Dieſer Gedanke ängſtigte mich. Gern hätte ich die Sache rückgängig gehabt: aber ich ſchämte mich; und als der Morgen nahte, und der Himmel klar und wolkenlos zu meinem Kammerfenſter herein ſchien, zog mei-

ne Unruhe und Bangigkeit mit dem Schatten der Nacht ab. Ich stand früher auf, als nöthig war; schmückte mich so sorgfältig, als ich konnte, und war eben fertig, als der Graf anklopfte, mir einen guten Morgen zu wünschen, und die Zeit noch Einmal anzuzeigen, wo Er und der Wagen uns vor dem Thore erwartete."

„Einige Stunden nachher saßen wir in dem Wagen, und hatten den Grafen bald eingeholt. Er ritt ein schönes und muthiges Pferd, das er mit gutem Anstand und vollkommener Sicherheit lenkte; er kam mir jetzt, wo er neben dem Wagen herritt, und mich unterhielt, noch schöner vor und sein Gespräch noch anmuthiger als sonst. Ich war voll Eitelkeit in einem schönen Wagen zu sitzen und einen Cavalier zur Seite zu haben, der mir auf die angenehmste Weise schmeichelte, mei-

nen geſchmackvollen Anzug lobte, und mir auf mehr als eine Art ſagte, daß ich nie ſchöner geweſen ſey. Auch die Schönheit des Tages und die Gegend, durch welche wir fuhren, wirkte wunderbar auf mein Gemüth. Ich war wie berauſcht und glaubte glücklich zu ſeyn. In der Nähe des Wirthshauſes verließ uns unſer Begleiter, um voraus zu eilen, und uns, als ob es von Ohngefähr geſchähe, an der Thür zu empfangen."

„Das Wirthshaus lag mitten im Wald. Es war noch einige Geſellſchaft aus der Stadt da, von der ich niemanden kannte; aber der Graf kannte Alle, und es machte mir keine geringe Angſt, als ihn einige junge Leute bey Seite zogen, heimlich mit ihm flüſterten und lachten; ich glaubte, daß die Rede von mir ſey. Er entzog mich indeß dieſer Verlegenheit bald. Wir verließen das Haus,

um uns im Walde in einer Laube einzurichten, von wo aus die Gegend umher wie ein Garten erſchien. Hier brachten wir den gröſsten Theil des Tages zu, aſsen und tranken, und freuten uns der Muſik, die ſich hin und wieder nah und fern aus den Gebüſchen hören lieſs. Ich hatte nie einen ſo glücklichen Tag gehabt. Der Graf verſicherte das Nemliche. Er war ſo verbindlich, wie ich ihn noch nie geſehen hatte; jeden Wunſch ſchien er in meinen Augen zu leſen, und je inniger meine Freude wurde, deſto lauter und lebhafter wurde die ſeinige."

„Ach das waren die letzten frohen Stunden meines Lebens," fuhr das arme Weib fort, und ein Strom von Thränen quoll aus ihren Augen. Sie ſchluchzte heftig und mit empor gewendeten Blicken ſagte ſie endlich: „O Gott, wie können Menſchen ſolche Teufel ſeyn!"

Nach einer kurzen Pauſe ſetzte ſie ihre Erzählung fort: „Als der Tag ſich zu neigen begann, und rings umher Wolken aufzogen, die ein Ungewitter drohten, erinnerte ich, daß es nun wohl Zeit ſeyn möchte aufzubrechen. Der Graf ſchien es zufrieden, und ging ſelbſt in den Gaſthof, um die nöthigen Anſtalten zu treffen; kehrte aber bald mit verdrüßlichem Geſichte und mit der Nachricht zurück, es ſey etwas an unſerm Wagen beſchädigt; der Schmidt ſey mit Wiederherſtellung beſchäftigt; er hoffe, daß es nicht lange dauern ſolle. Wir möchten indeß, da das Wetter allerdings bedenklich würde, und der Wind ſich erhübe, in das Haus zurückkehren. Hier war es ganz ſtill geworden. Sämmtliche Gäſte waren aufgebrochen, und da ich immer ängſtlicher auf das Wegfahren drang, meldete der Wirth, die fehlende Schraube könne unter zwey

Stunden nicht wieder hergeſtellt werden. Der Graf ſtampfte mit dem Fuße, und ſchien höchſt verdrüßlich, weil er zu Abend in der Stadt verſagt ſey. Ich bat ihn voraus zu reiten; aber er ſchwur, er werde uns auf keine Weiſe allein fahren laſſen. Zugleich befahl er dem Wirth, uns ein beſonderes Zimmer zu geben, ein Abendeſſen zu bringen und Punſch.“

„Alles wurde mit Schnelligkeit erfüllt; denn ach! alle dieſe Einrichtungen, waren, wie ich nicht zweifeln kann, früher getroffen, Alles berechnet und die Beſchädigung des Wagens ein leeres Vorgeben. Auch kehrte die Heiterkeit des Grafen gleich wieder zurück, als wir um die rauchende Schale ſaßen. Er ſchenkte fleißig ein; meiner Muhme am meiſten, die durch die Luft und die Gänge ermüdet, ſehr bald die Wirkung des ungewohnten Getränks ſpürte, und in einen tiefen

Schlaf fiel. Schon lange hatte es von fern geblitzt; das Gewitter zog immer näher heran, meine Angst war unbeschreiblich, und beschleunigte den Rausch. Da die Fenster unsers Zimmers nicht verdunkelt werden konnten, und die Blitze mich ängstigten, zog mich der Graf in ein anstoßendes dunkles Cabinet auf den Sopha, und ließ mich, die vor Furcht zitterte, nicht aus den Armen. Die Bewegung des Gemüths, in der ich den ganzen Tag gewesen war, und das stürmische Getränk, das der Graf mir aufgedrungen hatte, begünstigte seinen schändlichen Plan. Ach ich war von allem Mistrauen so frey! Ich fiel, und als ich aus dem Taumel erwachte, und ihn von mir stieß und weinte und rufte, verschloß er mir den Mund durch wilde Küsse, und hielt mich so fest, daß ich ihm nicht entschlüpfen konnte. Er wiederholte mir tausendmal mit den hei-

ligsten Schwüren, daß ich ihn zu den glücklichsten Menschen gemacht; er werde nie aufhören mich zu lieben, und nie mich verlassen."

„Das Gewitter war indeß vorüber gegangen, der Wagen angespannt. Meine Muhme wurde schlaftrunken hineingehoben, und auch der Graf setzte sich mit ein, und empfahl sein Pferd dem Wirthe. Ich weinte den ganzen Weg über, und die Schmeichelworte, die mein Begleiter mir zuflüsterte, vermehrten meine Thränen noch. Ich verabscheute seine That, und doch konnt' ich ihn nicht hassen; ich verabscheute mich mehr als ihn und haßte mich selbst."

„So kamen wir an. Neben mir sitzend hatte er oft versucht mich zu küssen; ich wich ihm aus; beim Aussteigen umarmte er mich. Ich wehrte ihn nicht ab, aber seinen Kuß erwiedern konnt' ich nicht.

Der Schlaf floh mich in dieser Nacht — und ach wie viele schlaflose Nächte sind dieser gefolgt! — Der nächste Tag war trübe; ich konnte nicht aufhören zu weinen und mußte doch meine Thränen verbergen. Der Kopf schmerzte mich heftig. Meine Muhme aber konnte nicht müde werden, die Freuden des vorigen Tages zusammenzuzählen, und die Herablassung des Grafen zu rühmen, der jetzt noch mehr als vorher ihr Abgott geworden war. Jedes ihrer Worte schnitt tief in mein Herz. Gegen Mittag kam der Graf selbst, sich nach meinem Befinden zu erkundigen, und schien nicht wenig verwundert, mich mit geschwollenen Augen und so wortkarg zu sehen. Er wußte meine Muhme zu entfernen, und drang dann mit den zärtlichsten Worten in mich, ihm die Ursache meines Kummers zu entdecken, und mein Herz in das seinige aus-

zurückhalten. Diese Bemerkungen empörten mich, und da ich nicht antwortete, wollte er mich in die Arme nehmen und durch Küsse versöhnen. Ich stieß ihn mit Unwillen von mir. Gehen Sie, sagte ich; Sie haben mich zu Grunde gerichtet. Möchte ich Sie nie wieder sehen, und möchte ich Ihr Andenken und die Erinnerung des gestrigen Tages ewig in meinem Gedächtnisse austilgen können."

„Ich will nicht wiederholen, was er Alles sagte, um meinen Zorn zu besänftigen. Diese Sprache kostete ihm wenig, aber sie half ihm nichts. Da er bey den nächsten Besuchen sah, daß ich immer den nemlichen Sinnes blieb, und mein Unwille sich eher vermehrte als minderte, kam er nur selten noch; dann immer seltener; blieb dann ganz aus, und bezog endlich eine andere Wohnung in dem entgegengesetzten Theile der Stadt. Meine Mut-

me, die sich in das Alles nicht finden konnte, trauerte über diesen Entschluß; mir aber war es, als ob ich erst jetzt wieder freier athmen könnte, da ich meinen Verführer nicht mehr in meiner Nähe wußte."

„Einige Monate verstrichen, ohne daß sich mein Trübsinn minderte; aber jetzt ward ich eine Veränderung in meinem Zustande gewahr, die ich für den Vorboten meiner Schande halten mußte. Ich wollte noch zweifeln; aber dieser Trost mußte nur allzubald der Ueberzeugung weichen. Mein Jammer war grenzenlos, und ich hatte niemanden, dem ich mein Elend hätte vertrauen können. Denn eben um diese Zeit erkrankte meine Muhme und starb, und so sehr mich ihr Tod schmerzte, weiß ich doch nicht, ob ich nicht einen Trost in dem Gedanken fand, daß sie doch mit dem Glauben an meine Unschuld gestorben sey."

„Ich ging jetzt nicht mehr aus, sondern hämmte mich im Stillen für mich. Jeder Tag, jede Woche, die zu Ende ging, führten mich näher zu dem Augenblicke hinzu, den ich nur mit Grausen sah. Von dem Grafen hörte ich nichts mehr. Nach ihm fragen hätte ich nicht können — um Alles in der Welt willen nicht. Mir war es mir auch so, als ob Alle, die wegen Arbeit zu mir kamen, meinen Fall wüßten und mich verachteten; und diese Verachtung, die ich bey andern voraussetzte, und gegen mich selbst hegte, drückte mich fast zu Boden."

„Die Zeit meiner Entbindung rückte jetzt heran; ich konnte nicht umhin, dem Stadtrichter meinen Zustand anzuzeigen. Ich wählte die Zeit der Dämmerung; aber es war mir, als ob jedermann sähe, wohin ich ginge und weshalb. Da ich dem Stadtrichter mein Unglück stammelnd

und weinend anzeigte, sah er mich befremdet an, und als ich ihm den Namen des Verführers nannte, sagte er kopfschüttelnd vor sich hin: Schon wieder den? und dann zu mir: Ach, mein Kind, du hast zu schlimme Händel gehabt."

„Diese wenigen Worte schnitten mich viel; und wie Vieles erfuhr ich nun jetzt, nachdem meine Schande bekannt worden war! Jedermann wußte etwas zu erzählen, und ich hörte mit Entsetzen, daß ich nicht das erste und nicht das einzige Opfer seiner Wüstlingsheftigkeit war."

„Um diese Zeit kam mein Verlobter von seiner Wanderung zurück. Seine erste Frage war nach mir, und das Erste, was er erfuhr, mein Unglück. Die Braut war ihm geraubt, und da er mich nun nicht heirathen konnte, wollte er mich auch nicht wiedersehen. Er verschwand eines Tages, und ließ seiner alten Mut-

ter sagen, er habe es nicht aushalten können, und sey wieder in die Welt gegangen. So war auch dieses treue Herz durch mich tödlich verwundet. Die alte Mutter aber erkrankte kurz darauf, und starb, wie man glaubte, aus Gram, und ihr einziger Sohn, nach dessen Rückkehr sie sich so lange gesehnt hatte, suchte in ihrer letzten Stunde fern von ihr die Ruhe, die ich ihm durch die sträflichste Unbesonnenheit entrissen hatte."

„Mich erhielt der Himmel, wahrscheinlich zur Strafe für mein Vergehen. Dieses Kind kam zur Welt, um meine Schande, vielleicht auch mein Unglück zu erben. Denn wer wird sich seiner erbarmen, da sein Vater es verstößt, und seine Mutter ihm nichts hinterläßt, als ein geschändetes Andenken? — Meine Wochen dauerten lange, und als ich das Bett wieder verlassen konnte, entdeckte ich, daß

meine Bücherein mit dem größten Theile meiner Kleidungsstücke und Wäsche verkaufen mag. Meine kleine Haushaltung war aufgezehrt, und da ich nicht hatte arbeiten können, hatten auch meine Kunden verlassen und sich an Andre gewendet. Ich mußte alle meine Fassung verlieren, und mich glücklich schätzen, in dem strengen Winter in einem armseligen Hinterstübchen ein Unterkommen zu finden, in welchem sich eine arme, aber rechtschaffene Wittwe mit Spinnen nährte. Da ich aber auch den geringen Aufwand des armseligsten Lebens nicht zu bestreiten vermochte, und die Nahrung für mein Kind zu versiegen anfing, drang meine Wirthin in mich, den Obrigen zu seiner Pflicht anzuhalten. Es dauerte lang, eh' ich diesen Entschluß faßte, und nur die äußerste Noth entriß mir die Einwilligung. Ich schrieb ihm einige Zeilen und bat um Hil-

terſtützung für ſein Kind. Er gab keine Antwort. Ich wiederholte meine Bitte dringender; denn immer mehr drängte mich die Noth. Er jagte meinen Boten mit ſchmähenden Worten fort. — Ich müßte klagen, hieß es nun. Und auch darin mußte ich, trotz meines innern Widerſtrebens, willigen, um die Schlechtigkeit der Menſchen noch deutlicher und gräßlicher kennen zu lernen.“

„Einige Wochen waren verſtrichen, ohne daß ich etwas von dem Erfolge meiner Klage erfahren hatte. Eines Tages, wo ich mit meinem Kinde auf dem Arm ausgegangen war, um Brod zu kaufen, kam ich, ohne es zu wiſſen, bey dem Hauſe des OberAuditeurs vorbey, in welchem die Kriegsgerichte gehalten werden. In dem Augenblick tritt ein Unterofficier aus der Thür, der Schwager meiner Wirthin, dem meine Geſchichte bekannt war, und

da er mich erblickte, ſagte er mit zitternden Lippen zu mir: Er hat es abgeſchworen. — Wer? was? frug ich beſtürzt. — Der Graf; Ihr Kind. — Dieſe Worte betäubten mich; ich ließ ſie mir wiederholen und begriff ſie nicht. Da aber der Graf jetzt ſelbſt auf die Straße trat, und frech, mit zurückgeworfenem Kopfe nach der andern Seite abging, ergriff mich ein ſolcher Wahnſinn, daß ich mein Kind krampfhaft faßte, um es von der Brücke, auf der ich ſtand, hinabzuſchleudern. Aber Gottes Güte bewahrte mich vor dieſem neuen Verbrechen. Da ich das Kind ſo ergriff, weinte es und ſtreckte ſeine Aermchen flehend nach mir aus. Da brach mir das Herz, und ich gab Gott die Rache des Böſewichts anheim. Wie ich nach Hauſe gekommen, weiß ich nicht. Aber ich fiel kurz darauf in eine ſchwere Krankheit, in der ich nichts von mir wußte; und nur

die Wohlthätigkeit meiner armen Wirthin, die selbst die größte Noth litt, rettete mich. Gott vergelte es ihr! Aber wie glücklich wäre ich gewesen, hätte er mich durch den Tod von allem diesem Jammer erlößt, und dieses arme Kind dazu, das, so unschuldig es selbst ist, mich doch täglich an meine Schuld, und was mir fast noch entsetzlicher ist, an die Verruchtheit seines gewissenlosen Vaters erinnert."

So endigte das unglückliche Weib die traurige Geschichte, die sie oft durch ihre Thränen unterbrach. Mein Vater, der beym Anfang ihrer Erzählung über seinen Rechnungen saß, und kaum aufzumerken schien, wie er in solchen Fällen gewöhnlich that, ob er schon kein Wort verlohr, war, als der entscheidende Augenblick nahte, aufgestanden, und ging mit immer hastigern Schritten auf und ab. Bey den Worten aber: „Er hat es abgeschwo-

ren," ſtand er plötzlich ſtill, wie vom Blitze getroffen; ſeine Blicke hefteten ſich auf die Erzählende; ſein Mund war geöfnet, ſeine Hände bis gegen die Bruſt erhoben. Dann ſanken ihm die Arme langſam wieder, und vor ſich hin ſehend ſetzte er ſein Wandeln langſamer fort. Man ſah, daß etwas in ihm vorging und daß er auf Rath ſann. Nach einer kurzen Friſt, und nachdem er die Arme mit einigen tröſtenden und aufrichtenden Worten entlaſſen hatte, nahm er ſeinen vorigen Platz wieder ein, und endigte ſein Geſchäft mit der Ruhe, die er immer hatte, wenn er ſeines Entſchluſſes Meiſter geworden war.

Am folgenden Morgen ging er ziemlich früh aus, um, wie er nachher erzählte, Nachricht von dem gegenwärtigen Thun und Laſſen des Grafen einzuziehen. Auſſer mehr als Einer Bäuberey, deren ihm jetzt keine unerwartet war, erfuhr er, daß er

sich, von Schulden erdrückt und von seinen Gläubigern hart gedrängt, seit geraumer Zeit um die Hand eines eben so reichen als schönen Mädchens, der Tochter des angesehensten Kaufmanns der Stadt, bewerbe, daß die Mutter diese Bewerbung begünstige, der Vater aber Schwierigkeiten mache, seine Tochter einem verschuldeten und seiner Sitten wegen übel berüchtigten Manne zu geben. Es sey indeß unverkennbar, daß sich der Graf seit einiger Zeit Mühe gebe, seinen Ruf zu verbessern und den Schein regelmäßigerer Sitten anzunehmen; so daß er durch diese Bemühung, unterstützt durch die Eitelkeit der Mutter und ihrer ganzen Familie, doch wahrscheinlich zu seinem Ziele gelangen werde.

Diese Nachrichten kamen der Absicht meines Vaters zu Statten. Er begab sich sogleich zu dem Grafen und verlangte

gemeldet zu werden. Der Bediente maß ihn vom Kopfe zu den Füßen, ging zögernd hinein, und kam mit der Antwort zurück, sein Herr sey beschäftigt, er möchte ihm hineinsagen lassen, was er begehre. Es war offenbar, daß er einen mahnenden Gläubiger fürchtete. Mein Vater antwortete, er habe einen Auftrag, der für den Herrn Grafen von Wichtigkeit wäre, und nicht in andre Hände gegeben werden könnte; er bäte also, wenn es irgend möglich wäre, um Audienz.

Jetzt wurde mein Vater hereingelassen. Der Graf saß auf dem Sopha in bequemer Morgenkleidung, die Beine über einander geschlagen; in den Händen eine goldene Dose, mit der er gedankenlos spielte. Mein Vater begrüßte ihn mit scheinbarer Ehrerbietung; der Gruß wurde nachläßig erwiedert. Ich habe einen Auftrag an Sie, Herr Graf, hub

mein Vater an, der Ihr Herz in Anſpruch nimmt, und da ich nicht zweifeln kann, daß einem Manne von Ihrem Stande jede Gelegenheit zur Grosmuth erwünſcht iſt, ſo habe ich kein Bedenken getragen, dieſem Auftrage — was Sie verzeihen werden — eine beſondere Wichtigkeit beyzulegen. — Der Graf runzelte die Stirn, während ſich ſein Mund zu einem ironiſchen Lächeln verzog. — Sie ſind der Kaſtenvorſteher..... (den Nahmen konnte er nicht finden) Nur kurz, wenn ich bitten darf; ich bin beſchäftigt, wie ich Ihnen ſchon durch meinen Bedienten habe ſagen laſſen. — So kurz als möglich, erwiederte mein Vater mit einer leiſen Verbeugung; der Graf warf den Kopf zurück. — Eine Unglückliche, welche beſſere Tage geſehen hat, und jetzt im Elende ſchmachtet, ſucht durch mich bey Ihnen, Herr Graf, Hülfe gegen Ver-

zweiflung. Ich hoffe, Ihre Grosmuth wird dieſe Bitte nicht zurückweiſen. — Der Graf griff in die Taſche, zog ſeinen Beutel zur Hälfte heraus, ließ ihn dann wieder zurückſinken und ſagte: Dieſe Art von Zumuthung kömmt ſehr oft an unſer einen, und je bereitwilliger man iſt zu geben, deſto zudringlicher iſt die Betteley. Schicken Sie die Perſon zu mir, für die Sie intercediren, Herr Kaſſenvorſteher; und wenn ſie meine Unterſtützung verdient, ſo will ich ſehen, was ich für ſie thun kann. Dabey nickte er gnädig mit dem Kopfe und der Hand und wollte ſo meinen Vater entlaſſen.

Mein Vater lächelte, während ſich ſein Herz im Innerſten empörte. Meine Bitte, ſagte er, geht nicht auf ein einfaches Allmoſen, das man Einmal für allemal gibt, und dann zugleich mit dem Empfänger vergißt. — Nun auf was

denn ſonſt? fragte der Graf mit verdrüß-lichem Ernſte, indem ihm die Röthe des Aergers auf die Stirn trat; auf was denn ſonſt, wenn ich fragen darf? — Die Perſon, für die ich bitte, erwiederte mein Vater, iſt keine gemeine Bettlerin. Sie hat beſſere Tage geſehen. — Von Stand? frug der Graf haſtig. — Nicht was Sie ſo nennen, antwortete mein Vater; aber von einem rechtlichen, bra-ven Stande, die Tochter rechtſchaffener Eltern, ſelbſt rechtſchaffen, fleißig, fromm und von Allen, die ſie kannten, geachtet, bis das Unglück über ſie einbrach. — Der Graf ſah verdrüßlich vor ſich hin und gähnte. Sie haben gehört, daß ich be-ſchäftigt bin, ſagte er, und machen mir da einen unendlichen panégyrique — eine ewige Lobrede einer ..... Mein Vater bat um Nachſicht, und erzählte nun, oh-ne einen Nahmen zu nennen, in gedräng-

teſter Kürze, aber ohne einen weſentlichen Umſtand auszulaſſen, die Geſchichte der Unglücklichen, ihre Verführung, ihren Fall, ihr Elend und die Gewiſſensloſigkeit ihres Verführers, von welchem er als von einem ihm unbekannten ſprach. — So langweilig der Graf beym Anfange dieſer Erzählung vor ſich hingeſehen hatte, ſo wurde er doch bald aufmerkſam und immer aufmerkſamer, und bald gerieth er bey ihrem Fortgange in die peinlichſte Verlegenheit. Er wollte lächeln, aber ſeine Muskeln verſagten ihm den Dienſt; er öffnete und ſchloß die goldene Doſe unzähligemal, drückte ſie krampfhaft zwiſchen den Händen, und ſeine Füße, mit denen er anfänglich geſpielt hatte, ſchienen erſtarrt. — Er ſuchte ſich aber zu faſſen, ſtand auf, und ſagte, nach dem Fenſter gewendet, als ob auf der Straße etwas ſeine Aufmerkſamkeit erregte, mit ange-

nommener Gleichgültigkeit: Die Perſon iſt zu beklagen; aber was kann ich für ſie thun? — Und dann ſich umkehrend und feſter auftretend: Mit einem einfachen Allmoſen ſind Sie nicht zufrieden, ſagen Sie? — Dieſes würde die Unglückliche nur demüthigen, ohne ihr zu helfen. Sie bedarf und verdient eine regelmäßige Unterſtützung; und ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie ihr dieſe gewähren, da Sie von ihrem Schickſal ſo ergriffen ſcheinen. Dieſe Theilnahme würde ſich ohne Zweifel noch erhöhen, wenn ich Ihnen den Nahmen der ſo ſchändlich Verführten und Verlaſſenen nennen wollte — Der Graf ſtand auf Kohlen — Sie behauptet, von Ihnen gekannt zu ſeyn, mit Ihnen in Einem Hauſe gewohnt, für Sie gearbeitet, öfters mit Ihnen geſprochen zu haben. — Wohl möglich, ſagte der Graf und wollte gleichgültig ſcheinen,

aber ſeine Lippen zitterten. Mein Vater blickte ihn mit unverwandten Augen an; er konnte nicht zur Faſſung kommen. Sein Zuſtand war peinlich. Endigen wir, ſagte er zuletzt. Ich habe Ihnen ſchon geſagt ... In der That, es iſt ſonderbar, daß Sie ſich .... Er konnte keinen Satz ausſprechen. Die Augen meines Vaters blitzten ihn noch heftiger an, und er ſagte mit Ruhe: Eine Unglückliche, die es durch fremde Nichtswürdigkeit iſt, ein Kind, das nur die Schuld ſeines gewiſſenloſen Vaters trägt, dem Elende, vielleicht dem Verbrechen entreiſſen, Herr Graf, iſt Pflicht eines jeden Menſchen; mehr vielleicht noch Pflicht eines Mannes von angeſehenem Nahmen, und — eines Bekannten, Herr Graf, eines Bekannten. — Der Graf griff wieder in die Taſche. Kein Allmoſen, Herr Graf, ſagte mein Vater mit ruher, aber feſter

Stimme. Kein Allmoſen; ich wiederhole es. Wollen Sie nicht in einen Gehalt willigen, auf den die Perſon, als ihre ehemalige Freundin, Anſprüche zu machen glaubt, ſo habe ich Ihnen nichts weiter zu ſagen. Ich habe noch Freunde, die ſich der Unglücklichen annehmen. Der Kaufmann ... (er nannte den Nahmen des Mannes, um deſſen Tochter der Graf ſich bemühte) iſt mein Freund, und ein Freund der Armen; er wird mir, ich weiß es gewiß, meine Bitte nicht abſchlagen, wenn ich ihm die Geſchichte der Unglücklichen ſo erzähle, wie ich ſie Ihnen erzählt habe. — Bey dieſen Worten machte er Mine wegzugehen. Der Graf ſchien beſtürzt; die Erfüllung der Drohung meines Vaters hätte alle ſeine Hofnungen zerſtört. Er faſte ſich alſo und ſagte: Wenn es eine grosmüthige Handlung gilt, ſoll man nicht ſagen, daß ich mich von

irgend einem Menſchen übertreffen laſſe. Sie haben nicht nöthig, ſich zu jemandem Anders zu bemühen. Ich bewillige einen Jahrgehalt, der mit Ablauf dieſes Vierteljahrs ſeinen Anfang nehmen ſoll. — So glaubte er für's Erſte die Sache von ſich weg zu ſchieben. Mein Vater war auch darauf gefaßt. Er ließ ihn nicht loß; und nach einem langen niedrigen Feilſchen um die Größe der Summe und die Dauer der Verpflichtung, unterſchrieb endlich der Graf ein Verſprechen, das mein Vater auf der Stelle entwarf, und ſtellte eine genügende Anweiſung aus.

Der dringenden Noth war nun freylich abgeholfen; aber die Unglückliche hatte das Maaß ihres Elendes noch nicht erfüllt. Das Gefühl ihrer Schande laſtete unaufhörlich auf ihr; ſie konnte die frühere heitre Zeit ihrer Unſchuld nicht vergeſſen: ſie warf ſich das Unglück ihres Ver-

lobten und den Tod ſeiner Mutter vor; ſo verlohr ſie Ruhe und Schlaf, und fiel endlich in Wahnſinn. In ihrer Verwirrung klagte ſie ſich des Kindermordes an, und jammerte, daß ſie nun zur Schande ihrer Eltern auf dem Rabenſteine ſterben müſſe; und wenn man ihr dann, um ſie zu beruhigen, das Kind zeigte, ſagte ſie, das ſey der Engel ihres Kindes, der ſie zu ſich rufe; ſie wollte ihm auch gern folgen, aber die drey ſchwarzen Finger des Grafen, mit denen er den Meineid geſchworen, hinderten ſie daran. Nachdem ſie ſich ein Jahr lang ſo gequält und abgezehrt hatte, kam ſie plötzlich wieder zu Verſtand, verlangte nach ihrem Kinde, weinte und betete über ihm, und ließ meinen Vater zu ſich bitten. Dieſem empfahl ſie den Knaben, dankte ihm für all das Gute, was er ihr erwieſen, und ſagte ihren Tod voraus. Sie ſtarb zur be-

ſtimmten Zeit. Für ihr Kind wurde geſorgt. Es iſt ein tüchtiger Handwerker geworden und ein rechtſchaffner Mann.

Was den Grafen betrifft, ſo wurde ihm die reiche Braut, auf die er und ſeine Gläubiger gehofft hatten, nicht zu Theil. Um ſich zu tröſten, oder um ſich den Augen der Leute zu entziehen, entfernte er ſich auf einige Zeit, und kehrte mit einer Frau gleichen Standes zurück, die ihn in ihr Netz lockte, da er ſich das Anſehen eines reichen Mannes gegeben hatte. Auch er hielt ſie für reich, und beyde ſahen zu ſpät, daß ſie betrogen waren. Nun geſellten ſich zu der alten Hoffarth Armuth und Zwietracht; und da auch der Schein nicht mehr zu retten war, ergab er ſich dem Trunke und ſeine Frau lief mit einem Schauſpieler davon. Noch jetzt ſieht man ihn bisweilen durch die Straßen wanken, wenn ihn ein ſon-

niger Tag aus dem düſtern Hinterſtübchen lockt, in welchem er gewöhnlich ſein dürftiges Alter verbirgt, und das kümmerliche Allmoſen, das ihm einige vornehme Familien abreichen, verzehrt.

* * *

Es fehlte nicht an Leuten, die meinen Vater tadelten, wenn ſie ſahen, daß er ſich ſo für Andere abmühte, um Andrer willen ſich Feindſchaften zuzog, und oft ſelbſt bey denen, für die er arbeitete, wenig Dank fand. Dann pflegte er zu ſagen, er habe als Kind aus dem Munde ſeiner Mutter eine Geſchichte gehört, die ihn immer in die Gedanken komme, wenn er Luſt fühle, auf ſolchen Rath zu hören. Vor alter Zeit, hatte ſie geſagt, lebte ein Weib, das war ſo glücklich mit ſeinem Manne, als ob es im Himmel wäre. Sie hatte keinen Wunſch als für ihn und

seine Liebe gewährte ihr Alles, was sein Herz begehrte. Sie begehrte aber nichts, als was gut war, und ihrem Manne auch Freude machte. Das ungetrübte Glück dieser Eheleute erregte den Neid eines bösen Nachbars; und dieser wußte es einzurichten, daß Räuber die Frau einst wegfingen und sie an eine einsame Insel brachten und daselbst aussetzten. Da war nun das arme Weib in seinem Elende allein, und sehnte sich nach der Heimath und dem verlassnen Gatten; und sie saß den langen Tag auf einem Felsen am Ufer und sah in das Meer nach der Gegend hin, wo ihr Land lag, und fragte nicht nach Speis und Trank; denn ihre Sehnsucht war ihre Nahrung. Aber aus dem nackten Felsen schossen Zweige auf, und wölbten sich über ihrem Haupte, und bedeckten sich mit Blüthen und köstlichen Früchten, und ein silberheller Quell sprn

delte neben ihr aus dem Geſtein, und rollte murmelnd und ſchäumend an ihren Füſſen hin in das Meer. Wie ſie nun ſo auf dem Felſen ſaß, kam ein Schiffbrüchiger angeſchwommen, der matt und dem Tode nah noch mit den Wellen kämpfte; den zog ſie an's Land, trocknete und erquickte ihn, und gab ihm von ihren beſten Früchten; dann kam noch Einer und wieder Einer, und immer ſo fort, und ſie zog Alle an's Ufer und hatte viele Mühe. Alle aber verließen ſie, und ſuchten ſich ein beſſeres Unterkommen, und die wenigſten dankten ihr; ja einige ſchalten ſie ſogar, daß ſie ihnen beym Herausziehen wehe gethan. Sie aber raſtete darum doch nicht, ſondern rettete immer fort; denn es war ihr, als müßte ſie es thun, wenn ſie wieder in ihre Heimath kommen wollte. Nachdem ſie das nun viele Tage und Nächte gethan hatte, ſchlief ſie eines

Abends ein; und als ſie wieder erwachte, ſchwamm ſie in einem Nachen auf dem ſpiegelglatten Meer, und der Himmel wölbte ſich über ihr mit unzähligen Sternen, und unzählige Sterne glänzten ihr aus der Tiefe entgegen, und der Nachen eilte immer fort, und ließ eine lange ſilberne Furche hinter ſich. Jetzt brach der Morgen an, und vom Glanze des Frühroths vergoldet, lag ein bekanntes Ufer vor ihr, und nahm ſie auf. Es war dieß das Ufer ihrer Heimath, nach dem ſie ſich ſo lange geſehnt hatte, und auch der geliebte Gatte war wieder da; und es war Alles wieder wie ehedem voll Zufriedenheit und Freude, nur daß der böſe Nachbar ſeitdem geſtorben war. — Wenn ich ſo das Leben betrachte, fuhr mein Vater fort, ſo kömmt mir die Erde wie jenes Eiland vor, an das nur Hülfsbedürftige anſchwimmen, und es iſt mir, als wäre

Retten und immer Retten die eigentliche Beſtimmung des Menſchen, der an Gott glaubt. Ich darf mich nicht umſehen, ſo ſchwimmt ſo ein unglücklicher Verlohrner den ſchroffen Klippen zu, und es iſt wahrhaftig nicht blos das Daſeyn, was da zu retten iſt. Die ſchlimmere Noth iſt meiſt die im Innern verborgene, die oft ganze Geſchlechter um Ruh und Seligkeit zu bringen droht. Da iſt kein Raſten erlaubt; da kann man die Hände nicht in den Schooß legen.

* * *

Zu unſerm kleinen Hausweſen gehörte eine alte Magd, eine gute treue Seele. Sie war als ein Findelkind in dem Hauſe meiner mütterlichen Großeltern aufgenommen worden, hatte meine Mutter als Kind erziehen helfen, und war nun auch wieder meine Wärterin. Sie kannte kei-

ne Freude als ihren Dienſt, den ſie ſtill und unverdroſſen vor ſich hin that, nur ſorgend, daß ihrer Herrſchaft nichts mangelte. Ihre Herrſchaft und das Haus war ihre Welt. Mehrere rechtliche Männer hatten ſich in ihrer Jugend um ſie beworben; ſie hätte auch wohl den Einen oder den Andern leiden mögen; aber der Gedanke, ihre Herrſchaft verlaſſen zu müſſen, ließ keine Neigung bey ihr aufkommen. Hieran ſcheiterte jeder Rath, jede Zuſprache. Sie ſagte dann wohl, wie ſie in die Welt geworfen worden, ſo wolle ſie auch hinausgehen, ohne jemandem weiter anzugehören; und wenn ſie nur denen treu diente, die ſie als Waiſe väterlich aufgenommen, ſo werde Gott ſie auch väterlich aufnehmen, wenn ſie allein in ſeine Welt käme. In den letzten Jahren ihres Lebens erblindete ſie. Dieß hinderte ſie aber nicht in ihrem Dienſte, nur daß

ſie ſich bisweilen in der Zeit irrte, und ſchon um Mitternacht aufſtand, um den Tag anzufangen. Auch da war jedes Abwehren umſonſt, und wenn jemand anders ihre Geſchäfte thun wollte, klagte ſie bitterlich, daß man ſie nöthigen wolle, denen zur Laſt zu ſeyn, die ſchon ſo viele Laſt mit ihr gehabt hätten. Wollte man ſie alſo vergnügt ſehen, ſo mußte man ſie nach ihrer Weiſe ſchaffen laſſen. So trieb ſie es bis in ihr achtzigſtes Jahr. Eines Tags, nachdem ſie alle Arbeit bey Seite gebracht, und auch noch für den andern Morgen geſorgt hatte, wurde ſie früher als gewöhnlich müde, legte ſich nieder, ſchlief ein und erwachte nicht wieder.

Auch ein Canarienvogel gehörte zu unſern Hausgenoſſen. Er kam eines Abends, als mein Vater unter ſeinen Blumen ſaß, von einem benachbarten Dache auf einen Roſenſtock herabgeſchwirrt

und hüpfte von da meiner Mutter auf den Schooß, wo er ganz bekannt um ſich her ſah, und ſich willig greifen ließ. Da er vergebens ausgeboten wurde und niemand etwas von ihm wiſſen wollte, nahmen wir ihn als einen Schützling in unſre Stube auf, und ſeine zahme Vertraulichkeit machte Allen, und mir insbeſondre, die gröſte Freude. Was man ein ſo kleines Thier lehren kann, ohne es zu plagen, brachte ich ihm bey; einiges lernte er auch ohne Anweiſung. Mein Vater war immer ein Freund der Muſik geweſen und beklagte oft, keine Gelegenheit gehabt zu haben, ein Inſtrument zu lernen; aber er pfiff ſehr gut mit dem Munde, und bisweilen, wenn er bey ſeinen Rechnungen ſaß, modulirte er ſo ein geiſtliches Lied. Unſer Vögelchen ſaß dann auf ſeinem Käfich, und hörte aufmerkſam zu; und eines Morgens verſuchte er zu unſrer

Verwundrung und Freude Bruchstücke der Melodie: Nach einer Prüfung kurzer Tage. Bald hatte er es ganz gelernt. Einige Jahre darauf hatte er das Schicksal unsrer guten Regine; er wurde blind; und nun sang er weniger am Tage, aber oft mitten in der Nacht. An dem Morgen aber, an welchem mein Vater zu Grabe getragen wurde, und die Leichenbegleitung auf der Straße versammelt war, stimmte der alte blinde Sänger das Lied an: Nach einer Prüfung kurzer Tage ꝛc. und sang' es ohne Anstoß aus. Wenige Stunden darauf fiel er kraftlos von seinem Sitze und war tod.

* * *

Mein Vater las gern vor. Er hatte ein leichtes und angenehmes Organ, das sich jeder Gattung des Vortrags anschmiegte und jede Farbe des Gefühls wiedergab.

Einen groſsen Theil meines Unterrichts, den er ſonſt niemandem anvertraute, erhielt ich durch dieſes ausdrucksvolle Vorleſen; ich ſelbſt wurde frühzeitig darinne geübt, und wechſelte ſpäterhin oft mit meinem Vater ab. Dieſer war der Meinung, daſs der geiſtige Verkehr unter den Menſchen abgenommen habe, und immer herzloſer werde, je mehr das Stilleſen aufkomme. Dieſes wiege den Geiſt in einen trägen Schlummer, während dem ſich die Gedanken oft bis zur gänzlichen Formloſigkeit verdunkelten; ſtatt daſs ſie durch die lebendigen Töne erweckt, belebt und befruchtet würden. — Was bey dem Einen oder dem Andern vorzüglich anſprach, wurde dann wiederholt, oft auch in das Tagebuch eingetragen, auswendig gelernt und von Zeit zu Zeit wieder vorgenommen. Sehr ſchnell rückten wir zwar auf dieſe Weiſe nicht vor, aber

dafür verlohr ich auch wenig von dem, was ich las. Faſt Alles wurde mein Eigenthum, indem es ſich mit dem, was ich ſchon wußte, verknüpfte, oder mit dem, was ich ſelbſt dazu dachte, ſo verband, daß ich jetzt beydes nicht mehr von einander zu ſondern im Stande bin. Ein groſſer Theil meines geiſtigen Daſeyns knüpft ſich an ſolche ſchriftliche Uebungen, die mir zum Bedürfniſſe geworden ſind, und die ich deshalb unter allen Verhältniſſen bis auf den heutigen Tag fortgeſetzt habe. Von faſt funfzig Jahren her liegen meine Gedächtnißbücher aufbewahrt. Oft, wenn ich in ihnen blättere, tritt mir die Zeit, wo ich jedes ſchrieb, wieder lebendig vor die Seele; die Gedanken, die ich dabey niedergelegt hatte, ſtehen wieder auf, und es iſt mir, als ob mich ein ewiger Frühling mit der ganzen Herrlichkeit ſeiner Blüthen und Blumen umgäbe, wenn ich

[illegible]

und wie ich jetzt erst Vieles verstehe und vollständig begreife, was ich früher nur meinte zu verstehen. Wie sehr mich dieser Genuß erheitert, kann ich kaum sagen; aber er gibt mir ein Gefühl von Jugend und erhält mein Gedächtniß; und ich gestehe ohne zu erröthen, daß ich den größten Bücherschatz nicht für diese kleine Bibliothek nähme, welche die Geschichte meines innern Lebens nicht sowohl durch das, was sie mit ausdrücklichen Worten sagt, als durch das, was sie weckt und woran sie erinnert, in sich faßt.

Was übrigens die Gewohnheit des lauten Leses betrifft, so ist es mir wohl nicht zu verdenken, wenn ich ihr mit Wärme das Wort rede, da sie die erste zufällige Veranlassung zu meinem so glücklichen

[illegible]

die Schule besuchte. Er machte sich uns zuerst durch seine angenehme Stimme bemerklich, die er mit der Laute begleitete; und immer freute es uns, wenn noch spät in der Nacht die Töne seines einfachen und gefühlvollen Gesanges zu uns herüberkamen. Mein Vater las uns in jener Zeit Klopstocks Messias vor, welcher eine neue Erscheinung war, und uns mit seinem frommen, wunderbar reichen Inhalte, und seiner hohen, ungewöhnlichen Sprache, eine Stimme von oben und ein neues Evangelium schien. Es war Sommer, die Fenster waren geöffnet, und wir bemerkten einigemal, daß, während gelesen wurde, unser junger Nachbar am Fenster stand und aufmerksam zuzuhören

[illegible]

[illegible]. Eines Abends nun, als mein Vater an der Thür saß, fand sich auch der Wirth des jungen Menschen ein, erzählte von seinem fleißigen Haubgenossen, wie er mit geringer Unterstützung der Seinigen doch so rechtlich lebe, und Alles ordentlich halte; nur auf Bücher könne er nicht so viel wenden, als er wünschte. So habe er in diesen Tagen eine große Begierde geäußert, ein Buch zu haben, das die Geschichte des Heilandes in schönen Versen erzähle, und aus dem er bey uns habe vorlesen hören. Er schloß endlich mit der Bitte, die er in seinem eignen Nahmen that, ob mein Vater nicht dem jungen Menschen das schöne Buch leihen wolle; für Schaden wolle er einstehen. — Niemand war bereitwilliger eine solche Bitte zu erfüllen, als mein Vater, der, begeistert wie er von dem herrlichen Gedichte war, gern die ganze Welt zur Theilneh-

[illegible] so sehr es seinem jungen Hausgenossen zu bringen, von dessen Dank und Freude, sagte er, er schon zum Voraus gewiß wäre.

Nach Verlauf von einigen Tagen fand sich der ehrliche Nachbar wieder ein, schüttelte meinem Vater die Hand und sagte: „Ihr Buch hat Wunder gethan. Es hätte wenig gefehlt, so wäre mir mein Sebastian um den Hals gefallen, als ich es ihm brachte. Seitdem geht er nicht davon, und vergißt Essen und Schlaf. Er hat uns auch daraus vorgelesen, und meine Frau sagt, es klänge wunderschön. Mir ist es zu hoch; ich kann da nicht nachkommen." — Zuletzt bat er für seinen Sebastian um die Erlaubniß, mir das

[illegible]

[illegible]

Dieser Sebastian, meine theure Henriette, ist dein Vater, und dieses war die erste Veranlassung unsrer Bekanntschaft. Dein Grosvater gewann ihn lieb, und da er überhaupt gern mit der Jugend verkehrte und ungemein lehrhaft war, unterhielt er sich viel mit ihm. Oft sagte er dann zu uns: eine so redliche Seele, ein so gerader, offener Sinn und ein so gesundes Urtheil ist mir nicht leicht vorgekommen. Man kann ihm durch die hellen Augen bis in's Herz sehen. Es ist schade, daß er nicht geistlich studiren soll.

Das war denn auch des armen Sebastian größter Kummer. Sein Vormund, ein tüchtiger Jurist, hatte ihn auch für das Rechtsfach bestimmt. Das sagte er, nährt seinen Mann am besten, und da kann ich ihm auch forthelfen.

Sein Mündel aber hatte sein ganzes Herz an die Theologie gehängt, und diese Neigung wurde durch die Gespräche meines Vaters, der noch immer mit Liebe an seinem eignen Studium hing, täglich verstärkt. Eines Abends nun trat er mit verklärtem Gesichte bey uns ein. Ich habe Briefe vom Haus, sagte er; mein alter Vormund ist gestorben; mein Wille ist nicht mehr gebunden. Ich studire geistlich. — Gott segne deinen Entschluß, mein Sohn, erwiederte mein Vater.

Von dieser Zeit an schien mein Vater seinen jungen Freund noch lieber zu gewinnen. Seine Unterredungen wurden noch häufiger und inniger, und die meisten bezogen sich auf seinen künftigen Stand. Fast kein Abend verging, ohne daß Sebastian zu uns kam, mit uns bey den Blumen saß, zur Laute sang, vorlesen hörte, oder selbst vorlas. Er war ein

Theil unsrer Familie geworden, und meine Eltern betrachteten und behandelten ihn, wie ihren eignen Sohn. Von einer Neigung zu mir ließ er nichts spüren. So offen er sonst auch war, so blöde war er gegen mich, und wenn er das Wort an mich richten mußte, erröthete er. Auch gingen Wochen, ja Monate hin, ohne daß wir ein Wort zusammen wechselten; zu einem Gespräch zwischen uns kam es nie. Er hat mir späterhin wohl gestanden, daß er vom ersten Anfange an eine große Liebe zu mir gefühlt habe, aber daß die Tochter eines so ehrwürdigen Mannes, wie ihm mein Vater erschienen, ihn lieben oder ihm je angehören könne, das sey ihm nicht in den Sinn gekommen. Ich aber dachte meiner Seits „wenn du einen Mann haben möchtest, so müßte er so wie Sebastian seyn.“ Dabey aber blieben meine Gedanken stehen. Es war mir an-

[illegible]

[illegible]

ein Wort zu sagen, waren mir die Thränen nah. Daß das Liebe seyn könnte, fiel mir nicht ein; auch meinen Eltern wohl nicht. Länger als drey Jahre blieb er weg. Binnen dieser Zeit schrieb er fleißig an meinen Vater; meiner aber geschah in seinen Briefen keine Erwähnung. Ich glaubte von ihm vergessen zu seyn, und dieß wunderte mich nicht; denn als er uns verließ, war ich fast noch ein Kind. Doch that es mir weh, und ich erinnere gar wohl, daß mir oft im Traume die Weisen seiner Lieder vorkamen, vornemlich die, welche Beziehung auf Trennung und Wiedersehen hatten.

Die Universitätszeit war nun verflossen; da trat er eines Abends ganz unerwartet zu uns herein. Als ich ihn erkannte,

lebhafte Ach! — Auch er ſchien durch meinen Anblick überraſcht; wendete ſich aber gleich zu den Eltern, die ihn mit der größten Herzlichkeit empfingen. Menſchen von großer Herzensgüte werden ſich durch Trennung nicht fremd; ſie erkennen ſich wieder an den leiſeſten Tönen der alten Liebe; und an ihnen und durch ſie webt die Erinnerung einen Uebergang über die Kluft der Zeit. Nach wenigen Fragen und Antworten fand ſich Alles wieder in dem alten Ton, und Vater Rudolph, Mutter Sabine, und Sohn Sebaſtian ſchloßen ſich wieder, wie vormals, als Glieder Einer Familie zuſammen. Die alten Beſchäftigungen und Unterhaltungen fanden wieder Platz, und damit kein

Glied in der alten Ordnung fehlte, bezog der Zurückgekehrte, zur groſsen Freude seiner alten Wirthe, dasselbe Dachstübchen wieder, das er als Schüler bewohnt hatte.

Warum hat doch die Wiederherstellung einer alten Gewohnheit einer zufälligen Einrichtung, einen so groſsen Reiz, ja, etwas so Rührendes, während wir doch sonst dem Neuen so nachjagen und nach Veränderung oft mit einer krankhaften Begierde trachten? Gewiſs ist es nicht die Wirkung der Trägheit, die uns wohl an einer alten Gewohnheit halten, und über ihre Unterbrechung verdrüſslich machen kann; so wie auch nicht die Verknüpfung gewisser Ideen, die zwar ein Interesse haben, aber doch allein jene Erscheinung auf keine Weise erklären kann. Jene herzliche Freude, die wir fühlen, wenn das, was vorbey und aus den alten

Fugen gelöſt zu ſeyn ſchien, zufällig in ſie zurückkehrt, ſollte ſie nicht mit der tiefen Sehnſucht nach dem durchaus Unveränderlichen zuſammenhängen, als deſſen Symbol das Beharrliche aus der Fluth der Erſcheinungen hervortritt? Geſchieht dieſes durch eine unerwartete Wiederherſtellung, ſo ſcheint ſich um deſto mehr ein Geſetz des Beharrlichen kund zu geben, das uns für das Ewigbeharrliche gut ſagt. So hat auch ſelbſt die Wehmuth über das Dahinſchwinden der Dinge dennoch einen ſüßen Kern, indem wir das Vergehen nicht betrauern würden ohne den Gedanken an das Unvergängliche, vor dem die irdiſchen Dinge vorüberziehen. Dieſer Gedanke iſt die Folie des Spiegels der äuſſern Welt, der dunkle Hintergrund, der ſie auffängt, und deſſen Unergründlichkeit wir dann eben recht inne werden, wenn die äuſſern Erſchei-

nungen hell und flüchtig über ihn hinglei-
ten. Wie dem aber auch ſey, oft und viel
hab' ich erfahren, wie ein unerwartetes
Wiederkehren des Alten erfreut; und ſo
ſchien uns jetzt erſt Sebaſtians Rückkehr
recht erfreulich, da er ſeine vorige Woh-
nung wieder bezogen hatte, und uns mit
ſeinem leiſen Geſange zur Ruhe begleitete.

Unſer Verhältniß blieb noch geraume
Zeit, wie es geweſen war. Seine Schüch-
ternheit gegen mich hatte ſich indeß etwas
gemindert; er richtete das Wort öfter an
mich, und zog mich gern in's Geſpräch.
Es ſchien ihn zu freuen, wenn ich ihm
beyſtimmte; und ich will nicht leugnen,
daß, wenn ihm meine Aeuſſerungen ge-
fielen, ich beſſer mit mir zufrieden war.
So geſchah es bey dieſem gegenſeitigen
täglichen Verkehr, daß wir unſre innerſten
Geſinnungen über Alles, was den Men-
ſchen das Wichtigſte und Heiligſte iſt, auf

das Vollkommenſte kannten, unſer eigenes Verhältniß zu einander ausgenommen. In der Stadt hielt man uns ſchon längſt für verlobt; wir waren es auch nach unſern Geſinnungen, und, wie man zu ſagen pflegt, vor Gott, aber wir wußten es nicht. Nie hatte er von Liebe geſprochen, und wie ſein Mund, ſo waren auch ſeine Blicke zurückhaltend. Nur einmal erinnere ich mich, daß ich zufällig von der Arbeit aufſah, und bemerkte, daß ſeine Augen auf mir ruheten. Ich erröthete; auch er erröthete. Dieß war den Tag vor ſeiner Erklärung.

Sebaſtians Wunſch, in ein geiſtliches Amt zu treten, wurde früher erfüllt, als er gehofft hatte. Die Gemeinde in Mainau, wo er bisweilen gepredigt hatte, erbat ſich ihn, bey dem Tode des alten Pfarrers, zum Seelſorger. Er ſelbſt würde ſich keinen Ort lieber gewählt haben. Der

Wunsch der Gemeinde wurde erfüllt. Nie werde ich wieder eine so tiefe und anhaltende Freude sehen, als die seinige war. Die ganze Zeit, welche zwischen seiner Ernennung zum Amte und dem Tage der Einführung lag, war nur Ein Festtag für ihn. Die Sonne ging ihm zu langsam und zu schnell. Der Tag schien nicht kommen zu wollen, der ihn in die erwünschte Thätigkeit setzte; und doch war es ihm, als ob er nicht Zeit hätte, für Alles, was er dachte und fühlte, hoffte und wünschte.

In dieser Zeit warb er um mich. Er schien froh überrascht, als ich ihm Ja sagte; mir aber war es eben, als ob es nicht anders seyn könnte. Jedes sagte dem Andern herzliche Liebe zu, und wir fanden erst jetzt, nicht ohne frohe Verwunderung, wie lange wir uns schon geliebt hatten. Am Tag vor seiner Einführung

verlobten wir uns. Mein Vater legte unſre Hände zuſammen und, indem er meiner Mutter die Hand über die unſrigen hinreichte, ſagte er: Gott gebe Euch ſo reichen Frieden, wie er uns gegeben hat. Und meine Mutter ſprach Amen.

Dieſer Tag war nun wohl einer der Feyertage meines Lebens, deren Andenken ich mir ſo gern zurückrufe, und die wie einfache Bilder harmloſen Glücks hell und anmuthig vor meiner Seele ſtehen, ob ich ſie ſchon nicht beſchreiben und ſchildern kann. Ich war tief in meiner Seele glücklich, und da ich die vollkommenſte Ueberzeugung hatte, daß mein Eheſtand Gottes heilige Fügung ſey, ſo fühlte ich über die Ungewißheit der Zukunft nicht die mindeſte Unruhe. Gewohnt, jeden Tag zu nehmen, wie er kam, mich des Guten zu erfreuen, das Böſe durch Ergebung und Geduld zu beſiegen, bat ich Gott nur um

Kraft zur Erfüllung meiner heiligen Pflichten, und ich zweifelte nicht an der Erhörung eines Gebets, das aus meinem tiefſten Herzen kam. Ohne mir eine Kraft zuzutrauen, die ich noch nicht geprüft hatte, wußte ich doch, daß Gott in den Schwachen mächtig iſt; ich vertraute auf den Segen meiner Eltern, und auf das Beyſpiel der glücklichen Ehe, die ich täglich und ſtündlich vor Augen ſah. Der Gedanke, daß die Meinige unglücklich werden könnte, kam mir kaum in den Sinn. Alles Andre hatte ich ruhig in die Hand der ewigen Liebe gelegt.

Die Nacht, obgleich ſchlaflos, verging mir doch ſchnell, und als die erſten Strahlen des Morgens dämmerten, waren wir Alle im Hauſe wach. Sebaſtian, der ſchon am Abend auf ſeine Pfarre gegangen war, erwartete uns. Um ſechs Uhr brachen wir auf. Auch die gute blinde Re-

gine blieb nicht zurück. Sie hielt ſich an meine Hand und ſagte: „es verlange ſie doch zu ſehen, wo ihr Aennchen hinkäme.“ Ach ſie hatte ſo lange nicht die freye, friſche Luft des Feldes geathmet, noch das Rauſchen der Bäume gehört; und da ſie ſo an den duftenden Büſchen hinging, und ich ihr einen Blüthenzweig in die harte Hand legte, und die friſche Morgenluft Blumendüfte und Vogelgeſang und Brüllen der Heerden herbeywehte, da ſagte ſie: „es wäre ja wie im Himmel.“ Ach uns, die wir ſehen konnten, kam es noch mehr ſo vor.

So nah auch Mainau der Stadt liegt, ſo war ich doch nie dahin gekommen. Das Herz ſchlug mir, als wir uns näherten; und wie beym Austritt aus dem Thal das Dörfchen vor uns lag, vom Glanze der Morgenſonne übergoſſen, rund um mit Blüthenbäumen, wie mit Sträußern,

umpflanzt; die kleine freundliche Kirche in der Mitte, und das neue Ziegeldach der Pfarre durch die grünen Zweige mächtiger Linden blickend — da mußt' ich still ſtehen, und die Thränen in meinen Augen zerdrücken. Es iſt wohl recht ſchön? fragte meine blinde Begleiterin. Wunderſchön, ſagte ich leiſe. Und da kamen der guten Alten auch Thränen in die Augen, daß ſie es nicht ſehen könnte. Es war ſeit ihrem Erblinden das Erſtemal.

Am Eingange des Dorfes kam mir der Verlobte entgegen. Er konnte nicht viel ſagen; ſein Herz war, wie das Meinige, bewegt, und bey der leiſeſten Berührung floß es durch die Augen über. So eben hatten ihn die Aelteſten der Gemeinde begrüßt und ihm Glück gewünſcht. Sie hatten ihm geſagt, ſein Vorgänger habe ſein Amt funfzig Jahre lang mit Segen unter ihnen verwaltet, und zeuge jetzt

von ihnen und ihren Vätern vor Gott. Faſt zweymal habe ſich die Gemeinde in dieſer Zeit erneuert, und ſie ſey immer eine gute Heerde geweſen, ſo wie ihr Führer ein guter Hirt. Sie verſprächen ſich daſſelbe von ihm, und gelobten ihm chriſtlichen Gehorſam in Allem, was Recht wäre. — Er ſagte nicht, was er geantwortet; aber ich hätte es ſagen können, wenigſtens in ſeinem Sinne.

Als wir durch das reinliche Dorf gingen ſtanden, die Leute vor den Häuſern im SonntagsPutz, und von allen Seiten hörte ich: „das iſt die Braut! das iſt unſre künftige Pfarrin.“ Ein kleines rothbäckiges Mädchen kam über den Weg geſprungen, und gab mir, mit einem freundlichen Da! ein RoſenPaar, das an Einem Zweige hing. Ich bückte mich, um das niedliche Kind zu küſſen, aber es entſchlüpfte mir, und ſtellte ſich von fern, um

uns in das Pfarrhaus gehen zu sehen, das uns aus seinem Lindenschatten heraus mit seinen hellgewaschenen Fenstern gar freundlich anschaute und zu sich einzuladen schien. Auch das Innre war freundlich, wenn schon öde; denn der ganze Hausrath des neuen Insassen hatte eben zur Ausstattung der kleinsten Stube genügt. Die Küche aber hatten die Bäuerinnen ausgeputzt; und was den innern Wänden an Schmuck fehlte, ersetzten an den äussern die blühenden Kirschbäume, die ihre Zweige, wie Kränze um die Fenster wanden, und die Weinstöcke, welche die ganze Mittagsseite mit ihrem breiten Laube herrlich überlegt hatten. Sebastian zeigte mir Alles; nur zu Einem Fenster führte er mich nicht, das sich an der Rückwand seines Stübchens öffnete. Als ich aber von selbst daran trat, und auf den Kirchhof hinaussah, der rund um mit

Thränenweiden bepflanzt und mit Blumenbüſchen verziert, einem Garten Gottes glich, und meine Blicke ſich auf ein Grab hefteten, das mit friſchen Blumen überſät war, da trat der Verlobte zu mir, und ſagte mir, hier ſchlafe ſein Vorgänger, und in derſelben Reihe noch zwey andre würdige Pfarherren, und neben jedem ſein Weib. — Und jenes offene Grab, nicht weit davon? fragte ich. Das iſt einer Wöchnerin, antwortete er, die heute hineingelegt wird. Ihr Kind taufe ich nach dem Gottesdienſte. Die Augen waren mir ſchon lange übergegangen. Da fiel er mir um den Hals und küßte mich. Das war der erſte Kuß, den er mir gab.

Die Kirchzeit kam herbey; die Glocken läuteten; von allen Seiten ſtrömte es zu, auch aus den benachbarten Dörfern Kopf an Kopf ſtanden ſie, und füllten die Stän

de. Mir, meiner Mutter und unſrer Begleiterin hatten ſie einen Stand frey gelaſſen, und ich fand auf meinem Platze einen weißen Lilienſtengel, wie ein verkündendes Zeichen unſchuldiger Liebe. Dieſes Zeichen hat nicht getäuſcht. Wie an dem erſten Tage, hab' ich bis zum letzten hin Liebe erfahren und herzliche Theilnahme in Freud und Leid. Es war weniger eine Gemeinde als eine Familie, die von ihren geiſtlichen Hirten mehrere Geſchlechter hindurch erzogen, mit einfacher und ſanfter Lehre gebildet, und mit dem erſten Gebote des Chriſtenthums „Liebet Euch unter einander" erfüllt worden waren. Keine Gemeinde im ganzen Lande gab der Obrigkeit weniger zu thun, als die Einwohner von Mainau. Streit war ſelten, und wenn ein Streit entſtand, wurde er meiſt von den Aelteſten geſchlichtet; und man wußte kein Beyſpiel, daß Einer

ihren Ausſprüchen den Gehorſam verweigert hätte. Die Arbeitſamkeit der Mainauer war nicht weniger berühmt, als ihr friedlicher Sinn. Es gab daher keine Armen unter ihnen, die dem Orte zur Laſt gefallen wären. Trunkenheit und grobe Laſter kannte man nur aus dem Verbot, nicht aus Erfahrung.

Das Beyſpiel unſrer Mainauer, welchem auch einige benachbarte Orte mit glücklichem Erfolge nacheiferten, konnte die Ueberzeugung geben, daß die einfache Lehre des Chriſtenthums, als Mittel der Erziehung, die wahrhafte Erlöſerin vom Böſen iſt, und daß ein Prediger, wenn ihn der rechte Eifer beſeelt und durchdringt, damit Wunder thun kann. Mein Vater war auch dieſes Glaubens. Er hatte ihn in Franckes Schule eingeſogen, und durch Franckes Beyſpiel bewährt geſehen. Nur denke man nicht, pflegte er

zu ſagen, daß das Wort für ſich allein Wunder thue; dafür iſt dem Menſchen eine lebendige Seele gegeben, daß das Wort durch ſie lebendig werde. „An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen.“ Iſt nun der Geiſtliche ein dürres, unfruchtbares Holz, wie kann er da Früchte zeigen? Und wenn der Laie nicht Früchte der Lehre an dem ſieht, der ſich rühmt zu ihrer Verbreitung von Gott berufen zu ſeyn, wie kann er da glauben? Wenn ich alſo höre, daß irgendwo ein Geiſtlicher über ſeine Gemeinde klagt, und, wie es wohl geſchieht, ſie Böſewichter und Lotterbuben ſchilt, die gar nicht verdienten, daß man ſich für ſie mit Lehren und Predigen bemühe, ſo weiß ich ſchon, an w e n ich mich zu halten habe, und beklage die Verwirrung derer, welche die Nachfolge Chriſti predigen ſollen und ſich ſo viel beſſer dünken als Er. Warum ſtrömen doch ſelbſt

wilde und rohe Völker der chriſtlichen Leh-
re zu, wenn ſie ihnen nur mit dem rech-
ten Eifer gepredigt wird? Der rechte Ei-
fer aber kömmt aus der rechten Ueberzeu-
gung, und was vom Herzen kömmt, geht
zu Herzen. Jeder Frohndienſt wird
ſchlecht verrichtet; der ſchlechteſte Fröhner
aber iſt der Pfarrer, der nur um Sold
lehrt. Chriſtus ging arm durch die Welt
und in Knechts Geſtalt; auch ſeine Jünger
waren arm. Alles hatten ſie an ihren
Beruf geſetzt, und von dieſem hohen Be-
rufe getrieben, zogen ſie durch die Welt
und ſtreuten den Saamen der heilbringen-
den Lehre aus. Anſehen, Würden, Ge-
winn ſuchten ſie nicht. Auf Erden war
ihr Lohn das Kreuz, Banden und
Schmach; aber ſie ſahen hinauf und über-
wanden die Welt. Wie iſt es aber, wenn
der Pfarrer nur die Einkünfte ſeiner Stel-
le berechnet; jedem Gewinn mit Begierde

nachjagt, und mit ſeinen Pfarrkindern um den Zehnten und kleine Vortheile hadert, die Armen gering hält, wenn ſie gleich fromm ſind, den Reichen aber, wie ruchlos er auch ſey, beſſer ehrt, weil er beſſer opfert? Soll aber der Pfarrer mit den Seinigen darben, möchtet ihr fragen? Ich glaube nicht, daß es eine Gemeinde in der Welt gibt, die einen wahrhaft chriſtlichen Pfarrer, der ſein Amt nicht läſſig treibt, darben läßt. Was aber Chriſtus zu ſeinen Jüngern ſagt: Nehmet mein Kreuz auf euch und folget mir nach; das iſt zuerſt und vor Allen zu den Lehrern und Predigern geſagt. Nicht auf Genuß, Wohlleben und äuſſere Güter wieß er hin, ſondern auf das Reich ſeines Vaters im Himmel. Dieſes Reich aber wird durch Entſagen und Dulden gewonnen. Wie kann aber der auf den Weg des Duldens weiſen, der um das

Irdiſche hadert; und wie mag die Gemeinde ſeinen Worten glauben, wenn die That das Wort Lügen ſtraft? Und ſät nicht durch ſolchen Zwieſpalt, der überall ärgerlich und verdammungswerth iſt, der als Lehrer des Glaubens Berufene den ſträflichſten Unglauben aus, und vernichtet, ſo viel an ihm iſt, die Kraft der Lehre von Erlöſung und Heiligung? Wo bleibt da das Gewiſſen und die Furcht vor Gott? Auch Hoffarth und eitler Dünkel ſoll fern ſeyn von den Lehrern des göttlichen Worts, welches das Wort der Demuth iſt. Durch Demuth ſiegte das Chriſtenthum über die irdiſche Macht, und gewann die Herzen der Völker und ihrer Führer; durch Demuth geht der Menſch ein in Gottes Reich; den Hochmüthigen ſtößt Gott von ſich. Auch iſt durch Hochmuth das Chriſtenthum entartet, und indem es ſich von dem unſichtbaren Reiche

Gottes zu einer ſichtbaren und irdiſche
Macht gewendet, iſt es zum Heidenthu
geworden. Freylich iſt es ein hohe
Beruf, Andern den Weg des Heils z
zeigen; aber nur herzliche Demuth mac
ſeiner würdig; und die kann dem nic
fehlen, welcher weiß, wie ſchwer die R
chenſchaft iſt, die er einſt Gott zu gebe
hat. Es iſt ihm Viel anvertraut; daru
wird auch Viel von ihm gefordert we
den. Wie es aber das ſchwerſte Amt i
ſo iſt es auch das erfreulichſte, und mac
mehr als jedes Andre ſchon hienieden
lig. Gottes Liebe iſt es, welche die Ve
kündiger ſeines Wortes auf Erden ſende
ein Herz aber, in welchem die Liebe
bendig iſt, trägt das Himmelreich in ſi
Es theilt es auch Andern mit; und di
Mittheilung einer lebendigen Liebe
Gott iſt der Andacht Ziel und En
Nur wähne keiner geben zu können, w

er nicht ſelbſt hat. Schöne Worte machen es nicht aus. Und wenn einer mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, ſo wär' er ein tönendes Erz, und nicht beſſer zu achten, als die Glocken, die nur zum Gottesdienſt rufen, ihn aber ſelbſt nicht mit feyern.

Dieſes und Aehnliches ſagte mein Vater oft, und wie er gegen die ſchlechten Hirten eiferte, die nur ſich weiden und ihre Heerde verſäumen, ſo feyerte er den Ruhm würdiger Geiſtlichen, und ehrte ſie mit Worten und Thaten, ſo viel er vermochte. Dieß waren aber auch die Geſinnungen, die meinen Sebaſtian beſeelten, und wenn mein Vater in dieſem Sinne ſprach, ſah man wohl, wie jedes Wort in ſeiner Seele anſprach, und hier befreundete Gedanken und eine gleiche Stimmung fand. Von dieſem frommen Sinne war auch die Predigt erfüllt, mit der er ſein

Amt begann. Er zeichnete ſich den Weg
vor, den er wandeln wollte; ſchilderte die
Schwierigkeiten des geiſtlichen Amtes, die
geiſtigen Kräfte, die es fordere, die Ver-
antwortung, die es auflege, und wie kei-
ner hoffen könne, ohne Gottes beſondern
Beyſtand und Segen, ſeine Pflicht recht
zu erfüllen. Dann ſprach er aber auch
von den Freuden, die ein mit Segen ge-
führtes geiſtliches Amt in ſich trage,
feyerte das Andenken ſeines frommen Vor-
gängers, und betete zuletzt ſo ſchön und
gleichen Segen für ſich, und gelobte mit
ſo tiefem Gefühl, das aufgegebene Werk
unverdroſſen zu treiben bis in den Tod,
daß die meiſten ſeiner Zuhörer in groſſer
Bewegung von ihren Sitzen aufſtanden,
und doch in dem ganzen gedrängten Hau-
ſe eine ſo tiefe Stille war, daß ſelbſt die
Thränen gehört werden konnten, die von
den Wangen der Meiſten floſſen.

Nach geendigtem Gottesdienſte wurde das Kind zur Taufe gebracht, deſſen Mutter zu Hauſe auf der Bahre lag. Der Vater erſchien in tiefer Trauer; das Kind aber bunt geſchmückt, als an ſeinem erſten und ſchönſten Feſte. Schlummernd lag es auf den Armen der Wehmutter; ſchlummernd empfing es das Bad der Weihe. Eh' er es ihm gab, bemerkte Sebaſtian, wie bedeutend ſich ſeine Amtsführung mit der Aufnahme eines neuen Gliedes der Gemeinde in das geiſtige chriſtliche Leben, und mit dem Austritte eines Andern anfange, wie auch hier Freud' und Leid und die merkwürdigſten Erſcheinungen des Lebens durch das Chriſtenthum verknüpft, und als ein frommes Opfer vor dem Throne der ewigen Liebe niedergelegt und geheiligt würden. Dann wendete er ſich an das Kind und ſagte: „Wie ſich deine Augen dem irdiſchen

Lichte geöfnet haben, so sind die Augen der Mutter, die dich gebahr, dem ewigen Lichte aufgeschlossen worden. Damit auch die Deinigen einst das Licht schauen mögen, zeiget dir Christus den Weg. Schlummernd empfängst du sein Heil; und wenn er dir, ehe du zum Bewußtseyn erwachtest, die Pflegerin deiner Kindheit aus unerforschlichen Absichten nahm, so bietet er sich dir selbst zum Führer an, und ruft Andere herbey, die dich, um seiner Liebe willen, als ihr geistiges Kind pflegen werden. Um Christi willen und von dem Geiste Gottes erleuchtet, werden sie dich den Weg der Weisheit führen, und dich abhalten von dem Pfade, der zum Verderben leitet. Sie werden dich lehren, das Böse der menschlichen Natur zu besiegen, und der Erlösung theilhaftig zu werden. Sie werden dir Beyspiel und Muster der Frömmigkeit seyn; und wie sie

dir hienieden vorgeleuchtet haben, ſo werden ſie einſt bey Gott, an jenem Tage der Rechenſchaft, von dir zeugen, und du wirſt Gott mit ihnen loben.“

Dieſe Worte, ſo wie Alles, was mein Sebaſtian an dieſem Tage ſagte, hat ſich meinem Gedächtniſſe eingeprägt, ohne daß ich die Abſicht hatte es zu behalten, und ich darf glauben, daß noch viele andre ſeiner Zuhörer in dem nemlichen Falle waren. Mit derſelben Andacht aber, mit der er an dieſem erſten Tage den Eintritt in ſein Amt feyerte, hat er es die ganze Reihe von Jahren verwaltet, in welcher ihm Gott für ſeine Gemeinde zu wirken verſtattete. Immer ſah er dem Sonntage mit Verlangen entgegen, und wie zahlreich auch oft die geiſtlichen Handlungen waren, die er auſſerdem zu verrichten hatte, ſo kam ihm nie eine Klage über läſtige Arbeit in den Sinn; vielmehr

dankte er Gott, der ihm so reichliche Gelegenheit gebe, Saamen des Guten auszustreuen. Und wahrhaftig, seine Mühe war nicht verlohren. Ich will nicht davon sprechen, daß sich der gute und fromme Geist, welcher die Gemeinde beseelte, auch unter seiner Amtsführung, selbst in der Zeit der härtesten Prüfungen und des größten Mangels, bewährte; aber ihm selbst wurde durch diese treue Erfüllung seines Berufs die Freudigkeit und der Friede befestigt, welcher höher ist, als alle Vernunft, und nur aus dem Bewußtseyn der erfüllten Pflicht und der Eintracht unsers Willens mit dem göttlichen Gebote quillt. Nie hab' ich ihn unmuthig gesehen, nie heftig und ungestüm; auch bey körperlichen Leiden verließ ihn die stille Heiterkeit nicht und der milde Sinn, nach dem er frühzeitig gerungen hatte, der in sein ganzes Wesen übergegangen war, und sich

auch in ſeinen Minen und dem Tone ſeiner Stimme kund gab. In den Zeiten der Noth lebte er wie der Aermſte, um nur den Aermſten zu helfen; und wo er eintrat in die Hütte des Hungrigen und Nackten, brachte er nicht bloß geiſtlichen Troſt. Was Er nicht vermochte, that er mit Hülfe der Reichen, die ihn gern zum Ausſpender ihres Ueberfluſſes machten; denn die weltlichen Güter, die ihm in wohlthätiger Abſicht anvertraut wurden, verwaltete er mit nicht geringerer Gewiſſenhaftigkeit als die geiſtlichen. Ungetrübt aber blieb ſein Glück nicht ganz. Der Beyfall, den ſeine Predigten fanden, und der immer theils aus der Stadt, theils aus der Umgegend viele Zuhörer herbeyzog, erregte Misgunſt bey einigen Predigern der Stadt, welche ihre Kirchen bisweilen verlaſſen ſahen. Die Lehre meines Mannes wurde verdächtig gemacht, und ihm we-

gen vieler Dinge, die er verſchuldet haben ſollte, Verantwortung abgefordert. Mein Mann legte, wie Alles, ſo auch dieſe Sache in Gottes Hand; verantwortete ſich mit Ruhe und dem Bewußtſeyn der Unſchuld; that das Seinige nach wie vor, und ſagte Niemandem etwas von der verdrüßlichen Sache. Aber ſeine Gegner, die den Sieg erzwingen wollten, ſprachen laut und dreiſt von ſtrafbarem Irrglauben und möglicher Abſetzung; und dieſe Rede kam aus der Stadt der Gemeinde zu Ohren. Da gerieth Alles in Bewegung. Die Gemeinde verſammelte ſich, und nach einer kurzen und ſtürmiſchen Berathung, kamen die Vorſteher zu meinem Manne, und erklärten, daß ſie, von der unerſchütterlichſten Verehrung gegen ihn beſeelt, beſchloſſen hätten, Abgeordnete nach der Reſidenz zu ſchicken, und zu erklären, daß, wenn man ihnen ihren

Pfarrer nähme, sie auch keine Abgaben entrichten würden. Wie mein Sebastian diesen Antrag aufnahm, brauch' ich wohl kaum zu sagen. So sehr ihn auch die Anhänglichkeit seiner Gemeinde rührte, so mußte er doch jetzt sein Gefühl verbergen, um sie mit nachdrücklichen Worten zu schelten, daß sie einem Gedanken hätten Raum geben können, der an sich höchst strafbar und aufrührerisch, ganz gegen ihre Absicht wirken und seinen Anklägern Waffen gegen ihn in die Hände geben müßte. Er verwieß ihnen daher ihren Beschluß mit solchem Nachdruck, daß ihn die alten Männer mit Thränen in den Augen um Verzeihung baten, ihr Vergehen eingestanden und beschämt wegschlichen, um der noch versammelten Gemeinde das Urtheil und die Meinung ihres Pfarrers kund zu thun. Die Entscheidung der Sache blieb nicht lange aus. So wie das Ungestüm,

mit dem die Gegenpartey ihr Ziel zu erreichen suchte, der Regierung ihre Absichten verdächtig machte, sprachen die ruhigen Eingaben meines Mannes zu seiner Gunst, und der König schrieb an das Consistorium der Provinz zurück, sie sollten bey seiner höchsten Ungnade den Pfarrer von Mainau in Ruhe lassen; er sey ihm als ein rechtschaffner Mann bekannt, und es würde besser mit der Gottesfurcht stehen, wenn alle Pfarrer im Lande ihren Beruf erfüllten wie er. So endigte diese Sache. So sehr sie meinen Mann wegen ihrer möglichen Folgen, wenigstens in einzelnen Stunden beunruhigte, so konnte sie doch die heitere Fassung seines Gemüths nicht stören. Er vertraute auf Gott und das Zeugniß seines Gewissens. Nie sprach er in dieser Zeit ein feindliches Wort gegen seine Verfolger aus; und als die Sache niedergeschlagen war, erwähn-

te er des königlichen Handschreibens selbst gegen seine vertrautesten Freunde nicht. In Lehre und Wandel blieb er sich gleich.

Der feyerliche Sonntag, dessen Beschreibung ich durch weit spätere Begebenheiten unterbrochen habe, endigte mit dem Begräbnisse der Wöchnerin und der Rede an ihrem Sarge fast allzuschön. Der Abend war dem Morgen ähnlich, nur lieblicher. Still senkte sich die Sonne den blauen Bergen zu, wo ein zartes Gewölk ihr ein weiches Lager auf purpurnen Flaum zu bereiten schien. Wie ein fliegendes goldnes Haar zogen ihre breiten Strahlen über die Gräber hin; leise nur bebten die Thränenweiden bey den Athemzügen der Luft, die an jeder Blume und Blüthe weilte, und die süßesten Düfte des Frühlinges in sich zog, um sie freygebig wieder auszuspenden. Von oben sah der Himmel hell und blau in das offene Grab, das mit Blumen bestreut, ei-

ner zu früh Entſchlafenen die kühle Ruheſtatt bot. Auch der Weg nach dem Grabe hin war mit Blumen beſtreut, und als der Sarg unter den Bäumen hinſchwankte, die den Eingang des Kirchhofs beſchatten, fielen die Blüthen wie Schneeflocken auf das ſchwarze Tuch, und ſchmückten es ſchöner, als die ſilbernen Thränen, welche die kalte Hoffarth der Vornehmen in die Leichentücher ſtickt. Zahlreicher aber als die Blüthen fielen der Entſchlafenen die Thränen der Verſammlung, als mein Sebaſtian über ihr betete, ihren weinenden Gatten tröſtete, und Alle auf den Himmel wieß, wo einſt die Frommen, alles irdiſchen Jammers vergeſſend, in überſchwenglicher Seligkeit, Gott auch für die Leiden preißen werden, die nur in dieſer irdiſchen Beſchränkung ein Uebel ſcheinen, jenſeits des Grabes aber zur Freude werden.

Ende des erſten Buchs.

Liebe am Hofe.

Briefe.

„ O quante sono incantatrici, o quanti
incantator fra noi, che non si sanno;
„ che con lor arti domini e donne, amanti
di se, cangiando i visi lor, fatto hanno.
Non con spirti costretti tali incanti,
nè con osservazion di stelle fanno;
ma con simulazion, menzogne e frodi
legano i cor d'indissolubil nodi.

Orlando fur. canto VIII.

Mathilde an Amanden.

Habe Dank, meine geliebte Amande, für Deinen freundlichen Brief, für die milden Worte, mit denen Du den Krampf meines Herzens gelöst hast. Der dumpfe Schmerz kann sich wieder in Thränen brechen, und nachdem ich mich selbst verlohren hatte, hab' ich mich in dem deutlichen Bewußtseyn meines Schmerzes wiedergefunden. Mein ganzes Wesen war erstarrt; hart stieß ich alles Mitgefühl weg; ich klagte die Menschen der Unbarmherzigkeit an und wetteiferte mit ihnen. Nun kommen Deine milden Worte aus der

Ferne, meine Amande, und Deine Liebe wehte mich an wie die Luft einer andern, von menschlicher Willkühr freyen Welt. Das war seit langer Zeit die erste Freude, die ich von Menschen empfing. Ich schlug meine Blicke, die nun so lange schon in die Tiefe meines Jammers schauten, zu Dir auf; ich warf mich an Deine Brust und fühlte die Schläge eines theilnehmenden Herzens; und da erhoben sich — ach nach langer Zeit! — meine Augen, beschämt und reuevoll zu Gott, und suchten Erquickung und Trost an der Quelle der ewigen Liebe.

Zum Erstenmal, seit der Entscheidung meines Geschicks, tönte es in meinem Innern wie Ergebung — Unterwerfung unter das harte Gebot. Meine Thränen flossen ohne Maaß, und ich bat Gott um die Kraft, ihm allen Stolz, alle Bitter-

keit meines Herzens ohne Rückenhalt darzubringen.

Ein Knabe aus der Nachbarschaft, den ich mir hatte holen lassen, um doch etwas Beruhigendes in meiner Nähe zu haben, saß spielend zu meinen Füssen am Boden. Als er mich weinen sah, blickt' er mich mit großen Augen an, streckte die Hände nach mir aus und verlangte auf meinen Schooß. Und als ich ihn heraufgenommen, schlang er die Arme um meinen Nacken, drückte die glühende Wange an mein Gesicht, und fing zu weinen an. Ach er wußte nicht, weshalb er weinte, und doch wurde sein Jammer so heftig, daß er schluchzte, und das Gesicht an meiner Brust verbarg — bis er mich endlich mit nassen, halbgeschlossenen Augen freundlich ansah, wieder an meine Brust [illegible]nk, und sanft entschlief. Ich legte neben mich, und nun schläft er

noch mit den glühenden Wangen fort, ohne zu ahnden, wie tief mich diese bewußtlose Liebe gerührt hat. Es war aber noch mehr als das. Oder war nicht in diese wenigen Augenblicke die Geschichte eines ganzen Lebens zusammengedrängt? Erst die tändelnde, spielende Lust an irgend einem Aeußern, das wir uns aneignen und mit unserm Innern umfassen; dann allerley Noth und Jammer, bald selbstgeschaffen, bald von Aussen herbeygeführt — endlich der lange, tiefe, traumleere Schlaf, der von nichts weiß, und uns aus der Zeit heraus in das unbekannte Land hinüber wiegt. — Tröstend aber ist das nicht: schmerzlich vielmehr. Was an den Kindern so herrlich ist, eben diese bewußtlose Unschuld, dieses unbefangene Hingeben an die Gegenwart, das hat die Zeit uns geraubt; und was wir dafür zum Ersatz bekommen, ist so viel als

nichts. Wir ſehen vor uns und hinter uns — aber wie weit denn? Nur ſo weit, um uns mehr zu ängſtigen, oder um mit einer eiteln Freude, die der nächſte Augenblick zerſtört, das Leben, wie ein Grab, zu bekränzen. Wie viel iſt denn alſo unſre Weisheit mehr werth? Nicht einmal das nächſte Böſe zu vermeiden lehrt ſie uns. Wir heben den Fuß bedachtſam auf, aber ob wir ihn auf feſtem Boden niederſetzen werden, wiſſen wir nicht. Fallen wir etwa weniger, als das Kind? und iſt nicht oft Ein Wanken, Ein Straucheln genug, um ein ganzes Leben aus dem Gleichgewicht zu bringen?

Es ſind noch nicht vier Jahre her, da war ich auch recht glücklich, recht nach kindlicher Weiſe glücklich. Die ganze Welt war mein. Ich ſah in weiter weiter Ferne den Himmel der Freude über den an-

und wo ſich die Ausſicht ſchloß,

mahlte ich den dunkeln Grund mit aller Herrlichkeit glänzender Farben, die ich in meinem glücklichen Herzen fand. Das war die Kindheit meiner Liebe. Nun bin ich mit einemmal erwachsen, und habe, zum Ersatz des entrissenen Glücks, die Erkenntniß eines Jammers, der weder Maaß, noch Grenzen hat. Freylich weiß ich jetzt, wie eitel mein Glück war; auch wohin es gegangen und wie ich es verlohren, weiß ich. Aber was hilft mir dieses trostlose Wissen? Droht es mir nicht, den letzten Ueberrest des Glaubens zu nehmen, und den Funken der Liebe gewaltsam zu ersticken, der sich etwa noch in dem erkälteten, starren Herzen verbirgt? Und was wäre ich dann, Amande? Was wäre mein Leben dann?

Und doch muß ich meine Blicke immer zurückwenden nach dem, was mich quält, und es immer von neuem durchdenken

und von neuem durchweinen. Das iſt das troſtloſe Geſchäft meiner einſamen Tage; der ewige Traum meiner langen fieberhaften Nächte; und jeder Gedanke, den ich gewaltſam auf die Gegenwart oder die Zukunft richte, kehrt ſich doch wieder nach der Vergangenheit um. — Es war auch, wie jetzt, im Mai, als ich ihn zum Erſtenmal ſah; dieſe Bäume hatten auch, wie jetzt, den unſchuldigen Schmuck ihrer Blüthen angelegt; der Himmel ſah eben ſo klar und liebend herein; aber wie köſtlich auch der Frühling blühte, ich vergaß ihn über den Mann, der in dieſe Herrlichkeit der Natur, wie ihr Gebieter trat. Ich will es Dir nicht verbergen, daß mich die Hoheit ſeiner Geſtalt ſchon gewonnen hatte, ehe mich ſeine Worte bezwangen; aber ſeine Worte hätten mich bezwungen, wäre mir auch ſeine Geſtalt verborgen ge-

Wie oft, wenn er neben mir

saß, und sprach, hab' ich die Augen geschlossen, um nur recht ungestört die Süssigkeit seiner Worte zu genießen, die wie der frische, labende Blumenduft in meine Brust hinabglitten, und mein Herz so wunderbar bezauberten, daß ich nicht mehr mich selbst, sondern nur ihn darinne fand. Und doch war das, was mich mit solchem Zauber hielt, nur ein Spiel. Diese süssen, begeisterten Worte säuselten nur von seinen Lippen; sein Herz wußte nichts davon, wie das besaitete Holz nichts von den schmelzenden Tönen weiß, die ein geschickt geschwungener Bogen aus ihnen zieht. Nur um der Wirkung willen übte Lothar die verrätherische Kunst, und ich gab mich mit kindischem Sinne seinem Spiele hin. Doch warum mich anklagen über das, was ich nicht ahnden konnte, und was mich so glücklich machte, als ob es Wahrheit wäre. Wär' ich nicht mehr

anzuklagen, wenn ich diesem kunstvollen Spiele hätte mistrauen, und unter so glühenden Worten die tiefe Kälte seines Herzens hätte ahnden können? — Nein! Nein! — Alles, was mich jetzt noch tröstlen könnte, ist ja eben jene unschuldige Freude, mit der ich mich ihm so vertrauensvoll hingab. Es war ja eben die höchste Seligkeit meiner Liebe, daß ich so frey von allem Zweifel an seinem Herzen lag; daß ich fest an die Fülle seiner Liebe glaubte, und nur etwa meinte, ich sey als die schwächere Hälfte leichter berauscht. Denn freylich war es mir manchmal doch, als zöge über den funkelnden, bestirnten Himmel seiner Liebe eine kühlere Luft; aber es machte mich nicht irr. Ich nahm unbedingt an, und es gehörte zu dem Wesen meiner Liebe, es anzunehmen, daß

Liebe der Meinigen gleich sey.

inniger äußern konnte, er-

freute mich; ihn aber achtet' ich nur höher wegen seiner größern Besonnenheit. Warum hat diese Täuschung nicht dauern können? Warum kann sie nicht wiederkehren? Ich verlange ja nur Wahn und Täuschung; nur den Glauben an den Betrug ruf ich zurück. — Ach was ist der Mensch, daß ihn Täuschung, Wahn, Betrug — verhaßte Nahmen! — so selig machen können? und was ist das Leben für ein erbärmliches Gewebe, wo Wahn der Aufzug, Betrug der Einschlag ist; und da, wo das elende Gespinst zerreißt, nicht die Wahrheit, sondern ein bodenloses, unendliches Nichts hindurchscheint?

Alles hier um mich her ist, wie es damals war. Ich sitze auf demselben Blumenhügel, auf dem er neben mir saß; der Himmel wölbt sich eben so blau und freundlich über mir; die Bäume schütteln ihren Blüthenschnee auf mich herab, wie sie da-

mals thaten; die Sterne mit ihren hellen Augen gehen auf und unter; aber auf dem dunkeln Grunde meines Innern miſcht ſich aus allen dem Blau und Weiß, dem Grün und Lichtſchimmer nichts, was mich erfreuen oder erquicken könnte. Wie in meinem Herzen mit dem Glauben an die Liebe auch die Begeiſterung erſtorben iſt, ſo iſt auch das Leben um mich her erſtarrt. Wohl hängt an den verdorrten Blumen der Erinnerung der Thau meiner Thränen; aber ach in den Thränen, die ich damals vor Entzücken weinte, brachen ſich alle Strahlen des Lebens und der Liebe zu wunderbaren Farben; und wo ich hinſah, wo ich hinhorchte, rief es mir Liebe! Liebe! entgegen. Ich hatte ein Paradies um ihn her aufgebaut, in welchem er wie in meinem Herzen gebot. Mir zu Liebe ſchmückten ſich die Blumen für ihn; ihm flötete die Nachtigall das

Lied meiner unendlichen Sehnſucht vor; das Murmeln der Bäche war der Wiederklang der gebrochenen Accorde, die in der Tiefe meiner Bruſt für ihn erklangen; die Lüfte, die ſich in den Zweigen wiegten, waren die Seufzer, die ihm das Unausſprechliche meiner Liebe zuflüſterten; und die Geſtirne, die den Himmel bekränzten, waren die zahlloſen Augen, mit denen ihn meine Seele beſchaute, um immer neues Entzücken aus ſeinem Anſchauen einzuſaugen. So war es damals in der Zeit des Glaubens. Und jetzt! — Meine Lippen haben die bittre Frucht der Erkenntniß berührt — der Schleyer iſt von meinen Augen gefallen — und eine ſtarre, dornige, verwundende Wirklichkeit hat die Paradieſe meines Glücks verdrängt. Es iſt nicht der Tod, was mich umringt; der hätte mir Ruhe gebracht; es iſt ein immer ſich erneuendes, lang-

ſam tödendes, mit Luſt quälendes Abſterben.

Ich frage mich oft, ob ich mich denn hätte bewahren können gegen ſo argen Betrug? Ob ich nicht hätte forſchen und prüfen ſollen? Aber wie ich mich auch fragen mag, ſo kann ich mich nicht verdammen. Lothar war nicht wie die Männer, die ich kannte; ſein Weſen zu ergründen, war die Erfahrung meiner Jugend allzu gering; ihn zu prüfen, meine Liebe zu groß. Ich hatte nichts als die einfache Wahrheit meiner Natur; die ſeinige hatte den Beyſtand einer durchgeübten Kunſt neben ſich. Oder vielmehr, die Natur war bey ihm in die Kunſt übergegangen, und die Eine hatte ſich ſo mit der Andern verſchlungen, daß er ſelbſt nicht mehr Wahrheit und Schein in ſich zu ſcheiden vermochte. Wie der Schauſpieler über die Bühne wandelt, ſo ging er durch die

Welt; nie Er ſelbſt, immer ein Andrer als Er, und immer der Abſicht voll, in der gewählten Rolle ſeine Kraft und Allmacht zu prüfen. Iſt ihm dieſes gelungen, hat der Zuruf des Parterrs ſeinem Talent und der wohl verborgenen Anſtrengung gehuldigt, ſo ſteigt er befriedigt von ſeinem Kothurn herab, und legt ſeine Heldenrolle mit ſammt der Maske bey Seite, in welcher er ſo gewaltig erſchien, ohne ſich weiter um die Natur der Gefühle zu kümmern, die er in dem Herzen ſeiner Zuſchauer erregt hatte. Denn nur Zuſchauer kennt er, nicht Genoſſen und Theilnehmer. So war Lothar unbeſchreiblich zufrieden und ſcheinbar glücklich, wenn ihm ſeine Rolle gelang; ſo wie auch ſeine Thätigkeit unbeſchreiblich war, bis er am Ziele den Kranz erlangt und auf ſeine Schläfe gedrückt hatte. Da aber die Liebe ſeinem Herzen nichts gab, da ſie nur

der unerſättlichſten Selbſtſucht zur Nahrung diente, ſo ſank die erkünſtelte Flamme ſeiner Bruſt von dem Augenblick an, wo das Herz, deſſen Beſitz er ſuchte, wie ein Altar der Huldigung ſeine Gluth gegen ihn hinneigte; und er wendete ſich von dem, was ſein geworden, ſchnell zu dem, was ihm noch fern ſtand. Iſt dieß etwa überhaupt der Männer ſchlimme Art? und kann ich mich mit Etwas tröſten, was mich mit dem ganzen Geſchlecht, vielleicht mit der Menſchheit, ja mit dem Himmel, der es ſo ſchuf, entzweyen müßte? Iſt aber dieſe harte, eiskalte Selbſtſucht nicht in den Männern überhaupt, warum iſt ſie denn gerade in ihm, der an Geiſt, wie an Geſtalt, über die Andern emporragt, und den Glauben an jede Tugend in ihm ſo gebieteriſch zu fordern ſcheint, daß man auch das Böſe in ihm für Tugend halten möchte? Woher dieſer unge-

heure Verein des Unerträglichſten? des Entſetzlichſten mit dem Herzlichſten; des Eiſes mit der Gluth? Und wenn es doch ſo iſt, wenn das unmöglich ſcheinende wirklich und unbezweifelt iſt, ſoll ich nicht jammern über das entſetzliche Loos, das mich, mich gerade, zum Opfer für ein ſo fantaſtiſches Gebild der launenhaften, oder kranken, oder zürnenden Natur erkohren hat? So droht mir, wo ich mich hinwenden mag, Entzweyung mit Gott und der Vorſehung, und ich verliehre mich in einem Abgrunde von Gedanken und Schmerzen, wo ich weder Troſt, noch Hofnung, noch Ausflucht finde.

Bisweilen hab' ich wohl gedacht, es möchte thörigt und wahnſinnig ſeyn, alle ſein Glück in Eines Menſchen Hände zu legen, und es der Willkühr ſeiner Laune anheim zu ſtellen, ob er es freundlich pflegen, auferziehen, wachſen laſſen, oder

mit unbekümmerter Hartherzigkeit in die Erde treten will. Aber hat nicht die Natur eben durch dieſen Sinn oder Wahnſinn alle Innigkeit eines wahrhaften Glückes bedingt? Zieht ſie nicht durch ihn die Menſchen groß — in welcher Bedeutung du willſt? — Sieh den Knaben hier, der ſo ſanft und arglos neben mir ſchlummert — er theilte meinen Schmerz, ohne ihn zu kennen; er lächelte zu meinem Lächeln, und mit den Thränen im Aug' ſchlief er unbeſorgt an meinem Herzen ein, weil er, ohne zu wiſſen, wie und warum, an mein Herz glaubt. Es ſtände ja auch bey mir — was wär' es denn? — meine Kraft an ihm zu prüfen — und wenn ich dieſe zwey Finger an der rechten Stelle zuſammendrückte, ſo wäre ſein Schlaf Tod. — Dir ſchaudert, Amande; auch mir ſchaudert — und doch war es ſo, daß Lothar meinem hingebenden Vertrauen lohn-

te! — Was möchte nun wohl aus der Menschheit und aus dem Leben werden, wenn uns solcher Verrath immer vor Augen stände? wenn wir in jedem Rosenbusch eine Natter, in jeder Mutter eine Medea, in jeder gewölbten Brust eine Hölle vermuthen müßten, die nur die Hingebung eines vertrauenden, glaubigen Herzens erwarte, um es mit tausend glühenden Schwerdern zu umfassen und hinzumartern? Entsetzliche Klugheit, die mit Schlangenaugen umherschleicht, um Scorpionen aufzuspüren! die ihr Lager mit Giftbäumen umbaut, und selbst den Sternen nicht traut, wenn ihre Strafen etwa Schlingen und Netze wären. — Wäre das auch ein Leben? — Nimm aus ihm das Vertrauen hinweg, das sich froh und unbedingt hingibt, und eben darum Vertrauen ist, weil es nichts bedingt und keine Bedingung nöthig achtet,

und das eben darum ſo ſelig macht, weil es den Fluch der Furcht überwunden hat, der den Menſchen aus dem Eden auf die Erde ſtieß — nimm es hinweg, und es bleibt dem Leben nichts übrig, als der armſelige Beſitz des toden, ſchmutzigen, mit grünem und buntem Moor überzogenen Klumpens, den wir die Erde nennen; ein ewiges, läſtiges Wiederkäuen von troſtloſem Wachen und bangem Schlaf; ein Auf- und Ab-Rollen des unermeßlichen Felſenſtücks unſrer Sorgen, oder ein unnützes Füllen bodenloſer Fäſſer, oder welche andre Verdammniß du willſt — kurz ein Leben, wie das Meinige, nachdem ihm der Glaube an den entwichen iſt, auf den mein Herz alle ſeine Liebe und allen ſeinen Glauben gebaut hatte.

Oft frag' ich mich auch, was wollte denn meine Liebe zu ihm? Wenn ſie

mich damals so glücklich machte, warum denn nicht auch noch jetzt? Ich dürfte mir ihn ja nur wieder so zusammenbauen, wie er damals vor den Augen meiner Seele stand, und dieses Götterbild so lange anschauen und anbeten, bis es mich wieder als seinen Pygmalion lebendig begrüßte? Warum sollte der Einbildungskraft und der Gluth des Weibes nicht gelingen, was dem Künstler gelang? Und wär' es nicht am Ende gleich viel, ob ich ein Bild, den Schatten eines Bildes, oder ein wirkliches Wesen liebte, wenn ich nur eben das dabey fühlte? — Ich hab' es auch thörigter Weise versucht — ich stand am Rande des Wahnsinns; der Versuch selbst war Wahnsinn. — Gütiger Gott! Kann ich denn ein solches Götzenbild meines Wahns glücklich machen? Und ist denn die Seligkeit, die ich von der Liebe erwarte, etwas anderes, als der innige, ohne lau-

tes Zeugniß befeſtigte Glaube an das Glück, das ich gebe, indem ich es empfange? Nur dieſer Glaube iſt es, der die Liebe, ja die Welt zuſammenhält, und indem er, wie Funken unſers höher erregten Weſens, auf eine durchaus unbegreifliche und geheimnißvolle Weiſe von einem Herzen in das andre übergeht, ohne daß man ſagen kann, aus welchem zuerſt, webt ſich eben das myſtiſche Band, welches die Liebe an den Himmel knüpft und alle Seligkeiten des Himmels auf den Menſchen herableitet. Nimm dieſen Glauben von der Liebe weg, und es bleibt nur ein armſeliges Gerüſt von ihr übrig, das du mit dem Spinneweben ſchöner Worte wie einen Tempel aufputzen kannſt; aber einen Gott ſchaffſt du nimmer hinein. Zum Schauſpiel gehört freylich auch die Larve; aber ſchminke ſie, ſo ſchön du willſt, das hohle, gleichförmig lächelnde, mit

offenem Munde ſtumme Bild iſt doch nur zum Fürchten gut.

Ich ging als Kind einmal allein in den Wald. Ich rief meinen Nahmen, und die Nahmen meiner Geſpielinnen, und das Echo antwortete mir. Ich ſtellte allerhand Fragen, und erhielt immer die Frage wieder zur Antwort. Als ich das Spiel ein Weilchen getrieben hatte, machte mir das Wiederhallen meiner eigenen Stimme bang und immer bänger — endlich fing ich an mich zu fürchten und lief davon. Wie manchmal hab' ich hieran gedacht, als Lothars prunkende Liebe — nur für die künſtliche Beleuchtung der Scene berechnet — bey dem Tageslichte des häuslichen Lebens zu erblaſſen begann, und immer mehr und mehr zu einem todten Wiederhalle der Meinigen wurde. Freylich wurde ich nicht müde in die Felſenkluft ſeines Herzens hinein zu ru-

sen — aber nichts erwachte darinn — nur meine eigene Stimme tönte zurück. Ich wollte das lange nicht glauben; aber jeder wiederholte Versuch drang mir mehr und mehr die Ueberzeugung auf. Ich erwachte mit einem Schrecken, wie der, der im Traume die Hand nach einer Rose ausstreckte, und erwachend einen Scorpion hielt. Ich entdeckte mit einemmal, daß ich allein war. — Einem Menschen, der im tiefen Schlummer von der treulosen Rotte seiner Schiffsgefährten an eine wüste Insel ausgesetzt wird, und beym Erwachen das Fahrzeug im fernen Meere fliegen sieht, kann nicht entsetzlicher zu Muthe seyn. Ist in dem Lande der Liebe Alleynseyn nicht so viel als Vernichtung?

Es mochte wohl schon das nur der Wiederhall meines Willens, nicht sein eigenes liebendes Verlangen seyn, daß er

leicht den Wunsch erfüllte, hier auf dem Lande, der Liebe, der Natur und einigen Freunden zu leben, die von Zeit zu Zeit kommen würden, um Zeugen unsers Glücks zu seyn. Wie wußte er gleichwohl diesen Gedanken auszumalen! Auch mag es wohl seyn, daß ihm die Freude an seiner poetischen Malerei wie eine Freude an dem Gegenstand erschien, über den er so herrlich dichtete. Denn hell und hoch loderte die Flamme seiner poetischen Begeisterung in den ersten Tagen auf. Seine Einbildungskraft schien mit der Kraft der blühenden Natur zu wetteifern; seine Sprache wurde Gesang, und seine Worte quollen so süß und duftend hervor, wie die Blüthen, mit denen der Mai die Zweige überschüttet hatte. Wie mich das entzückte, berauschte — wer könnt' es beschreiben? Ich flog wie der Schmetterling von Blume zu Blume, wie er

mir ſie bot; ich ſah, ich hörte nichts als ihn; und es war mir ſeltſam und fremd, als Lothar zum Erſtenmal von unſrer Einſamkeit ſprach. Ich fühlte mich ja nur einſam, wenn mich die Welt von ihm trennte, wie es in Geſellſchaft geſchah. Das Wort ward ihm allmählig geläufiger; die Grenzen, in die er ſich ſelbſt gebannt hatte, ſchienen ihn zu drücken; und er unternahm es bisweilen mir darzuthun, daß das Glück des Zuſammenſeyns durch kleine Unterbrechungen erhöht und fühlbarer würde. Ich gab ihm nach; aber die Wirkung war anders, als er mich hatte erwarten laſſen. Ich ſah ihn glücklich und glänzend in der Geſellſchaft; im Hauſe abgeſpannt, ſtumm, oft in ſich gekehrt; und es dauerte nicht lange, ſo hatte er alles das Glück, das er in mir zu finden vorgab, in die Welt geſetzt. Er vermißte mich bald nicht mehr, und wenn ich ihn

ſuchte, entſchlüpfte er mir, ich weiß nicht wie. So verging ein Jahr, und es hätte nicht einmal ſo langer Zeit bedurft, damit wir recht zwanglos, recht bequem neben einander gelebt hätten — wenn ich nur gewollt hätte — ſo recht ohne uns weiter um einander zu kümmern, als etwa die Höflichkeit von Hausgenoſſen verlangt. Ach ich konnte es noch weniger, als ich es wollte. Mit unausſprechlichen Schmerzen fühlte ich, wie ſich von ſeinem Herzen, das ich mit dem Meinigen umklammert hielt, eine Fiber nach der andern löſte: ich ſah mit Angſt dem Augenblicke entgegen, wo ſich das letzte Band der Gewohnheit gelöſt haben, und ich ganz frey ſeyn würde. Mein Herz ſchwamm in Blut und Thränen; aber ich verbarg meinen Jammer, und ſuchte nur den Reſt der Gewohnheit zu retten, an der ſich ja — ſo hoffte ich — die Liebe

wieder emporranken könnte. Der getäuſchvolle Winter nahte ſeinem Ende; der Frühling kündigte ſich an von fern, und ich ſah mit unausſprechlicher Sehnſucht der Wiederkehr jener Tage entgegen, die mich ſo glücklich gemacht hatten. Meine ganze Seele war dieſer Hofnung voll; und ſo bot ſich die Gelegenheit leicht dar, wo ich unſers Landlebens von Weitem gedenken konnte. Die Töne, die ich anſchlug, verhallten nicht umſonſt; es war mir, als wäre Lothars Beredſamkeit mir zugefallen; ich konnte mit aller der Fülle ſprechen, welche Sehnſucht und Liebe gibt. Das war ſeit langer Zeit ein recht ſeliger Abend. Wir ſaßen am Kamin; das Feuer loderte hell vor uns auf, und ich ſah auch wieder hellen Tagen entgegen, da Lothar nicht ohne Bewegung über das unruhvolle Treiben der Welt ſprach, und ihm das Bild einer heitern Genüg-

samkeit entgegensetzte. Alles, was er an jenem Abend sagte, erfreute mich unbeschreiblich; ich bezog Alles auf mich; ich sah meine Wünsche erfüllt, meine innere Trauer geendet; ich sah ihn der Liebe und mir wieder gegeben. Unseliger Irrthum! Jener Abend war der Anfang eines neuen und großen Betrugs. Mit Sehnsucht zählte ich die Tage, die uns auf unser Land zurückführen sollten; Lothar schien von gleicher Ungeduld beseelt, und da, wie es oft geschieht, ein nochmaliges Rückkehren des Winters die voreilige Rechnung täuschte, war seines Unmuths kein Ende. Mir gefiel dieß wohl; aber die Sprache, die er in dieser Zeit führte, befremdete mich oft. Es war etwas Leichtsinniges in sein Wesen gekommen, das an Ruchlosigkeit grenzte; seine Urtheile über die strafbarsten Dinge wurden immer milder und entschuldigender, und oft, bey geringen Veran-

lassungen, erzürnte er sich über die Thorheit der Menschen, sich das kurze, arme, ungewisse Leben durch erbärmliche Vorurtheile oder durch Launen und Eigensinn zu verbittern, den sie mit dem Nahmen von Grundsätzen beehrten. Bisweilen schienen diese Betrachtungen sehr vernünftig, wenn sie sich auf Verhältnisse des Eigennutzes und Ehrgeizes bezogen; aber oft sprang er dann auf den Ehestand über, den er erst, wie zum Scherz und aus Neckerei, mit Witz und Laune, spätehin oft mit Bitterkeit angriff. Da mir diese Scherze und Angriffe nicht gefallen konnten, bemühte ich mich, das Gespräch, ohne eine Beziehung auf mich zu suchen — die ich auch gar nicht ahnden konnte — nur abzulenken; und wenn er bemerkte, daß ich allzu ernst und nachdenklich dabey wurde, gab er der Rede schnell eine solche Richtung, daß ich Alles für Muthwillen

nehmen mußte. Freylich war es auch nur Muthwillen, was er mit mir trieb; und das Räthsel lößte sich in den ersten Tagen unsers erneuerten Landlebens, wovon ich mir so viel versprochen hatte. Auch ihn hatte Liebe dahin gezogen; aber ach! — nicht die Liebe zu mir; und während ich die Spuren unsers alten Glückes hier mit unschuldiger Freude aufsuchte, verfolgte er unter meinen Augen ein neues Glück, oder vielmehr eine neue Schuld.

Gewiß ist es Dir auch bisweilen in Deinen Träumen begegnet, daß Du Dich mit einem wunderbaren Gefühle von Leichtigkeit über die Erde erhobst, nach irgend einem lichten Punkte oder einer Höhe hinstrebend, wo Du Dir eine reizende Aussicht oder irgend ein anderes Glück versprachst, und daß Du so fliegend, schwebend, hoffend, mit einem mal, als würden Dir die Schwingen gebrochen, nie-

verſtürzteſt, in dumpfer Betäubung, und ohne Bewußtſeyn, auſſer dem einer verlohrnen Freude. So war mir da. Das freundliche Geſtirn der Hofnung, das mich hierher getäuſcht hatte, ging in einem grenzenloſen Meere von Jammer unter, in deſſen Tiefen alle Dämonen des bitterſten Unmuthes und der feindſeligſten Eiferſucht wühlten. Ich will und kann nicht leugnen, daß mich die Unwürdigkeit meiner Nebenbuhlerin nicht weniger empörte, als der Raub, den ſie an mir verübte, und daß der Stachel des Schmerzes über die Untreue Lothars noch dadurch geſchärft wurde, daß ich ihn ſo tief herabſteigen ſah. Könnteſt Du mich tadeln darum? Ich hatte mich ja erſt um ſeiner Liebe willen recht hoch geachtet; und mich nun jetzt einem zwar ſchönen, aber gefallſüchtigem und höchſt unzuverläſſigem Weibe nachzuſetzen, dazu reichte alle meine

Demuth nicht nicht hin. Wenn er in der Zeit seiner Bewerbung Alles, was Natur und Phantasie Strahlendes hat, herbey rief und um mich stellte, was es ihm doch oft, als ob Erde und Himmel nicht Farben genug hätten, um mich nach Würden zu conterfeien; und er wurde dann nicht müde, sein Glück zu preisen, das ihm den Besitz so unüberschwenglicher Vollkommenheiten gegönnt habe. Und nun — o ich könnte lachen darüber! — nun wurde dieser Juweel, der die dunkelste Nacht zum Tage umschuf, von einem schimmernden Glühwurm überstrahlt; und die Aurora, die durch ihren Purpur alle Heiterkeit des Lebens verkündigte, mußte einer TheaterDecoration von Sonnenuntergang weichen, mit grobem Pinsel auf schlechte Leinwand gemahlt! — Und es ist dieß nicht etwa das Urtheil meiner Eifersucht; Lothar selbst hatte nicht viel milder geur-

theilt, als er noch unbefangen war. Auch hatte er ſich nur ſcherzend und wie zum Spott dieſem unſeligen Weſen genähert, und ich war ganz unbekümmert, da ich an ihrem geringen Werth und an Lothars früherer Meinung von ihr ein hinreichendes Unterpfand zu haben vermeinte. Aber ſie trat zurück, und zog, ich weiß nicht, welche Zauberkreiſe um ſich her, nicht um ihn abzuwehren, ſondern zu locken. Ihr Beginnen gelang. Ich glaube nicht, daß er ſich über ihre Künſte verblendete, ſo wie auch ſie gewiß ſein Weſen wohl durchſchaute; ſie betrogen ſich gegenſeitig, und wahrſcheinlich mit dem Bewußtſeyn, daß ſie betrogen wurden. Jedes liebte nur ſich ſelbſt und ſeine Kunſt; aber jedes wußte in dem Andern dieſe ſelbſtſüchtige Kunſt ſo hoch zu treiben, daß ſie ihm wie eine Leidenſchaft vorkam. Die erſten Tage unſers ländlichen Aufenthaltes reuhten

hin, dieſes zu entwickeln, wie es oft nur des Zutritts eines leiſen Lüftchens bedarf, um eine heimliche Gluth in lodernde Flammen zu bringen. Unſre Wohnungen waren ſich nah; auch ungeſucht begegnete man ſich oft; die Freyheit des Landes entfernte ſo Manches und begünſtigte Anderes; und ich ſah jetzt — ach mit welchen Gefühlen! — wie Lothar, mit wenigen Veränderungen, die Rolle, die er auf dieſem nemlichen Schauplatze mit mir durchgeſpielt hatte, jetzt mit einem Geſchöpf wiederholte, das ich verachtete, und er ſelbſt auf keine Weiſe ehren konnte.

Jetzt hätte ich wohl den Irrthum erkennen können, in welchem ich über Lothars ganzes Weſen ſchwebte; aber dieſer Irrthum war die Wurzel meiner Liebe, und die Liebe zu ihm war mit meinem eigenſten Seyn verwachſen. Ich ſuchte alſo die Hofnung in den verborgenſten Win-

keln und Tiefen, und nahm gern jedes freundliche Entgegenkommen meines Mannes für ein frohes Zeichen reuiger Rückkehr, während es meist nur ein berechnetes Mittel zu diesem oder jenem Zwecke war. Freylich flammte dann, wenn die Täuschung offenbar wurde, der Unmuth in mir auf, und was lange zurückgedrängt war, brach in herbe Klagen über das harte Loos liebender Weiber aus. Diesen Klagen setzte Lothar andere entgegen über das Loos der Männer, auf welche die Frauen ein Alleinrecht haben wollten, nur um sie mit ihrer Eifersucht zu quälen, und die, wie gewisse lächerliche Raritätensammler, wenn sie alles daran gesetzt hätten, irgend ein Stück in ihren Besitz zu bekommen, sich selbst wenig daran erfreuten, und auch andern die Freude des Beschauens misgönnten. Die wahre Liebe, setzte er dann hinzu, würde seyn, statt

das Band immer recht straff und fühlbar anzuziehen, es vergessen zu machen, und nicht die Liebe gewaltsam zu ersticken, indem man sie der Lebensluft der Freyheit beraube. Ich fing jetzt an diese Sprache besser zu verstehen, und da es thörigt gewesen wäre, einer Rede, die nicht dem Verstande, sondern der Leidenschaft und einer freywilligen Verblendung angehörte, Gründe entgegenzusetzen, so begnügte ich mich, ihn auf das Urtheil der Welt hinzuweisen, die über dieses Verhältniß den Stab brechen müsse. Das fand denn freylich auch keinen Eingang. „Was kümmert mich die Welt," sagte er dann, „mit ihrem erbärmlichen Urtheile. Hab' ich sie mir zur Richterin erkohren, oder kann ich ihr Richteramt anerkennen, so lange ich mir selbst Genüge thue? Was weiß etwa die Welt von den Bedürfnissen eines Mannes, der nicht mit dem Trosse läuft?

oder iſt ſie im Stande, etwas zu beurtheilen, was ihr ewig fremd bleiben wird? Jene Frau, die der Gegenſtand Deiner unſeligen Eiferſucht iſt, und die Du zu Deinem und meinem Nachtheil verkennſt, bietet mir einen heitern Umgang dar. Sie iſt geiſtreich, gebildet, in vielen Dingen wohl unterrichtet, und ohne Vorurtheil. Sie hat den Schein vielleicht gegen ſich; aber dieſer Schein trügt; eigentlich aber iſt es auch nur das misgünſtige Urtheil der Welt, die ſie nicht verſteht, was gegen ſie iſt. Auf mich wirkt ſie unendlich wohlthätig, und es iſt nicht eben ſehr liebend von Dir, mir, aus Eigenſinn oder Vorurtheil, ein Verhältniß zu verleiden, das, unſchuldig wie es iſt, mich auf das Angenehmſte belebt und anregt, und die Armſeligkeit des alltäglichen Treibens, die mir Geiſt und Gemüth aufzehrt, vergeſſen läßt."

So viel Herbes dieſe Aeuſſerungen enthielten, ſo überſah ich doch gern, was mich darin kränken konnte, um den Reſt der Hofnung zu retten, die mir daraus entgegenſchimmerte. Ich that, was ich konnte, um meiner Eiferſucht Meiſter zu werden; ich bekämpfte die Zweifel, die ſich mir aufdrängten; ja ich überwand ſogar die Abneigung, die ich gegen Lothars Freundin hegte, um ſeinen Umgang mit ihr, ſtatt ihm Schwierigkeiten entgegenzuſetzen, vielmehr zu erleichtern. Dieſe Aufopferung brachte mir wenig Dank. Der Zwang, den ihm meine Gegenwart dennoch auflegte, wirkte in Lothars Herzen gegen mich, und ich mußte ſehr bald erfahren, daß er hinter meinem Rücken Gelegenheit ſuchte, ſie allein zu ſehen. Ich ſchwieg. Aber mein Herz ſchwieg nicht; und je weiter ſich Lothar von mir entfernte, deſto heftiger griff die ver-

waiſte Liebe in mir nach der Seinigen, die ſie, wie ein tückiſches Luftzeichen, in die Klippen des endloſen Schmerzes verlockte, und dann verſchwand.

Darf ich Dir geſtehen, Amande, wie feindſelig in dieſer unglücklichen Zeit die Nähe der Schuld auf mich wirkte? Ich fragte mich: Biſt Du allein zum Dulden und Leiden geſchaffen? und wenn jene die Roſen der Freude brechen, warum ſoll ich meine Hand nur an den Dornen verwunden? — Und dann traten mir die Grundſätze der Ungebundenheit, die Lothar mit allem Schimmer einer trügeriſchen Sophiſtik zu bekleiden wußte, mit allen ihren Lockungen vor die Seele, und deuteten auf blumige Gefilde hin voll Rauſch und Luſt, und voll lachender Geſichter und flüchtiger tanzender Füſſe; alles ſo frey, ſo muthwillig wie Kinder,

wenn sie das Gesetz der Schule vergessen haben. Auch manche Hand kam mir entgegen, um die Bedenkliche, Zweifelnde, die nur nicht wagte herabzusteigen, an den blumigen Abhang zu leiten, wo sie dann schon von selbst, und wahrscheinlich viel schneller, als sie sich zutraute, in jene tiefer liegenden, lockenden Zaubergärten hinabtaumeln würden. Schon hätte ich selbst meine Hand nach ihnen ausstrecken mögen; aber indem ich noch zauderte, war es mir, als ob all diese lachenden, fröhlichen, buntscheckigen Gestalten höhnisch grinzten, mit Fingern auf mich deuteten, und sich meines nahen Falles erfreuten. — Da schlug mir das Herz. Ich schaute in mich hinein, und erblickte mit Schaudern in meiner Brust die Verwirrung einer beginnenden Schuld. Noch war es Zeit zu meinem einsamen, schuldlosen Schmerze zurück zu fliehen.

Lothars neues Glück dauerte eben nur so lange, um mich recht unglücklich zu machen. Die Frau, der er mich geopfert hatte, knüpfte, ihrer leichtsinnigen Art getreu, ein neues Verhältniß an, und ein so unwürdiges, daß Lothar, hätte ihn nicht die schlimmste Art der Eitelkeit besessen, oder hätte sich nicht die verschmähte Liebe an ihm rächen wollen, durch Verachtung hätte geheilt werden müssen. Statt dessen gab er sich der Eifersucht hin, und beging Thorheiten über Thorheiten, um die Ungetreue zu sich zurück zu bringen. Sein ganzes Wesen wurde verwirrt, und ein feindseliges Etwas, welches darinn herrschend wurde, spaltete und trennte, was früher harmonisch vereint schien. Wie in seinem Thun, so drängte sich auch in seinen Reden eine gewisse Gewaltsamkeit hervor, die bisweilen an Rohheit streifte: und da er das Gefühl der Ueberlegenheit, das

seiner Eitelkeit ein Bedürfniß war, ver-
lohren hatte, schien er mit einer Art von
Verzweiflung auch die Herrschaft über sich
selbst aufzugeben. Sein Zustand ging mir
nah; ich quälte mich mit ihm und um sei-
netwillen; da er aber allen offenen Erklä-
rungen auszuweichen suchte, konnte ich
nichts zu seinem Troste thun. Was blieb
mir da übrig, als mich in Geduld zu fas-
sen, auf eine Veränderung der Umstände
zu hoffen, und Lothars Unruhe den Schein
einer Ruhe entgegenzusetzen, die, so hoffte
ich, besänftigend auf ihn wirken sollte.
Meine Anstrengung — denn das war
mein Bemühen allerdings — war nicht
ganz ohne Erfolg. Er suchte meine Ge-
sellschaft mehr; er ließ sich auf vertrauli-
che Gespräche ein; ja, er gestand mir ein-
mal, daß die Dämonen, die ihn verfolg-
ten, nur meiner Gegenwart wichen. Die-
ses Geständniß aber schien ihm in der

Augenblicke zu gereuen, wo er es ausgesprochen hatte; und als ich mich an seine Brust warf, und ihn beschwor, mir sein Vertrauen zu schenken, und wenn er Hülfe bedürfe, meine Hand nicht zu verschmähen, — machte er sich aus meinen Armen los, und versank wieder in seinen schweigenden Unmuth. Während sich der Stolz in ihm gegen jede rechtmäßige Beschränkung seiner Willkühr empörte, schleppte er sich in den Fesseln einer schimpflichen Liebe fort, die ihm nichts mehr gab, als den Verdruß der Zurücksetzung hinter einen unwürdigen Nebenbuhler. So sehr ihn diese Zurücksetzung empörte, oder vielleicht eben darum, griff er hastig nach jedem Zeichen der frühern Gunst, dergleichen er denn auch von Zeit zu Zeit empfing, wenn er etwa eben allzu heftig an der Angelschnur riß, und gänzlich zu entschlüpfen drohte. Eines Tages, wo

er heiterer als gewöhnlich nach Hause kam, fiel ihm beym Hinausgehen aus meinem Zimmer ein Streifchen Papier aus der Tasche. Ich hob es auf, und da ich beym ersten Blick die Hand seiner treulosen Quälerin erkannte, bedachte ich mich noch, was ich damit thun sollte, als er wieder hereintrat, und unruhig umhersehend das Verlohrene zu suchen schien. Ich reicht' es ihm stillschweigend hin. Erröthend griff er zu, drückte das Papier zusammen und ging weg. Dieser kleine Vorfall trennte ihn noch weiter von mir. Sein Unrecht stellte sich zwischen uns, und das Gefühl einer verdienten Demüthigung rief den hartherzigsten Stolz zu seinem Schutze auf. Meine Gegenwart schien ihm ein Vorwurf; und statt die Schuld zu fliehen, floh er vor mir.

Diese Lage mußte ihm in Kurzem unerträglich werden. Eines Tages endlich

da die Unvorsichtigkeit oder der Muthwille seiner Geliebten den letzten Rest der Täuschung zerstört hatte, verließ er, nach einer widrigen Scene mit seinem begünstigtem Rival, die Stadt, um auf einer Reise Genesung und Ruhe zu suchen. Ich segnete diesen Gedanken und glaubte schon alle meine Wünsche erhört, da ich von den nächsten Stationen recht freundliche Briefe erhielt, und diese Briefe fast in dem Verhältnisse der zunehmenden Entfernung immer verbindlicher, ja zutraulicher und zärtlicher zu werden schienen. Meine Hofnungen belebten sich; ich fühlte den alten Glauben in mir gestärkt, und sah mit eben so grosser Sehnsucht als Zuversicht dem Zeitpunkte entgegen, wo die nur verwirrte oder zurückgedrängte Liebe wieder ihren Platz in Lothars Herzen einnehmen und ihre Rechte geltend machen würde; und dieser frohe Glaube vertilgte

in mir, wenn auch nicht die Erinnerung an den vergangenen Schmerz, doch den Verdruß und die Bitterkeit so vollkommen, daß ich mich sogar beredete, jene Ereignisse würden eben unser Band noch fester ziehen und es ganz unauflöslich machen. Da ich kein anderes Unglück kannte, als den Verlust der Liebe Lothars, und mir schmeichelte, diese wieder gewonnen zu haben, so suchte ich mich zu überzeugen, daß ich sie, trotz dem widersprechenden Scheine, niemals verlohren hätte, und ich war, eben so unermüdlich als scharfsinnig, Alles herbeyzuschaffen, was diesen Glauben befestigen konnte. Der Zweifel wurde niedergedrückt, und ich wurde, wenn auch nicht gerad heiter, doch so zufrieden, als ein noch wundes und sehnendes Herz nur seyn kann. Es wäre mir unmöglich gewesen, diese Stimmung vor dem entfernten Freunde geheim zu

halten; vielmehr sprach ich mit Lebhaftigkeit von der Freude, der ich entgegensähe. Ob ihm diese Lebhaftigkeit missiel, weiß ich nicht; aber seine Antwort, so schön und geistreich sie auch war, zeigte mir wenigstens, daß er nicht davon ergriffen war. Gern maß ich mir die Schuld bey, und legte meiner Feder strengere Gesetze auf. Auch mich selbst nahm ich mehr unter Aufsicht. Ich glaubte einzusehen, das, was Lothar, vernünftiger und erfahrner als ich, für das Glück der Liebe und des Lebens erkennen möge, sey ja wohl eben die Mäßigung einer gleichen, still und ruhig leuchtenden Flamme, die weder rasch und heftig emporlodere, noch tief zu dem Dochte herabsinke. Es war nun mein ganzes Streben, diese Ruhe zu gewinnen; und indem ich meine Liebe, wie ein heiliges Feuer, mit priesterlicher Sorgfalt bewachte, fand ich zu meinem Vergnügen,

daß sie an Tiefe, so wie mein Leben selbst an innerm Gehalt dadurch gewann. So war es mir fast erwünscht, daß sich Lothars Rückkehr noch etwas verzögerte, bis ich ganz mit mir fertig geworden, und das Gleichgewicht, dem er, wie es schien, den größten und verdientesten Werth beylegte, fest und unerschütterlich in mir begründet hätte.

Während dieser Zeit, wo ich, obgleich entfernt von ihm, doch nur mit und für ihn lebte, liefen seine Briefe immer pünktlich ein. Von unserm persönlichen gegenseitigen Verhältnisse war nicht oft die Rede darin, und ich beklagte mich nicht darüber. Es schien so natürlich, daß die Fremde, der Glanz der Höfe und die Merkwürdigkeiten großer Städte, die ganze Gegenwart überhaupt, seine Theilnahme stärker erregten, und daß sich dieses Interesse mehr geltend machte, als das

Verlangen nach der Heimath und der Frau. Mir war die freundliche Art genug, mit der er mir ſeine Bemerkungen — einen reichen Schatz — mit ſo vieler Pünktlichkeit mittheilte; und ich glaubte keinen beſſern Beweis ſeiner Liebe erwarten zu können, als daß er Alles, was er Anziehendes ſah, mit mir und meinem Andenken in Verbindung ſetzte. Zog er mich doch gleichſam auf jedem Schritte nach ſich, und theilte jeden Genuß mit mir! Hätte ich nicht dankbar ſeyn ſollen? Und wahrhaftig ich war es — ich war es recht aus vollem Herzen.

So hatte ich mich länger als ein halbes Jahr wie ein Kind mit den ſüßeſten Hofnungen gewiegt. Meine Träume ſchienen mir volle und aufrichtige Wahrheit, und ich hatte ſie mir ſo tief in das Herz gedrückt, daß ich auch da noch dar-

an glauben wollte, als ich auf die grauſamſte Weiſe aus dem Schlafe geriſſen worden war. Ich genoß Alles in tiefer Stille, und das Geheimniß, womit ich wie früher meine Schmerzen, ſo jetzt meine Wünſche und Hofnungen, umhüllt hatte, machten ſie mir noch theurer und heiliger. Wie glücklich wäre ich geweſen, wenn ich in all dem Irrthum geſtorben wäre, und allen den frommen Wahn der Liebe im Herzen mit mir aus dieſem tückiſchen, trugvollen Leben genommen hätte! Warum ach! hat mir Gott nicht die Qualen der Enttäuſchung erlaſſen? Womit hatte ich verdient — wodurch verſchuldet — — ? Ich höre Dich ſagen: Der Menſch darf mit Gott nicht rechten; er muß die Hand küſſen, die ihm das Theuerſte entreißt und das Herz zerdrückt; er muß den Willen ſegnen, der ihn vernichtet. —. Es ſey! Das Loos, das

mir vom Himmel fällt, wie hart es auch ſeyn mag, hab' ich zu tragen Muth; der, von welchem das Leiden kömmt, gibt auch die Kraft; aber wenn Menſchen über Dich hinweggehen, wenn ihr Fuß Dich achtlos und unbekümmert, ja wenn er Dich abſichtlich und mit kalter Beſonnenheit in den Staub tritt: wenn Deine Liebe Dir Haß gebiert, Dein Jammer für Empörung gilt, wenn Alles, was zu denken entſetzlich iſt, von Menſchen und von geliebten Menſchen Dir kömmt, willſt Du auch dann noch den unendlichen Schmerz ohne Murren empfangen, und mit demüthiger Ergebung vor den Thron der Vorſehung niederlegen? — Oder wenn Du auch dieſes forderſt, und wenn ich das harte Gebot nicht mit Worten bekämpfen kann, ſo lehre mich auch noch lebend dem Gefühl des Lebens zu entſagen, und wenn grauſamer Muthwille mit

meinen Qualen spielt, zu diesem Spiele zu lächeln.

Schon öftrer hatte Lothar seiner Rückkehr gedacht; ich durfte die Zeit berechnen, wo ich ihn wieder an mein Herz drücken, wo ich ihn wieder von ganzer Seele mein nennen könnte. Alles schien zu meinem Glücke zusammenzustimmen. Jene Frau, die seinen Stolz so verhöhnt hatte, war mit ihrem Manne in eine andre Gegend gezogen; auch ihr Liebhaber hatte sich entfernt; die verhaßtesten Erinnerungen waren auf diese Weise bey Seite geschoben. Dann war mir durch den Tod eines Onkels ganz unerwartet ein wohleingerichtetes Gut in einer eben so anmuthigen als fruchtbaren Gegend zugefallen, wo wir einen Theil des Jahres in reichlicher und angenehmer Beschäftigung zubringen konnten. Lothar billigte die Vorschläge, die ich ihm darüber machte, und

ging, wie es ſchien, mit Vergnügen darauf ein. Das war in den erſten Tagen ſeines Aufenthaltes in Paris. Da konnte er mir nicht genug ſagen, wie ſehr ihm dieſer unermeßliche Steinhaufen mißfalle, wie ihn das Gewühl des eben ſo rührigen als müſſigen Volkes durch die hohen ſonnenleeren Gaſſen, wie der Ameiſen in ihren finſtern Gängen, verſtimme; wie es ihn peinige, daß man ſich hier Tage lang um einander herum drehe, ohne ſich geiſtig zu berühren; und wie er eilen werde, dieſem Getös zu entrinnen, das ohne alle Bedeutung, nur ſo recht um ſein ſelbſt willen ſey. Doch vergingen Tage und Wochen, ohne daß dem Vorſatze die Erfüllung folgte. Ich bemerkte, nicht ohne Unruhe, daß ſeine Briefe immer mehr die Geſtalt von Journalen annahmen, in die man das Geſchehene zu eigner Erinnerung nur flüchtig anmerkt — und darum mach-

te es auch wohl seyn, daß er mir ihre Aufbewahrung so nachdrücklich empfahl. Dann wurden auch diese Verzeichnisse seltener, lückenhafter; und ich konnte wohl wahrnehmen, daß ihm jene Lücken selbst einige Verlegenheit machten, und daß er mir nicht mehr, wie vormals, sagen mochte, wo und auf welche Weise er seine Zeit zubrächte. Ich faßte einmal den Muth, diese Bemerkung scherzend hinzuwerfen, ohne ihr die mindeste Bedeutung zu geben; aber nicht anders, als ob er sie mit Begierde erwartet hätte, fiel sein nächster Brief wieder in die alten Topiks von Freyheit, thörigter Quälerey, und was dergleichen mehr war. Auf diesen Brief folgte schnell ein andrer, und in diesem eine recht künstlich gewendete, recht klug eingewebte Geschichte von einem berühmten Manne, der die jüngere Schwester seiner Frau geliebt habe, und da sie bald

durch gegenſeitige Leidenſchaft über alle Schranken geführt worden, ſey er doch von ſeiner Frau in dem, was nun einmal nicht zu ändern geweſen, auch nicht geſtört worden; ja ſie habe die Folgen dieſes leidenſchaftlichen Verhältniſſes mit der zarteſten Schonung und unbeſchreiblicher Klugheit den Augen der Welt zu entziehen gewußt. Ueber dieſen Heroismus weiblicher Liebe verbreitete er ſich mit einer Beredſamkeit, die ſchon ſeit geraumer Zeit aus ſeinen Briefen gewichen war, und es fehlte nicht viel, ſo hätt' er ihn zu einem Gebote der Haustafel und einer Pflicht des Eheſtandes gemacht. Ich antwortete darauf, ohne Mistrauen und Bitterkeit, aber mit dem Ernſte, den eine ſo heilige Sache gebot; erklärte jenen ſogenannten Heroismus für die ſündhafteſte Schwäche und beſchwor meinen Mann, doch ſo bald als möglich Paris zu verlaſſen, um ſich

den Einflüssen der schlimmen Luft zu entziehen, die ihn dort zu vergiften drohe. In der Antwort nahm er meinen Ernst ganz leicht, und statt auf den bessern Weg einzulenken, gab er mir in einer Anzahl lustiger Tagesgeschichten ein Bild des Ehestandes der großen Welt, das mich weder ergötzte noch beruhigte. Von seiner Abreise schwieg er. Ich kam nun wieder auf meine Bitten zurück, indem ich ihn an die Hofnungen erinnerte, die er in mir erregt hatte, und noch viele andre Gründe zusammenstellte, die ihn zur Rückkehr bewegen konnten. Diese dringenden Bitten, noch mehr aber die Gestalt, welche seine eigenen Verhältnisse in dieser Zeit angenommen hatten, führten endlich eine Entscheidung herbey. Durch, eigene und fremde Eitelkeit verstrickt, in schwierigen Händeln verwirrt, von Buhlerei, List und Macht überwäl-

tigt, ſah er ſich endlich, ganz gegen ſeine Abſicht, in die Nothwendigkeit verſetzt, ein lockres und leichtſinniges Verhältniß unauflöslich zu machen. Doch konnte er es nicht über ſich gewinnen, mir die Sache zu ſagen, wie ſie war. Er verſchwieg den Betrug, und ſprach von einer Leidenſchaft, die allzu mächtig in ihm geworden ſey, als daß er ſie je beſiegen könne; zeigte mir die Nothwendigkeit einer Trennung, und verlangte meine Beyſtimmung dazu. Was ich ihm hierüber geſchrieben, wie ich ihn beſchworen, mich zu ſchonen und ſich, will ich Dir nicht wiederholen. Es war umſonſt. Er ſchrieb mir: wenn ich ihn jemals geliebt hätte, ſo möchte ich dieſer Quälerei ein Ende machen, die zu nichts führte. Sein Entſchluß ſey unwiderruflich; er habe ſchon lange die Ueberzeugung bekommen, daß ſich unſre Neigungen nicht vertrügen; ich möchte mich alſo ſei-

nem Glücke nicht in den Weg ſtellen. —
Jetzt ſtand ich nicht länger an. Ich löſte
ſeine Schwüre mit zerriſſenem Herzen,
und gab mich als Opfer für fremde Sün
de hin. Doch war es nicht eigentlich ein
Hingeben — ſo hoch kann ich meine
Grosmuth nicht rühmen, ſondern ich er
gab mich wie das Opferthier, das der
Prieſter gebunden zum Altar ſchleppt. Du
weißt das Uebrige. Ohne mir einer
Schuld bewußt zu ſeyn, trage ich die
Schmach der Schuld. Ich erröthe bey
dem Nahmen meines Mannes, den ich
als ein freyes Geſchenk von ihm erhielt
und nun noch führen muß, nachdem die
Einheit zerſtört iſt, deren Symbol er
war. Alles, was mir vormals befreun
det war, ſieht mich wie etwas Fremdes
an, und es graußt mir vor dem, was
mich ſonſt an ſich zog. Ich will der Ge
genwart entfliehen, aber ich kann mich

nicht in die Zukunft retten, die mir nicht einmal Vergeſſenheit bietet; denn wie möchte ſo tiefe Kränkung vergeſſen werden? — und nicht in die Vergangenheit, die wie ein Leichnam alles Schönen vor mir liegt, oder als eine tückiſche Verführerin zu allen dem Jammer meines jetzigen Daſeyns. — Oder ſoll ich mich in ein fremdes Glück retten? Ach, ich ſchien ja auch glücklich, und doch war Alles nur eitler Betrug; ich wurde auch geprieſen um dieſe Lüge von Seligkeit, die faſt ſchon verſchwunden war, als man ſie prieß. Iſt es ein Wunder, wenn mir alles Rühmen menſchlichen Glücks wie ein Hohn — ihre ſogenannte Treue, Wahrhaftigkeit und Grosmuth wie ein leerer, ſchrillender Klang erſcheint, oder wie eine angemalte Larve, welche die häßlichſte Verzerrung bedecken ſoll? Und gäb es wohl einen ärmern Zuſtand, als den,

nicht nur um das eigene Glück, sonder
auch um den Glauben an fremdes Glü
betrogen zu seyn?

* * *

Es ist Zeit, diese lange Geschicht
meines Elends zu schließen — aber nich
auf diese trostlose Weise. Ich lese Dei
nen Brief wieder und immer wieder —
er ruht an meiner Brust — und wie ei
Talisman scheucht er das Böse, und sen
det seine Kraft in mein innerstes Herz. —
Wenn Ein liebloses Wesen uns mit de
Welt zu entzweyen vermag, warum soll
te nicht ein Anderes Liebendes uns mi
ihr aussöhnen können? Bedarf es denn
mehr als des Glaubens an Eine Wahr
heit, und des Daseyns der Wahrhei
überhaupt gewiß zu werden? an Ei
ne Tugend, um an Alle zu glauben? Ha
ben wir nicht oft gehört, daß Ein ban

hendes Wort den ganzen Spuk der Hölle, wenn er losgelassen war, zerstreute? Warum soll das Wort der Liebe einer so schönen Seele, wie die Deinige ist, weniger vermögen? oder warum soll ich weniger an Deine Liebe glauben, als an den Haß eines andern? oder warum soll endlich das Gute nicht mächtiger seyn als das Böse, das ja doch wohl nur als Ausnahme gilt? Um diesen Glauben kämpfe ich jetzt; und wenn ich ihn erkämpfe, so ist es Dein Werk, und das Werk dessen, an den Du mich gewiesen hast. — Sieh, ich habe Dir mein Innerstes enthüllt, um Dich hinein zu rufen; nach Deiner frommen, tröstenden Erscheinung sehnt sich mein Herz; und wenn ich nicht fürchtete, störend in Deine Paradiese zu treten, ich käme an Deine Brust, und suchte in Deiner Nähe, was mir auf immer verlohren schien. Sage mir, ob Du, ob Dein

Odo meine Gegenwart ertrüge. Vordem ſchien er ſich zu freuen, wenn er mir in der Welt begegnete; aber jetzt bin ich ſo ſcheu geworden wie ein Kind, nicht vor den Unbekannten, ſondern vor denen, die mich glücklich gekannt haben. Was auch Dein Wille ſey, ſchreibe mir nur. Es gibt nichts, wornach ich mich ſehne, als Deine Liebe.

Mathilde.

* * *

Amelie an Victorinen.

Den 20. Febr. 1802.

Nein, liebſte Couſine, länger zu ſchweigen, wäre Verrath an der Freundſchaft. Hundertmal zwar, tauſendmal, millionenmal hab' ich in dieſen vierzehn Ereignißreichen Tagen an Dich, Herzens-Couſine, gedacht; aber die Feder in die Hand nehmen, ſchreiben, Dir erzäh-

ſen — nein, das war unmöglich! Und auch in dieſem Augenblick weiß ich eigentlich nicht, wie es möglich werden ſoll. Zwar hab' ich die frühſte Stunde dazu genommen; aber was heißt jetzt bey mir früh oder ſpät? Der Tag hat keine geordnete Zeit mehr. Das Drängen und Treiben iſt ſich in jeder Tageszeit gleich. Auf dem Markte kann es nicht lebendiger ſeyn. Kaufleute, Handwerker, Putzmacherinnen, Juden und Chriſten — da iſt ein Schicken, ein Fragen, ein Beſuchen, daß ich oft am Abend nicht weiß, ob ich noch einen Kopf habe. Und das Alles? — o Du haſt es ſchon errathen! — das Alles — weil Deine kleine, naſeweiſe, muthwillige Couſine ſeit vierzehn Tagen verliebt, und ſeit acht Tagen Braut iſt.

Ja, HerzensCouſinchen, ſeit vierzehn Tagen verliebt, ſeit acht Tagen Braut, und in acht oder neun oder zehn

Tagen Gräfin Ahlen! — Hab' ich nö-
thig, noch auf das Verzeichniß meiner
Zerstreuungen zu setzen, daß ich über-
schwenglich glücklich bin? Ja, Victorine,
recht selig bin ich. Denke mir da nicht
etwa an die leichten, flatterhaften Nei-
gungen, die uns wohl sonst bisweilen auf
einem Balle, in einer Gesellschaft anflo-
gen, und wo auch wohl eine der andern
in die Arme fiel mit einem, ah que je
suis heureuse, chère Cousine! Das
waren die ersten kindischen Anmeldungen
des Herzens, das doch auch sein unschul-
diges Daseyn wissen lassen wollte, und
meist nur allzu voreilig bey dem ersten
besten Augenpaar, das sich an das unsrige
heftete, stärker zu schlagen anfing, und
uns dann weiß machte, wir wären glück-
lich. Jetzt, jetzt erst hat meine Stunde
geschlagen, und was wir je in Romanen
von dem Glück und dem Rausche der Lie-

be geleſen, oder was wir ſelbſt in müſ-ſigen Stunden geſchwärmt haben, — ich fühl es jetzt verwirklicht, ja, wenn Du willſt, noch weit überboten. Hätt' ich nur Zeit, ich wollte ein Buch ſchrei-ben „die merkwürdigſte Woche meines Le-bens" intereſſanter als jeder Roman, und es Dir, ſüße Couſine, ehrfurchtsvoll zu-eignen, mit dem Bilde des Helden vor-an, und mit der Unterſchrift: Qui que tu sois réconnais ton maitre — Du weißt das Uebrige.

Ja, Kind, ein Liebesgott iſt er, kein Mann; der Geſtalt und dem Alter nach zwiſchen dem Mann und dem beflügelten Genius ſchwebend. Nur die flatternden Schwingen fehlen ihm — hätt' er ſie aber auch, ſo hielt' ich ſie feſt, oder er legte ſie mir zu Liebe ab. Gewiß, Victo-rine, nie ſind zwey Herzen ſo für einan-der beſtimmt geweſen, als die unſrigen.

Immer gehen ſie in gleichem Tact, und wenn ſich ja das eine oder das andre einmal übereilt, gleich iſt das Andre hinterdrein, und bey der Fermate ſind ſie ſicher wieder beyſammen. Daß wir beyde alſo nur Einen Sinn und Willen haben, verſteht ſich gewiſſermaaßen von ſelbſt; auch daß, wenn etwa eine Diſſonanz vorkömmt, wir gleich eifrig ſind ſie aufzulöſen, und dann nur etwa ein Streit der Grosmuth aufkommen kann. — Doch das iſt für Dich eine langweilige Materie. Du gähnſt und verlangſt Geſchichte. Lieſt Du doch kaum die Ueberſchriften der Capitel eines Romans, geſchweige denn Vorreden, Einleitungen, Nutzanwendungen, belehrende Abſchweifungen und dergleichen, ja nicht einmal die ſentimentalen Ergießungen, auf denen, wie Du einmal ſagteſt, der Leſer wie in einer Wiege ſchwimmt, immer auf

einer Stelle bleibt, und endlich einſchläft. Wahrhaftig, mein ungeduldiges Victorinchen, ich fange an zu glauben, daß die ſentimentalen Schriftſteller immer nur ihre eigne Geſchichte ſchreiben, und eben darum nie zur Geſchichte kommen können. Wenigſtens geht es mir in dieſem Augenblick ſo, und ich habe mich eben im Spiegel beſehen, ob ich etwa unſrer guten, ſchmachtenden Hohenek gleich geworden bin, die aufgezehrt von der Sehnſucht nach dem künftigen Geliebten, der nie erſcheinen will, nur noch ſeufzt und haucht, und bald, wie die unglückliche, unerhörte Echo, eine Stimme des Gebirgs ſeyn wird. —

Aber ſieh, da iſt mir dieſe Echo der zärtlichen Lieder gerade recht gekommen, um mich auf den hiſtoriſchen Weg zu bringen. — Es ſind heute gerad vierzehn Tage — o die herrliche Zeit! —

da trat die gute Hoheneck bey mir ein, um mich zur Oper abzuholen. Du hättest sie sehen sollen. Ein hellgelber Rosenkranz hing leicht um ihr flachsgelbes Haar, und dieses hing wieder leicht und dünn an ihrem gelben Nacken herab. Ein weißes KreppGewand mit gelber Unterlage schlang sich um ihre zarten langen Glieder, und floß zu den hellgelben Schuhen herab, die den breiten Fuß jämmerlich preßten. So trat sie schwankend und schmachtend bey mir ein, senkte sich langsam auf den Divan nieder, und erwartete mit schmeichelhafter Ungeduld, daß die letzte Hand an meine Toilette gelegt wurde. Jetzt warf ich noch einen musternden Blick in den Spiegel, kehrte mich dann mit einer Pirouette nach ihr um, und sagte mit einer tiefen Verneigung: „Jetzt bin ich meiner geistreichen Emili ganz zu Befehl.“ Mit einem gehaltnen, unend-

lich gütigem Lächeln betrachtete ſie mich durch die doppelten Gläſer, und ſagte mit leiſer, ſchleppender Stimme: Sie ſind zum Beneiden ſchön, Melinde (denn ſo hat ſie mich nach ihrer arcadiſchen Weiſe umgetauft) — Dieſes niedliche Sammthütchen, dieſe bedeutungsvolle Schwungfeder, dieſe muntern Farben! Allerliebſt! Aber das kleidet auch nur Sie, weil es in ſo holdem Einklang mit Ihrem fröhlichen Sinne ſteht. Kommen Sie, Süße, fuhr ſie fort, indem ſie ein wenig auf die Seite rückte, und mit der Lorgnette auf den Platz neben ſich wieß — kommen Sie! Wir haben noch ein halbes Stündchen Zeit, und das möchte ich zu einer confidence anwenden. — Ich horchte hoch auf, und hüpfte nach dem Divan — zu einer poetiſchen confidence, fuhr ſie mit gezwungenem Lächeln fort, indem ſie mit der Hand in ihre Ba-

lantine fuhr und mit einem Papier kniſterte. Ich erſchrack; nahm mich aber zuſammen und ſagte: Wie glücklich, liebe Emili, machen Sie mich! Aber fürchten Sie nicht Ihre Güte an eine Unwürdige zu verſchwenden? Ich bin bis jetzt noch ſo ſehr mit der Wirklichkeit zufrieden geweſen, daß ich mich wenig oder nicht um die Poeſie bekümmert habe. — Und da ich fühlte, daß das wie Spott klingen könnte, ſetzte ich, wie von Reue ergriffen, hinzu: Sie wiſſen wohl nicht, Liebe, was ich für ein kindiſches Weſen bin. Aber ich fange wirklich an, mich nach etwas Ernſterem zu ſehnen. Es muß unendlich anziehend ſeyn, an Ihrer Hand die Zaubergärten der Poeſie zu betreten. — Emili lächelte mich huldreich an, ſchlug die himmelblauen Silbergeränderten Blätter auf, und ſagte: Es iſt eine Elegie, der Erguß eines reinen, weichgeſtimmten Her-

zens, das in der rohen Gegenwart das hohe Ideal nicht findet, das es in sich trägt, und deshalb, glücklich in sich, aber von Sehnsucht verzehrt, in wehmüthigen Thränen schwimmt. Wehmuth, liebe Melinde, setzte sie hinzu, Wehmuth ist das Element, in welchem sich die Elegie bewegt, und das süße Auf- und Nieder-Wogen des Gefühls ..... Aber ich kann wahrhaftig vor Lachen nicht weiter schreiben. Ist es nicht toll, daß ich Dir und mir den Kopf mit allen dem pedantischen Kram warm mache, und darüber nicht zur Sache komme? — Aber Du hättest mich sehen sollen, wie ich auf dem Divan lehnend, mit in einander geschlagenen Armen dasaß, und mit meinen Füssen spielend zugleich über die zierlichste Form der Schuhe und die beste Einfassung des Lobes nachsann, womit ich die Vorleserin am heiß ersehnten Schlusse ihrer weinerlichen Rhapso-

die zu beglücken gedachte. Da nun endlich dieser Augenblick kam, machte mich die Freude beredt, und ich war so glücklich, daß die durch ihre eigene Poesie tief gerührte Dichterin meine Freude an der Erlösung für Freude an ihrem Werke nahm. Nachdem sie also das Tuch an die Augen gedrückt und ihre Thränen getrocknet hatte, fiel sie mir mit einer wahren Begeisterung um den Hals und versicherte mich — zu meinem eignen Erstaunen — daß Niemand eine solche Tiefe des Gemüths, einen so feinen und sichern Tact für wahre Poesie habe als ich; und versprach mir — zu meinem größten Schrecken — daß sie mich künftig recht oft über ihre poetischen Versuche — sie lächelte bey dem Worte sich selbst an — zu Rathe ziehen werde.

Den 21. Abr

So weit hatte ich gestern geschrieben, da wurde Graf Avensberg bey mir gemeldet, der eben in Geschäften des H. Hofes hier ist, um mir seine Huldigungen zu Füssen zu legen. Wahrscheinlich ist der Mann vor dreyßig Jahren liebenswürdig gewesen; denn seine hohlrükkige Haltung, seine rechts und links zugezählten Verbeugungen, die runde Bewegung seiner Arme, vorzüglich die Bedeutsamkeit, mit der er den Spaniol aus der goldenen boite nimmt, lange zwischen den Fingern zerdrückt, und langsam zur Nase führt — Alles hat den Anspruch auf eine alte dreyßig- oder funfzig-jährige Liebenswürdigkeit. Was mir noch am Besten hätte gefallen können, waren die Lobsprüche, die er dem bienheureux sumur ertheilte. Er nannte ihn einen cavalier accompli, le modèle des jeunes

gens de qualité, und verſicherte, que pendant le séjour quil avait fait à la cour de H., il en avait fait les délices. Ich nahm dieſe ſtark accentuirten Lobſprüche mit möglichſter Beſcheidenheit auf, ſo wie auch die unendlich ſchönen Sachen, die er aus ſeinem alten Dictionnaire du bon ton für mich zu ſpenden die Gnade hatte.

An Fortſetzung meines Briefes war nun nicht mehr zu denken. Beſuche reihten ſich an Beſuche bis zum Mittagseſſen; dann Toilette zur Cour. Nach der Abendtafel nahm mich Prinzeſſin Friederike mit auf ihr Zimmer; ich mußte ihr von Ahlen erzählen, und Mitternacht war vorbey, als ſie mich entließ. Nun bin ich kaum aus dem Bette gekrochen und habe den Shawl übergeworfen, ſo ſitze ich wieder hier, und mache mir die Finger mit Tinte ſchwarz, um weiter zu erzählen,

oder eigentlich — denn ich ſehe mit Schrecken, daß ich geſtern die Zeit recht thörigter Weiſe verplaudert habe — alſo um erſt anzufangen.

Nun denn alſo gleich zur Sache. Die Elegie war geleſen, die ſüßen Wehmuths Thränen abgetrocknet, das ſchuldige Lob gegeben und wiedergegeben, da wurde der Wagen gemeldet. Emili und ich waren allein in der Loge. Sie, unendlich zärtlich — die Dankbarkeit wirkte noch fort — drückte mir bey jeder empfindſamen Stelle die Hand, oder liſpelte mir poetiſch geſchmückte Seufzer zu. Die benachbarten Logen waren leer; die Zeit wurde mir lang, und trotz „meines tiefen Gemüthes“ ſehnte ich mich nach dem Ende der Oper, wie nach dem Ende der Elegie. Da ging endlich am Schluſſe des zweyten Acts die Thür der benachbarten Loge auf; die alte Baronin Moruſi und

ihre Tochter rauschten herein, und nach ihnen ein fremder, junger, schöner Mann in rother Malteser Uniform. Als sich die Damen gesetzt hatten, blieb er hinter ihnen stehen, und schickte feurige Blicke im Theater umher, die endlich auch auf seine demüthigen Nachbarinnen fielen, die sich schon lange leise angestoßen hatten, aber jetzt nicht thaten, als ob sie ihn beachteten. Nicht lange, so sagte ihm die Baronin etwas in's Ohr, worauf er die Loge verließ und in die unsrige eintrat, mit einem Anstand, einer Anmuth, einer Sicherheit — o Victorine, es war unmöglich ihn zu sehen, ohne in ihm den schönsten, den liebenswürdigsten, den gewandesten Mann zu erkennen. Nachdem er uns beyde verbindlich gegrüßt und seine Unbescheidenheit entschuldigt hatte, wendete er sich an meine Nachbarin, sagte ihr, er sey vor wenigen Stunden hier ange-

kommen, und gedenke ſeine Reiſe morgen ganz früh fortzuſetzen; er ſey ſogleich zu ihr geeilt, um ihr dieſe Karte der Gräfin Louiſe zu überreichen. Ein glückliches Ohngefähr habe ihn — da er ſie nicht mehr zu Hauſe getroffen, in ihre Nähe gebracht, und um nicht des Glückes verluſtig zu werden, das ihm ſeine edle Freundin Louiſe habe gönnen wollen, habe er ſich entſchließen müſſen, unſer intereſſantes tête - à - tête für einen Augenblick zu ſtören. — Ich hatte während dieſer Anrede alle mögliche Muſſe den ſchönen Fremden ungeſtört zu betrachten, und ich geſtehe Dir, ich war in dieſem Augenblick ſo voll Misgunſt und Neid, daß mir die Hoheneck noch tauſendmal gelber und widriger vorkam. Sie ſchien auch recht einen Triumph zu feiern — denn wahrſcheinlich fand jetzt „ihr weichgeſtimmtes Herz das hohe Ideal in der

rohen Gegenwart" — und das Fragen nach der unendlich lieben Louise, all ihren Thun und Lassen, wollte kein Ende nehmen, bis der Malteser eine kurze Pause benutzte, und sie bat, ihn mir vorzustellen. Ich war etwas verstimmt, und erwiederte sein Begrüßen mit einer flüchtigen, stummen Verbeugung; aber ich weiß nicht, wie er es anfing, in Kurzem waren wir beyde im Gespräch, recht lebhaft im Gespräch. Jetzt rauschte der Vorhang wieder auf; unser Fremder beurlaubte sich, nicht ohne die Bitte, wenn er seinen Aufenthalt verlängere, unsre interessanten Personen besuchen zu dürfen.

Als er in seine Loge zurück kam, bemerkte ich, daß die alte Baronin scherzend mit dem Finger drohte; auch ihre Tochter flüsterte ihm etwas zu, worüber Alle lachten. Diese Unterhaltungen beunruhigten mich schon. Emili war voll seines Lobs

— auch das war mir nicht recht — und ich wendete das Gespräch auf die unendlich liebe Louise, und bat mir die Karte aus, auf der sie der Freundin einen poetischen Gruß, und was mir um Vieles lieber war, den Namen ihres Freundes gesendet hatte. Ach, hub die gute Hoheneck an, als ich ihr die Karte zurückgab, das ist ein beklagenswürdiges Wesen. Ich weiß nicht, wer ihr in den Kopf gesetzt haben mag, sie sey eine poetische Natur, und im Vertrauen auf dieses Creditiv thut sie in ihrem Irrwahn die thörigtsten Dinge. Daß sie sehr mittelmäßige Verse macht, wie Sie an dieser Probe sehen können — sie hielt die Karte nach mir hin — wäre vielleicht noch ihre geringste Thorheit, obgleich in der Kunst die Mittelmäßigkeit durchaus unverzeihlich ist — aber daß sie mit diesen pitoyabeln Arbeiten andern zur Last fällt, daß

sie sie in Morgen- und Abend-Blättern ausstreut, und mit ihrem nichts sagenden Nahmen unterzeichnet; ja, daß sie sich deshalb — als ob sie auf dem Gebiete der Literatur, wo man keine Notiz von ihr nimmt, eine Stimme hätte, sich ein Urtheil über andere Talente anmaßt, das heißt doch in der That die Geduld vernünftiger Leute misbrauchen. Und ist es nicht endlich der Gipfel des Lächerlichen, wenn man schon den Vierzigen zueilt, und nie hübsch, ja nicht einmal erträglich gewesen ist, noch Minnelieder zu dichten, Liebe und Triebe, Wonne und Sonne zu reimen, und damit nach Männerherzen zu angeln? — Ich lieh dieser unendlich beredten Lobrede auf die unendlich liebe Louise das Eine meiner Ohren; das Andre war für das Gespräch in der Nebenloge gespitzt, dessen einzelne Laute und Worte sich durch das Recitativ vom Thea-

ter her ſchlangen. Ich hörte, oder glaubte zu hören: comment la nommez-vous? — Amélie, ſagte die junge Baronin. Ah la ravissante créature! — und dann wieder: j'avoue, je la trouve tout à fait délicieuse, cette Amélie. — So glaubte ich den Nahmen zu hören, und mein Herz klopfte hoch auf. — Dann aber, wie es in ſolchen Fällen geht, dachte ich wieder, ich hätte doch wohl nicht recht gehört, und er hätte Emilie geſagt. Und da klopfte mir das Herz noch heftiger, und ich ſchmollte faſt und ſah meine Nachbarin noch einmal recht an, obwohl die Beywörter ravissante, délicieuse auf ſie anwendbar wären. Da eine unbeſcheidene Bravour Arie des primo amoroso jetzt alles Horchen verbot, wurde meine Eiferſucht ganz toll, ſo daß ich evidentlich glaubte, darauf ſchwören zu können, er habe Emilie geſagt: und ich geſte-

he Dir, ſein Credit ſank in dieſem Augenblicke ſehr tief bey mir.

Aber ich hatte recht gehört; es war Deine glückliche Amélie, die er auf den erſten Blick ſo bezaubernd gefunden hatte. Am folgenden Morgen beſuchte er mich; von der Abreiſe war die Rede nicht mehr; und von dieſer Zeit an machte er mir, und auf eine andere Weiſe auch meiner Mutter die Cour mit ſolcher Anhaltſamkeit und ſo gutem Erfolg, daß ich ihm ſchon am achten Tag Herz und Hand überließ, und meine Mutter zwey Tage darauf die Gnade hatte, meine Wahl zu beſtätigen. Seit drey Tagen hat er mich verlaſſen, um ſich mit ſeinen Verwanden zu beſprechen, die Erlaubniß ſeines Hofes zu ſuchen, und einige Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Sobald er zurück kömmt, wird unſre Verbindung ſeyn. Dann ſtellt er mich in H. vor, reiſt mit mir nach Wien,

wohin auch jetzt sein Weg ging, und im Sommer führt er mich nach Ems oder Spaa ins Bad.

Sieh, Cousinchen, das ist so ohngefähr das abbozzo — heißt es nicht so? — meines Liebeshandels bis zum entscheidenden Moment. Wollte ich Dir das Detail ausmahlen, es würde ein Buch. Du würdest dann Deine Freude haben an der Rastlosigkeit, mit der er die Angelegenheiten seines — unsrer Herzen betrieb, wie er jeden Augenblick zu ergreifen, wie er mich immer auf eine neue und überraschende Weise an sich zu erinnern, mit sich zu beschäftigen wußte. Als er mich zum zweytenmal besuchte, kam die Rede auf ein fliegendes Blatt, das wegen persönlicher Beziehungen Aufsehen machte; ich wünschte es zu lesen; er gab vor, es nicht bey sich zu haben; aber eine Stunde darauf kam es mit einem unendlich lie-

benswürdigen, geiſtreichen Briefchen an, dem man mit einer kleinen Wendung den Anſtrich einer Erklärung geben konnte. Am folgenden Abend war Ball am Hof. Ich hatte mit ihm getanzt. Am Ende der Co lonne zog ich mein Tuch aus dem Beutel, um mich abzutrocknen; in dieſem Augenblick bückte er ſich, und überreichte mir ein klei nes gefaltetes Papier, das er von der Erde aufgehoben zu haben ſchien, mit den Wor ten: voilà un papier qui paraît vous ap partenir. Ich hatte Gegenwart des Gei ſtes genug, um ihn zu verſtehen, nahm das Papier als etwas mir Bekanntes an, und ſteckte es bey. Wie unruhig war ich während des Reſtes der Nacht! und wie günſtig war ihm dieſe Unruhe! Als ich nach Hauſe kam und das Blättchen öffne te, waren es mit der Bleyfeder geſchriebe ne franzöſiſche Verschen, voll der artig ſten Anſpielungen auf Einiges, was ſich

in derſelben Nacht zugetragen, und, was ſie mir noch theuer machte, mit einem Schluſſe voll glühender Liebe. Ich mußte freylich am andern Morgen, da er mich beſuchte, über die Art der Einhändigung ſchmollen; aber wie ſchön bat er mir ſeine Verwegenheit ab; wie nahm er mir jeden Vorwurf von den Lippen weg! Die poetiſche Erklärung wurde jetzt durch eine proſaiſche ergänzt und gerechtfertigt, die mir noch theurer war. Ich hatte zürnen wollen, und nach einer halben Stunde ließ ich ihm meine Hand als ſein Eigenthum. Mein Herz hatte er ja vom erſten Augenblick an gehabt.

Fragſt Du mich, wie es dabey der holden Emili erging? — Traurig genug. — Daß ſie auf den ſchönen Malteſer, der ihr von der poetiſchen Freundin empfohlen war, ein Recht zu haben glaubte, daß ſie einen Plan auf ſeine Bewun-

drung wenigſtens — die Anbetung wäre dann nachgekommen — gemacht hatte, vertieth der Neid, mit dem ſie ſchon am dritten und vierten Tag unſer Einverſtändniß belauerte, und als die Sache entſchieden war, die boshaften heimtückiſchen Bemerkungen, die ſie ſich über mich erlaubt hat. Aber ich habe mich gerächt, Victorine, und ſie iſt ſeitdem gelber, länger und häßlicher als je. Sie kam natürlich mir Glück zu wünſchen, und ich bemerkte mit groſer Zufriedenheit die unendliche Mühe, die ſie hatte, ihr eckiges Geſicht in die rechten Falten zu legen, und ihre Worte mit freundſchaftlicher Theilnahme zu ſchminken. Ich beſchloß ſogleich ihre Qual zu verlängern, nahm ſie auf die Seite, umarmte ſie mit allen Zeichen zärtlicher Rührung, und dankte ihr, boshaft genug, für das Glück, das mir ihre Nähe, das wohlthätige Zuſammen-

seyn mit ihr an dem Opernabend gebracht habe; ich würde das nie, nie vergessen. Dann setzte ich ganz unschuldig und treuherzig hinzu: Der Graf hat mich an jenem Abend geistreich gefunden. Ach wenn er wüßte — und dabey küßt' ich sie — daß mich der Geist nur von diesen Lippen angeweht hatte; daß das Bischen Glanz, worin er mich sah, nur der Wiederschein des hohen Genius war, der mir zur Seite stand. Aber verrathen wir ihm das nicht, bitte! — Er wird wohl nur zu bald seine Täuschung inne werden, wenn er mich erst allein hat, und ich nicht mehr von meiner geistreichen Emili borgen kann. — Dabey sah ich sie recht gerührt, recht dankbar an. Dann sprang ich wieder an ihr in die Höh, warf meine Arme um ihren Nacken und sagte ganz trunken: Aber gestehen Sie mir, daß man vom Glück privilegirt seyn muß, um

einen Mann, wie der Graf ist, zu fesseln; und dabey eine Freundin zu haben, wie meine Emilli, die durch ihre herzliche Theilnahme mein Glück so unendlich erhöht?

So eitel sie ist, und so kindisch ich ihr vorkommen mag, so könnte sie diese Protestationen doch nicht so aufrichtig annehmen, ohne die Schlange unter den Rosen zu ahnden; aber Du hättest sie sehen sollen, wie ihr das Herz schwoll vor Verdruß, wie mühsam sie von neuem die schönen falschen Worte zusammen suchte, wie sie sich quälte, um leicht und unbefangen zu scheinen. Diese Stunde war mein Triumph, und wenn sie mich je wieder mit ihrer ästhetischen Pedanterei heimsucht, so weiß ich, wie ich mir die Zeit mit ihr vertreiben kann.

Den 12. Februar.

Du wirſt wohl an Schrift und Tinte ſehen, liebes Couſinchen, daß dieſer Brief nicht in Einem Zuge geſchrieben iſt. Wie wär' es auch möglich geweſen, ein ſolch langes Buch! Recht lieb aber iſt es mir jetzt, daß er noch nicht geſchloſſen iſt; ſo kann ich doch noch etwas von den Ereigniſſen der vergangenen Nacht anhängen. — Der Graf kam geſtern früh von ſeiner Reiſe zurück, ſchöner, liebenswürdiger, zärtlicher als je. Seine Geſchäfte hatten den beſten Erfolg gehabt. Unſerer Verbindung ſtand nichts mehr im Wege. Den Abend war Maskenball. Ich verſchwieg ihm, trotz ſeiner Bitten, meine Maske, um die Macht der Sympathie zu prüfen. Zur Strafe verſchwieg er mir auch die Seinige. Ich hatte mich mit den beyden Fräulein Teng verabredet, die ohngefähr von gleicher Größe mit mir ſind. Wir

erſchienen zuerſt als die Begleiterinnen der Königin der Nacht. „Was der Maske im Ganzen an Glanze mangelte, war durch Schmuck von Juwelen erſetzt; und als wir uns vor dem Wegfahren noch einmal vor dem Spiegel muſterten, war es ſchwer uns von einander zu unterſcheiden, und ſelbſt meine Mutter ſah mich zuerſt für Annetten an. Wir hatten kaum einige Gänge durch den Saal gemacht, als wir in der Ferne von einem glänzenden Helm herab einen hohen bunten Federbuſch im dichteſten Gewühle der Masken wehen ſahen. Alles drängte ſich zu, den ſchönen Ritter zu betrachten, der ſein Haupt ſo ſtolz empor trug, und ſich durch die Begleitung eines zierlichen, über und über befiederten Papageno als Tamino bezeichnete. Wir ſtießen uns an, und jede ſagte der andern in's Ohr: Herrlich, herrlich! das iſt der Graf. Sobald ſeine Blicke

auf uns fielen, ſchritt er gleich auf uns zu, nicht anders, als ob er mich eben an dieſer Stelle erwartet hätte; wendete ſich auch ſogleich an mich, bat ſich meine Hand aus, und ſchrieb ein A hinein. Ich war in der That überraſcht, faſt beſtürzt. Aber der liebe Tamino wußte uns gleich mit ſo artigen Scherzen zu ergötzen, daß wir unſere Rollen faſt vergaßen, und was wir noch weiter für den Abend vorhatten. Er blieb an unſrer Seite, bis ein Maskenzug, der vom Theater her in den Saal trat, ein Gedräng veranlaßte, das ihn von uns trennte. Wir benutzten den Augenblick, ſchlüpften hinaus, und kleideten uns um. Die dunkeln Hüllen machten hellen und glänzenden Gewändern Platz; ich und Annette ſtellten die beyden Leonoren im Taſſo vor, und Ottilie ging als Taſſo neben uns. Alles, auch der Kopfputz, war in Eile geändert;

zärte Kränze schlangen sich durch unsre Locken; unser ganzer Anzug war frühlingsmäßig, ländlich und doch so schön und schimmernd, daß man die Schäferinnen eines HofArcadiens nicht verkennen konnte. Wir sahen recht niedlich aus, auch unser poetischer Begleiter, der wohl verdiente, seine Augen zu einer Prinzessin, wie ich war, zu erheben. Wir sahen uns nach dem Helm des Prinzen Tamino um; er war nirgends zu finden. Aber nicht lange, so blitzte uns eine diamantne Agraffe von einem aufgekrempten spanischen Hut in die Augen; und mit edelm Anstand durchbrach eine Maske das Gewühl, in welcher wir sogleich den Herzog von Ferrara erkannten. Mit derselben Sicherheit, wie das erstemal schritt er auf uns zu, begrüßte uns mit dem Anstande eines Fürsten, und redete mich als seine Schwester Eleonore an. Es fehlte wenig,

ſo hätten wir laut aufgeſchrien. Daß wir ihn entſetzlich quälten, um uns zu ſagen, wer an uns zum Verräther geworden, kannſt Du leicht glauben; auch daß er nichts geſtand, ſondern Alles für einen glücklichen Zufall, für ein Zauberſpiel der Sympathie gehalten wiſſen wollte. Ich für meine Perſon glaube an ſolche Wunder nicht — ich weiß auch ziemlich, wohin ich meine Muthmaßung zu richten habe — aber ſage ſelbſt, war dieſe doppelte Ueberraſchung nicht unendlich liebenswürdig? Indem wir aber ſo bey einander ſtanden, ſcherzten und lachten, bald in der angenommenen Rolle ſchwärmten, bald im Rahmen unſrer eignen liebenswürdigen Perſonen uns allerley Bemerkungen zuflüſterten, trat mit langem, weißem Barte, ſchleppender Kutte, eine hohe Tiare auf dem grauen Haupte ein Aſtrolog feierlich zu dem Grafen hin, der

ſich in ſeinen Mantel eingewickelt hatte, ſtreckte die Linke nach ihm aus, und mit dem Stabe nach dem Himmel zeigend, ſagte er in feyerlichem Ton: „Der Stern der Liebe im Gegenſchein mit dem Mars kündet Unbeſtand; mit dem Saturn, Kälte und Hader; mit dem Mercur Betrug und Hinterliſt. Dieſes, o bethörter Jüngling, iſt Deine Conſtellation.“ — „Und die Deinige, alter Narr,“ antwortete der Graf, „iſt die Conſtellation der Albernheit und der Bosheit.“ — Der Aſtrolog wendete ſich ſchnell ab, und verſchwand in der Menge — aber an dem ſchwankenden Gange erkannte ich — und Alle ſtimmten mit mir überein — meine gute Emili, die ſich ohne Zweifel in der freundlichen Abſicht eingefunden hatte, Unkraut unter den Waizen zu ſtreuen. Aber wäre ihre Abſicht geweſen, unſer Vergnü-

gen zu erhöhen, ſie hätte es nicht beſſer einrichten können.

Doch nun zum Schluß; es iſt Zeit, und ich erwarte den Grafen jeden Augenblick. Uebermorgen werden wir getraut. Seine Ungeduld hat uns einen Tag nach dem andern abgeſtritten, und meine Mutter mußte endlich, kopfſchüttelnd und lachend, das, was ſie durchaus nicht wollte, doch wollen. — O Victorine, wer kann dieſem Manne widerſtehen? — Und ſo geliebt, ſo beneidet zu ſeyn! — Wärſt Du nur hier! — Von meiner Trauung, meinem Putze ſchreib' ich Dir in der erſten freyen Stunde. Aber wenn wird die kommen? — Eine Verheirathung mitten im Carneval — das iſt wie ein Roman im Roman — Verwirrung über Verwirrung. — Adieu Herzensmühmchen. Grüſſe mir Dorinen und Adelaiden, und wer ſonſt an mich denkt.

Was macht die kleine, allwiſſende Minna? Wer hat mir denn geſagt, Euer Forſtmeiſter werbe um ihr bereitwilliges Herz? Iſt es ſo? — Noch einmal, lieber Engel, lebe wohl, und ſchreibe recht bald einen recht langen, langen Glückwunſch an

Deine
über allen Glauben glückliche
Amélie.

Amelie von Ahlen an Victorine von Villach.

Den 14. Jun. 1801.

Noch immer, meine gute Victorine, liegt mir der Verdruß über Deinen Mann wie eine Laſt auf dem Herzen. Iſt es nur denkbar, ſo ohne allen vernünftigen Grund, vielleicht auf einen leichten Verdacht hin — denn was wußte er etwa? —

ſo gleich zu dem Extrem zu ſchreiten, und Dich in ſein armſeliges Villach zu ſchleppen, ohne Zweifel, um Dir in der Einſamkeit die Augen über ſeine Liebenswürdigkeit zu öffnen, und die Erwiederung ſeiner Flammen abzuzwingen. Die ganze Stadt zuckt die Achſeln über ihn; und am Hofe meint man, ſo fein er auch ſey, ſo hätte er doch entweder nie, oder früher auf die Flucht denken ſollen. Was meinſt Du, Victorine? Hätten Sie recht, die Scharfſichtigen?

Verlaſſen aber ſollſt Du darum nicht ſeyn. Auf meinen Eifer Dir zu dienen, wo und wie ich kann, bauſt Du ohne dieß; und Franz, dieſes Schooßkind Deines unvergleichlichen Gemahls und ſeine rechte Hand, iſt Dir und mir auf eine Weiſe ergeben, die keinen Zweifel erlaubt. In ſeine Hände können wir ohne Beden-

keit Alles niederlegen, was Deinem Manne unnöthige Sorgen machen könnte. Iſt es nicht recht gutmüthig von Deinem Argus, daß er dieſe dem Zartgefühl ſeines Herrn zu erſparen ſucht? — So will ich Dir alſo auch gleich, um Dein gekränktes Herz zu erfreuen, von dem Prinzen ſprechen. Er war am Tage Deiner Abreiſe etwas ernſter als gewöhnlich, ſetzte ſich zum Spiel, ſpielte unaufmerkſam, gab die Karten dem Stallmeiſter und ſetzte ſich zu mir. Ich war ganz unbeſchäftigt; denn der alte Thierot ſaß neben mir, und wiederholte die alten Hofgeſchichten ſeiner Zeit, die jeder ſchon beſſer weiß als er ſelbſt. Als der Prinz ſich näherte, zog er ſich ehrerbietig zurück, und ſuchte irgend ein anderes müſſiges Ohr. Der Prinz zögerte nicht auf das zu kommen, was ihm am Herzen lag. „Ihre arme Couſine, fing er an; an einem ſo häßlichen ſtürmi-

ſchen Tage, tête à tête mit ihrem Herrn Gemahl, der noch häßlicher iſt als das Wetter, und das auf dem Wege nach Villach? Iſt das nicht zum Verzweifeln? — Wenn meine Cousine wüßte, gnädigſter Herr, erwiederte ich, daß Sie einen ſo lebhaften Antheil an ihrer — unbequemen Lage nehmen, ſie würde den nahen und den entfernten Sturm darüber vergeſſen. — Wenn ſie es wüßte! ſagte der Prinz mit größerer Lebhaftigkeit, glauben Sie denn (er wollte wohl ſagen, glauben Sie denn, daß Sie daran zweifelt? Aber er hielt noch zurück und ſagte) Glauben Sie wohl, liebe Ahlen, daß es die ſcharmante kleine Frau intereſſiren würde, meine Theilnahme zu wiſſen? Wenn Sie ihr ſchreiben — und gewiß Sie ſchreiben der armen Frau, ſo ſagen Sie ihr ja, wie unendlich es mich ſchmerzt, ſie uns, ſie dem Hofe entriſſen zu ſehen, und daß ich

untröſtlich darüber ſeyn würde, wenn ich nicht hoffe, daß der gute Präſident bald wieder zur Vernunft kommen und uns ſeinen Engel von Frau wieder bringen wird. Hören Sie, ſchreiben Sie ihr das. — Ich verſprach es. — Aber wiſſen Sie wohl, fuhr er etwas näher rückend fort, wiſſen Sie wohl, daß mir die üble Laune des Herrn Präſidenten faſt wie Eiferſucht vorkömmt? — Und glauben Ihr Durchlaucht auch, daß ihm Veranlaſſung dazu ſey gegeben worden? — Veranlaſſung oder nicht, war die Antwort. Vous savez, chère Amélie, que la jalousie se repait de chimères. Und iſt nicht Victorine liebenswürdig, wie ſoll ich ſagen? appétissante genug, um einen Mann, wie den Präſidenten in Angſt zu ſetzen? Entre nous, Villach iſt ein guter Geſchäftsmann, wie man ſagt, ein treuer Diener des Hauſes — gut — aber das

ſind viele ſehr ſubordinirte Menſchen. Und ſagen Sie ſelbſt, liebe Ahlen, ob Sie einen Mann kennen, der weniger tour nure hätte, und eine pedantiſchere, juriſtiſchere roideur? — Ich hatte nicht Luſt, dieſem Urtheile zu widerſprechen — Du wohl auch nicht? — Ich ſagte: Der Herr Präſident hätte ſtatt Victorinens den Canzler heirathen ſollen. — Dieſer Einfall ergötzte den Prinzen ungemein: oh c'est délicieux, c'est délicieux, rief er einmal über das andere; voilà un mariage bien assorti! le chancelier et le président! le président et le chancelier! — Uebrigens ſetzte ich hinzu, fürchte ich ſehr, daß Herrn von Villach ſein Entſchluß gereuen wird. Victorine iſt gefällig, anſchmiegend ſogar, wenn ſie will; aber ſie hat Character, und ſie wird ſich nicht von einem Manne unterdrücken laſſen, den ſie nicht liebt, nie geliebt hat,

und künftig ſchwerlich lieben wird. Wäre irgend ein Funke fremder Leidenſchaft in ihrem Herzen, was ich weder bejahen, noch verneinen kann, ſo wird er gewiß durch die Tyrannei ihres Mannes nicht ausgelöſcht. Eine Frau, wie Frau von Villach, hat vor allen Dingen das Recht Freyheit zu fordern, und niemand erträgt Willkühr und Druck weniger als Victorine. Leidenſchaftlich treu bey einem Gegenſtande eigner Wahl, wird ſie hingegen kein Geſetz eines Despoten fürchten, am wenigſten das eines ſo mauſſaden Despoten, wie ihr Herr Gemahl iſt. — Indem ich mit dieſer Beſtimmtheit ſprach, ſtrahlte das Geſicht des Prinzen vor freudiger Hofnung. Er legte die Hand auf die Lehne meines Stuhls, und ſchien im Begriff ſeine Vertraulichkeit zu vollenden, als der Fürſt mit ſeinem leeren Geſichte und den Worten zu uns trat, „eh bien,

de quoi s'agit-il?" — „De la dernière revue, Monseigneur," antwortete der Prinz. — „Ah ça, ſagten Sr. Durchlaucht, ſich zu mir wendend, wie hat Ihnen das neue manoeuvre gefallen?" — „Auſſerordentlich; ohne Zweifel war es nach Ihr Durchlaucht Angeben ausgeführt. — Précisement." „Ich hatte es angegeben, und es wurde nach meinem Sinn executirt. Bey der nächſten Revüe laſſe ich ein anderes ausführen, das Ihren Beyfall noch mehr haben ſoll. Denken Sie ſich hier ....." Und nun fing er einen militäriſchen Jargon an, bey dem mir die Haare zu Berge ſtanden. Ich mußte indeß aushalten, und hatte dafür die Belohnung, daß der gnädigſte Herr ſehr zufrieden mit meinen Einſichten, oder mit meiner Geduld waren. Der Prinz hatte ſich weggeſchlichen. Erſt als ich das Zimmer verließ, ging er an mir vorüber,

und rief mir lachend zu: Ah la belle revue! ah la belle manoeuvre!

Ich zweifle keinen Augenblick, daß der Prinz bey der nächſten Gelegenheit ſeinem gepreßten Herzen gegen mich Luft machen wird. Gewiß will ich ihm den Weg erleichtern, und Du ſiehſt, daß ich ihm ſchon jetzt ziemlich entgegen gekommen bin. Schreibe mir doch Etwas, was ich ihm ſagen kann, und ihm Freude macht; und ſollte er vielleicht einen Briefwechſel wünſchen, ſo wirſt Du ja wohl keine thörichten Bedenklichkeiten haben. Die Hauptſache iſt, den Prinzen im Feuer zu erhalten, bis Mittel gefunden ſind, Dich wieder mit ihm zuſammen zu bringen. Dieſe Mittel müſſen ſich finden. Deine Freunde hier werden es an Betriebſamkeit nicht fehlen laſſen; die einen aus Liebe zu Dir, die andern aus — Unliebe gegen Deinen Herrn Gemahl,

manche auch wohl — vielleicht ich ſelbſt — aus beyden Gründen.

Uebrigens bin ich — um doch auch von meiner kleinen Perſon etwas zu ſagen, — in dieſem Augenblick deſto beſſer im Stande mich Deiner Sache anzunehmen, da ich faſt müſſig bin; in einigen Tagen wahrſcheinlich ganz müſſig. Den Flügeln des Liebesgottes in meinem Herzen fällt eine Feder nach der Andern aus; il ne bat que d'une aile, oder eigentlich regt er ſich nur noch par bon procédé, und das iſt denn immer das Zeichen zum nahen Aufbruch. In der That wird mir die Zeit mit dem guten Oberſten zum Sterben lang. Ich hatte es ſchon ſeit einigen Wochen gefühlt, aber mir immer nicht geſtehen wollen. Neulich aber, ich weiß ſelbſt nicht wie, als er mir gegenüber ſaß, und in einer wohl geſetzten Rede ſeine Gefühle für mich analyſirte, über-

fiel mich ein gewaltiges Gähnen; während dem Gähnen sah ich ihn an; und in diesem Augenblicke war es mir, als ob ein Zauber gelöst sey. Ich fragte mich ganz ernstlich, wie ich diesen Adonis in Uniform je habe erträglich genug finden können, um einen cavaliere servente aus ihm zu machen; und ich würde mir die Antwort auf diese Frage schuldig bleiben müssen, wenn ich nicht an meinen dépit gegen seine übermüthige Frau dächte. Aber nun ist es auch genug. Ich werde diesen langweiligen Amor ganz sanft bey den Schulpern zur Thür hinausschieben, und dann mag er zu den Füssen seiner theuern Gattin zurückkehren, und Buße thun und Vergebung suchen.

Ahlen ist noch in Spaa. Er hat mir neulich durch einen Reisenden sagen lassen, daß er sich sehr wohl befinde. Ich weiß, was das heißt. Aber der Himmel

ſoll mich bewahren vor Eiferſucht. Mein guter Ahlen hat mich nach den erſten ſechs Monaten unſrer glücklichen Ehe von dieſem Laſter ſo vollkommen entwöhnt, daß ich wahrhaftig nicht wüßte, in welchem Winkel meines Herzens ich Eiferſucht gegen ihn aufſpüren könnte. Erzeige doch, liebes Couſinchen, Deinem Herrn Gemahl dieſelbe Wohlthat. Die heroiſchen Mittel, die dazu führen, ſind ſo ſüß für den Arzt; und wie bitter dem Kranken .. — Nun das wird Dich nicht abſchrecken. — Adieu, liebes armes Kind. Wahrhaftig, ich würde Dich noch mehr bedauern, wenn ich nicht wüßte, wie fruchtbar Dein kleines Köpfchen iſt, und wie Dich Widerſtand in Thätigkeit ſetzt. Laß mich bald etwas hören. Noch einmal Adieu.

Amélie.

N. S. So eben geht Lamberti von mir weg. Er kam, mir eine Geſchichte von geſtern Abend mitzutheilen, die jetzt eben der Stadt ein Geſpräch, und Dir eine ergötzliche Nachſchrift verſchafft. Es war der gewöhnliche Cirkel bey der Oberhofmeiſterin. Die Berend hatte ſich auch eingefunden, und nicht lange nach ihr der jüngere Haddik. Die beyden Leute ſind in der erſten Seligkeit einer neuen Flamme; aber jetzt konnten ſie ſich bloß mit den Augen ſprechen, und die dicke Wargau, die zwiſchen ihnen ſaß, hemmte jeden nähern Verkehr. Der arme Seladon, der auf ſo etwas ſchon gefaßt war, ſpielte lange verlegen und unentſchloſſen mit einem zuſammengedrückten Papier, das er jetzt aus der Taſche nahm, jetzt wieder einſteckte. Der Cammerjunker von Schädel ſtand auf der Lauer, und wenn ſich die Hände der Liebenden hinter dem

Rücken der Wargau begegnen wollten, ſcheuchte er ſie durch irgend ein Geräuſch von einander. Endlich iſt der Moment doch günſtig; das zerdrückte Billet iſt im Begriff in die Hand der kleinen Frau zu gleiten, da tritt — kann man ſich ein unglücklicheres Schickſal denken — ihr Mann nach ſeiner Weiſe, lachend und polternd, zur Thür herein. Die nervenſchwache Frau erbebt, das Billet entſchlüpft ihren Fingern, fällt, hüpft und rollt eine Strecke weg. Der Cammerjunker, dem nichts entgangen war, ſetzt ganz unbefangen den Fuß darauf, und erobert ſo, ohne daß es weiter jemand bemerkt, den unglücklichen flüchtigen Liebesboten. Noch an demſelben Abend war es in hundert Händen. Unglücklicherweiſe iſt Haddik einer von den Männern, die man avant la lettre nehmen muß. Die pikanten Geheimniſſe, die das Briefchen

ahnden läßt, werden durch den Stil noch pikanter, und dieſe Geheimniſſe gehen jetzt von Mund zu Mund. Sollten Sie bis zu den Ohren des Mannes kommen, was wohl möglich wäre, wie groß würde ſein Erſtaunen ſeyn, den Ruf ſeiner zärtlichen unvergleichlichen Fanny wie Schnee im März zerrinnen zu ſehen! Freylich hätte man ihm ſchon früher mancherley ſagen können; aber ſo iſt es beſſer — luſtiger wenigſtens. Die Verlegenheit des liebenden Paars bey dem Verſchwinden des Billets, das ſie lange mit verſtohlnen Blicken ſuchten, ſoll unendlich ergötzlich geweſen ſeyn. —

Den 20. Jan.

Noch Ein Blatt muß ich beylegen, leider Eines von anderer Farbe als die vorhergehenden. Eben war ich im Begriff meinen Brief zu falten und zu ſiegeln, da

kömmt ein reitender Bote von Tiefenbach mit der Nachricht, meine Mutter ſey ſehr krank, und wünſche mich noch einmal zu ſehen. Ich möchte ohne Aufſchub kommen. Du kannſt glauben, daß mich dieſe Nachricht erſchreckte; doch gab mir die bekannte Aengſtlichkeit meiner Mutter Hoffnung. Ich ließ ſogleich die Pferde beſtellen, und war, als der Abend dämmerte, an ihrem Bette. Lange hat mich nichts ſo erſchüttert, als dieſe traurige Scene. Sie war in der That krank, tödlich krank. Kaum kannte ſie mich noch. Sie ſchlug die Augen auf, nannte meinen Nahmen, und nachdem ſie vergeblich zu ſprechen verſucht hatte, verſank ſie wieder in einen Zuſtand von Bewußtloſigkeit, in welchem ſie oft phantaſirte und Vieles, aber unverſtändlich, ſprach. Dieſes dauerte bis zum Mittewoch Abend. Da wurde ſie ängſtlicher, heftiger, nannte oft meinen

Nahmen mit lauter Stimme, als ob sie mich riefe; sagte aber nichts weiter, und starb endlich gegen Mitternacht. Noch nie hatte ich den Tod so nah gesehen! Diese offenen starren Augen, dieser weitgeöffnete, lechzende Mund — steht immer noch vor mir. Am andern Morgen war ihre Gestalt ruhig; aber es war doch die Gestalt einer Todten! Das Herz stand still, das kaum noch unter meinen Händen geschlagen hatte; die Lippen, die ich so oft geküßt hatte, waren erblaßt und verschlossen. Wie war dieses Leben so schnell verflattert! und wohin? wohin? — Ich bin ganz tiefsinnig geworden. Es gibt Augenblicke; wo mir das fröhliche Leben recht leer und öde erscheint. In Tiefenthal war es noch schlimmer, wo sich die traurigen Erinnerungen von allen Seiten zudrängten. Ich fürchtete mich bey Tag und bey Nacht. Ich hörte Stimmen und

Töne, die mich ängstigten. Am Tag nach der Beerdigung ließ ich anspannen, und kehrte hierher zurück, wo ich nun in tiefer Trauer sitze, um endlich diesen langen Brief zu schließen, ehe die Schaar der lästigen Theilnehmer und Theilnehmerinnen heranzieht, und mich wieder, aus lauter Theilnahme, in die düstern Scenen hineinstößt, denen ich eben entfliehen möchte. —

Aber wirst Du es glauben, Victorine, daß — doch dieses im strengsten Vertrauen — wirst Du es glauben, daß meine Mutter — kaum kann ich es schreiben — die so streng in ihren Grundsätzen schien, und uns so schöne Moral predigte, als junge Frau nichts weniger als streng gewesen ist? Als ich in Tiefenthal ihre Papiere durchsuchte, kam ich auf ein geheimes Fach, das sie selbst vergessen ha

ben mochte, und das einige Pakte Briefe und Briefchen enthielt, die einen ganzen Roman gäben; und diese Briefchen waren nicht von ihrem Manne, und auch nicht von Einem Liebhaber. Noch hab' ich nicht Zeit gehabt, Alles durchzugehen; aber drey verschiedene Nahmen sind mir schon unter die Hände gekommen. Wie hätten wir das muthmaßen können? — Es ist also immer nur das Alter, was tugendhaft macht; und wir können ja wohl auch noch recht ehrenfeste Matronen werden, wenn uns erst jener unerbittliche Lehrer dazu zwingt. Bis dahin dürfen wir uns ja wohl ohne Bedenken unsre Mütter zu Vorbildern nehmen.

Noch Eins. Der Prinz hat mich bey meiner Rückkunft begrüssen lassen. Er ist im Begriff nach Carlsbad zu gehen. Ich erwarte seinen Besuch vor der Abreise,

und von wem er dann mit mir ſprechen wird, weiß ich.

Victorine an Amelien.

Carlsbad d. 11. Julius.

Wie ich Dich beklagt habe, theure Amalie — denn ich muß mit dem letzten Theile Deines Briefes anfangen — wie ich meine Blicke wider Willen auf die düſtern Scenen gerichtet habe, die Dich zur Theilnehmerin hatten! Wie kömmt es nur, daß bey ſolchen Dingen auch der entſchiedenſte Wille nicht genügt; daß ſich die häßlichen Geſpenſter durch alle die Zauberzeichen drängen, mit denen man ſich umgeben mag? — Das Leben iſt wohl ergötzlich und ſchön — aber warum ſteht in ſeinem Hintergrunde — — Ich mag das verhaßte Wort gar nicht ſchreiben. Und doch iſt dieſer traurige ſchwarze Hinter-

grund mit seinem hohläugigen Phantom in der hintersten unbeleuchteten Blende noch nicht das Schlimmste in diesem tückischen Leben — denn ist es nicht tückisch, erst so lockend und frühlingshold auszusehen, und dann — ? Die Blüthe der Jugend mit allen den Hofnungen, die sie in sich trägt, ist reizend, bezaubernd, entzückend; aber wenn Du nun siehst, daß ihr ein Blatt nach dem andern ausfällt, und zuletzt nichts mehr übrig bleibt, als der vertrocknete Strunk — das dünne graue Haar, der zahnlose Mund, die gefaltete entfärbte Haut, und die Herzzerschneidende Erinnerung an einen Besitz, der nie wiederkehrt, ist das nicht ein tausendfacher, ein sich jeden Augenblick neu erzeugender Tod? — Da steht nun der häßliche Nahme doch, so grinzend und hohnlächlend! Und nun mag ich mich stellen, wie ich will, und den Kopf nach dieser

oder jener Seite drehen, immer ſchaut mir das hohläugige Geſpenſt mit einem alten runzlichen Weiberkopf in die Augen, ja, aus dem Spiegel kömmt es mir neben meinem Geſichte entgegen, daß ich zuſammenfahre, und mir die Augen zuhalten muß.

Iſt Dir das auch ſo, Amelie? Kennſt Du dieſen Schauder auch, der mich oft mitten in der Entzückung der Luſt überfällt, und den Rauſch ſo augenblicklich zerſtört, daß mir die Glieder wie im Fieberfroſte zuſammenſchlagen? Und wenn Du dieſen Zuſtand kennſt, dieſen ſchrecklichen, unmotivirten Uebergang von der Gluth eines flammenden, ſprühenden Vulcans zu der ſtarren Kälte des Eispols, wie erträgſt Du ihn? oder wie entgehſt Du ihm? wie retteſt Du Dich daraus? — —

Doch weg, weg mit dieſen Erinnerungen! Hört man doch ſo hier genug von hypochondriſchen Fratzen und den wüſten Einbildungen verrückter Gehirne! — Du bedarfſt der Zerſtreuung, und ich bin wohl recht albern, Dich mit der Schilderung krankhafter Augenblicke zu quälen, die in der kleinen Welt des Menſchen wohl eben ſo zufällig und eben ſo plötzlich gehen und kommen, wie in der großen Sonnenſchein und Regen, Hagel und Wind! — Jetzt alſo vor allen Dingen eine Erklärung der Ueberſchrift dieſes Briefs, und wie ich hierhergekommen, und was ich hier ſchon erlebt habe, und noch weiter zu erleben hoffe. —

Nicht wahr, Couſinchen, als Dir dieſer Brief gebracht wurde, und Du Siegel und Ueberſchrift beſchaut hatteſt, nicht wahr, da ſeufzteſt Du aus tiefem Herzen und dachteſt: Die Arme! welche Klagelieder

wird ſie mir zu leſen geben! Wie wird ſie das abſcheuliche Villach, und den Herrn und Gebieter von Villach verwünſchen! Welche Seufzer der Sehnſucht wird ſie ausſtoßen, die Unglückliche, aus den Zauberkreiſen des Hofes hinweggeriſſen, in die Einſamkeit geſtoßen — — !! Dann legteſt Du vielleicht den traurigen Boten unerößnet bey Seite, um Dich erſt beſſer zuſammen zu nehmen — nahmſt ihn dann wieder auf — öfneteſt ihn zögernd, und ſahſt, zu Deinem Erſtaunen, nicht Villach, ſondern Carlsbad!

O Du ſchlaueſte und feinſinnigſte aller Couſinen, wie wenig erräthſt Du doch! Freylich kann ich auch trotzig, widerwärtig, recht unauflöslich ſeyn, ſo gut wie Eine; und ich glaube, Villach hat es zu ſeiner Zeit und mehr als Einmal erfahren — aber Alles zu ſeiner Zeit. Wie es am Tag vor der Abreiſe in meinem Her-

zen aussah, weißt Du ohngefähr; und doch hast Du nur einen Theil des Unmuths gesehen, den ich wirklich fühlte. Es gibt nichts so gewaltsames, wozu ich mich nicht aufgefordert fühlte, und wer weiß, welche Thorheiten ich noch begangen hätte, hätte nicht mein Herr Gemahl den glücklichen Gedanken gehabt, sich den ganzen Abend meinen Augen zu entziehen und erst um Mitternacht nach Hause zu kommen. Ich hatte mich früh niedergelegt, und da ich nicht schlafen konnte, stellte ich Betrachtungen an, und das Resultat dieser Betrachtungen war, daß eine kluge Frau nie unterjocht werden kann, ein jähzorniger Mann aber, in dem Augenblicke, wo er seinen Triumph zu feyern meint, sich selbst die Ketten der Knechtschaft anlegt. Ich beschloß, augenblicklich von dieser Bemerkung Gebrauch zu machen; ließ mir von Betty mein Schreib-

zeug bringen, und fing einen Brief an die Tante Ramlo an, worin ich ihr erzählte, daß wir im Begriff ſind nach Villach zu gehen, daß ich zwar einen groſſen Widerwillen dagegen fühle, aber doch dem Befehle meines Mannes folge, und mich jetzt auch wirklich freue, Einmal wieder mir ſelbſt und dem häuslichen Glücke zu leben, wozu ſich in dem Geräuſch der Stadt und des Hofes die Zeit gar nicht finden wolle. In dieſe ſchöne Idylle flocht ich das noch ſchönere Bild meines Damon ein, und ſetzte die Farben von Biederkeit und gediegenem Verſtand ſo dick auf, daß man es allenfalls mit den Fingern hätte beſehen können. Dieſes wohl componirte, aber in der Mitte abgebrochene Werk ließ ich auf mein Arbeitstiſchgen vor dem Sopha legen, und als Villach nach Hauſe kam, mußte ihm Betty ſagen, ich hätte ihn erwarten wollen,

wäre aber über dem Schreiben eingeschlafen, und hätte mich eben jetzt niedergelegt. Das Stratagem gelang vollkommen. Villach kam, fragte mit Theilnahme nach mir — seine Lebhaftigkeit vom Mittag hatte ihn gereut; ich wußte es wohl — las den unvollendeten Brief (Betty hatte durch die Thüre gelauscht) und trat auf den Zehen in meine Schlafkammer. Ich schlief fest, fest! Da stellte sich der gute Mann vor das Bett, die Arme gekreuzt, seine Augen auf mich geheftet, sah mich lange an, ließ sich dann auf Ein Knie nieder, und küßte leise meine Hand, die schlaff an der Seite herab hing; und wenn ich jetzt die Gefälligkeit gehabt hätte zu erwachen — welche romantische Scene häuslicher Glückseligkeit! Wahrhaftig, es hätte mich ein Wort gekostet, und die ganze so nothwendige, so dringende Reise wäre in Rauch aufgegan-

gen! Aber jetzt gingen meine Plane weiter. Ich wollte mich rächen; und er ſollte wider ſeinen Willen ſeinen Willen haben.

Es war wahrhaftig Zeit, daß er ging. So ergrimmt ich auf ihn war, ſo mußte ich doch im Herzen über ihn lachen, und es fehlte wenig, ſo wär' ich laut ausgebrochen. Es lebe die Liſt! — Laß mich Dir immer dieſe Ketzerei unter vier Augen geſtehen, Amelie — ſelbſt die Liebe wäre ohne etwas Liſt nur eine langweilige Ergötzung. Ja, wenn uns nicht im ledigen Stande die Mütter, im Eheſtande die Männer zu mancherley Ränken nöthigten, das Lieben würde ganz auſſer Gebrauch kommen, und nur etwa noch bey dem Volke Mode bleiben. Das liebt, wie es ißt und trinkt, und wir misgönnen ihm ſeine unſchuldige arcadiſche Milch ſo wenig, als ſeine Concerte auf der Strohfiddel und dem Dudelſack.

Aber da fallen mir die équipées Deiner guten Mama ein. Leiſer Anſpielungen darauf von der Meinigen erinnere ich mich nun wohl — aber dieſe verſtand ich damals nicht. Und auch jetzt wundert es mich. Die gute Tante hatte gar nicht die tournure einer galanten Frau. Freylich mag man das auch zu ihrer Zeit auf eine etwas andre Art geweſen ſeyn. — Daß Du mir aber ja dieſe Correſpondenzen aufhebſt! Sie ſollen uns ein herrliches Feſt geben.

Nun wieder zu meiner Geſchichte. Ich war auf meinen Lorbeern eingeſchlafen und ruhte vortreflich. Gegen acht Uhr ſchickte Villach, und ließ fragen, wie ich geruht hätte; und ohne die Antwort abzuwarten, kam er ſelbſt, that mit gutmüthiger Velegenheit — ich hätte faſt Mitleiden mit ihm gehabt — dieſelbe Frage, küßte mir die Hand, die ich ihm nur eben

ließ, und ſagte endlich — die Worte wollten gar nicht kommen — die Pferde wären um zehn Uhr beſtellt, wenn es mir aber zu früh wäre, oder wenn ich — da das Wetter ſich ſchlecht anließe — die Reiſe bis Morgen oder Uebermorgen aufſchieben wollte, ſo erwarte er nur meinen Befehl. Ich antwortete ziemlich trocken: er hätte mich gewöhnt, ſeine Einrichtungen ohne Widerſpruch zu befolgen, auch wenn ſie meinen Neigungen nicht zuſagten. Ich wollte nicht, daß die Abreiſe um Meinetwillen auch nur um Eine Stunde aufgeſchoben würde. Uebrigens ſey Alles gepackt, und die dringenden Geſchäfte, die ihn nach Villach riefen (ich legte Nachdruck auf dieſe Worte) möchten wohl ſchwerlich einen Aufſchub leiden. — Neue Anerbietungen von Villachs Seite; neue Proteſtationen von der Meinigen; es war ein Wettſtreit der Gros-

müth, der Dich beluſtigt hätte. Ich ſiegte ob. Um zehn Uhr ſaßen wir im Wagen, und aller mein Verdruß und Unmuth hatte ſich in Muthwillen umgewandelt. Ich dachte nur an die Reparationen, die er mir für alle die Opfer machen müßte, an die Rache, die ich nehmen wollte. Es war unmöglich verbindlicher und zärtlich-verlegner zu ſeyn, als Villach war. Es fehlte wenig, er hätte den Regen entſchuldigt, der vom Himmel herabſtrömte, den Sturm, der uns entgegenblieſ, und den ſchlechten Weg, in dem ſich die Pferde abarbeiteten. Seine Bemühungen halfen ihm nichts. In dem Grade, wie ſeine Vertraulichkeit ſtieg, wurde ich zurückhaltender, höflicher, kälter. Ich hatte mir vorgenommen, auf dem ganzen Wege kein deutſches Wort zu ſprechen; und Du weißt, wie er die franzöſiſche Unterhaltung liebt, wie ſie ihm zuſagt! Schon

dadurch hielt ich ihn in einer Ferne, in einer Spannung —, die ſelbſt der Erinnerung an den Brief nicht weichen konnte. Ich ſah wohl, wie ungemein der Brief wirkte, und beſchloß, ihm dieſe Freude nicht unvergällt zu laſſen. Ich veranlaßte ihn, ich weiß ſelbſt nicht wie, an die Tante Romla zu denken; und ſchneller, als ich es erwartet hatte, kamen Anſpielungen auf den Brief, ſo deutliche, ſo dankbare Anſpielungen. O ich hätte ihn für dieſe bonhommie küſſen mögen, ſo erwünſcht kam ſie mir. Ich ſpielte die Erſtaunte, die Zweifelnde (ſeine Verlegenheit war köſtlich!), und brach endlich mit dem pikirteſten Tone in Ausrufungen über ſeine Indiscretion aus. Ich hatte die Kühnheit ihm zu ſagen: Dieſesmal hat der Zufall gewollt, daß Sie Ihr Lob geleſen haben; denn wie ſehr Sie mich auch bisweilen reizen mögen, ungerecht

werde ich niemals seyn; aber ich rathe Ihnen nicht den Versuch noch einmal zu machen. Sie könnten Dinge zu lesen bekommen, die wunderbar in Ihrem Kopfe spukten. Wissen Sie nicht, daß auch die beste Frau ihre Geheimnisse haben kann — und ich habe nicht die Eitelkeit mich zu den Besten zu rechnen — daß ein unschuldiges Wort von der Laune oder dem augenblicklichen Muthwillen eingegeben, und nur der verständlich, an die es gerichtet ist, die allertollsten Grillen in einem Männerkopfe erzeugen kann? und daß eben deshalb die Briefe der Frau dem Manne ein Heiligthum seyn müssen, an das er nicht rührt, von dem er die Augen abwendet? In der That, Herr von Wilfach, so schloß ich meine Strafrede, ich hätte Ihnen mehr Zartgefühl zugetraut; und wenn ich mich in Ihren Willen resignire, auch da, wo ich nicht so glücklich

bin, die Gründe deſſelben zu kennen, ſo darf ich hoffen, daß auch Sie die Achtung nicht aus den Augen ſetzen, die Sie einer gebildeten Frau, die Sie Ihrer Gemahlin ſchuldig ſind. — Mein Ton und meine Minen waren ſehr ernſt geworden. Der arme Mann war beſchämt, verwirrt, niedergeſchlagen, und die Apologie, die er verſuchte, gerieth ihm nicht beſſer, als die Schmeicheleyen, mit denen er mich beſtechen wollte. Und da mußte ich wieder in meinem Herzen lachen, daß ein ſo groſſer Rechtsgelehrter und Präſident eines Collegii einer klugen Frau gegenüber eine ſo armſelige Rolle ſpielen mußte.

So ging der Reſt dieſes Tages hin, und ich verſichere Dich, daß ich mich recht gut amüſirte. Das trefliche Gelingen aller meiner Abſichten, die ſichere Ausſicht auf die vollſtändigſte Genugthuung für das erlittene Unrecht, ja das widrige Wetter

ſelbſt — in meinem Kopfe war das beſte — ſteigerte meine Laune bis zum Muthwillen, bis zur Ausgelaſſenheit. Mein guter Villach athmete allmählig wieder auf und glaubte mich ausgeſöhnt, weil ich luſtig war; aber ich erwarte nur die Zeichen dieſes Glaubens, um ihn wieder, wer weiß wie weit, zurück zu werfen. Und mit dieſen manoeuvres, die etwas Anderes ſind als die Deines geiſtreichen Fürſten, kämen wir recht gut und ergötzlich nicht nur nach Villach, ſondern hierher. Eine unglaubliche Erſchöpfung am Tage nach der Ankunft in unſerm ländlichen Arcadien — meine geſtrige Ausgelaſſenheit war ja offenbar ſchon Ueberreizung und der Anfang einer Krankheit geweſen — heftige Anfälle von allen möglichen Uebeln, die mit der ängſtlichen Schnelligkeit wechſelten; die Orakel des gefälligen Hausarztes, der, als ob er be-

ſtellt wäre, ſich auf den erſten Wink ein: gefunden hatte — Alles das ſetzte meinen guten Villach in eine ſolche Angſt, daß er mich ſchon am vierten Tage beſchwor, um ſeinetwillen, aus Liebe zu ihm, meine Abneigung gegen Carlsbad zu über: winden — ich hatte erklärt, ich wollte lieber in Villach ſterben, als in Carlsbad geſund werden. Wie hätte ich ſolchen Bit: ten widerſtehen können? Aus Gehorſam, aus Liebe beſiegt' ich mich ſelbſt; und ſieh, die herrlichen Tage, die ich hier gehabt habe, ich verdanke ſie der Liebe, der glü: hendſten, ſüßeſten Liebe! — Ah mon pauvre Villach!

Ich muß abbrechen. Da reitet über die Brücke her — o wenn Du ihn ſähſt! o wenn Du wüßteſt! — Er ſagt ſeinem Die: ner Etwas; der Diener reitet voraus. — Mein Zelter ſtampft an der Thür. Bet:

ty, Handſchuh, Peitſche. — Auf Wiederſehen.

Den 16. Julius.

Drey Tage ſind vergangen — nein, das iſt ein zu ſchlechtes Wort — verflogen ſind ſie, verſchwebt, verſchwommen, ſeit ich dieſen Brief angefangen habe; und Du brennſt vor Neugierde, und weißt noch immer nichts, und erfährſt auch jetzt vielleicht noch nichts, wenn nicht der Regen in Strömen vom Himmel fiele. Ich fahre alſo fort, oder eigentlich, ich fange an, Dich in das Heiligthum meiner Geheimniſſe einzuweihen. Wie doch Dein liebes Geſichtchen ſo neugierig hereinſchaut! Wie Du umſiehſt nach dem Verborgenen! Nur getroſt herein! Ich ſchiebe nun den Nachtriegel vor, und ziehe die Stores zu, und wir ſitzen vertraulich zuſammen, Du ganz Ohr, ich, ganz

Mund (Pfuy, was für ein häßliches Bild! Aber ſo geht es, wenn man Stil haben, Anthitheſen machen will.) — Genug, Du hörſt aufmerkſam dem zu, was ich Dir aus vollem Herzen erzähle.

Aber eh' ich ein Wort weiter ſchreibe, daß Du ja nicht erwarteſt, Deinen Prinzen hinter dem Vorhange und in dem Allerheiligſten des Tempels der Liebe zu finden. Der iſt freylich auch hier, und dreht ſich mit ſeiner zuckenden, unruhigen Beweglichkeit um mich — mais quel plat personage! Nein, wenn ich einen Augenblick das Anſehen hatte, ſein ſüßes Liebäugeln zu verſtehen, ſo war es nur ein Verſuch, ob ſich aus dieſem verfallten, erſtorbenen Herzen nicht ein lebendiger Funke ziehen ließe. Wenn aber auch der Verſuch gelänge — er gelänge ſicher nicht — warlich, es wäre Schade um Zeit und Mühe. Und Du, mein ſchlaues Couſin-

chen, haſt die Sache ſo ernſthaft nehmen können! — Zu Etwas indeß iſt mir dieſe langweilige Durchlaucht doch gut. Mein guter Villach, den jemand in H... aufmerkſam gemacht haben mochte, hielt auch hier noch an dem Wahne, und ich ſah ihn erblaſſen, als die Ankunft des Prinzen gemeldet wurde. Indem er nun dieſe Spur verfolgt, und doch gar nichts entdecken kann, als des Prinzen eitles Beſtreben mir zu gefallen, und das Meinige, mich der höchſten und allerhöchſten Zudringlichkeiten auf das Beſte zu erwehren, ſo ſind meine Actien — um in ſeinem Stile zu ſprechen — dadurch außerordentlich bey ihm geſtiegen, und er iſt jetzt mehr als je überzeugt, eine Frau zu haben, wie es keine mehr gibt.

Die Beſchreibung der erſten Tage meines hieſigen Aufenthaltes erläßt Du mir wohl. Sie waren weder recht langwei-

lig, noch recht ergötzlich; ob ich gleich in der Geſellſchaft meines theuern Gemahls das vollkommenſte Recht auf die ausgezeichneteſte und unverfälſchteſte Langeweile hatte. Auch hatte ich auf unſerer Reiſe hierher aus dieſem unverſieglichen Quell reichlich getrunken, ſo daß ich mit einem groſſen Seufzer ausſtieg, wie jemand, der eine ſchwere Bürde niederlegt. Eine Badeliſte lag auf dem Tiſche, eine Menge gleichgültiger Nahmen, bekannte und unbekannte — unter jenen, die kleine Baſerie, jetzt Baronin Effner, und dieſe auch in den drey Staffeln wie wir. Das war nun recht artig. Unglücklicher Weiſe iſt die niedliche Frau ſo unendlich mit ihrem kränkelnden Manne beſchäftigt, daß man ihrer kaum einen Augenblick froh werden kann. Mitten in einem anziehenden Geſpräch, ſpringt ſie auf: Ich muß Sie verlaſſen. Ich bin ſchon allzu lange

von meinem guten Manne weg! Mein guter Mann erwartet mich gewiß! Ich muß meinem guten Manne eingeben, u. s. w. Und so ist die allerliebste, geistreiche, lebendige Frau über den guten Mann für die übrige Welt so gut als verlohren.

Einige alte Bekannte, die ich in dem Bienenschwarm am Neubrunn entdeckte, oder die mich entdeckten, halfen mir über die nächsten Tage hin. Ich stand früh auf, ging früh zu Bett, gähnte mehr, als ich lachte, und lachte mehr, als es mir um's Herz war. Mein Gestirn war noch nicht aufgegangen, und ich sah ziemlich gleichgültig in die bunte Welt, die sich früh und spät vor meinen Fenstern auf den Wiesen umhertrieb, um in einem geschäftigen Müssiggange der Langenweile zu entfliehen, die sich wie ein tückischer

Kobold immer hinter ihnen her zu wälzen ſchien.

So waren beynah ſechs Tage vergangen, als ich zu einem Ball auf dem Poſthofe eingeladen wurde. Ich kam zufällig etwas ſpät, und fand die Geſellſchaft verſtört. Es hatte Streit beym Tanze gegeben. Ein polniſcher Officier, der ſchon vorher nicht in gutem Kredit war, hatte ſeine Dame beleidigt, und die jungen Leute hatten ihm den Weg gezeigt. Während des Wortwechſels tritt ein ſchöner Mann in franzöſiſcher Uniform herein, und hat kaum den Polen in's Aug gefaßt, als er auf ihn zugeht, ihm einige Worte in's Ohr flüſtert und mit ihm verſchwindet. Der Tanz hatte nun zwar wieder angefangen, aber es war kein Leben dabey. Alle Gedanken waren auf den Fremden gerichtet, den niemand von der Geſellſchaft zu nennen wußte; und ſo fand

ich die meiſten in dem liebenswürdigen Zuſtande von Leuten, die das Wort zu einem Räthſel ſuchen, das ſie vor Augen haben und doch nicht finden können.

So ging es einige Zeit langweilig genug, und ich hätte faſt ſchon zu dem letzten Hülfsmittel der gähnenden Geſelligkeit, zum Spiel, meine Zuflucht genommen — zum Tanz war ich nicht wohl genug — als endlich die Officiere zurück kamen, die den Fremden und ſeinen Gegner begleitet hatten. Alles drängte ſich ihnen entgegen; der Tanz hörte auf; Jedermann wollte Etwas wiſſen. Der Zweykampf war in dem benachbarten Wäldchen vor ſich gegangen; der Pole hatte einen Hieb über die Stirne, der Andre eine unbedeutende Wunde am Arm bekommen. Beyde waren von den Secundanten auf ihren Droſchken nach Hauſe gebracht worden. Der Fremde war nun auch bekannt. Von

ſeiner Kaltblütigkeit, von der Gewandheit, mit welcher er den Säbel geführt, ſprachen jene mit Entzücken. Schon mehrmals hatte der Pole ſie zu ſeinem Nachtheil erfahren.

Ich könnte Dir nun den lieben Rahmen nennen, meine neugierige Freundin, und wahrhaftig, ich brenne vor Begierde es zu thun, wie ich den Reſt jenes Abends vor Verlangen brannte, den intereſſanten Fremden mit dem berühmten Rahmen zu ſehen. Zauberhaft wirkte der Rahme. Jedermann kannte ihn; Jeder wußte Etwas von dem Manne zu erzählen, der ihn trug, und Jeder hoffte ihn bald wieder erſcheinen zu ſehen. Auch ich war unter dieſen. Wie oft hatte ich den Rahmen gehört! wie oft im Stillen gewünſcht, dieſen hochgeprieſenen, oft leidenſchaftlich getadelten, aber auch dann noch gefeierten Alcibiades auf die Probe

zu ſtellen. Aber die Hofnung lag fern von dem Wunſche. Und nun war er mit Einemmale ſo ganz unerwartet in meine Nähe gebracht. Wie mir dabey zu Muthe war! wie mich Unruhe, Ahndung, Neubegier, Wünſche aller Art hin und her zogen! wie ich die Stunden bis zum andern Morgen zählte, nicht ohne geheime Beſorgniſſe, ſeine Wunde möchte ihn zu Hauſe halten! — Was ich in dieſem exaltirten Zuſtande geſprochen, ich weiß es nicht; aber ganz anziehend mag ich geweſen ſeyn. Mehr als einer der trefflichſten Tänzer forderte mich auf — es wäre mir jetzt noch weniger als vorher möglich geweſen an dem Tanze Theil zu nehmen — aber wenn ich mich bey den dringend Bittenden entſchuldigte, blieben ſie bey mir und vergaßen den Tanz. Bald hatte ich einen ganzen Kreis dieſer Planeten um mich, die ſich, ſtatt nach der Tanzmuſik,

nach der Harmonie meiner Rede drehten, und in meinem Glanze ſich ſonnten. Ich war wirklich in einer Art von Verklärung, in mich hineingekehrt und doch außer mir, und mein inneres Leben hing an einem andern entfernten — etwa wie das einer Somnambule. Mein Rapport mit dem Herrlichen, Einzigen fing in dieſer Abendſtunde an. Ich kam überreizt nach Hauſe. Villach lag ſchon in tiefem Schlaf. Ich ließ mich ſchnell auskleiden. Betty fand mich erhitzt, als ob ich getanzt hätte; meine Hände glühten, wie im Fieber. „Aber was Ihr Gnaden heut wunderſchön ausſehen," ſagte ſie nach ihrer albernen Art; und doch hatte ich lange keine Schmeicheley mit ſo großem Vergnügen gehört. Ja, lache nur, ich beſah mich noch Einmal im Spiegel, und fand, daß Betty gar nicht Unrecht hatte.

Wie ich die Nacht zubrachte! Sonderbar genug. Ich ſchlief nicht und wachte nicht; nur ein dünner Nebel von Schlummer hielt mich umſponnen, und durch den Nebel zogen die bunteſten, groteskeſten Geſtalten, zerſtört und wieder ergänzt, und ſich umſchaffend, bis endlich Alles in einem tiefen, dunkeln Azur zuſammenfloß, und ich in Bewußtloſigkeit verſank. Auch das war kein Schlaf. Nach wenigen Augenblicken war ich wieder bey mir, und ſo matt und abgeſpannt, als ob ich in Ohnmacht gelegen hätte. Ich ließ endlich Betty kommen und mir vorleſen. Was ſie geleſen, weiß ich nicht; aber der ſummende Ton der ſchläfrigen Vorleſerin beruhigte endlich meine zuckenden, ſpringenden Nerven, und als die Sonne herauf war, war ich eine der erſten am Brunnen.

Unnütze Eile! Die gestrige Ballgesellschaft fand sich bald wieder zusammen; aber der Fremde war nicht unter ihnen; auch sprach niemand von ihm. Ich hatte große Lust zu schmollen. Die jungen Herren, die gestern wie Mücken in meinen Strahlen getanzt hatten, drängten sich wieder herzu. Sie mochten glauben, ihre Nähe hätte mir alle die Funken und Blitze entlockt; und nun wollte Jeder der Begünstigte vor Allen, der Glückliche par excellence seyn. Die Zuversichtlichkeit der Gecken beleidigte mich. Ich wickelte mich siebenfach in meinen Shawl, schickte sie mit kurzen Worten fort, oder ließ sie stehen, höchlich erstaunt, ihre Verdienste so plötzlich verkannt, und sich mit allen ihren Treflichkeiten mit Einemmale in eine solche Sonnenferne geworfen zu sehen.

Nie war mir die Zeit so lang geworden. Ich sehnte mich weg, und zankte schon beym fünften Becher mit dem Bedienten; er mußte und sollte sich um einige verzählt haben. Ich stürzte die Uebrigen schnell hinab, kehrte verdrüßlich nach Hause zurück und frühstückte mit meinem Herrn Gemahl, der die Gefälligkeit hatte, mein Maulen auf seine Rechnung zu nehmen. Dann ging ich, um die Langeweile zu variiren, mit der kleinen Valerie, die es einmal wagte ihren guten Mann zu verlassen, zu Avanzo, um Neuigkeiten zu besehen.

Während wir hier im Magazin an der Thür saßen, mit den Herrlichkeiten von Wien und Prag auf dem Schooße und um uns her, ließ sich vom sächsischen Saale her ein Getös von Pferden hören; drey, vier bairische Officiere sprengten im ver-

haltenen Gallop vorüber — mein Herz klopfte — und indem ich den Zug muſterte, und meine Blicke bey einem Reiter ſtill hielten, der einen ſchnaubenden, ſchäumenden, ſteigenden Rappen bändigtet, rief Valerie, die erſt jetzt die Augen aufſchlug, mit freudiger Ueberraſchung: Ach Lothar!

Lothar! Nun ja, da ſteht der Nahme des Herrlichen, Unvergleichlichen. Klopft Dir das Herz nicht auch? Haſt Du nicht auch ihn oft genug nennen, von ſeinen Siegen, ſeinen Abentheuern ſprechen hören? Gutes und Böſes freylich — je nachdem Liebe oder Misgunſt, Eiferſucht oder Bewunderung ſprach. Aber immer klang durch alle die verſchiedenen Töne der Eine Grundton der unwiderſtehlichſten Liebenswürdigkeit. — Dieſem nun ſo nah, ſo nah! Und mit allen dieſen Ahndungen, mit dieſem Bedürf-

niſſe eines müſſigen, ſehnenden Herzens. O Amelie! Ich war ſchon in dieſem Augenblicke meines Glückes gewiß.

* * *

Ich mußte hier abbrechen. Die Haſt, mit der ich unter beſtändigem Herzklopfen geſchrieben hatte, und alle die Erinnerungen von erfüllten, über alle Hofnung hinaus erfüllten Wünſchen hatten mich erſchöpft. Funken flogen mir vor den Augen, und alle Töne der Aeolsharfe und Harmonika klangen vor meinem Ohr. So warf ich denn die ſtumpfe Feder hin, und lief, da der Regen aufgehört hat, einigemal unter den Linden auf und ab. Ich fand da einige recht langweilige Geſichter von Brunnenfreundinnen, die die chronique scandaleuse von Carlsbad abhaſpelten, und noch einige andre Chroniken nebenbey; auch den dicken Oberſchen-

ken des Fürſten von D., der ſich keuchend hinter mir drein rollte, und mir mit ſchwerer Zunge die ſchönſten Dinge über die Wirkungen des Brunnens ſagte, die er — an ſich ſpüre; und als ich auch dieſen los war, und gern noch einige Gänge allein gemacht hätte, ſieh, da kam eben den Weg herein der Prinz mit ſeinem Pylades — das heißt die Langeweile mit der Trägheit. Meine guten Augen ſahen ihn glücklicher Weiſe von fern, und da es mir jetzt ganz unmöglich war ſeine Fadaiſen anzuhören, zog ich mich ſchnell in mein Haus, wie in eine Feſtung, zurück, und ſitze nun wieder hier, um in der Geſchichte meines hieſigen Lebens und Liebens — iſt nicht beydes Eins? — fortzufahren.

Wo war ich ſtehen geblieben? — Ach bey Valeriens Ausruf. Ich ſah mich ſchnell nach ihr um; ihre blaſſen Wangen

waren mit einem flüchtigen Roth der Freude überzogen, und da ich sie ansah, war es mir, als ob sie noch röther würde. Wirst Du glauben, daß mir hier die Eifersucht wie ein Pfeil durch das Herz fuhr? — Lothar hatte die Ausrufung gehört. Er sah schnell nach uns herüber und grüßte Valerien mit der Miene und dem Wohlwollen eines alten Bekannten. In diesem Augenblick stieg sein Pferd. Es war fürchterlich! Noch eine Linie und es schlug über. Valerie erblaßte; ich stieß einen Schrey aus und hielt mir die Augen zu. Lothar aber lächelte vor sich hin; setzte dem stolzen Thiere die Sporn in die Seiten, und flog mit siegreicher Sicherheit davon.

Jetzt hatte ich ihn gesehen, er hatte mich gesehen; die Bekanntschaft war so gut als eingeleitet. Kennen Sie den schönen muthigen Reuter? fragte Valerie. —

Ich ſah' ihn zum erſtenmal. Aber Sie nennten ihn Lothar, denk' ich? — Ja wohl; hätten Sie noch nicht von ihm gehört? — Gehört wohl. Aber Sie ſcheinen ihn genauer zu kennen.

Ich mochte dieſer Frage etwas zu viel Ton gegeben haben. Valerie lächelte, und ein leiſes Roth kehrte auf ihre Stirn zurück; und ich dachte ſchon wieder Arges. Ich hatte ihr Unrecht gethan. Das, was ihr das Blut in die Wangen trieb, war nur die Freude, ihrem Manne ſagen zu können, daß Lothar hier ſey. Sie hatten ſich in Paris kennen lernen. — Das gute Weib! Ich mußte ſie für ihre Unſchuld an mich drücken. — Und nun erzählte ſie mir ſo Vieles von ihm; manches freylich mit Achſelzucken. Er hat verdrießliche Geſchichten in Paris gehabt; aber ſein guter Genius — —

Nun da haben wir's! Der Prinz läßt mir herauf ſagen, er halte unten mit dem Wagen, und da er geſehen, daß ich vor ihm gelaufen, lade er mich zur Strafe zu einer Spazierfahrt ein. Ich ſollte nur nicht glauben, ihm wieder zu entgehen. — Was iſt zu thun? — **au revoir, chère cousine.**

Den 24. Junius.

Soll ich dieſen Brief — dieſes lange Bruchſtück meiner Bekenntniſſe — noch Einmal fortſetzen, oder ſoll ich ihn unvollendet abgehen laſſen, oder ihn ganz vernichten? Wahrhaftig, ich weiß es nicht. Ich habe zu dem Einen ſo wenig Luſt, als zu dem Andern.

Acht Tage ſind vergangen ſeitdem. Acht Tage! Welche lange, und welche kurze Zeit! Und wie ganz anders geſtimmt ſitze ich heute hier als das letztemal —

heute an dem hellſten, ſonnenreichſten Tage, der je die Erde beſchienen hat, düſter in mich gekehrt, mit zuſammengezogenem, ſchwer und mühſam klopfendem Herzen. Und damals bey ſtrömenden Regengüſſen, heiter, in meinem Innerſten ſelig, ſiegreich, trunken, und ohne Schwere, wie die ſchillernde Libelle, von einer Blume der Freude zur andern wippend.

Ich kann nicht fortfahren. — Stößt mir nicht jede Erinnerung an die glücklichen Tage den Pfeil tiefer in die Bruſt? und hab' ich nöthig den bittern, herben Unmuth noch bittrer noch herber zu machen durch das Andenken an das genoſſene und verlohrne Glück? — Ich will ihn ja haſſen, und wenn ich forterzählte, wie ich angefangen habe, behielte doch am Ende die Liebe den Sieg.

Da ſitz ich nun und ſinne und ſinne, was ihn nur von hier weggetrieben haben

kann. Warum nur so haſtig, ſo ohne Abſchied, ſo unbegreiflich räthſelhaft? — Geſchäfte? Lächerlich. Laune? Vielleicht. Aber was war denn ſeine Liebe, wenn ein Hauch der Laune darüber gebieten konnte?

O wankelmüthiges, falſches, treuloſes Geſchlecht! Was prahlt ihr mit Selbſtſtändigkeit? Eure Selbſtſtändigkeit iſt der Eigenſinn ungezügelter Willkühr; ein knabenhafter Trotz, den ein Nichts erzeugt, die Nachſicht vermehrt, und nur eine harte Züchtigung bändigt. Und eure Liebe? O ich mag nicht davon ſprechen. Unbändig greift ihr nach dem, was eines Andern iſt; haltet ihr aber die Beute in euern rohen Händen, dann rupft ihr ſie, Feder um Feder — und ſie mag ſich zu euern Füſſen im Staube zerflattern, ihr ſeht vornehm und mit aufgeworfenen Lippen darauf herab. Wenn ihr begehrt, ſo

iſt das dünnſte, ſeidenſte Haar ſtark genug euch zu halten; habt ihr das Ziel erreicht, da mögen euch die Arme der Liebe noch ſo feſt umſtricken, ihr reißt euch durch, und ob ein Herz mit zerriſſen wird, was fragt ihr darnach?

Ich ſchwärme — der Kopf thut mir weh — meine Augen brennen wie Feuer.

Und da iſt nun mein Mann, der mich mit ſeiner Theilnahme quält, und gar nicht begreifen kann, daß die Wirkungen des Waſſers mit Einemmal ſo umgeſchlagen ſind. Ich hätte zu heiß getrunken, meint er; zu haſtig, und mich dann nicht genug geſchont. Wie ſcharfſichtig! Und doch iſt es, wenn man es nur eben recht verſteht, nicht ſo unwahr.

Valerie, die etwas beſſere Augen hat, erwähnt den treuloſen Freund gar nicht gegen mich; aus Schonung? aus Bosheit? ich weiß es nicht. Auch hat ſie ſeit

einiger Zeit wieder so viel mit ihrem Manne zu thun, daß ich sie fast gar nicht sehe. Oder vermeidet sie mich etwa, und hält sich für zu tugendhaft, wie einige andre Begueulen? — Aber geh' ich nicht auch in die Kirche, wie sie, und knie bey allen Heiligen herum, und bete um Lothars Rückkehr? Lache nur nicht. Ließ nicht ein Duc d'Albe Messen über Messen lesen, um eine Maitresse, die ihm entlaufen war, zurückzuzaubern? und steckt nicht die Fürstin D. ihrem Heiligen immer einige Kerzen mehr auf, wenn sie mit ihren Liebhabern zufrieden ist? Il faut tout mettre à profit.

Ich lasse diesen Brief endlich abgehen. Drey Tage sind nun zu Ende, und noch immer kein Wort von ihm. Jedermann wundert sich über das schnelle Verschwinden, und fragt mich, und kann nicht begreifen und nicht glauben, daß ich auch

nichts weiß. Und noch ſoll ich vierzehn Tage hier harren; und der Prinz iſt auch zudringlicher und läſtiger als je! — Lebe wohl und beklage

Deine
gequälte Victorine.

Lothar an den Grafen von Ahlen.

Hof den 15. Julius.

Dein Brief iſt mir über Prag nach Carlsbad nachgekommen. Er fand mich im Rauſche der Liebe, kochend, ſprudelnd, wie Du mich kennſt. Wie ein Waſſerſtrom fiel er in die flammende Lohe herab, daß ſie erſchrocken niederſtürzte, noch Einmal aufſchlug, und ſich dann demüthig in die Aſche verkroch. Und nun ſitz' ich hier, und ſtöre in den Kohlen meines Herzens nach einzelnen Körnern gediegenen Gol-

des, um mir nur nicht gar zu arm, gar zu bettelhaft vorzukommen.

Entsetzlich hat mich die starre Kälte ergriffen, mit der Du schreibst „Mathilde ist tod.“ Ach wie viele Stimmen erwachten da in meiner Brust, die ich längst verstummt glaubte, und riefen mir immer von neuem und immer lauter und schrillender zu: Mathilde ist tod! Du hast sie ermordet! sie starb an gebrochenem Herzen durch Dich! — Und wie tückisch kam mir diese Botschaft! Ich kehrte spät vom Ball zurück, so berauscht von Liebe, so glücklich, wie fast noch nie. Ich fühlte die Erde nicht unter mir; das schönste Weib war mein; Victorine war mein. Ich war nicht von ihrer Seite gewichen. Dem Neide zum Hohn hatten wir beyde unsre Siege gefeyert, und den Becher der Freude mit desto größerer Lust getrunken, da ihn die Eifersucht unserer

Umgebungen würzte. Sie war anmuthiger als je; anziehend durch das, was sie gab, bezaubernd durch das, was sie gegeben hatte und noch verhieß. Unsere Gedanken begegneten sich in tausend Anspielungen; und die Funken des Witzes sprühten dem geistreichen Engel, wie flüchtige Küsse, von ihren süßen Lippen. So verließ ich sie, und noch zuckte der Druck ihrer Hand in meinen Nerven — da fand ich Deinen Brief auf dem Tische. Ich nahm ihn begierig, aber eine sichere Ahndung ließ mich ihn wieder niederlegen. Doch nahm ich ihn wieder, besah das Gorgonenhaupt des Siegels, und dachte „was kann es denn bergen, das furchtbarer wäre als es selbst? Alberne Furcht.“ — Und nun brach ich es hastig auf, und das Erste, was ich sah, war Mathildens Nahme. — Da saß ich nun mit dem Kopfe zwischen beyden

Händen, und ein Leichenzug ging vor mir hin, und immer kehrte Mathildens blasse Gestalt in dem offnen Sarge zurück, der Mund lächelnd, wie sie im Leben that, wenn auch der Schmerz im Herzen wühlte; die Rechte deutend auf die blutende Brust; und da ich immer von neuem hineinsah, quoll das Blut heftiger aus der offnen Wunde, und strömte auf mich. Es war umsonst, daß ich aufsprang, im Zimmer umherlief, die Erinnerung dieser Nacht und aller vorigen glücklichen Tage zu Hülfe rief; es war umsonst. Immer drängte sich der Leichenzug herein in die üppigsten Bilder der Freude, und immer rief es in mir „Mord, Mord" — und Victorine selbst stand wie ein Gespenst von fern, und zeigte mir einen Dolch mit blutgefärbter Spitze.

Wie man kindisch seyn kann! Die Furcht übermannte mich, und was diese

kindiſche Furcht in mir ſprach, kam mir, dem Aufgereizten, in jenem Augenblicke wie ein untrügliches Orakel vor. Ich müßte fort, rief es in mir; ich müßte das neue Glück von mir ſtoßen; durch dieſes Opfer werde der zürnende Schatten verſöhnt werden. „Fort, fort, rief es immer von neuem und ſo laut in mir, daß ich es auſſer mir hörte, und erſchrocken umher ſah. Dominique ſtand ſchon lang, um mich auszuziehen. Ich befahl ihm auf der Stelle einzupacken; ich müßte fort. Er zögerte; er glaubte unrecht verſtanden zu haben. Ich wiederholte den Befehl noch Einmal und ſo beſtimmt, daß er keine Einwendung erlaubte. Und eh der Tag anbrach, ſaß ich zu Pferd, und ritt und ritt, immer von ſchwarzen Gedanken verfolgt, bis ich erſchöpft an Kräften hier ankam. Nun bin ich ruhiger und habe meinen Verſtand wieder beyſammen,

und ſinne auf einen geſcheiten Vorwand, um wieder in Armidens Gärten zurück zu kehren, aus denen mich ein abentheuerlicher Spuk mit häßlichen Larven, ich weiß ſelbſt nicht wie, vertrieben hat.

Aber ein tiefer Unmuth iſt doch in mir zurückgeblieben. Ich habe das Gefühl einer erlittenen Niederlage mitten im Sieg; einer Demüthigung in aller Befriedigung des Stolzes, und dieſes Gefühl iſt mir unerträglich. Warum mußte mir das, was vorbey war, wieder ſo zur Unzeit vor die Augen gerückt werden? Warum mußte ſich das alte Vergehen in die neuen Siege drängen, als ob es mich höhnen wollte? War es nicht genug, Einmal Feſſeln getragen zu haben? mußte mich ihr Klirren noch aus dem Grabe herauf erſchrecken, und wie einen Knaben aus ſeinem Paradieſe jagen? — Noch iſt es nicht zum Tiefſinn Zeit. Ich habe Zer-

ſtreuung nöthig. Soll ich zurück? ſoll ich vorwärts? Victorinens blutiger Dolch kömmt mir doch noch immer vor, und zängelt gegen meine Bruſt.

Ach daß Du bey mir wärſt! Nie hab' ich Deinen friſchen Sinn mehr vermißt. Du hätteſt in einer Viertelſtunde alle dieſe Geſpenſter weggelacht.

Den 26ſten.

Ich habe mich heute in der Gegend umhergetrieben, um zu einem Entſchluſſe zu kommen. Da ſteht jetzt feſt in mir, zu Victorinen kehre ich nicht zurück. Das begonnene Opfer ſoll vollbracht werden; und wenn es kindiſch war zu fliehen, ſo wäre es weibiſch auf der Flucht umzuwenden und um Gnade zu flehen. — Ich habe Alles überlegt. Ueber lang oder kurz geſchähe doch durch Abſicht, was jetzt durch Zufall geſchehen iſt; und wenn dann gar die Trennung von ihr käme, wär' ich

beſſer daran? Es iſt wahr, Victorinens Gegenwart bezauberte mich; ihre launenhaften Reize berauſchten mich; nichts iſt ſüßer als ihr Geſchwätz; nichts bethörender als ihre étourderie. Aber wie viel von dem Zauber iſt ſchon in dieſen wenigen Tagen entflohen? Kenn' ich etwa die Liebe dieſer coquetten Weiber nicht? Iſt es nicht immer ihr eigenes Ich, und nur ihr Ich, was ſie feyern, wenn ſie einen neuen Nahmen auf die lange Liſt geſetzt haben? vorzüglich wenn dieſer Nahme einige Berühmtheit hat. — Und wie raſch ging ſie nicht! War es doch, als ob ſie niemanden erwartet hätte als mich; und wenige Tage reichten hin, ſo war kein liebendes Paar in engerm Verſtändniß als wir. Ein Ehrenkampf, den ich gleich beym Eintritt in Carlsbad ausfocht, mochte mir allerdings zu Statten gekommen ſeyn. So ein Bischen Tapferkeit ver-

dreht den Weibern die Köpfe ganz unfehlbar; und es war mir darum ſchon recht, dem widerwärtigen Rudawski gerade in dem rechten Augenblicke zu begegnen, und ihn für allen den Verdruß, den er mir gemacht hat, mit noch einer Schmarre über die Stirn zu zeichnen. Alle Frauen ſahen mich darauf an, als ich zum Erſtenmal erſchien; aber Victorine lief Allen den Rang ab. Wie viel Artiges wußte ſie mir über den Vorfall zu ſagen! wie viel Witziges über meine Kühnheit zu Pferd! und in all das leichte, zierliche, ſchmeichelnde Geſchwätz flocht ſie ſo viel Theilnahme, ſo einen Schein von Gutmüthigkeit und zartem Wohlwollen. Es war ein anziehendes, ein berauſchendes Spiel!

Aber denn doch nur ein Spiel! Wohl mag ſie jetzt noch über mein räthſelhaftes Verſchwinden pikirt ſeyn; wohl mag ſie

auch den Unmuth für ein Gefühl unglücklicher Liebe halten; sich selbst bereden, es sey so. Aber was gilt's? Wenn sie mich nicht zurückkehren sieht, sucht sie Trost. Fehlen kann es ihr nicht. Und so darf ich sie denn ganz ruhig ihrem Schicksale und ihren Sternen überlassen, und habe nicht nöthig weiter zu sorgen, oder mir eine Laune vorzurücken, in der ich ihr nur zuvorgekommen bin. Ich kenne diese liebenswürdigen Weiber auf ein Haar. Sie sind so beständig wie ein Aprilfag, und ihre Farbe so unveränderlich, wie die Farbe des Chamäleons. Du kannst sicher darauf rechnen, daß der Tag, wo ihre Liebe culminirt, der unheilige Abend ihrer Untreue ist. Bey Mathilden war es nicht so. Ich möchte sagen leider nicht. Sie liebte — sie liebte ohne Kunst, einfach, und recht mit vollem Herzen. Aber eben das entfernte mich

von ihr. Solche Liebe zu erwiedern, war ich nicht neu genug: in solcher Gluth mich aufzuzehren, lag die Welt und das Leben noch zu weit und zu lockend vor meinen Wünschen. Und doch waren die ersten Monate eine glückliche Zeit. Ach in diesen Sommermonaten ehelicher Zärtlichkeit — denn das war eben mein Unsinn dieses Band fest zu schlingen — in dieser Probezeit der Leidenschaft glühte die Flamme ihrer jugendlichen und treuen Liebe mein Herz aus; nur eine tode Asche blieb zurück; und war es da ein Wunder, daß der erste frische Athemzug der Luft die ganze beschwerliche Last von einander trieb? — Daß sie so fest an der ersten Liebe hängen sollte, wer hätte es gedacht? Ich nahm sie wie andere Frauen — nur etwas stolzer, etwas blöder mochte sie seyn. — Aber es war nicht so. — Doch das ist vorbey, und ich will nicht weiter

daran denken, und mich nicht peinigen; daß das ſeltenſte Geſchöpf der Zeit, daß ein treues, ſchuldloſes, ſelbſt bey des Mannes erkannter Schuld noch treues Weib mir, gerade mir in die Arme gefallen. Ich beklage ſie, ohne mich ſelbſt härter anzuklagen, als ich verdiene. Jeder Menſch, jedes Weſen iſt an ſeine eigenthümliche Natur gebunden; hätte ich aus der Meinigen herausgehen und eine Mummerey mit mir treiben ſollen, die doch am Ende ſich ſelbſt Lügen geſtraft hätte? Tückiſch war es allerdings von dem Verhängniſſe, uns zuſammenzuführen; aber wahnſinnig wäre es geweſen von mir, das Unverträgliche unſrer Naturen zu erkennen, und aus einer Grille von Beſtändigkeit und Treue, ſo recht wider den Willen der Natur, wie der Schmetterling an der Nadel, ſich zu Tode zu flattern? Warlich, ich habe hart gebüßt, und meinem

ſtolzen Herzen mehr als Ein Joch auferlegt, eh' ich endlich die Ketten ſprengte, die mich ſchon allzu lang von mir ſelbſt, von der Freyheit und der Freude des Lebens getrennt hatten. Mit dieſem Gewaltſtreich ſchien meine Natur wieder in ihre Rechte zurückzukehren. Die unſelige Verwirrung der Verhältniſſe in Paris hat ſich beſſer gelöſt, als ich hatte hoffen können; das Schickſal ſcheint ausgeſöhnt; und meine Erfolge in Carlsbad haben mir die Ueberzeugung gegeben, daß ich mit der Rückkehr zu mir ſelbſt auch die Fülle meiner Kraft wieder gewonnen habe. Auch mein jetziger Entſchluß überzeugt mich davon. Du kennſt Victorinen, und gewiß würdeſt Du es verzeihlich gefunden haben, wäre ich nach dem Erwachen aus der erſten Bethörung in ihre Arme zurückgeeilt. Ich ſchwankte lang. Aber der beſſere Genius hat obgeſiegt, meine Freyheit

iſt geſichert, und ich darf nach dieſem Sie-
ge nicht mehr fürchten, das Spielwerk
eines Weibes zu ſeyn, wenn es auch mit
allen Grazien oder mit allen Geiſtern der
Hölle im Bunde wäre.

Seit jener Zeit, wo ich zuerſt in mir
ſelbſt erwachte, und mit einem Riß —
es war die erſte kühne Handlung meiner
Jünglings-Kraft — die Gängelbänder
der Kindheit von mir warf, und den Leh-
rern entlief, die, ohne es zu wiſſen, mich
ſelbſt gelehrt hatten, ihre hohlen Wörte zu
verachten, ſeit jener Zeit ſteht der Zweck
des Lebens klar vor mir, ich weiß be-
ſtimmt, ohne Schwanken und Halbheit,
was ich will. Zwang, Unterdrückung,
Gehorſam ſtößt mein freyer Sinn von
ſich. Frey will ich ſeyn, in jedem Ver-
hältniſſe frey, auch mitten im Rauſche
des Genuſſes beſonnen und frey. Das
will ich, und wenn ich es nicht immer

konnte — die Zeit der Erfahrung iſt nicht verlohren. In meinen Niederlagen ſelbſt habe ich ſiegen gelernt, und ich bin ſtärker und kräftiger aufgeſtanden von jedem Fall.

Alſo vorwärts, mein Freund, vorwärts auf der Bahn der Freyheit und des Sieges. Ich habe Erholung nöthig. Zu lange ſchon habe ich hier für eine Schuld gebüßt, die das Schickſal gewirkt hat. Ich gehe jetzt über Dresden nach Prag zurück, und gegen Ende des Herbſtes vielleicht nach Wien. Schreibe mir bald, wo Du Deine Siegesfahnen aufgeſteckt haſt, und vergiß die thörigte Schwachheit Deines Freundes, über die er jetzt erröthet, und die er den Augen eines jeden Andern entziehen würde.

Lothar.

* * *

Lothars Vorausſagung, auf die Kenntniß verderbter Frauen gegründet, ging bald in Erfüllung. Victorine ſuchte ihres Verdruſſes zu vergeſſen, und ihn bey Andern durch eine neue Verbindung in Vergeſſenheit zu bringen. An Gelegenheit fehlte es nicht. In dem zahlreichen Flore ſchöner Frauen, die ſich in jenem Jahre um die Heilquellen verſammelt hatten, waren nur wenige, die ihr den Rang der Schönheit ſtreitig machen konnten; an Geiſt, feiner Bildung und ſchlauer Kunſt kam ihr nicht Eine gleich. An einer Auswahl reicher und vornehmer Jünglinge fehlte es auch nicht. Das Verhältniß, in welchem Victorine mit Lothar geſtanden, hatte einen noch größern Glanz auf ſie geworfen, und indem ſie die Eiferſucht andrer Frauen dadurch erregte, zog ſie die Wünſche der müſſigen, anſpruchsvollen Jugend nur noch ſtärker an. Un-

dieſer glänzenden Jugend zeichnete ſich
r Fürſt Panin durch den Glanz ſeines
ufzugs, die Menge ſeiner Diener und
ferde, und eine gewiſſe Zuverſicht und
reiſtigkeit des Betragens aus, die den
Rangel an Bildung und Geiſt, wenn
uch nicht erſetzte, doch auf den erſten An-
ick verbarg. Victorine ſchien ihm eine
iner würdige Eroberung, und Lothar
atte kaum den Platz geräumt, als er ſich
u ihr drängte und zum Erſatz für den Ver-
ohrnen anbot. Seine Bewerbungen fan-
en Beyfall, und nach wenigen Tagen war
r eben ſo Victorinens Begleiter auf Spa-
iergängen und Bällen, bey Cavalcaden
und Luſtfahrten, wie es bisher Lothar ge-
ſen war.

Der Prinz, welcher eigentlich nur um
Victorinens willen im Bade blieb, ſah
jetzt die Hofnung von neuem erſchüttert,
mit der er ſich bey der Abreiſe des allzu-

gefährlichen Nebenbuhlers geschmeichelt hatte. Victorine zwar, so sehr er ihr auch im Herzen zuwider war, hatte den Faden, an welchem sie ihn hielt, nie ganz fahren lassen, und Erwartungen in ihm erregt, die sie ganz und gar nicht Willens war zu erfüllen; und sie wollte auch jetzt noch dieses hinterlistige Spiel fortsetzen, mit dem sie bis dahin die Eifersucht ihres Mannes so glücklich getäuscht hatte. Auf diesen Betrug war Lothar, dessen Lieben nur ein immer fortgesetztes Betrügen war, mit aller ihm eigenthümlichen Feinheit eingegangen, und hatte es so geschickt einzurichten gewußt, daß Herr von Villach ihn für den Vertrauten des Prinzen halten mußte; und da er sich vollkommen überzeugt glaubte, daß der Prinz nie einen Platz in dem Herzen seiner Frau haben würde, so war er über dieses Verhältniß vollkommen beruhigt, und ließ Victo-

einen um deſto mehr Freyheit, je öfter ihn ſein Jähzorn, der faſt immer nur bey Kleinigkeiten ausbrach, in den Fall ſetzte, ihre Nachſicht zu ſuchen. Auch war er in der That ein ſo biederer und rechtlicher Mann, daß er von den Ränken und der tiefen Verdorbenheit ſeiner Frau ſchlechterdings keine Ahndung hatte. Er hielt ſie für launiſch und leichtſinnig; aber von dieſen Fehlern glaubte er, daß ſie ihrem ganzen Geſchlechte gemein wären. Gegen ihre Sitten hegte er keinen Verdacht, nur hätte er gewünſcht, daß ſie den Schein mehr ſchonte.

Dieſes ſeine Spiel der Täuſchung zu unterſtützen hatte der Fürſt weder Geſchick noch Neigung. Auch der Schein eines Mitbewerbers beleidigte ſeinen Stolz, und da ſich der Prinz oft die Mine eines begünſtigten Liebhabers bey Victorinen gab, ſo entſtand zwiſchen beyden eine Span-

nung, die jeden Augenblick die verdrieß-lichſten Folgen befürchten ließ. Victorine mußte jetzt alle ihre Künſte aufbieten, um beyde Nebenbuhler von einander zu hal-ten, und das Betragen des Fürſten nö-thigte ſie bisweilen, ſich unter vier Augen gefälliger gegen den Prinzen zu zeigen, als ihr Wunſch und ihre Abſicht war. Aber dieſer, deſſen immer gereizte Eiferſucht mit den wachſenden Anſprüchen, die ihm ſeine Geliebte gab, ſtieg, mißtraute ihr, und verführte, um ſeiner Sache gewiß zu ſeyn, ein Dienſtmädchen durch Geſchenke und Verſprechungen, ihm Victorinens Papiere und Briefe auszuliefern. Dieſe Briefe, unter denen ſich viele von Lothar fanden, enthielten eine Menge der bos-haftеſten Bemerkungen über den Prinzen und Herrn von Villach, deren Leichtgläu-bigkeit und Gutmüthigkeit ein unerſchöpf-licher Gegenſtand des Hohnes zwiſchen

den beyden Liebenden war. Denn daß auch Victorine ihrer Seits auf allen Muthwillen und Spott eingegangen war, ja Vieles zuerſt veranlaßt hatte, war unverkennbar. So wie der Uebermuth der beglückten oder bethörten Liebenden kein Maaß gehabt hatte, ſo kannte auch die Wuth und Rache des Prinzen keine Grenzen. Nachdem er alſo diejenigen Papiere vernichtet hatte, die ihn betrafen, machte er aus den übrigen ein Paket für Herrn von Villach, reißte unter einem ſcheinbaren Vorwande plötzlich ab, und ließ von der erſten Station das unglückſchwangere Paket an den betrognen Mann zurückgehen.

Victorine befand ſich, ohne alle Ahndung einer Gefahr bey einer von dem Fürſten veranſtalteten Luſtpartie in dem Felſenthale, während ihr Gemahl, ſeiner Gewohnheit nach, mit einigen Freunden

beym Spiele saß. Hier erhielt er das tückische Paket; da er es aber für einen Geschäftsbrief hielt, öffnete er es erst, als das Spiel geendigt und die Freunde entfernt waren. Seine Bestürzung brauchen wir nicht zu schildern. Er sah hier eine Tiefe der Ruchlosigkeit, die sein argloses Gemüth nie geahndet hatte, Tugend und Sitte verspottet, und sich selbst auf die unverdienteste und grausamste Weise gemishandelt. Sein Entschluß war schnell gefaßt. Er rief die Kammerfrau, befragte sie, und nachdem er ihr durch Drohungen Bekenntnisse abgezwungen hatte, die den Inhalt der Briefe auf das Vollkommenste bestätigten, befahl er ihr das Nothwendigste für seine Frau zusammenzupacken, und ließ Postpferde bestellen, die, wenn Victorine mit ihrer Gesellschaft zurückkehrte, bereit stehen sollten. Ein Bedienter erhielt Befehl sich fertig zu halten,

um ſie zu begleiten und auf der Reiſe zu bewachen. Seine Abſicht war, ſie in ein Kloſter in Böhmen zu ſchicken, deſſen Vorſteherin eben die Frau von Romla war, deren oben Erwähnung geſchehen iſt. Einige Zeilen an dieſe baten, ohne beſtimmte Bezeichnung von Victorinens Schuld, um Aufnahme für ſie, und verſprachen beſtimmtere Erklärungen in einer ruhigern Stunde.

Alles war jetzt bereit und Villach ging mit groſſen Schritten in dem Zimmer auf und ab, als er noch vor Untergang der Sonne die Geſellſchaft zurückkehren hörte. Schon von weitem tönte der Hufſchlag ihrer Roſſe, und in der Nähe ſchallte ihr lautes fröhliches Geſpräch herauf. Der Fürſt ritt neben Victorinen, die in dunkelblauem Reitkleide, mit ſchwankenden Federn auf dem zierlichen Hute, wie ein Stern durch die Abenddämmerung ſchien,

ſo daß alle Luſtwandelnden ſtehen blieben und ſie lange mit ihren Blicken verfolgten. So kamen ſie bis an die Thüre des Hauſes, wo ſie beym Abſteigen dem Fürſten die Hand reichte, ihm dankte, und mit einem Adieu, Prince; bon repos! von ihm Abſchied nahm. Dann ſtieg ſie ab, klopfte mit ihrer weißen Hand den Hals des ſchönen Pferdes, das die ihm erwieſene Gunſt mit Stolz zu erkennen ſchien; dann noch einmal Adieu, und mit drey Sprüngen die Treppe hinauf. Herr von Villach ſtand in der geöffneten Thür ihres Zimmers; mit einem leichten bon soir ſchlüpfte ſie an ihm hin, und war im Begriff, ſich auf den Sopha zu werfen, als ſie eine Unordnung im Zimmer gewahr wurde, die auf eine Abreiſe zu deuten ſchien. Was iſt das? ſagte ſie, indem ihr eine ſchlimme Ahndung durch den Sinn fuhr; um Gottes Willen Herr von

Villach, was bedeutet das? — Nichts weiter, antwortete dieſer mit verbiſſenem Zorn, als daß Sie ſich ſogleich in den Wagen ſetzen, der drüben unter den Linden hält, und heut Nacht noch eine Reiſe machen, die Sie vor weitern Thorheiten und mich vor neuen Beleidigungen ſchützen wird. Es ſtört dieſe Einrichtung vielleicht manchen angenehmen Plan; aber Sie werden mir verſtatten, mich wenigſtens Einmal meiner Rechte zu bedienen, und Ihnen Gelegenheit zu verſchaffen, über ſich ſelbſt und Ihr bisheriges Leben nachzudenken. Leben Sie wohl. — Mit dieſen Worten kehrte er ihr den Rücken. Sie wollte antworten. Sparen Sie die Worte, ſagte er. Der Zauber ihrer Künſte iſt gelöſt; ich bin von Allem unterrichtet. — Und dabey zeigte er ihr das Paket, das er zu ſich geſteckt hatte. Sie ſtürzte ihm weinend zu Füſſen; er ſtieß ſie

zurück. Sie warf sich verzweifelnd zu Boden; er befahl sie in den Wagen zu tragen. Ausser sich stürmte sie die Treppe hinab, und eilte dem Flusse zu; aber ein Diener faßte sie um den Leib, und hob sie in den Wagen. Betty setzte sich zu ihr. Ein treuer Diener nahm auf dem Kutscherſitze Platz.

Nicht so treu war der Kammerdiener des Präsidenten, jener Franz, welcher in Ameliens Briefen erwähnt wird. Ob er gleich das Vertrauen seines Herrn im vorzüglichen Grade genoß, unterstützte er doch, im Einverständnisse mit Betty, deren Liebhaber er war, die Ränke Victorinens, und trug durch sein treuherzig-listiges Geschwätz nicht wenig dazu bey, ihn über die Gesinnungen seiner Gemahlin zu täuschen, und bey allen ihren Unordnungen sicher zu machen. Auch jetzt suchte er zu ihrer Gunst die Maasregeln seines Herrn zu vereiteln, indem er einem der

Diener des Fürsten von den Vorfällen im
Hause einen Wink gab. Zufälliger Wei-
se war der Fürst nicht so bald vom Pferde
gestiegen, als er sich in einen Spielwin-
kel begeben hatte, den niemand wußte,
als sein Kammerdiener, und dieser war
nirgends anzutreffen. So geschah es,
daß der Fürst die räthselhafte Entführung
seiner Geliebten erst am Morgen erfuhr,
als er berauscht nach Hause kam, und
noch einiger Stunden Erholung bedurfte,
ehe er sich zu Pferde setzen und der flüchti-
gen nachjagen konnte.

Victorine war die ganze Nacht gefah-
ren, und die Sonne war schon hoch her-
auf, als der Wagen die Straße nach Prag
verließ, und sich nördlich gegen Saaz wen-
dete, in dessen Nähe das Kloster lag.
Victorine saß in tiefes Schweigen versun-
ken, und sah auf ihren Schooß; der Die-
ner war eingeschlafen, nur Betty schaute

munter umher und hoffte auf Rettung. Auf Einmal ſtieß ſie einen Schrey der Freude aus, bey welchem Victorine auf-fuhr, in die Höhe ſah, und freudig aus-rief: Er iſt es! — Es war Lothar, der von Einem Diener begleitet, die Straße herab ritt, um nach Prag zu gehen, da er in Dresden ſeine Rechnung nicht gefun-den hatte.

Lothar war nicht weniger überraſcht, Victorinen zu begegnen. Er ſah ein Abentheuer vor ſich, das er ſich nicht er-klären konnte; und einige flüchtige Worte, die ſie ihm ſagte, verwirrten ihn noch mehr. Er mußte Erklärung haben; auch Erklärungen geben mußte er; und da die Straße eben ſteil und gefährlich hinauf ſtieg, gab er ſein Pferd dem Diener zu halten, hob Victorinen aus dem Wagen und geleitete ſie zu Fuß längs dem Walde die beſchwerliche Straße hinauf.

Die Erklärung war von beyden Seiten ſchwierig. Keines war vorbereitet; keines konnte aufrichtig und vom Herzen ſprechen; doch war Victorine im Vortheil, da ſie ihr Unglück auf Lothars Rechnung ſchreiben konnte. Ihm zu grollen hätte ſie in ihrer jetzigen Lage nicht vermocht; er aber fühlte, daß er ihrer Nachſicht bedurfte. So kamen ſich beyde wieder ſchnell entgegen, und die vorige Liebe trat als Vermittlerin zwiſchen ſie. Während der Wagen zurückblieb, hatten ſie ſich auf einen bemooßten Stein, wo ſich der Weg wendete, im Schatten der Bäume niedergeſetzt, und pflogen Rath. Weinend und flehend warf ſich hier Victorine an ſeine Bruſt. Er hielt ſie in ſeinen Armen, und indem ſie an ihm hinauf ſah, küßten ſeine Lippen die Thränen von ihren Augen, und fingen die Seufzer von ihrem Munde auf.

In dieſem Augenblicke tönte der Hufſchlag eilender Roſſe neben ihnen in dem Wald, und der Fürſt Panin, von ſeinem Stallmeiſter und einigen Dienern begleitet, hielt plötzlich vor dem liebenden Paar. Lothar ſprang auf, Victorine verbarg ihr Geſicht und rang ängſtlich die Hände. Alſo dazu, rief der Fürſt, haben Sie mich hierher beſchieden, um Zeuge ihrer Zärtlichkeit gegen dieſen Herrn zu ſeyn? Hier iſt Einer von uns zu viel, und Sie werden wohl thun, Herr irrender Ritter, ſich von hier weg zu packen, eh' ich Ihnen, ſammt Ihrer Dulcine, den Weg in die Hölle zeige. — Lothar riß mit der einen Hand den Säbel aus der Scheide, und mit der andern den Fürſten vom Pferde, und ein wüthendes Gefecht zwiſchen beyden begann. Umſonſt warf ſich Victorine zwiſchen die Kämpfenden; ihre Gegenwart entflammte ihre Wuth noch mehr

Der Fürſt ſank von mehrern Wunden getroffen. Seine Diener, die ihn für tod hielten, griffen zu den Waffen; es entſtand ein neues Gefecht, in welchem Lothars Diener verwundet, Lothar ſelbſt aber durch einen Stich in den Rücken zu Boden geſtreckt wurde. Verzweifelnd warf ſich Victorine über ihn her; aber ihr Klaggeſchrey verhallte umſonſt; ſeine brechenden Augen erkannten ſie nicht mehr; und ihr Jammer und ihre Thränen riefen ihn nicht aus dem endloſen Schlummer zurück.

Der Wagen war unterdeſſen heran gekommen. Die Diener des Fürſten bemächtigten ſich ſeiner mit Gewalt, um ihren Herrn darin nach dem nächſten Orte zu bringen; und nachdem ſie, trotz alles Widerſtandes, das Gepäck abgeriſſen und in den Weg geworfen hatten, verlieſſen ſie Victorinen und ihre Begleiter mit

Schelten und Fluchen auf der einſamen Straße.

Es war eine Scene der Verwüſtung und des Grauſens, Victorine kniete neben der Leiche Lothars in grenzenloſer Verzweiflung. Mehr als Einmal ſank ſie ohnmächtig auf ihn, und wenn ihre Kammerfrau ſie wieder ins Leben zurück rief, ſchalt ſie und verwünſchte eine ſo grauſame Hülfe. Es war umſonſt ſie von dem Todten entfernen zu wollen. Immer kehrte ſie mit lautem Geſchrey zu ihm zurück, rief ſeinen Nahmen, klagte ſich als ſeine Mörderin an; warf ſich auf ihn, und miſchte ihre Thränen mit ſeinem Blute.

So waren einige Stunden vergangen, als der Diener aus einem benachbarten Orte ein anderes Fuhrwerk herbey brachte. Mehr tod als lebendig wurde Victorine hineingetragen. Vor ihr her trugen ſie Lothars Leichnam weg. Um

Mitternacht kam ſie zu dem Kloſter, das ihr zum Aufenthalte beſtimmt war.

Nachdem ſie hier ohngefähr drey Monate zugebracht hatte, ſchrieb ſie an die Gräfin Ahlen folgenden Brief:

„Mit zerknirſchtem und zerriſſenem Herzen ſchreibe ich Dir dieſe Zeilen, die letzten, die von mir in eine Welt gehen, die ich jetzt eben ſo verabſcheue, als ich ſie geliebt habe, und als ſie mich ohne Zweifel verabſcheut. Doch nein, der Sinn der Welt billigt meine Verbrechen, und entſchuldigt ſie vielleicht; und die, welche auf meinen Wegen wandeln, beklagen mich wohl in ihren ſündhaften Herzen, wenn mich auch ihre Lippen zum Schein verurtheilen und zerreiſſen. Aber auch ihre Stunde wird kommen, und vielleicht zu ſpät wird ſie die unerbittliche Hand der Strafe erreichen, wie ſie mich erreicht hat,

um für wenige Jahre irdiſcher Luſt eine lange, endloſe Buſſe zu dulden.“

„Eine Reihe von Tagen bin ich hier, ausgeſtoßen aus der Welt; aber dieſe Wohnung der Frommen iſt keine Freyſtatt für mich. Ich ſuche Troſt und Beruhigung — Viele fanden ihn hier — mich flieht er. Denn ach in mir ſelbſt finde ich nur den Wuſt der Sünde und immer unauflöslicher Verworrenheit; ja oft drängt ſich — wie ich auch immer kämpfen mag — die Erinnerung ſträflicher Genüſſe grauſenhaft durch die Bilder von Wunden und Blut, und quält mein Herz bis zur Verzweiflung. Die heiligen Frauen, die dieſes Haus bewohnen, unbekannt mit der Welt und ihren Lockungen, können die Tiefe und Schwärze meiner Sünden nicht begreifen; und der milde Troſt, den ſie ſich in mein Herz zu ſchütten beeifern, ſtürzt in die bodenloſe

Tiefe hinab, ohne ſie auszufüllen, ja, ohne auch nur eine Spur ſeines Daſeyns zurück zu laſſen. Ich höre Worte des Heils; aber ſie haben keinen Sinn für mich; ich ſehe die gottesfürchtige Abſicht mitleidiger Seelen; aber ihr Mitleiden legt ſich nicht kühlend und wohlthuend an mein glühendes, wundes Herz; ich verſuche zu beten; aber meine Gebete ſind ein leerer Schall, der in die Luft zerſtiebt, und von dem ehernen Himmel zurückgewieſen wird. Und wenn ich vor dem Altar knie, und meine ſtarren, trocknen Augen auf den Heiland der Welt gerichtet ſind, wandelt ſich ſeine blaſſe Geſtalt in die des Unglücklichen, deſſen Tod ich verſchuldet habe, und der aus meinen Armen, in ſeinen Sünden dahin gegangen iſt, wo keine Rettung erſcheint. Dann fliehe ich von dem heiligen Orte, wo Andre ſich Troſt erflehen, in verzweifelnder Angſt hinweg,

mit neuer und ſchwerer Sünde auf meinem Haupte, daß ich das Bild des Heilandes entweihe, und vor dem fliehen muß, der doch allein meine Rechnung zu tilgen und den Zorn der ewigen Gerechtigkeit zu verſöhnen vermöchte."

„In dieſer Troſtloſigkeit wüthe ich mit verzweifelndem Grimme gegen mein eigenes Fleiſch, und nur dieſes Wüthen kühlt die Flammen, die mein Innres verzehren. Jene weichen und üppigen Gewänder, welche meine Eitelkeit nährten, haben einem Sacke Platz gemacht; mein Leib ruht auf Aſche, mein Haupt auf einem Stein. Cilicien gürten meine Lenden, und die ſchonungsloſe Geiſſel reißt täglich die alten Wunden von neuem auf. Aber die Regel dieſes Hauſes reicht für die Tilgung meiner Sünden nicht aus; dieſer milde Geiſt der Frömmigkeit iſt zu

ſchonend für mich. Ein Grab muß meine Wohnung ſeyn, und ein ewiges Schweigen muß die Lippen verſchließen, die ſo ſträfliche Worte geſprochen haben. Uebermorgen verlaſſe ich dieſes Haus und ſeine allzu nachſichtigen Bewohnerinnen, um mich in die Mauern der Karthauſe zu vergraben, die mitten im Gebirge, von ſchroffen Felſen umſtarrt, ein düſteres, grauſenvolles Grab der Lebendigen iſt. Dort will ich täglich mein Grab wühlen, bis ich von Reue und Wunden aufgezehrt, wühlend hineinfalle. Dorthin, nach dieſem Winkel der Erde, iſt mein Sinn gerichtet; dort nur ſehe ich Ruhe, wenn es irgend für mich Ruhe und Rettung gibt. Mit Ungeduld erwarte ich den Augenblick, wo meine Prüfungen anfangen werden, um mir den Schleyer zu verdienen, der zwiſchen mich und die Welt gebreitet, vielleicht — ach vielleicht nur! — meine

Sünden zudeckt und mich mit dem Himmel und mir verſöhnt."

„Du aber, Amelie, die Du mit mir den Weg des Verderbens gingſt, Du, deren liſtige und glatte Worte ſo oft den ſündhaften Neigungen meines eiteln Herzens Nahrung gegeben, Du, die mir ſo oft die Hand geboten, um mich dem Abgrunde zuzuführen, in welchem ich jetzt ſchaudernd hinabſehe — richte Deine Blicke auf mich, die in der Welt Deine Freundin hieß, und auf den endloſen Jammer meines Daſeyns, ehe auch Dich ein unheilbares Unglück ergreift und an die Pforten des Todes ſtellt. Indem die Welt mit ihren ſündhaften Freuden hinter mir verſinkt, ruf' ich Dir noch Einmal zu, und deute auf die Leichen, die mich umringen, auf die Dornen, die meine Füſſe verwunden, auf alle die Peinigungen, durch die ich die Gluth meines

Innern zu löſchen ſuche. Siehe, die Thore des Grabes thun ſich mir auf und laden mich zu ſich ein; aber ehe ſie ſich ewig über mir ſchließen, beſchwör' ich Dich, Buße zu thun, und wenn Dir dieß die Welt nicht verſtattet, ihre Ketten in der Zeit zu brechen, und ſie freywillig zu fliehen. Lebe denn wohl, für immer lebe wohl: und wenn Du beten kannſt, ſo bete für Dich und mich. Noch Einmal, lebe wohl, das heißt, tödte Dich ſelbſt ab, ehe der ewige Tod Dich ergreift. Nur aus Schmerzen können uns Freuden blühen, nur aus dem Tode das Leben."

Dieſer Brief fand Amelien nicht mehr. Wenige Tage vor ſeiner Ankunft war ſie das Opfer ihrer Ränke geworden. Auch ihr hatte Eitelkeit und Gefallſucht kein Stillſtehen geſtattet; und da ſie immer kühner und zuverſichtlicher jeder Rückſicht ſpottete, war ſie in verworrene Verhält-

niſſe gerathen, die ſelbſt an einem verderbten Hofe ihrem Rufe nachtheilig waren. Der Graf kehrte aus den Bädern zurück, in denen er ſich den Sommer über nach ſeiner Weiſe umhergetrieben hatte; und ſo viel er ſich auch ſelbſt vorwerfen mußte, ſo ertrug er doch das Betragen ſeiner Frau nicht mit Gleichgültigkeit. Es kam zu den heftigſten Vorwürfen, und da ſich dieſe, bey der Strafbarkeit beyder Theile, immer von neuem, und mit immer gröſſerer Bitterkeit wiederholten, entwickelte ſich bald zwiſchen beyden ein unauslöſchlicher Haß, dem der Unmuth des Grafen über die Zerrüttung ſeines Vermögens immer neue Nahrung gab.

Amelie, die auf den Fuß einer reichen Frau zu leben gewohnt war, und den Gedanken an eine Beſchränkung nicht ertrug, knüpfte damals ein Verhältniß mit einem

Engländer an, welcher groſsen Aufwand machte, und wuſste ihn so gut zu umstricken, daſs sie auf eine Verbindung mit ihm hoffen durfte, wenn sie nur frey gewesen wäre. An eine Auflösung der Ehe war nach den Grundsätzen ihrer Kirche nicht zu denken; ihr Mann stand dem, was sie für ihr Glück hielt, im Wege, und dieser Mann wurde ihr täglich verhaſster und verächtlicher. Sie beschloſs also sich seiner zu entledigen; und dieser Plan schien sich desto leichter auszuführen, da er oft berauscht nach Hause kam, und dann, ehe er schlafen ging, in ihrem Zimmer einige Gläser Limonade zu trinken pflegte. Dennoch mislang die Ausführung. Der Graf, welcher an dem verhängnisvollen Abend, der ihm den Tod bringen sollte, zufälligerweise nüchterner war, als seine Frau glaubte, bemerkte bey den ersten

Tropfen, die ſeine Zunge berührten, den fremdartigen Geſchmack; die Ahndung der Wahrheit fuhr ihm durch den Kopf, und da er ſeine Frau, mit dem Glaſe am Munde, forſchend anblickte, und dieſe zu erblaſſen ſchien, zwang er ſie, den für ihn bereiteten Becher auszuleeren. Seinen Drohungen war kein Widerſtand entgegenzuſetzen. Sie leerte das Glas unter den heftigſten Vorwürfen, und ſtarb mit Haß im Herzen und Verwünſchungen auf ihren Lippen. Der Graf aber entfernte ſich, noch eh ſie ſtarb, und fand ſeinen Tod in der Schlacht bey Auſterlitz, wo er unter Napoleons Fahnen focht.

Was Victorinen betrifft, ſo war ihr Loos nicht weniger ſchrecklich. Ihre Flucht vor der Welt half ihr nichts, und

die Mauern ihres Kloſters konnten ſich nicht zwiſchen ſie und ihr Gewiſſen ſtellen, das, nachdem es Einmal aus ſeinem langen Schlummer erwacht war, ihr ein raſtloſer unerbittlicher Quäler wurde. Die Religion gab ihr keinen Troſt; ſie kannte nur ihr äuſſeres, ſtarres Gerüſt; wahre Gottesfurcht war ihr fremd. Die grauſamen Büſſungen, mit denen ſie den Himmel erſtürmen wollte, — Büſſungen, welche der Wahnſinn erfunden und Heucheley als verdienſtlich empfohlen hat — konnten ihr keine dauernde Linderung geben; und da ſie Alles vergeblich erſchöpft hatte, was ſie für Religion hielt, blieb ihr nichts als der Wahnſinn übrig. Sie ſtarb nach einigen qualvollen Jahren ohne Hofnung und Troſt. Allein ihre Mitſchweſtern, die nur ihren gewaltthätigen Eifer ſahen, ihren innern Zuſtand

aber nicht begriffen, staunten über so seltene Beyspiele von Bußfertigkeit, und nach dem Tode der Unglücklichen ging die Sage von Wundern, die an ihrem Grabe geschehen seyn sollten.

Der Nahmenstag.

In den geſegneten Fluren Campaniens wohnte Antonio Barbutolo, ein ſchöner und rüſtiger Mann von mittelmäßigem Vermögen, wovon ein Weinberg das Vornehmſte war. Dieſen zu bearbeiten hatte er von ſeinem Vater gelernt; aber auch auſſerdem war er in mancher Kunſt erfahren. In Schnitzarbeit that es ihm keiner zuvor; auch Gefäße verſtand er zierlich aus Thon zu drehen und nach alter Weiſe mit Farben zu mahlen. Wenn er aber von der Arbeit raſtete, und im Schatten der Weinlaube ſaß, die er vor ſeinem Hauſe gezogen hatte, dann ſang er zur Cither Lieder ab, die er oft ſelber verfertigte, ſo wie die Weiſen, nach de-

nen er ſie ſang. Dabey war er voll Kurzweil und neckte gern; aber ſein Scherzen war unſchuldig und forderte andre zur Fröhlichkeit heraus. Deshalb war er auch von Allen geliebt und geſucht, und die Nachbarn verſammelten ſich gern um ihn, wenn er den Abendſtern mit ſeinen Liedern begrüßte, oder kurzweilige Geſchichten erzählte; und auch die Weiber lauſchten von fern, und ergötzten ſich noch mehr an ihm ſelbſt, als an dem, was er ſprach. Gar oft, wenn er früh aus der Thür trat, fand er die Pfoſten mit Kränzen von Epheu und Blumen umhangen, und auch im Getümmel des Tanzes flog oft von fern ihm ein Strauß zu, ohne daß er wußte woher; und wenn er dann ſtill ſtand und in dem Kreiſe der Weiber umher ſah und rief: Wer iſt die Neckende? daß ich ſie ſtrafe! — Da kicherten Alle, und er drohte ſie Alle zu küſſen, daß

ſie von einander ſtoben und ſich hinter den Büſchen und Zäunen verſteckten.

Weil nun Antonio immer ſo frohen Muthes war und mit Allen auf gleiche Weiſe ſcherzte, meinten Viele, es läge ihm nichts an der Liebe. Aber ſie irrten. Seine Fröhlichkeit verhüllte nur die Liebe, die er im Verborgenen zu einem Mädchen eines benachbarten Dorfes fühlte, das, mit der Pflege einer kranken Mutter beſchäftigt, von den Verſammlungen der Landleute und ihrem muntern Feſt fern blieb. Antonio, lang ſchon ihres Hauſes Freund, hatte ſie in der Verborgenheit aufwachſen ſehen, und ihre jungfräuliche Schüchternheit, und ein herber Stolz, der auf den Augenbraunen des Kindes und ſeiner Lippen ſaß, hatte ihn faſt noch mehr gereizt, als die zierliche Anmuth ihrer Geſtalt. Irene hatte daher kaum das funfzehnte Jahr zurückgelegt, der auf-

brechenden Roſenknoſpe gleich, aber über ihr Alter groß und ſchlank, als er im Stillen um die jetzt Verwaiſte warb, und ſie den Nachbarn unerwartet als ſein Weib zuführte. Da waren nun wohl Viele, die ihr den ſchönen Barbutolo misgönnten; aber wer hätte ſeine Wahl tadeln mögen, wenn ſie mit geſenkten Blicken neben ihm ging, die braunen Locken um ihren weißen Nacken ſpielten, oder den zarten Purpur ihrer Wangen beſchatteten? oder wenn ſie ſich ſchüchternd und liebend an ſeine Seite ſchmiegte, und mit großen hellen Augen unter den ſeidenen Wimpern hervor, wie um Schutz und Liebe bittend, zu ihm hinauf ſah? Er ſelbſt ſchien noch ſchöner in ihrer Nähe als zuvor; die Lieder, die er an ihrer Seite ſang, klangen begeiſterter, und ſeine Töne ſchienen ſich gefälliger und weicher an die Worte anzuſchmiegen. Dem Scherz aber

blieb er auch jetzt noch hold wie zuvor, und da geſchah es wohl zuweilen, daß er Irenens noch kindiſchen Sinn neckend verletzte, oder ſie durch Muthwillen erzürnte. Aber dieſe Zwiſte flogen ſchnell vorüber, wie im Mai zartes Gewölk über die Sonne fliegt, oder ein flüchtiger Regenſchauer, der den Glanz des Tages erhöht und das Azur des Himmels reinigt.

Als Irenens Nahmenstag zum Erſtenmal nach ihrer Verehelichung nahte, wollte ihr Antonio eine Freude bereiten. In dem Weinberge ragte ein kahler Felſen über die Hügel empor; wenn man ihn mit Mühe erklimmt hatte, ſah man tief in das Meer hinaus, und das grüne, von Weinbergen ſchwellende, mit Dörfern und Villen durchwebte Land breitete ſich wie ein bunter Teppich rund umher aus. Irene hatte ihn einmal mit ihm er-

ſtiegen, und er hatte ſich ihres Entzückens gefreut. Nun ſollt' es ihr leichter werden. Er verſuchte es, Stufen in den Felſen zu hauen, die von Abſatz zu Abſatz bis auf den Gipfel führen ſollten; und als er einiges lockere Geſtein ausgebrochen, kam er auf Stiegen, die ſchon bereitet, aber mit dickem Erdreich und Schutte verborgen lagen. Freudig reinigte er ſie, und grub ſie auf; und eines Tages, da er ſchon bis zur dritten Terraſſe empor gedrungen war, klang es ihm hohl unter dem Eiſen und hallte wieder wie ein gemauertes Gewölb. Da grub er noch emſiger, aber vorſichtig; und als er einigen Schutt bey Seite geworfen, trat ein zierlicher Knauf einer Säule hervor, und dann ihr Schaft mit hohlen Rinnen umgeben; dann Stufen und rechts eine zweyte Säule. Hoch erfreut ſetzt' er die Arbeit in den folgenden Tagen mit Emſig-

keit fort, und bald ſtand der vordere Theil eines kleinen Tempels aufgedeckt, oben mit einem zierlichen Gebälke und Dreyſchlitzen; unten drey Stufen, breit und bequem, und in dem Schooße der Erde wohl erhalten. Nun befreyte er auch die Thür von dem Schutte, der ſich hineingedrängt hatte; und als er im Innern den Boden entblößte, glänzte ihn ein buntes Geſtein an; erſt zierliche Mäander und Blumengewinde; dann Lauben von Geißblatt und reißende Thiere darin; auch ein Schiff, das im Meere ruderte, und, als ob ihm das Schönſte ſeine Freude zu krönen aufgeſpart wäre, ein Jüngling von göttlicher Geſtalt mit dem Thyrſus in der Hand, vor einer Jungfrau ſtehend, die auf dem Boden ſaß, und die er zu tröſten ſchien. Da dachte Antonio bey ſich: „Sieh, wie mir das zu ſtatten kömmt! Ich wollte für Irenen einen bequemen Aufgang bauen

und einen Sitz zur Aussicht in die Ferne, und da haben ihr die alten Heiden einen Tempel gebaut, recht wie ein Putzzimmer. Oder gleicht nicht dieses Weib hier Irenen? Ihr weih ich dieses Gemach, das auch für eine Fürstin nicht verächtlich wäre." — Gesagt hatte er ihr von seiner Entdeckung nichts; erst an ihrem Nahmenstage, wenn er Alles aufgeschmückt und gesäubert hätte, wollte er sie hierherführen, und sie sollte sich gleich des vollendeten Werkes freuen. Daher ging er auf Umwegen zur Arbeit, und kam bisweilen erst spät nach Hause; denn die Arbeit wuchs ihm unter den Händen, weil ihm immer neuer Schmuck und neue Verzierungen einfielen. Und wenn ihn dann Irene fragte, wo er so lange weile, gab er bald dieses, bald jenes vor, oder umging auch wohl die Antwort mit Scherz; so daß sie bisweilen zweifelnd den Kopf

ſchüttelte und nicht wußte, was ſie denken ſollte.

So war endlich der Vorabend des Feſtes gekommen, und Antonio wollte noch einmal nach dem Weinberge gehen, um das Letzte zu ordnen. Da ſag'e Irene zu ihm: „Bleibe mir nur nicht wieder ſo lange aus, wie neulich; denn mir wird bang ſo allein. Auch ſagteſt Du ja, Du gingeſt nach Gragnano; und doch, da ich vorthin nach Dir ausſah, kamſt Du nicht auf dem Wege von Gragnano her. Neulich ſagteſt Du auch, Du gingeſt zum Schmid nach St. Nicolo, um das Geräth umſchmieden zu laſſen; und doch hab ich heut das Geräth unangerührt unter dem Dache gefunden. Was ſoll ich dazu ſagen, Antonio? Warum berichteſt Du mich mit Unwahrheit, und gibſt dieſes und jenes vor; was nachher nicht ſo iſt? Biſt Du etwa auch, wie andere Männer,

die dem Spiele nachgehen oder gar fremden Weibern und die ihrigen betrügen? Ich möchte das nicht von Dir glauben; aber Deine heimlichen Gänge machen mir das Herz schwer." — Indem sie so sprach und ihre Wangen sich höher färbten, glich sie der Ariadne in dem Tempelbilde noch mehr; und Antonio, der ein gutes Gewissen hatte, und nur an sein Fest dachte, lachte und sagte: „Hast Du gemeint, Irene, ich sey der einzige Mann auf der Welt, der nur Ein Weib liebt, und Du hättest diesen Phönix im Käfich?" und dabey wollt' er sie küssen; aber Irene schmollte, wand sich schnell und unmuthig los, und setzte sich mit untergeschlagenen Armen und vor sich hinsehend in den entferntesten Winkel. Da nahm Antonio den Hut und ging. Unter der Laube vor der Hausthür blieb er stehen und dachte: „Sagst du's ihr wohl?" Sie

aber öffnete in dem Augenblicke das Fenſter, um ihm nachzuſehen, und da ſie ihn weilen ſah, ſchlug ſie es ſchnell wieder zu. Da ging er ſeines Wegs weiter und dachte: Morgen ſag ich ihr Alles; und wenn ſie auch heut noch ſchmollt, ſo iſt morgen die Freude deſto gröſſer.

Und nun ging er wie gewöhnlich um das Dorf herum nach dem Weinberg. Alles war jetzt aufgeräumt, der Boden gewaſchen, das wenige Schadhafte nothdürftig ausgebeſſert. Beſeelt und lebendig ſtand das Bacchanal vor Augen; und an den Wänden umher waren auch zierliche Geſtalten ſichtbar geworden, die mit Frucht- und Blumen-Körben auf den Häuptern einherſchritten, oder tanzend das Tamburin ſchlugen, während andere an Altären flöteten. In der Tiefe der Celle aber hatte Antonio einen wirklichen Altar aufgebaut und mit bunten Gefäßen ge-

ſchmückt, aus denen Blumen hervorquol-
len, und ſechzehn dichte Kränze waren
rund umher aufgehangen nach der Zahl
von Irenens Jahren. Auch eben ſo viele
Kerzen ſtanden auf zierlichen Geſtellen da-
zwiſchen. Vor der Thüre hatte er eine
Laub-Pforte erbaut, und eine unten
beym Anfange der Stiegen, und auf je-
dem Abſatze eine. Durch dieſe ſollte Ire-
ne in das Heiligthum eingehen. Mit
Zufriedenheit beſchaute er jetzt ſein Werk
bald näher, bald ferner; und nachdem er
noch dieſes und jenes gebeſſert hatte, ſtell-
te er ſich unter die Thür, und ſah in die
Gegend hinaus, die ſich in die Strahlen
der untergehenden Sonne kleidete, und
dann wieder in den Tempel zurück, und
genoß ſchon zum Voraus das Entzücken
ſeines Weibes, wenn ſie hinaus in das
Meer ſchaue, wie das holde Weib hier auf
dem muſiviſchen Boden.

Aber indem er ſo zum Voraus den
morgenden Feſttag in ſeinem Herzen feyer-
te, hatte ſich etwas zugetragen, das nicht
blos ſeine nächſte Freude, ſondern das
Glück ſeines Lebens bedrohte. So bald
er nemlich das Haus verlaſſen hatte, hat-
te ſich Irene wieder in ihren Winkel ge-
worfen. Antonios Scherz hatte ſie ver-
wundet; ſie zürnte auf ihn und die Eifer-
ſucht ſchlug in ihrem Herzen Wurzel. Je
mehr ſie ſelbſt ihn liebte, und je ſchöner
und liebenswerther er ihr ſchien, deſto
mehr glaubte ſie an die Lockungen andrer
Weiber, die ihr wohl einen ſolchen Beſitz
nicht gönnen möchten. Je mehr ſie aber
ſann und ſann, und je weniger rechten
Grund ſie zum Verdacht fand, deſto pein-
licher ward ihre Unruhe. Sie wünſchte
Gewißheit, von welcher Art ſie auch ſeyn
möchte. „Bonaviſo iſt Antonios beſter
Freund, dachte ſie; ich will zu ſeiner

Frau geben; gewiß weiß dieſe etwas. Und wenn ſie nichts weiß, und auch andre nichts wiſſen — nun, ſo hab' ich den Troſt mich geirrt zu haben." Mit dieſen Gedanken ſtand ſie auf, trocknete ihre Thränen, ſchlug ein Tuch um Kopf und Nacken, und ging zu Bonaviſos Frau, die ihre Wohnung nah am Ufer hatte. Sie fand ſie bey der Arbeit und befragte ſie zum Vorwand nach irgend einem häuslichen Geſchäft; von dem aber zu ſprechen, weshalb ſie eigentlich gekommen war, ſcheute ſie ſich. Endlich ſagte ſie: „Iſt Dein Mann nicht zu Haus?" und jene erwiederte: „Er iſt nach Salerno gegangen, um buntes Garn einzuhandeln für die Weberey; und auch für Antonio bringt er etwas mit; aber ich darf es nicht verrathen; es iſt, denk' ich, für Dich. Aber weißt Du wohl, ſetzte ſie hinzu, daß Du die Perle aller Männer haſt?" Und nun ergoß ſich

das geſprächige Weib in Antonios Lob,
und prieß Irenens ſeltenes Glück, einen
ſolchen Mann zu beſitzen. „Und glaubſt
Du auch, daß ich ihn ganz allein beſitze?“
fragte Irene erröthend. — „Maria und
Joſeph, rief die Andere, wie Du fragen
kannſt? Das iſt eben das Auſſerordent-
lichſte an ihm, daß er auf keine Lockung
achtet; und ob er gleich mit allen Frauen
ſcherzt, doch für keine Augen hat, als
für Dich.“ — Gottlob, dachte Irene,
und erröthete noch mehr vor innerer Freu-
de; und dann dachte ſie doch wieder: wo
er aber nur hingehen mag? Aber Unruhe
machte ihr dieſer Gedanke nicht mehr.
Argwohn und Groll waren verſchwunden,
und ſie ſehnte ſich nach Antonios Rückkehr,
um Alles wieder gut zu machen.

Indem ſie nun nach Hauſe eilte und
Floriane — ſo hieß Bonaviſos Frau —
ihr das Geleit gab, und ſie ſich da trennen

wollten, wo der Pfad um einen mit Aloen und wildem Gebüsch bewachsenen Hügel bog, ward ihnen plötzlich von drey fremd gekleideten Männern der Weg vertreten. Irene ging ihnen zunächst; diese ergriffen sie; Floriane aber entschlüpfte, und lief, von Furcht beflügelt, nach der Gegend zu, wo Barbutolo wohnte. Umsonst schrie Irene um Hülfe; niemand hörte sie; umsonst fiel sie auf ihre Knie und flehte die bärtigen Räuber um Barmherzigkeit an; sie wurde von ihnen aufgerafft, und, trotz ihres Geschreys und Widerstrebens, im vollen Laufe nach einem Kahne getragen, der in der nächsten Bucht hinter einer Klippe befestigt war. Zwey der Räuber ruderten; der dritte hielt die Gefangene in seinen Armen fest, die immer nach Antonio rief und sich loszuwinden bemüht war, um sich in das Meer zu stürzen. Schnell kamen sie so zu einem Vor-

birge, hinter dem eine leichte Schebecke
rborgen lag, die mit tuneſiſchen Corſa-
n bemannt war. Sie hatten nur die
ückkehr der drey Männer erwartet, die
ach Lebensmitteln ausgeſendet waren,
m nach einer der benachbarten Inſeln
berzuſetzen, wo ſie ihren Raub in Sicher-
eit brachten. Jene waren daher kaum
ingeſtiegen und hatten Irenen, mehr tod
ls lebendig, an den Bord des Schiffes
zehoben, als jeder ſeinen Platz am Ruder
nahm, und ſo viel an ihm lag, die gemach-
te Beute zu ſichern eilte.

Antonio war unterdeß nach vollende-
ter Arbeit frohen Herzens zurückgekehrt,
und hatte ſich nach der Straße von Sa-
lerno gewendet, um Bonaviſo zu begeg-
nen, der ein beſtelltes Feſtgewand für
Irenen mitbringen ſollte. Nicht weit von
dem Orte traf er den rückkehrenden Freund,
und nahm das wohlverwahrte Kleid un-

ter den Mantel; und indem sie eine Strecke zusammengingen, erzählt er ihm von seinen festlichen Anstalten und von Irenens Eifersucht, und wie er sie diesen Abend noch zur Strafe dafür mit allerley kleiner Schalkheit zu necken gedenke. Indem sie nun so unter Scherz und Lachen an der Ecke weilten, wo sich die Wege trennten, kömmt von der andern Seite Floriane athemlos herbey, und mit dem blassen Schrecken auf ihrem Angesicht, warf sie ihre Arme um den Nacken ihres Mannes, ängstlich umschauend, als ob sie noch die Verfolgenden fürchtete. Zu sprechen vermochte sie nicht, und da beyde Männer, über diese Erscheinung bestürzt und irgend ein grosses Unglück ahndend, sie mit Fragen bestürmten, deutete sie mit der Hand nach dem Meere, und stieß aus keuchender Brust die Worte heraus — „Deine Frau — Räuber“ — ! An-

tonio bedurfte nicht mehr. Sogleich warf er ſeinen Mantel von den Schultern weg, und was er ſonſt bey ſich hatte, und flog dem Ufer zu, wohin Floriane ihm deutete, und da er in der Ferne ein Schiff rudern ſah, das er der Bauart nach für ein Raubſchiff erkannte, warf er ſich, von keiner Bedenklichkeit zurückgehalten, in das Meer, und ſchwamm auf das Fahrzeug zu, das ſchnell rudernd vor ihm zu fliehen ſchien. Mehr als einmal fing ihm die Kraft an zu ſchwinden; aber immer ſpornte ihn die Verzweiflung von neuem, und er kam endlich nah genug, daß ihn die Räuber erblickten. „Laßt uns anhalten, ſagten ſie; hier ſchwimmt uns ein Fang in's Netz.“ Und ſo ließen ſie die Ruder ruhen und warfen ein Tau hinaus, das der Entkräftete kaum noch zu faſſen im Stande war, und zogen ihn an Bord. Wie aber ſeine zitternden Füſſe das Ver-

deck berührten, brachen ihm die Knie zusammen; er sank zu Boden; seine Augen verfinsterten sich. Doch ermannte er sich wieder, und noch auf den Knien liegend, rief er so laut, als er es vermochte, Irenens Nahmen.

Diese lag unter dem Verdeck, fast sinnlos, in einer finstern Kammer, mit dem Gesicht nach der Erde gekehrt, mit ausgebreiteten Armen, und vergoß Ströme von Thränen. Ihr Unglück erschien ihr als eine göttliche Strafe wegen des ungerechten Verdachtes, den sie auf ihren Mann geworfen, und wenn sie an seine Rückkehr nach Hause dachte, ergriff sie eine solche Verzweifelung, daß sie wild ihre braunen Locken zerriß, und nach dem Tode rief. An das, was ihr zunächst lag, an ihr bevorstehendes Schicksal dachte sie nicht. Nur an Antonio dachte sie

und an ſeinen Schmerz und an ihre eigene Schuld.

Indem ſie nun ſo jammerte, glaubt ſie ihren Nahmen zu hören; ſie erhebt ihr Haupt ein wenig vom Boden, horcht, und hört ſich noch einmal rufen; zugleich erkennt ſie Antonios, obgleich veränderte und heitere Stimme. Schnell rafft ſie ſich auf, ſtößt die Thür ein, eilt die Leiter hinauf, und eh noch jemand ihr Kommen gewahr wird, ſtürzt ſie mit einem Schrey nach Antonio hin, der noch kniet, und kaum die Augen zu öffnen vermag. Er erkennt ſie, ſchlingt ſeine Hände um ihre Knie, nennt ihren Nahmen noch einmal, und indem ſeine Arme ſchlaff an ihr herabgleiten, ſinkt er todtenbleich und bewußtlos zur Seite nieder.

Irene, die ihn jetzt für tod hielt, warf ſich einer Wahnſinnigen gleich auf den geliebten Mann, indem ſie die klag-

lichſten Laute ausſtieß und ſich als ſeine Mörderin anklagte. Ihre Wangen ruhten an den ſeinigen, ihre Thränen badeten ſein Geſicht; aber ſeine Augen öffneten ſich nicht, um in die ihrigen zu ſchauen, und die Todenbläſſe wich ihren Küſſen nicht. Nachdem ſie oft ſeinen Nahmen gerufen und ihn mit den rührendſten Bitten beſchworen hatte, in das Leben und zu ihr zurückzukehren, und ihre Stimme nur in die Luft verhallte, erhob ſie ſich endlich, ſo wie ſie neben ihm lag, ein wenig, ſah ihn ſtarr und ſchweigend an, als ob ſie ſein Bild noch einmal tief in ihre Seele drücken wollte; ſprang dann auf mit den Worten: „Ich folge Dir, wie Du mir gefolgt biſt“ und ſchritt raſch nach dem Bord hin, um ſich mit ausgebreiteten Armen in die Fluthen zu ſtürzen. Die Räuber hatten dem traurigen Schauſpiele ſtumm und nicht ohne

Theilnahme zugeſehen; auch die, welche die Worte nicht verſtanden, erriethen doch ihren Sinn. Ihr rohes Geſchäft hatte ſie dem Gefühle nicht ſo ganz entfremdet, daß nicht die meiſten von der Verzweiflung des unglücklichen Weibes gerührt wurden; und die übrigen bewunderten doch die Entſchloſſenheit des Mannes, der ſich um ſeines Weibes willen in die Fluthen gewagt und der Freyheit freywillig begeben hatte. Als nun Irene nach dem Rande des Schiffes eilte, faßte ſie einer der Männer behend um den Leib, zog ſie mit ſtarker Hand zurück, und ſetzte die Widerſtrebende neben Antonio nieder. „Die Wellen haben Dich verſchont, ſagte ſie jetzt, aber der Himmel hat ſich Deiner und meiner nicht erbarmt; und nun hält mich ein grauſames Mitleiden zurück, mich mit Dir zu vereinigen.“ Dabey drückte ſie ihre Stirn gegen die ſeinige, ſchlang

ihre Arme um seinen Nacken und sagte: Sie sollen mich doch nicht hindern, vor Schmerz mit Dir zu sterben. — In diesem Augenblick regten sich seine Lippen; ein leiser Athemzug hob seine Brust; dann ein stärkerer; seine Augen öffneten sich, das Leben kehrte zurück und das ebbende Blut fluthete wieder in seinen Adern. Irene jubelte; nahm ihn in ihre Arme, strich die nassen Locken von seiner Stirn zurück, koßte und dankte und beklagte ihn abwechselnd, und vergaß alles Leiden so, als ob sie mit ihm nicht auf dem Verdeck eines Raubschiffes, sondern vor ihrem Hause in dem Schatten der Weinlaube säße.

Während dem hatte das Schiff sich dem Ufer der Insel genähert. Die Rudernden gaben ein Zeichen, das mit einem Freudenrufe beantwortet wurde, und sogleich traten hinter einem Felsen, der

die Bucht beſchützte, mehrere Männer her-vor, deren einer vornehmer als die An-dern ſchien. Das Schiff wurde am Ufer befeſtigt, die Beute ausgeladen und in die Hütten geborgen, die von Zweigen geflochten, unter den überhängenden Fel-ſen lagen. Nachdem der Hauptmann Al-les beſehen hatte, nicht unzufrieden, wie es ſchien, mit dem eroberten Raub, ſagte er: „Aber wer ſind die dort auf dem Verdeck, die ſich um nichts zu kümmern ſcheinen?“ — „Dieſe,“ antwortete der Botsmann „ſind der beſte Theil unſerer Beute; zur Hälfte erobert, zur Hälfte durch Glück gewonnen. Es ſind die ſchönſten Sclaven, die wir Dir je zugeführt haben; ein Weib, das den Harem eines Paſcha zieren würde, und ein Mann wie der Wackerſte unter den Glaubigen.“ — Und nun erzählte er, wie Alles gegangen, wie ſie das Weib entführt, und er ihr nachgeſchwommen;

auch ſeine lange Ohnmacht, ihre Verzweiflung, und, als er zum Leben zurückgekehrt, ihren Jubel, erzählten ſie ihm. Nachdem der Hauptmann Alles mit Ernſt vernommen hatte, befahl er die Gefangenen vor ihn zu bringen. Antonio betrat das Ufer zuerſt; und ob ihm gleich der Gedanke der Sclaverey die Bruſt beklemmte, ſtand er doch unter den Räubern ſo ſtolz und groß, daß man hätte meinen ſollen, Er ſey der Gebieter, den ſeine Knechte umringten. Irene folgte ihm auf dem Fuße nach, ſchüchtern und die Augen nicht aufſchlagend, und ließ ſeinen Arm nicht los. Der Hauptmann beſah beyde lange mit Aufmerkſamkeit und Wohlgefallen, befahl dann, dem Antonio trockne Kleider zu geben, und ihm nebſt ſeinem Weibe in einer der Hütten ein gutes Lager zuzubereiten. Dann befahl er ihnen, gutes Muthes zu ſeyn, und

auszuruhen; sie hätten von ihm nichts Böses zu fürchten. Und nachdem er dieses mehr als einmal mit milder Stimme und freundlichen Geberden wiederholt hatte, entließ er sie mit einem Gruße, und begab sich in seine Hütte zur Ruhe.

Die Räuber befolgten die Befehle ihres Hauptmanns mit Pünktlichkeit. Antonio bekam trockne Kleider; ein buntes Tuch ward um seine nassen Haare gewunden, und er sah in der morgenländischen Tracht noch schöner und würdiger aus. In der Hütte aber waren Felle zum Lager auf einander gelegt, und ein weicher Teppich darüber gebreitet. Auch Speisen wurden ihnen gebracht; aber diese berührten sie nicht; denn ihr Herz war beklommen, und der ersten Freude war tiefe Trauer gefolgt. Schweigend saßen sie neben einander auf ihrem Lager, und sahen sich lange gleichsam forschend an; denn

Alles, was ſie umgab, rief ihnen ihr Unglück zu; und ungewiſſe, vielleicht ſchreckliche und grauſame Ereigniſſe drohten von fern. Als ſie nun allein gelaſſen waren, und die Wächter vor der Hütte ſchliefen, ſank Irene an Antonios Bruſt, weinte bitterlich, und indem ſie ihm Alles bekannte, was ſie gedacht und gethan hatte, klagte ſie ſich mit herzdurchſchneidenden Worten über ihr gemeinſames Unglück an. „Aber wenn ich die Strafe des Himmels verdiente, fuhr ſie fort, wie ich ſie gewiß verdient habe, warum mußteſt Du mit mir büßen und Deiner Freyheit verluſtig werden? Kommen denn die Sünden der Frauen auch auf des Mannes Haupt? und erntet er von ſüßer Liebe ſo bittere Frucht? Und dennoch — ſetzte ſie noch heftiger weinend hinzu — dennoch iſt es mir, als müßt' ich Gott auch für dieſes Unglück danken, weil mir durch daſſelbe

eine ſo groſſe und unermeßliche Liebe in Dir kund geworden iſt, wie ich ſonſt nimmer hätte begreifen oder glauben können. Wäre es möglich, daß uns Gott aus dieſer Noth und aus den Händen der Räuber rettete, ſo ſollte der Reſt meines Lebens nur Ein Hauch des Dankes und der Liebe ſeyn. Aber ach, wo iſt ein Retter in dieſer Einſamkeit? oder wer könnte ein Löſegeld für uns zahlen, das dieſen erbarmungsloſen Corſaren genügte? Sie werden uns mit ſich fortſchleppen und an fernen Küſten verkaufen, und Du, den das Meer nicht von mir trennen konnte, wirſt dann vielleicht durch die gefühlloſe Grauſamkeit der Menſchen von mir getrennt werden. Ich werde dann nicht mehr zu Deinen Füſſen ſitzen und Dir mein Unrecht abbitten, noch werd' ich den Schweiß von Deiner Stirn trocknen können." — Bey dieſen Gedanken wurden

ihre Thränen so heftig, daß sie den Fortgang der Rede erstickten und sie sich schluchzend an der Brust ihres Mannes verbarg. Dieser aber beugte sich über sie, und indem er die Jammernde sanft an sich drückte, sagte er: Mit Unrecht klagst Du Dich an, da ich es war, der neckend mit Deiner Liebe und Deiner Eifersucht spielte. Das war auch nicht recht, wie ich nun wohl erkenne, und wenn hier Strafe des Himmels ist, so trifft sie mich wohl noch gerechter als Dich. Aber ich verzage noch nicht. Hat mich doch das Meer in so weiter Ferne zu Dir getragen, als ein Zeichen, daß Gott unsre Trennung nicht will? Und hat er nicht auch das Herz des Hauptmanns erweicht, daß er uns mit milden Worten empfing und Gutes zu hoffen gebot? Vielleicht nimmt er ein geringes Lösegeld von uns an, wie wir es ihm geben können; und wenn

nicht, ſo iſt doch ſchon mancher Chriſt aus der Knechtſchaft der Unglaubigen durch eigene Kühnheit gerettet worden. Wenn es aber Dich und die Freyheit gilt, ſo iſt keine Gefahr ſo groß, daß ich ihr nicht trotzen könnte. Darum verzage nur nicht, und weine nicht. Der Himmel kann uns noch ſo gute Tage geben, als ich uns auf morgen zu bereiten gedachte.“

Bey dieſen Worten fühlte ſich Antonio von ſeinem Gefühl übermannt. Der Kopf ſank ihm auf die bewegte Bruſt, und er ſaß lange ſchweigend und ſtumm vor ſich hinſehend. Denn er dachte der Zubereitungen, die er ſo emſig betrieben, der Freude, die er ſich verſprochen, die er zu geben und zu genieſſen gehofft hatte, und der tiefe Schmerz über die Gegenwart, und die Beſorgniß einer noch ſchlimmern Zukunft zog ſich wie ein dunkler Flor über das heitere Bild, das für den An-

genblick in seiner Seele aufgestiegen war. Irene ahndete wohl, daß sein Herz nicht so voll von Vertrauen war, wie seine Worte, und daß er selbst des Trostes bedürfe, den er ihr geben wollte. Doch hatten seine letzten Worte einen Strahl von Hofnung in ihre Brust gesenkt; ihre Seele wendete sich nach der Heimath hin; leise regte sich die Hofnung, und von ihr gehoben stieg sie zu der Quelle alles Vertrauens und aller Liebe auf. Still betete sie in sich hinein; dann leise, dann lauter. Bald war auch Antonio von gleicher Rührung ergriffen, und beyde beteten, dankten, flehten und hofften, wie aus Einem Munde und aus Einem Herzen.

So ging die Nacht vorüber und neigte sich dem Morgen zu; die Sterne wurden blässer, und die Fluthen des Meers zerschellten mit lauterem Geräusch an dem

glatten Fels. Noch ſchlummerten die Wächter an der Thür der Hütte; aber Antonio wachte mit ſeinem Weibe, und ſie vernahmen von fern den Fußtritt eines Kommenden. Da trat ein Bote des Hauptmanns an die Thür, rief die Wächter bey Nahmen, und befahl den Gefangenen ihm nachzufolgen. Hier ſind wir ſchon, ſagte Antonio, und indem er Irenen an der Hand faßte, ging er furchtlos dem Boten nach. Sie ſahen ſich lächelnd an, indem ſie gingen; Hofnung war in ihren Blicken, aber in ihren Herzen Ergebung in jedes mögliche Geſchick. So traten ſie Hand in Hand in die Hütte des Hauptmanns ein, der das Haupt auf ſeine Rechte geſtützt, wie in tiefen Gedanken, unbeweglich auf ſeinem Polſter ſaß. Wie er das Geräuſch der Eintretenden vernahm, ſah er zögernd und gleichſam wie unwillig zu ihnen hinauf, ſah ſie mit

ernſten Blicken an, und ſagte endlich mit rauhem Tone und gerunzelter Stirn: „Wer ihr auch ſeyn mögt, ich habe nichts mit euch zu ſchaffen.“ — Und dann nach einigem Stillſchweigen mit gemäßigtem Tone: „Der Himmel wacht über euch. Eure Treue iſt durch die Wolken gedrungen, und der Einige Gott hat mir Träume geſendet und Anzeichen, daß ich euch nach eurer Heimath zurückſchicken ſoll. So geht denn in Gottes Nahmen. Ein Kahn ſoll euch zurückbringen, und wenn ihr euch der Freyheit und eures Vaterlandes erfreut, ſo betet für Ahubal und denket, daß ihr die Erſten ſeyd, die er auf dieſe Weiſe aus ſeinen Händen entläßt.“

Wie bey dieſen Worten jenen zu Muthe war, hätten ſie ſelbſt nicht zu ſagen vermocht; doch waren ſie nicht eben überraſcht wie von einem unerwarteten Ereigniſſe, ſondern als ob das Erwartete nur

ſchneller erſchienen wäre. Als der Hauptmann geendigt hatte, traten ſie zu ihm hin, faßten und küßten die hingebotene Hand, und von Irenens Augen fielen Thränen darauf. Der Nachen ſtand ſchon am Ufer bereit. Die nämlichen Männer, die ſie entführt hatten, ſaßen am Ruder darinn. Irene zitterte bey ihrem Anblikke; ihre Füße verſagten ihr den Dienſt. Da faßte ſie Antonio um den zarten Leib und ſtieg zugleich mit ihr ein, und ſie ſank, von ſeinen Armen gehalten, zwiſchen Antonios Füſſen auf den Boden nieder. Ihre Blicke hingen an ſeinen Augen; aber die ſeinigen gingen unverwandt nach dem Ufer der Heimath hin; er hielt es mit den Augen wie mit dem Herzen feſt. Schon erſchienen die Pappeln, die über Bonaviſos Haus emporragten und ihre Wipfel in dem friſchen Morgenwind wiegten; auch der wildbewachſene Hügel, wo der

Raub geschehen war, dämmerte von fern; und weiter hin und über ihn hinaus der Felsen, der in Antonios Weingärten nach dem Meere schaute. Stumm vollbrachten sie die Fahrt; die Freude lag noch gefesselt an der Furcht vor einem möglichen Entschwinden des ungehofften Glücks; sie athmeten kaum. Jetzt stieß der Nachen an das Ufer; sie sprangen auf, und den Ruderern dankend, die ihren Dank gleichgültig erwiederten, eilten sie an das Land. Und als jene sich abwärts gewendet, sanken sie, wo ihre Füsse zuerst den heimischen Sand berührt hatten, auf die Knie nieder, drückten die Stirn gegen den Boden, und hoben die gefalteten Hände mit stillem Gebete zum Himmel auf. Zu sprechen vermochten sie nicht. Als aber Antonio zuerst aufgestanden war, umfaßte Irene seine Knie, bat ihm noch einmal ihre Schuld ab, und lag dann entsühnt,

ihrem Glücke kaum glaubend, lange an ſeiner Bruſt. In dieſem Augenblicke glitten die erſten Strahlen der noch verborgenen Sonne über die Weinhügel, und vergoldeten die Gipfel der hohen Pappeln, und weckten die Vögel auf, die in ihren Zweigen geſchlummert hatten. Jetzt ſtand Antonio mit Irenen an der Thür der Freunde. Leiſe klopften ſie an; ſcheu und nur halb wurde das Fenſter geöffnet. Es war Floriane. Mit einem Schrey der Freude fuhr ſie zurück, und ſtürzte gleich darauf zur Thür heraus in die Arme der Geretteten. Ihr Mann folgte ihr auf dem Fuße nach. Die Freude von beyden Seiten, das Zuſammenlaufen der Nachbarn, die gegenſeitigen Begrüſſungen, der Jubel, das Glückwünſchen, das Fragen und Erzählen iſt mit Worten nicht zu beſchreiben. Alte und Junge, Männer und Weiber, Knaben und Jung-

frauen ſtanden und jauchzten und tanzten um die Geretteten her, und Eines erzählte dem Andern, was es eben vernahm. Da ſich nun jene nach ihrem Hauſe wendeten, blieb niemand zurück, ſondern das ganze frohe Getümmel begleitete ſie. Unter der Weinlaube vor ſeiner Thür blieb Antonio ſtehen, wendete ſich nach ſeinen Begleitern um und ſagte: „Theure Nachbarn und Freunde, wie ihr mich aus gutem Herzen hierher begleitet habt, ſo helft mir nun auch aus Liebe das heutige Feſt begehen. Es iſt heute, wie ihr wißt, der Tag der H. Irene und meines Weibes Nahmenstag; laſſet uns alſo zuvörderſt in die Kirche gehen und Gott danken, daß er auf die Fürbitte dieſer Beſchützerin mich und mein Weib ſo wunderbar aus groſſer Noth gerettet und wieder mit euch, theure Nachbarn, vereinigt hat; dann aber geleitet mich auch in meinen Weingarten, wo ich geſtern ein

Feſt bereitet habe, das ich nun heute, gegen alles Erwarten und Hoffen, durch Gottes Fügung, doch noch begehen kann.“ Da nun alle einſtimmten, faßte er Irenen bey der Hand, und ging voraus, und Paar und Paar folgten die Andern zur Kirche nach. Und nachdem ſie hier ihre Andacht verrichtet und inbrünſtig gedankt und gebetet hatten, wendeten ſie ſich nach dem Weinberge hin. Bonaviſo aber, der allein von Allen um Antonios Geheimniß wußte, war auf den Wink ſeines Freundes voraus geeilt, und hatte Alles, was nöthig war, bereitet; und auch das bunte Gewand nicht vergeſſen, das er für Irenen von Salerno gebracht hatte. Wie ſie nun an den Fuß des Felſen gelangten, wo die erſte Laubpforte an dem Eingang zur Treppe war, kniete Antonio auf der unterſten Stufe nieder, und ſagte: „Laß mich nie vergeſſen, o Gott, welche Wun-

der Du an mir gethan haſt, und ſegne mein Weib.“ Dann ſtand er auf und geleitete Irenen, der dieß Alles ein unbegreifliches Zauberwerk ſchien, die alten bequemen Marmorſtufen hinauf, durch einen Laubbogen um den andern, bis zu dem Eingange des Tempels, deſſen Vorplatz mit Blumen beſtreut und in Wolken von Weihrauch gehüllt war, die aus umhergeſtellten Gefäßen dampften. Die Thür des Tempels war offen; in der Tiefe erhob ſich der Altar; ſechzehn Kerzen brannten darauf vor einem Bilde der H. Irene, das ihm ein Freund nach der Aehnlichkeit ſeines Weibes gemahlt hatte. Aber an den Wänden hinauf erhoben ſich Gefäße über Gefäßen, zierlich und bunt, mit prunkenden Blumen angefüllt, ſo daß die Gemälde der Wand auf den Blumen zu ſchweben und zu tanzen ſchienen. Sprachlos ſtand Irene vor aller der Herrlichkeit, und

unter dem Laubbogen, der ſich vor der Thür erhob, wie zum ſchmückenden Bilde geworden, ſahen alle Begleitenden nur auf ſie. Da legte ſie ſich tief gerührt an die Bruſt ihres Mannes und ſagte: „O Antonio, wie hoch erhebſt Du und wie demüthigſt Du mich!“ — Dann ſchritt ſie feyerlich über die Schwelle, demüthigte ſich vor dem Bilde der Heiligen, und erſt nachdem ſie ſtill zu ihr gebetet hatte, beſchaute ſie mit Muſſe den Wunderbau und das köſtliche Bildwerk des Fußbodens, das ihr wie ihre eigne Geſchichte vorkam, und allen den Aufputz von Antonios Erfindung, und zuletzt auch das ihr beſtimmte Gewand. Alle Begleiter aber freuten ſich dieſer neuen Zierde der Gegend, die ſie nie ſchöner geſehen hatten, als von dieſer Felſenhöhe herab und von den Stufen des Tempels her; und einer, der ein Jäger war, und ſcharf in die Ferne ſah, erblick-

te am Rande des Meers die Schebecke, welche gestern Irenen entführt hatte, und jetzt mit ihrem aufgespannten Seegel wie ein Stern an dem Azur des Himmels vorüberflog.

Der ganze Tag verstrich in festlicher Freude. Die Alten tranken den Wein, den Antonio gab; die Jugend tanzte, und Männer und Weiber waren an diesem Tage freundlicher gegen einander und zuvorkommender als je. Antonio aber hielt Irenen im Arm und sah in stiller Seligkeit dem Jubel der Andern zu, und so glich er dem Gotte auf dem Boden seines Tempels, wie Irene der Ariadne glich. Das Gewand aber, das er von den Corsaren erhalten, hing er zum ewigen Gedächtniß neben dem Altar der Heiligen auf.

ie abgewehrte Rache.

Es ist wahrscheinlich, daß, wenn Gott Strafe über
lästerhaftes Gemüth verhängt, er vorher die Regungen
elben durchschaut, ob es sich vielleicht zur Reue neigt,
ihm, wenn es nicht in Bosheit verstockt ist, Zeit zur
ferung giebt.

Plutarch.

Langsamen Schrittes folget die Gerechtigkeit dem Bö-
nach, doch sicher greift ihn ihre Hand.

Euripides

Vor dem Ausbruch der Revolution wohnte zu Montpellier ein reicher Kaufmann, Le Pelletier, eben so sehr durch das Glück und die Einsicht, mit welcher er seine Geschäfte trieb, als durch die Rechtschaffenheit seiner Gesinnungen ausgezeichnet. Eine schöne und liebenswürdige Frau machte das Glück seines Lebens, und das Band der Liebe, das sie vereinte, wurde durch einen hoffnungsvollen Sohn und zwey Töchter, die ihrer Mutter an Schönheit und Anmuth gleich zu werden versprachen, noch fester geknüpft.

Die ältere dieser Töchter hatte kaum ihr funfzehntes Jahr zurückgelegt, als der Marquis von Saint-Amale, welcher

seiner Gesundheit wegen einen Winteraufenthalt in Montpellier machte, sie im Conzert sah, und zu seiner Beute zu machen beschloß. Es gelang ihm, in dem Hause ihres Vaters Zutritt zu erhalten; und indem er durch den Schein der rechtschaffensten Gesinnungen das Vertrauen der Eltern zu gewinnen wußte, machte er insgeheim bey ihrer Tochter die Ueberlegenheit geltend, die ihm der Glanz seiner Geburt, die Anmuth seines Betragens, und alle Künste der großen Welt über die Unerfahrenheit und Unschuld eines Kindes gaben. Sophie ward das Opfer seiner Ränke, und als sie ihm die Folgen ihres Fehltritts verzweifelnd bekannte, verließ er die Stadt, ohne Abschied zu nehmen, und vergaß in den Zerstreuungen von Paris und des Hofs von Versailles die Unglückliche, die dem Wahne von ihm geliebt zu seyn das Glück ihres Lebens geopfert hatte.

Sie verfiel in eine tiefe Schwermuth, die
n ein auszehrendes Fieber überging, und
ie nach wenigen Monaten an den Rand
es Grabes brachte. Vor ihrem Tode
ekannte sie ihrer Mutter die Schuld, wel-
he ihr jetzt das Leben kostete, und über-
gab ihr die Briefe ihres Verführers, die
as ganze Gewebe seiner boshaften Ränke
enthüllten. Nach wenigen Tagen bedeckte
as Grab ihre Verirrung vor den Augen
er Welt.

Le Pelletier, ein Mann von heftiger
Gemüthsart und der empfindlichsten Ehr-
liebe, fühlte die ihm zugefügte Beleidi-
gung nicht weniger tief als den Verlust ei-
ner schönen und geliebten Tochter. An
dem Abend, da er von ihrer Beerdigung
zurückkam, sagte er zu seinem Sohne:
„Sophie ist jetzt bey Gott und klagt ihren
treulosen Verführer an. Aber die göttli-
che Rache geht langsamen Schrittes. Der

Nahme Le Pelletier iſt durch einen Nichtswürdigen ſchändlich befleckt. An Deiner Stelle, Aubin, würde ich wiſſen, was ich zu thun hätte.“ Die Worte des Vaters ſprachen nur den eignen Wunſch des Sohnes aus. Noch an demſelben Abend nahm er Poſt, und mit guten Piſtolen bewaffnet, langte er nach wenigen Tagen in Paris an, feſt entſchloſſen, nicht eher zu ruhen, als bis er im Zweykampf den Tod ſeiner Schweſter an ihrem Mörder gerächt hätte.

Sein Vorhaben mislang. Während er die nöthigen Erkundigungen über den Aufenthalt des Marquis einzog, hatte ihn dieſer zufällig an einem öffentlichen Orte geſehen und erkannt, und mit der ſichern Ahndung des böſen Gewiſſens ſeine Abſicht errathen. Er beſchloß ihm zuvor zu kommen, und es gelang ihm durch die lügenhafteſten Vorſpiegelungen und durch

Gewalt ſeines Einfluſſes einen Ver-
ftsbefehl zu erhalten, dem zu Folge der
ige Menſch ſchon am folgenden Abend
f der Straße ergriffen, und ohne daß
nand etwas von ſeinem Schickſal er-
hr, in das Schloß von Vincennes ein-
ſperrt wurde.

Mit der größten Ungeduld harrte in-
ß Le Pelletier auf Nachrichten von ſei-
m Sohne, und da endlich Briefe aus
r Hauptſtadt ankamen, erfuhr er durch
ne Handelsfreunde, daß man den jun-
n Aubin nur drey Tage lang in Paris
ſehen, und, da er nicht mehr in die
äuſer ſeiner Bekannten gekommen ſey,
rmuthet habe, er ſey durch irgend ein
ößliches Geſchäft anderswohin abgeru-
n worden. Le Pelletier wartete noch
nige Poſttage ab; da aber keine weitern
Nachrichten eintrafen, beſchloß er ſelbſt
ach Paris zu gehen und Nachforſchun-

gen anzustellen. Die Bitten seiner Frau hielten den ungeduldigen, heftigen Mann nicht zurück, so wenig als die Furcht vor den Unruhen, die damals in Frankreich ausgebrochen waren. Aber indem er die nöthigen Vorbereitungen traf, um die dringendesten, unaufschieblichsten Geschäfte zu beseitigen, Tag und Nacht rastlos arbeitete, ward er in Folge dieser Anstrengungen und seiner innern Unruhe krank. An die Reise war jetzt nicht zu denken.

Der Fortgang der Revolution, die sich wie eine Lavine unaufhaltsam und immer mächtiger fortbewegte, öffnete den Kerker des jungen Le Pelletier. Auch er hatte hart an einer schweren Krankheit darniedergelegen, die durch seine Ungeduld, das Gefängniß verlassen zu können, nur noch verlängert wurde. Aber als ihm endlich der Arzt erlaubte, von seiner Freyheit Gebrauch zu machen, eilte er unver-

ſiglich, obgleich noch kraftlos und blaß,
ach Paris, um ſeine Verfolgungen fort-
uſetzen. Auch jetzt war es ihm nicht be-
ſtimmt, das, was er für ſeine heiligſte
Pflicht hielt, auszuführen. Der Mar-
quis hatte, nach der Aufhebung des Ge-
richtsadels mit vielen ſeines Standes den,
die er meinte, entehrten und entwürdig-
ten Boden von Frankreich verlaſſen, um
von der Grenze her die Hydra der Frey-
heit zu bekämpfen, und die unveräußerli-
chen Rechte ſeiner Geburt, die ſein Va-
terland nicht mehr anerkennen wollte, im
Auslande geltend zu machen. Es war zu
vermuthen, daß er ſich in der Nähe des
Rheins in einem der Sammelplätze der
Ausgewanderten befinden werde. Der
junge Aubin beſchloß, ihm unverzüglich
nachzueilen, indem er ſich nur ſo viel Zeit
nahm, ſeinem Vater von ſeinem Vorſatze
Nachricht zu geben. Er kam in Coblenz

an; aber welche Schritte er hier weiter gethan, iſt unbekannt. Nur ſo viel iſt bekannt geworden, daß, als er am Tag ſeiner Ankunft gegen Abend ausgegangen, er nicht wieder zurückgekehrt war. Einige Tage darauf fand man einen Leichnam an die Brücke der Moſel angeſchwemmt, und der Eigenthümer des Hauſes, in welchem der Jüngling eingekehrt war, glaubte dieſen in dem Todten zu erkennen. Der Leichnam hatte mehrere Wunden im Rücken.

Die Nachricht von dieſem unglücklichen Ereigniſſe kam nach Montpellier, und der unglückliche Vater erlag dem Schmerz, einen hoffnungsvollen und geliebten Sohn heimtückiſch geopfert zu ſehen. Auch ſeine Gattin, von vielfältigem Grame verzehrt, folgte ihm bald unter die Erde nach. Jetzt war von der ganzen, vor wenigen Jahren noch ſo glücklichen Fa-

ie nur Adelaide übrig, die mit den
pieren ihrer unglücklichen Schweſter
o dem Vermögen ihrer Eltern auch den
ſten und unverſöhnlichſten Haß gegen
n Mann geerbt hatte, der unter der
rve eines Freundes, um ſchnöder Be-
rde willen, durch die tückiſchſten Ränke
s Glück ihres Hauſes vernichtet hatte.

Adelaide, die bey dem Tode ihrer
chweſter noch ein Kind war, und in ei-
r Penſion erzogen wurde, ſtand jetzt in
rem ſiebzehnten Jahre und in der Blü-
e einer hohen und wunderbaren Schön-
it; und ihr Geiſt war durch die mächti-
Zeit und durch die traurigen Schickſa-
, die ihr Haus betroffen hatten, an
hneller Reife ihren Jahren vorangeeilt.
in tiefer Ernſt wohnte in ihrem Herzen,
nd behauptete ſein Recht, auch wenn an-
uthiger Scherz auf ihren Lippen ſpielte;

und wenn ſie auch der Welt ein heiteres Angeſicht zeigte, war doch ihr Inneres mit dem Schleyer der Melancholie umhüllt. Viele Männer ſuchten ihre Gunſt; ſie aber begehrte nicht einen Gatten für ſich, ſondern einen Rächer der Todten, mit deren Bildern ſie ſich unaufhörlich umgab, und die ſie in der Stille der Nacht, ja oft mitten in der heiterſten Gegenwart zu mahnen ſchienen. Nur den meinte ſie lieben zu können, der ihr Ruhe gäbe; ihre Ruhe aber hatte ſie an die Rache geknüpft. Viele kamen und gingen, und die, welche die Heftigkeit ihrer Leidenſchaft am lauteſten rühmten, wichen vor jener Bedingung am ſchnellſten zurück. Nur Einer, der lange im Hintergrunde geſtanden hatte, ſo lange die dreiſtern Bewerber die nächſten Plätze um Adelaiden einnahmen, erbot ſich zu der Erfüllung ihres Verlangens, wenn ſie ihn

nit der Hofnung ihrer Liebe beglükken
oürde. Adelaide, freudig überraſcht, ge-
obte ihm Alles; und zufrieden ihre Hand
eküßt zu haben, eilte er ſchon am folgen-
en Morgen, von der Unruhe einer tie-
en und heftigen Liebe getrieben, den Gren-
en von Deutſchland zu.

Die Ausgewanderten hatten in Folge
er neueſten Ereigniſſe die Ufer des Rheins
erlaſſen, ihr Glück von den Flammen
rwartend, die mit immer größerer Wuth
ber ihrem Vaterlande zuſammenſchlugen.
Die Gefahren, welche von Auſſen droh-
n, hatten im Innern den Schrecken an
ie TagesOrdnung gebracht, und Ver-
ath und Mistrauen wütheten hier mit
rößerer Erbitterung als das Schwerd der
einde gegen die Bürger des unglükli-
en, in wilder Gährung begriffenen Lan-
s. Aller Verkehr mit dem Auslande
ar auf das ſtrengſte verboten; der leiſeſte

Verdacht einer Gemeinschaft mit dem Feinde reichte zur Verurtheilung hin; und die zügellose Heftigkeit, mit der sich jetzt Alles bewegte, verstattete keine Erörterung. So geschah es auch, daß Adelaidens Geliebter nah an der Grenze aufgegriffen und der Auswanderung beschuldigt wurde. Die ansehnliche Baarschaft, mit der er versehen war, unterstützte jene Beschuldigung, und da er die wahre Veranlassung seiner Reise nicht wahrscheinlich machen konnte, ward er zum Tode verurtheilt, und starb mit Adelaidens Bilde im Herzen und ihrem Nahmen auf seinen Lippen.

Adelaide, die den schönen und sittsamen Jüngling liebte, vernahm die Nachricht von seinem Tode mit unaussprechlichem Schmerz; aber der Haß, den sie dem Mörder der Ihrigen geschworen hatte, erstickte den Vorwurf, den sie sich wegen seines Todes zu machen hatte. Jetzt

beſchloß ſie, kein fremdes Leben wieder auf das Spiel zu ſetzen, ſondern mit eigener Hand den Feind ihres Vaterlandes und ihres Hauſes zu ſtrafen, und ſo auf eine rühmlichere Weiſe die zürnenden Schatten ihrer Geſchwiſter und Eltern auszuſöhnen. In tiefer Stille und mit kluger Heimlichkeit machte ſie die Zurüſtungen zu ihrer Flucht, zog von ihrem Vermögen ſo viel ſie nur konnte zuſammen, und kam, unter mannigfaltigen Verkleidungen, nach tauſend Gefahren und unzähligen Schreckniſſen, über die Alpen nach Deutſchland.

Der Marquis hatte jetzt ſeinen Aufenthalt in einem kleinen Städtchen von Niederſachſen genommen, wo er von der Unterſtützung eines deutſchen Hofes in ziemlicher Beſchränkung lebte. Alle Wege Etwas aus ſeinem Vaterlande zu ziehen, waren ihm abgeſchnitten: die übrigen

Ausgewanderten waren meist in demsel-ben Fall, und die Wenigen, die sich in einer günstigern Lage befanden, dachten mehr auf die möglichen Bedrängnisse der Zukunft, als auf die gegenwärtige Noth ihrer Unglücksgenossen. Von Langerwei-le und Unmuth gequält, hatte der Mar-quis mit einer adelichen Wittwe, die ganz in der Nähe des Städtchens auf ihrem Gute lebte, eine angenehme Bekanntschaft angeknüpft; und da sie noch in ihren be-sten Jahren stand, von gefälliger Bil-dung und einigem Vermögen war, glaub-te man, daß er sie heirathen würde. Die Dame schien einer Verbindung nicht abge-neigt; der Marquis aber, dem sie nicht vornehm, und für eine Mißheirath nicht reich genug war, behandelte sie wie eine Zuflucht in der Noth; und indem er die Rolle eines gesetzten Liebhabers spielte, wußte er jede bindende Erklärung — zu

der es, wie er meinte, immer noch Zeit wäre — mit ſchlauer Kunſt zu vermeiden.

Adelaide wurde auf ihren Nachforſchungen bald nach Niederſachſen geleitet, und je näher ſie den Sammel-Plätzen der Ausgewanderten kam, deſto ungünſtiger waren die Urtheile, die ſie über ſie vernahm. Auch St. Aumale wurde mit den übrigen genannt. Sobald ſie in Braunſchweig ſeinen Aufenthalt erfuhr, ſann ſie darauf, ihm, ohne Verdacht zu erregen, nah zu kommen; nahm einige Bedienten in Sold, und nachdem ſie ſich als eine Frau von Rang und Vermögen eingerichtet hatte, kam ſie auf einem Umwege in einem ſtattlichen Reiſewagen mit vielem Gepäck gegen Abend in A . . . hauſen an, wo ihr der enge und unfreundliche Gaſthof einen höchſt unbequemen Aufenthalt darbot.

Die Nachricht von der Ankunft einer reichen und ſchönen Dame mit einem Gefolge, das das Gerücht verdoppelte, lief noch an demſelben Abend durch die Stadt, und kam auch dem Marquis zu Ohren, als er von Frau von Bony zurückkam, wo er den Tag, wie gewöhnlich, zugebracht hatte. Sie war vollkommen geeignet, einen Mann zu reizen, dem bey der ungewohnten Einförmigkeit ſeines Lebens jedes neue Ereigniß erwünſcht kam. Eine Franzöſin, eine Frau von Stand, wie es ſchien — was konnte ſie in dieſem armſeligen Neſte ſuchen, das nicht einmal eine Poſtſtation war? Ihren Nahmen wußte man noch nicht; ſie konnte alſo wohl gar eine Bekannte, eine Freundinn aus einer glücklichern Epoche ſeyn. Auf jeden Fall war es ſeine Pflicht, ſie zu beſuchen, ihr ſeine Dienſte, ſeine Geſellſchaft anzubieten. Während er dieſes bey

ſich bedachte, ward ihm ein Billet aus dem Gaſthof gebracht. Den Nahmen der Unterzeichneten, Adelaide von Bellegarde, kannte er nicht; aber ſie ſchrieb ihm „da ſie zu ihrer Verzweiflung in dieſen elenden Winkel verſchlagen worden, ſey es ihr ein groſſer Troſt geweſen, zu hören, daß ſich einer ihrer Landsleute hier aufhalte; und der Nahme des Herrn Marquis D'Aumale laſſe ſie hoffen, keine Fehlbitte zu thun, wenn ſie ihn erſuchte, ihr am nächſten Morgen ſeinen Beſuch zu gönnen.“

Der Marquis lieſs ſich am andern Morgen nicht lange erwarten. Adelaide ſchauderte, als ſie ihn die Stiegen heraufkommen und dem Bedienten ſeinen Nahmen hörte; und als er über die Schwelle ſchritt, war ſie der Ohnmacht nah. Doch ermannte ſie ſich. Sie erzählte ihm mit ſchwacher und zitternder Stimme, daß ſie

auf dem Weg nach Wien ſey, vorher aber zur Wiederherſtellung ihrer Geſundheit eines und das andre der böhmiſchen Bäder beſuchen wolle. Ihr Wagen ſey auf den abſcheulichen Wegen beſchädigt worden, und da ſie die Station nicht habe erreichen können, habe man ſie hierher gebracht, wo man ihr keine Hofnung zu einer ſchnellen und ſoliden Ausbeſſerung mache. Auch fühle ſie ſich jetzt eben ſo ſehr außer Stand die Reiſe fortzuſetzen, als in dieſer armſeligen Schenke zu verweilen, wo es ihr an jeder Bequemlichkeit mangle. Sie erbäte ſich alſo ſeinen Rath, ſeinen Beyſtand. — Dieſes Alles, und was noch ſonſt zur Ausſchmückung ihrer Geſchichte diente, ſagte ſie mit der Stimme einer Perſon, der es an Athem fehlt; und dieſes, ſo wie die Bläſſe, die ihre Stirn bedeckte, war zur Unterſtützung ihres Vorgebens vollkommen geſchickt. Der

Marquis, der nicht das geringſte Mis-trauen in ihre Erzählung ſetzte, antwor-tete mit Lebhaftigkeit, daß er ſich glücklich ſchätzte, ihr ſeine Dienſte anbieten zu dür-fen, und daß er von dieſem Augenblick an mit dem Schickſal ausgeſöhnt ſey, das ihn, wahrſcheinlich zur Strafe für ſeine Verirrungen, in dieſes abſcheuliche Land geſchleudert habe. „Allerdings, fuhr er fort, iſt dieſer Aufenthalt Ihrer allzu un-würdig. Erlauben Sie mir alſo, gnädi-ge Frau, Ihnen einen Vorſchlag zu thun, der ſich ganz von ſelbſt darbietet, und der eben ſo ſehr Ihrer Bequemlichkeit als Ih-rer Geſundheit zuſagen dürfte. Hier ganz in der Nähe wohnt eine Dame auf ihrem Gut; dieſe Dame iſt meine Freun-din; ſie iſt ſo gut eingerichtet, als man etwa in dieſem Lande, welches nicht das Land der Verheißung iſt, erwarten kann. Sie hat überdieß etwas mehr

Verſtand, als man gewöhnlich hier hat, iſt eine Freundin unſrer Nation, und wird ſich glücklich ſchätzen, Frau von Bellegarde bey ſich aufzunehmen. Ich habe dann das Glück, Sie ſo oft zu ſehen, als Sie es mir erlauben wollen, und Sie können mit Ruhe den Zeitpunkt erwarten, wo Ihnen Ihre Geſundheit erlaubt, Ihre Reiſe fortzuſetzen.“ Dieſem Vorſchlage fügte er noch ſo viel Verbindliches hinzu, und wußte jede Einwendung, deren allerdings keine ernſtlich gemeint war, ſo ſiegreich abzuwehren, daß Frau von Bellegarde nicht umhin konnte, nachzugeben, und es ihm zu überlaſſen, die Sache nach ſeinem Gutdünken einzuleiten.

Adelaidens Planen konnte nichts beſſer zu ſtatten kommen, als dieſer Vorſchlag. Sie wollte ſich dem Marquis nähern, ihm Vertrauen einflößen, und dann

allein an irgend einen geheimen und gün-
ſtigen Ort locken, um die Rache an ihm
zu nehmen, die ſie den Schatten der Ih-
rigen geſchworen hatte. Ein Aufenthalt
auf dem Lande konnte eine ſolche Gelegen-
heit ſchneller herbeyführen; und um ihn
in vollkommner Sicherheit zu erhalten,
konnte die Anweſenheit einer dritten Per-
ſon, die zwiſchen ihnen ſtand, überaus
nützlich ſeyn. Aber auch der Marquis
verband mit ſeinem Vorſchlage, der nur
die Eingebung des Wohlwollens und ei-
ner unter Landsleuten natürlichen Ge-
fälligkeit ſcheinen wollte, eine tiefere Ab-
ſicht, die ſich ihm in dem Augenblick dar-
bot, als die ſchöne und liebenswürdige
Fremde ſeinen Rath in Anſpruch nahm.
Die Eroberung einer ſolchen Frau hätte
ihn zu jeder andern Zeit gereizt; wie viel
mehr jetzt, bey dieſer Langenweile, gegen
die der Umgang mit einer ſchlichten, gut-

müthigen deutſchen Frau nur ein ſchwaches Gegenmittel war. Dieſe Eroberung nun in dem Hauſe und unter den Augen der Frau zu machen, die ſich ſchmeichelte, in ſeinem Herzen zu herrſchen, ſchien ihm pikant; endlich ſchien auch Adelaidens Weſen, und das, was ihm Stolz dünkte, ſeine Eitelkeit herauszufordern. So vielen Aufforderungen, ſich mit ihr zu beſchäftigen, und was Eins war, ſie zu Grunde zu richten, konnte er nicht widerſtehen.

Frau von Bony, arglos, wohlwollend und hülfreich, bot dem Wunſche ihres Freundes gern die Hand. Noch an demſelben Tage war Adelaide bey ihr eingeführt, und in einem Flügel des Schloſſes, der für die Aufnahme fremder Gäſte beſtimmt war, auf das Bequemſte eingerichtet. Ihre Leute ſchickte ſie nach dem Städtchen zurück, unter dem Vorwande,

re gütige Wirthin nicht unnützerweiſe
belästigen. Ihren Absichten sagten so
ahe Umgebungen auf keine Weiſe zu.

Wir haben schon oben gesagt, daß
Frau von Bony noch in ihren besten Jah-
en stand. Ohne vorzüglich schön zu seyn,
nachte ihre Gestalt den erfreulichsten Ein-
ruck, indem sie über die Anmuth und
Milde ihres Characters keinen Augenblick
in Zweifel ließ. Es war in ihr, wie in
ihrem ganzen Wesen, der gefälligste Zu-
ſammenklang und eine gleichförmige Hal-
tung und Mäßigung, die vielleicht aus
einer gewissen Mittelmäßigkeit der einzel-
nen Elemente ihrer Natur entsprang, aber
eine wohlthätige, beruhigende Wirkung
hervorbrachte. Vielleicht war es eben so
wenig möglich, sich einer heftigen Leiden-
schaft für sie hinzugeben, als sie ohne eine
achtungsvolle Zuneigung zu kennen, ja
ihr mit Zärtlichkeit anzuhängen; und

wenn man ſchon ſich von ihrem Thun und Reden nur wenig erinnern konnte, ſo war es doch nicht wohl möglich ihr anmuthiges und heiteres Bild zu vergeſſen, wenn man ſie in kleinern Zirkeln oder in ihren häuslichen Verhältniſſen geſehen hatte. Für den Marquis war ſie allzu ſchlicht, und keineswegs ſtrahlend genug; mehr eine Zuflucht als ein Umgang; ein Wechſel der Langenweile mehr als eine Unterhaltung. Das gutmüthige Mitleiden, das ſie mit dem Unglück der Ausgewanderten fühlte, hatten zuerſt eine Verbindung veranlaßt; die Annehmlichkeiten ſeines Umgangs, und der Anſchein von Tugenden, den er ſich zu geben wußte, hatte ſie angezogen, und die Sicherheit ſeines Weſens allmählig unterjocht. Sein ganzes Benehmen mußte ſie glauben machen, daß er ſie liebt, und daß ſie es auf ſein Zartgefühl und die Lage, in der er ſich befand,

ſchreiben müßte, wenn er ſich nicht erklärte. Sie aber achtete ihn darum nur deſto höher, und glaubte ihn zu lieben, weil ſie ſich von ihm beherrſchen ließ.

Wenige Stunden reichten hin, Adelaiden mit ihrer liebenswürdigen und wohlwollenden Wirthin zu befreunden, und die Natur des Verhältniſſes zu erkennen, in welchem ſie mit dem Marquis ſtand. Sie ſah in Julien ein neues Opfer ſeiner tiefen Nichtswürdigkeit, das ſie ihm zu entreißen beſtimmt ſey; aber der Irrthum, in welchem jene ſich wiegte, peinigte ſie. Ihr Vorſatz ſtand feſt; der zur Ausführung geweihte Dolch ruhte an ihrer Bruſt; aber ſo einfach, wie ihr Plan zuerſt entworfen war, ſchien er jetzt nicht auszuführen. Sie hatte den Muth zu der That, aber nicht den, ungerechtfertigt vor den Augen einer Frau zu ſtehen, die ihr Achtung und Liebe abnöthigte.

Wie ſollte ſie ihr über den Marquis die Augen öffnen, ohne ſich ſelbſt zu verrathen? Und wie konnte ſie Hand an ihn legen, ohne zugleich ein Herz, das der zarteſten Schonung ſo würdig war, auf das grauſamſte zu zerfleiſchen?

Dieſe Betrachtungen ſtürzten ſie in die peinlichſte Unruhe. Sie ſchien wirklich krank, und die Aufmerkſamkeit, mit welcher Julie für ſie ſorgte, vermehrte ihre Bangigkeit noch, indem ſie ſich immer mehr zu dieſem gutmüthigen, liebenden Weſen hingezogen fühlte. Ihrer Unſchuld gegenüber und der Unbefangenheit, mit der ſie oft im vertraulichen Geſpräch ihr argloſes Herz enthüllte, ward ihr die falſche Rolle, welche ſie ſpielte, faſt unerträglich. Das quälende Geheimniß ſtand trennend zwiſchen Julien und ihr; und das angenommene Verhältniß machte eine Menge von Erdichtungen und Unwahr-

iten nothwendig, die ihr in der Nähe
eſer wahrhaften und reinen Seele im-
er peinlicher wurden. Alle dieſe Qua-
n aber warf ſie auf den Marquis, der
e durch ſeine Schuld in dieſes verwirren-
e Labyrinth geſtürzt habe; und ſo wie
ch die Schwierigkeiten einer Rettung dar-
us vermehrten, wuchs ihre Begierde,
urch die Vollbringung der That endlich
hr ſchwer belaſtetes Herz zu erleichtern.
Die Plane des Marquis rückten dabey
icht vor. Adelaide fand in ihrem Uebel-
efinden einen Vorwand, ihn ſo lange
ntfernt zu halten, bis ſeine Stunde ge-
chlagen hätte, und da Julie ſie ſelten
erließ, konnte er ſie niemals allein ſehen.
Dieſe Schwierigkeiten ſpornten ihn an.
Sie erſchien ihm täglich ſchöner und geiſt-
eicher, und wenn er bisweilen in ihrer
Nähe ein gewiſſes Misbehagen fühlte, wie
n der Nähe eines Feindes, ſo glaubte er

die Urſach davon in der Störung ſeiner Abſichten ſuchen zu müſſen, und erwartete Zufriedenheit und Ruhe von dem Augenblicke, wo er ſeine Leidenſchaft erklärt, und ſich dadurch den Weg zum Siege geöfnet hätte.

So waren ſchon mehrere Tage in mannichfaltiger Pein vergangen, als ein Beſuch aus der Nachbarſchaft Juliens Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, und dem Marquis die Hofnung gab, ſeinem Ziele einen Schritt näher zu kommen. Ein Spaziergang nach dem nahen Wäldchen ward vorgeſchlagen und angenommen. Die Geſellſchaft hatte ſich in mehrere Gruppen geſondert; Julie war mit ihren Deutſch redenden Gäſten zurückgeblieben, und der Marquis ergriff dieſe Gelegenheit, da er ſich endlich einmal mit Adelaiden allein ſah, nach einer wehmüthigen Klage über den Unſtern, der ihn in dieſen Ta-

en verfolgt habe, ihr die Leidenſchaft zu
eſtehen, die ihn von dem erſten Augen-
lick an, wo er ſie geſehen, ergriffen, und
it einer ſolchen Gewalt beherrſche, daß,
enn ſie ſeine Wünſche nicht erhöre und
ine Liebe erwiedere, ihm das Leben
nerträglich ſeyn würde. — Adelaide
hlte ſich durch dieſe Erklärung, ſo un-
wartet ſie ihr kam, weniger überraſcht
s empört. Die ganze Ruchloſigkeit des
annes trat vor ihre Seele. So, dach-
ſie, wird er mit Sophien geſprochen,
it ſolchen Worten wird er ihr argloſes
erz beſchlichen, mit ſolchen Netzen ihre
nſchuld umſtrickt haben. So klang ihr
ne Rede wie ein Todesurtheil, das er
h ſelbſt ſpräche; ihre Rechte fuhr nach
n Dolch an ihrer Bruſt; aber in dem
ugenblick, wo ſie den Stahl berührte,
tte der Sturm, der in ihrem Innern
ôte, ihre Kraft beſiegt. Sie erblaßte,

wankte, und wäre ihrem Begleiter in die Arme gesunken, wäre nicht der Abscheu vor ihm ihr zu Hülfe gekommen. Ein Schrey des Entsetzens, welcher ihr unwillkührlich entfuhr, zog die übrige Gesellschaft herbey; man fand sie erblaßt, wie aus einer Ohnmacht erwacht, ihre Miene verstört, den Marquis bestürzt; niemand wußte den Vorfall auszudeuten. Adelaide ermannte sich zuerst, indem sie vorgab, eine plötzliche Anwandlung von Schmäche gefühlt zu haben; aus Furcht zu fallen habe sie das kindische Geschrey ausgestoßen. Die Andern glaubten dieß, indem sie sich nur über die sonderbaren Aeusserungen der französischen Lebhaftigkeit wunderten; den Marquis aber setzte Adelaidens Benehmen in eine Unruhe, die er selbst nicht zu erklären, aber auch nicht zu beherrschen wußte. Er konnte sich nicht verbergen, daß in

ihrem Betragen gegen ihn ein auffallender Widerſpruch war, ein Suchen und Fliehen; ein berechnetes Entgegenkommen und ein unwillkührliches Zurückweichen; Erſcheinungen, die er gern als den Kampf einer ſich entwickelnden Leidenſchaft deutete, aber doch nicht immer, und am wenigſten nach dieſer letzten Scene auf eine günſtige Weiſe auslegen konnte. Er mußte hierüber Klarheit haben. Es ſchien ihm lächerlich, wie ein Neuling einer beunruhigenden Leidenſchaft Preiß gegeben zu ſeyn, und da, wo er ſiegen wollte, zum Spielwerk zu werden. Dieſen Betrachtungen zu Folge faßte er ſeinen Entſchluß. Er ſchrieb ihr noch an demſelben Abend, ſchilderte ihr die Unruhe einer über alles mächtigen Liebe, und beſchwor ſie, ihm den nächſten Morgen eine Stunde zu ſchenken, wo er allein und ungeſtört ihr ſein Herz ausſchütten könnte.

Als Adelaide dieſen Brief erhielt, glaubte ſie das unvermeidliche Schickſal zu erkennen, das den Feind ihres Hauſes durch ſeine eigene Veranſtaltung in ihre Hände und der Strafe dahin gebe; und ſie glaubte dem höhern Willen ohne weiteres Bedenken und Zagen folgen zu müſſen. Mit wenigen Worten erwiederte ſie ſeinen Brief, und ohne ſich auf den übrigen Inhalt einzulaſſen, beſchied ſie ihn während der Stunde, welche Julie ihren Geſchäften zu widmen pflegte, nach dem Wäldchen hin, wo er eben erſt durch ihre unverzeihliche Zaghaftigkeit, wie ſie meinte, gerettet worden war. Der Marquis war mit dieſer Antwort zufrieden. Es ſchien ihm eine günſtige Vorbedeutung, daß ſie eben den Ort zur Zuſammenkunft wählte, wo er ihr ſeine Liebe zuerſt geſtanden hatte. Triumphirend hielt er das Glück verkündende Blatt in die Höhe, und

rief aus: Sie iſt mein! O ſie iſt mein! Kein Gott ſoll ſie mir entreißen, wenn es einmal zu Unterhandlungen kömmt. —

Mit dieſen Gedanken, voll von freudigen Erwartungen begab ſich der Marquis zur Ruhe. Adelaide erſchien ihm im Traum. Aber es war auch nicht Adelaide, was ihm erſchien, ſondern Etwas, das an ſie erinnerte, und das er, wie in weiter Ferne nicht recht zu erkennen im Stande war. Mit unruhiger Neugierde ſah er immer und immer nach dem zarten luftigen Bilde hin, und erkannte endlich das Bild der unglücklichen Sophie, die ihm zu winken und zu drohen ſchien. In dem Augenblick aber, wo er ſie erkannte, ward er durch eine heftige Bewegung des Schreckens aufgeweckt, und ohne dem flüchtigen Traumbilde weiter nachzuſinnen, richtete er ſeine Gedanken auf Adelai-

den und die Zuſammenkunft, die ihn erwartete.

Adelaiden war die Erquickung des Schlafes nicht gegönnt. Sie ging lange in ihrem Zimmer auf und ab; ſetzte ſich, ſprang wieder auf, trat an das Fenſter, weinte und ſprach mit ſich ſelbſt. Ihr Kopf war erhitzt, ihr Herz klopfte hörbar. Bisweilen war es ihr, als gehe ſie mit einem Unrecht um; aber ſie ſtieß dieſen Gedanken als eine Eingebung der Verzagtheit von ſich, und warf ihre Blicke auf ſeinen Brief. Hier glaubte ſie das Todesurtheil zu leſen, das er ſich ſelbſt geſchrieben; der Wille des Schickſals ſchien ihr klar. Und damit ſie nicht wankte und mit ſtrafbarer Schwachheit ſich ſelbſt verließe, rief ſie die Toden aus ihren Gräbern auf, und vernahm ihr Wehklagen über ihr früh zerſtörtes, in Verzweiflung und namenloſen Jammer erloſchenes Le-

Sie ſah ihre Schweſter im Leichen-
e; ihrer Mutter von Gram verzehrte
alt; ihres Bruders blutigen Leich-
; die zornflammenden Augen ihres
ers, mit denen er den Mörder der
nigen noch ſterbend zu ſuchen ſchien.
r als einmal ſank ſie auf ihre Knie
er; ſie verſuchte zu beten, aber ſie
te nicht; die That, auf welche ſie
, ſtand zwiſchen Gott und ihr. In-
ſie ſo kämpfte, dämmerte der Mor-
die erſten Strahlen der Sonne ſtah-
ich durch die Vorhänge und beleuchte-
en Dolch, der entblößt auf dem Ti-
ag. Sie ſtand ab, ergriff den fun-
en Stahl, und ſeine Kühle that ih-
glühenden Händen wohl. „Du ſollſt
Ruhe geben," ſagte ſie. Dann er-
ſie die Feder, um an Julien zu
ben. Mit wenigen aber glühenden
ten nahm ſie Abſchied von ihr, und

ohne ihren Vorsatz bestimmt auszusprechen, beschwor sie die Freundin, eine lang erwogene That nicht nach dem Anscheine zu verurtheilen, und die Schmerzen, die sie einem ihr so theuern Herzen verursache, auf die Rechnung des feindseligen Geschicks, das sie rastlos verfolge, zu schreiben. Den Brief des Marquis legte sie bey. Hierauf schrieb sie auch ihrem Bedienten den Befehl, sogleich nach Empfang dieser Zeilen in aller Stille zu packen, Pferde zu bestellen, und den Wagen an dem Ausgange einer Allee halten zu lassen, die das Wäldchen, wohin der Marquis bestellt war, mit der Landstraße verband.

Nachdem sie dieses Billet nach der Stadt geschickt, den Brief an Julien aber überschrieben und zu sich gesteckt hatte, um ihn nach ihrer Flucht an sie zu senden, fühlte sie sich etwas beruhigter. Die verhängnißvolle Stunde nahte, und Adelais

e ſah durch das Fenſter den Marquis auf
em Wege nach dem Orte der Zuſammen-
unft. Er ſchien vor ſich hin zu ſinnen;
isweilen warf er den Kopf übermüthig
rück; ſein Gang war ungleich, bald
aſtig, bald zögernd. Ihr ſchauderte;
ber ohne weitern Gedanken Raum zu ge-
en, ergriff ſie haſtig den Dolch, und eil-
, in ihren Shawl gewickelt, die Stie-
en hinab, um unbemerkt auf einem klei-
en Umwege durch den Park des Schloſſes
ach dem Wäldchen zu gehen.

Nicht weit von dem Eintritte in den
ark trat ſie ein freundlicher, gelblockiger
nabe an, und bat mit entblößtem Haupt
nd rührender Stimme um Allmoſen für
ne todkranke Mutter. Adelaide griff in
ren Beutel und warf dem Knaben, ohne
ſich aufzuhalten, etwas zu; mit dem
elde aber entfiel der Eilenden unver-

merkt der Brief an Julien. Diesen Brief fand der Knabe, indem er das Geld zusammen suchte, als Adelaide schon in die verschlungenen Gänge verschwunden war. Er trug ihn also in das Schloß, gab ihn einem Diener, und dieser brachte ihn seiner Herrin, an die er überschrieben war. Julie öffnete den Brief und fand in der Unterschrift einen Nahmen, der ihr zur Hälfte unbekannt war. Den dunkeln Inhalt begriff sie nicht; und erst nachdem sie das beygelegte Billet des Marquis überlaufen hatte, glaubte sie zu verstehen, daß Adelaide im geheimen Einverständnisse mit dem Marquis sie unter einem angenommenen Nahmen getäuscht, und jetzt die Flucht mit ihm ergriffen habe. Genügend war diese Vermuthung freylich nicht; aber das Schmerzliche selbst, was sie für Juliens gekränkte Liebe enthielt, gab ihr bey dem Mangel einer andern Deutung,

ir den Augenblick wenigstens eine gewiſſe
Wahrſcheinlichkeit.

Empfindlich gekränkt durch den dop-
lten Betrug, den ſie ſogar nicht geahn-
t hatte, ſuchte Julie Aufklärung des
ßlichen Geheimniſſes. Der Knabe wur-
ausgefragt und Diener auf den Weg
ſchickt, den Adelaide genommen hatte.
n ihrem Zimmer fand ſich nichts verän-
rt. Auf dem Boden lag die Scheide ei-
s Dolchs. Das Bett war unberührt,
d man ſah, daß ſie ſich in der vergan-
nen Nacht nicht niedergelegt hatte.

Während Frau von Bony mit dieſen
terſuchungen beſchäftigt war, kam die
chricht, daß ein Reiſewagen mit Ge-
ck, der am Ausgange der Allee gehal-
, ſich raſch nach der Landſtraße gewen-
habe. Gleich darauf ſah man Adelai-
n dem Schloſſe zu eilen. Sie ſchien
r etwas zu fliehen; ihr ſchwarzer Shawl

flog weit in die Luft; ihre Locken flatterten zerstört im Winde; eine tödliche Blässe bedeckte ihr Angesicht, und sie sah sich bisweilen scheu nach der Seite um, als ob sie verfolgt würde. So eilte sie, ohne auf etwas zu achten, an den Dienern vorüber, die ihr verwundert nachsahen, stürzte in Juliens Zimmer, und warf sich, wie eine die Rettung sucht, der Erstaunten an die Brust.

Sie mit Theilnahme zu empfangen, vermochte Julie nicht. Der feindseligste Argwohn umlagerte ihr Herz. Sie sah in ihr eine Betrügerin, die des Wohlwollens der Leichtgläubigen spottete, eine beglücktere Nebenbuhlerin, oder im besten Fall eine Wahnsinnige. Ihre Liebenswürdigkeit vergrößerte ihre Schuld, und sie schien um desto mehr Haß zu verdienen, je leichter sie Freundschaft und Liebe gewonnen hatte. Julie riß sich empört aus

en Armen los und hielt ſie mit beyden
änden von ſich entfernt. Adelaide, die
ſen Abſcheu nicht begriff, (denn von
n Schickſal ihres Briefes wußte ſie
hts) aber in dieſem Augenblicke keines
chſinnens fähig war, warf ſich zu Bo-
n, umfaßte Juliens Kniee, und rief,
in Verzweiflung: Fliehe mich nicht;
abſcheue mich nicht; mein Herz iſt rein
n Schuld.

Dieſen Tönen, die aus der Tiefe des
rzens quollen, widerſtand Julie nicht.
e ſah verwundert auf ſie herab, und
te mit einem trocknen Ernſt: Wen hab'
vor mir? Die Frau von Bellegarde
r Adelaiden Le Pelletier? — Adelai-
ntwortete nicht; aber ſie ſchlang ſich
h feſter um die Knie der Fragenden.
Stehen Sie auf, fuhr Julie fort, wer
e auch ſeyn mögen; ich darf dieſe Stel-
g nicht dulden. — Und da Adelaide

nur weinte und ſchluchzte, ſagte ſie noch einmal mit milderm Ton: Stehen Sie auf, Adelaide, und erklären mir die Räthſel, die mich verwirren.

Adelaide verſtand den Umfang ihrer Frage nicht. „Ich bin unglücklich, rief ſie, aber rein von Schuld. Ein ſchreckliches Verhängniß verfolgt mich. Der Himmel verläßt mich, weil ich mich ſelbſt verlaſſe.“

Frau von Bony, durch dieſe Worte noch mehr verwirrt, hob ſie auf, und ſagte mit zweifelndem Tone: Sie wollten von hier fliehen — ein Reiſewagen erwartet Sie. Hat Ihr Begleiter Sie vergeſſen? Suchen Sie ihn bey mir? Er iſt nicht hier. — Mein Begleiter? fragte Adelaide mit Beſtürzung. Ich verſtehe Sie nicht. — Der Marquis, ohne Zweifel, erwiederte Julie, und ſah ſie mit einem forſchenden Blicke an, der ſie

zu verwirren ſchien. — Der Marquis? ſagte ſie, die Hände ängſtlich ringend. O hätt' ich ihn zur Hölle hinabgeſchickt, aus der er erſtammt! O daß Sie ihn kennten! O daß ich allen Abſcheu, den ich gegen ihn fühle, in Ein Wort zuſammendrängen könnte, um mit dieſem Worte ſein Andenken auf ewig in Ihrem ſchönen Herzen auszutilgen.

Indem ſie dieſes ſagte, erhob ſie die krampfhaft gefalteten Hände, ſah zum Himmel, dann auf Julien. Ihr Blick war unſicher, wie ihre Bewegungen. Alles kündigte den Kampf ihres Innern an.

Julie hatte ſich indeß geſetzt, und zog Adelaidens Brief aus dem Buſen hervor. Dieſer Brief, ſagte ſie, indem ſie ihn auf den Schoos legte, dieſer räthſelhafte Brief ließ mich andre Beſinnun-

gen vermuthen. Oder wäre er nicht von Ihnen und nicht an mich?

Er iſt von mir, antwortete Adelaide haſtig, und an Sie, wie er auch in Ihre Hände gekommen ſeyn mag. — Dann faßte ſie Juliens Hände, drückte ſie ſich gegen die Augen, und ſagte, indem ſie ihr wieder zu Füſſen ſank: Gönnen Sie mir einen Augenblick Gehör. Es gilt nicht meine Rechtfertigung allein; es gilt auch Sie ſelbſt und die Ruhe Ihres Herzens.

Frau von Bony ſah ſie zweifelnd und ungewiß an; aber auf ihrer freyen Stirn war kein Betrug. Ihr Blick war flehend; ihre Stimme weich und zum Herzen dringend, die Hände der Freundin ließ ſie nicht los. Es wird mir ſchwer, ſagte Julie, Böſes von Ihnen zu denken. Schütten Sie Ihr Herz gegen mich aus. Es wird uns beyde beruhigen.

Adelaide ſtand auf, nachdem ſie Juliens Hände dankbar geküßt hatte, und nach einigen Augenblicken, deren ſie bedurfte, um ſich zu faſſen, fing ſie ihre Erzählung an. Sie ſchilderte mit kräftigen Farben das Glück, das in ihrem väterlichen Hauſe bis zu dem Augenblicke geherrſcht habe, wo es der Marquis wie ein feindſeliger Dämon betrat, um die Freyſtatt der Unſchuld und Tugend durch ſeine Laſter zu verunheiligen, und das, was ſo geordnet und ruhig war, zu verwirren. Ueber ſeine Ränke ging ſie ſchnell hinweg, indem ſie der Freundin die Mittheilung der Briefe verſprach, durch die er Sophien verderblich umſponnen hatte; und durchlief die Geſchichte der ſchmerzlichſten Unfälle, die auf ſeine That gefolgt und der Verbrechen, durch die ſie noch überboten worden. Sie erzählte nun, wie ſie allein geſtanden mit ihrem Jam-

mer über ihr verwaistes Haus, mitten unter den Schrecknissen der innern Verwirrung ihres Vaterlandes, umgeben von den Geistern ihrer theuersten Verwanden, von der peinlichsten Unruhe gefoltert, und zur Rache fortgetrieben gegen den Mann, der ihres Hauses, wie ihres Vaterlandes Feind sey: wie sie dann beschlossen, die heilige Pflicht selbst zu erfüllen; wie sie ihm rastlos nachgezogen, ihn hier in Juliens Nähe gefunden, und die Vollbringung ihres Vorsatzes um der Freundin willen aufgeschoben habe. So kam sie in ihrer Erzählung bis auf den Augenblick, wo ihr der Verhaßte mit dem Antrage seiner Liebe noch verabscheuungswürdiger geworden, und sie, wie durch ein göttliches Verhältniß getrieben, fast aufgefordert habe, ihrem Zaudern ein Ende zu machen, und die unvermeidliche That ohne weitern Aufschub zu vollbringen. —

Julie, die ſich bis hierher zu beherr-
ſchen geſucht hatte, hielt ſich nicht länger
und rief, beyde Hände erhebend, und zu-
rückſchaudernd „Und Sie vollbrachten die-
ſe entſetzliche That?“ —

Ich vollbrachte ſie leider nicht, ant-
wortete Adelaide, aber es war nicht mei-
ne Schuld. Seine Stunde hatte noch
nicht geſchlagen. Als ich mich dem Wäld-
chen näherte, wo er von mir Gehör er-
wartete, und wo ich ihm, ehe er den be-
ſchiedenen Weg beträte, die Nahmen de-
er, welche er gemordet, ins Herz rufen
wollte, ſah ich zu meiner gröſsten Beſtür-
zung meinen Vorſatz vereitelt. Ein reges
Leben herrſchte unter allen Bäumen;
Männer und Frauen, von ihren Kindern
umwimmelt, ſaſsen feſtlich gekleidet im
Schatten, um ausgebreitete Tücher her,
die mit Früchten bedeckt waren, und eben
von der Linde her, die zur Zuſammen-

kunft beſtimmt worden, erhob ſich eine leiſe Muſik, die immer ſtärker und ſtärker anſchwoll und mehrere der zerſtreuten Geſellſchaften zu ſich heran zog. Da ich mich ſo getäuſcht ſah, eilte ich nach der Stelle, wo ich meinen Wagen zu halten befohlen hatte, um ihn zurückzuſchicken, ehe ihn jemand gewahr würde, und eilte, nachdem dieſes geſchehen war, von widerſtreitenden Gefühlen zerriſſen, durch den Park zurück. Indem ich aber die Wieſe durchſchnitt, glaubte ich den Marquis in Gedanken vertieft von der Brücke her kommen zu ſehen; es kam mir ſo gar vor, als ob er mich bemerkte, und ſeine Schritte beſchleunigte. Dieſe Bemerkung oder dieſer Wahn ſetzte mich in einen ſo unbeſchreiblichen Schrecken, daß ich meiner nicht mehr mächtig war. Ich floh, als ob mich das Verbrechen in ſeiner Geſtalt verfolgte, und kam ſo, wie eine Wahn-

sinnige, zu Ihnen zurück, wo ich, durch einen neuen Zufall, mein Geheimniß durch mich selbst verrathen finde. Es kömmt auf Sie an, ob dieser Zufall für mich erwünscht, oder ob er unglücklich seyn soll. Sie kennen mich jetzt; Sie kennen auch den Mann, dessen Bestrafung das Schicksal in meine Hände gelegt hat. Wenn Sie ihn jetzt so verabscheuen, wie er verdient, wenn er, wie ich überzeugt bin, keinen Vorsprecher an Ihrem Herzen findet, so kann das Vertrauen, das ich Ihnen bewiesen, mir nicht schaden, und Sie werden mich nicht abhalten, ein Vorhaben auszuführen, das ich den zürnenden Schatten meiner Freunde tausendmal auf das heiligste gelobt, und vielleicht nur aus strafbarer Zaghaftigkeit so lange verschoben habe.

Nachdem sie so gesprochen hatte, hielt sie inne, und erwartete mit klopfendem

Herzen die Antwort der Freundin. Obgleich auf das heftigste erschüttert und empört in ihrem Innersten, konnte Julie doch über das, was ihr zu kam, keineswegs in Zweifel seyn. Sobald sie daher ihre Stimme wieder fand, rief sie aus, indem ihr die Thränen unbewußt von den Wangen rollten: Nie, nie! — Ich verabscheue den Marquis — Er hat auch mich getäuscht — er verdient kein Mitleiden, keine Schonung — Aber nie, nie werde ich geschehen lassen, daß sich Deine Hände mit seinem Blute beflecken, und daß Verbrechen durch Verbrechen gesühnt werde.

Adelaide faßte beyde Hände der Freundin zwischen die ihrigen, und sie emporhebend sagte sie: Und soll das erwiesene, schaamlose Verbrechen immer fort mit frecher Stirn auf der Erde wandeln, sich immer weiter wälzen, die Unschuld ver-

giften und die reinſte Güte auf das ſchändlichſte misbrauchen?

Juliens Thränen floſſen heftiger, und ſie wiederholte immer: Nie, nie!

Ich weiß wohl, fuhr Adelaide noch dringender fort, daß die Menge zur Beſtrafung einer Unthat mancherley Zurüſtungen fordert, Geſetze, Richter, Verhöre, ausdrückliches Eingeſtändniß, ein förmliches Urtheil, ein Blutgerüſt endlich, und ich weiß nicht welche feyerlichen Anſtalten; auch mag das gut und löblich ſeyn bey Verbrechen, die das Geſetz klar beſtimmt und verurtheilt. Aber wie viele gräßliche Unthaten gibt es nicht, die kein Geſetzbuch erwähnt! wie viele, die bey der gröſten Gewißheit dennoch unerweislich ſind! Der ſchlimmſte Verbrecher iſt nicht der, welcher einem Geſetze Troz bietet, ſondern der, welcher es heimlich um-

ſchleicht, und, wenn er der Hand des Gerichts nicht anheim fällt, das Vorrecht der Unſchuld begehrt? Soll ihm dieſes zugeſtanden ſeyn? Soll die feige, umſichtige, heimtückiſche Liſt beſſer fahren als die kühne Geſetzloſigkeit, die doch wenigſtens männlich iſt, oft Bewunderung verdient, und den Widerſtand auffordert? — Nimmermehr. Gegen den dreiſten Verbrecher ſchützt das Geſetz; den ſchleichenden Frevel kann nur Selbſtwehr hemmen; und es iſt eine heilige Pflicht, da zu retten, wo kein Geſetz ſchützt, und da zu rächen, wohin die Hand der Gerechtigkeit nicht reicht. Trift nur mein Stahl ein ſchuldvolles Herz, ſo ſteh ich, als ein Werkzeug der göttlichen Rache, freygeſprochen von meinem Gewiſſen mit blutiger Hand zwar, aber mit reinem und makelloſem Herzen, vor Gott, und jedes edle Herz ſpricht mich frey, wenn mich

auch vielleicht der Buchstabe des Gesetzes verurtheilt.

Adelaide sprach diese Worte mit einer Begeisterung, die aus tiefer, langgenährter Ueberzeugung entsprang, und auch wohl Ueberzeugung zu geben fähig war. Der Ton ihrer Stimme war fest; ihr Blick feurig und ernst, fast furchtbar; es war etwas Hohes in ihrem ganzen Wesen wie einer Person, die von falschen Anklägern verläumdet, sich mit siegreichem Bewußtseyn vor dem Richterstuhle der Gerechtigkeit vertheidigt.

Sinnend hatte Julie den Kopf auf die Hand gestützt, und sich sanft nach der Freundin neigend, sagte sie mit erstickter Stimme: Ich bin zu heftig bewegt; ich kann nichts fassen, nichts beschließen. Aber durch all diese Verwirrung ruft mir etwas aus meinem Innern zu, das die ei-

genmächtige That verdammt. Die Rache ist mein, sagt Gott. Wie soll der Mensch sich anmaßen, was Gottes ist?

In diesem Augenblick wurde der Marquis gemeldet, und beyde Frauen erschraken, als wären sie auf einem Verbrechen ergriffen worden. Er erhielt zur Antwort, man könne ihn jetzt nicht annehmen; auch würden die Damen allein speisen; er möchte sie entschuldigen.

Stumm saßen die Freundinnen einander gegenüber, als der Bediente das Zimmer verlassen hatte. Beyde schienen auf Mittel zu sinnen, sich der Bürde zu zu entledigen, die auf ihren Herzen laſtete. Julie brach das Schweigen zuerst. Warum wollen wir uns durch die Nähe dieses Menschen ängstigen lassen? sagte sie. Warum soll er länger die Luft verunreinigen, die uns umgibt? Ihn wieder zu sehen, scheint mir unmöglich. Ich kann

eder eine falſche Rolle gegen ihn ſpielen,
och ihm ſagen, was ich denke, und was
r verdient. Das Beſte iſt, ihm auf der
Stelle den Abſchied zu geben. — Nach
en Geſinnungen, die Sie hegen, ant-
ortete Adelaide, bleibt Ihnen in Ihrer
age kaum etwas Anderes übrig. Auch
ür mich iſt es ſo beſſer, da es nun doch
icht mehr möglich wäre, hier, unter Ih-
en Augen, ein Vorhaben auszuführen,
u deſſen Mitwiſſerin ich Sie gemacht ha-
e, und deſſen Theilnehmerin Sie jetzt
heinen würden.

Julie ließ das jetzt gut ſeyn, und
hrieb dem Marquis „eingetretene Ver-
ältniſſe erlaubten ihr nicht ihn wieder zu
hen. Er möchte nicht nach der Urſache
ieſer Aeuſſerung forſchen, ſondern, wenn
r ihren Rath einiger Aufmerkſamkeit
erth hielte, dieſe Gegend ſo ſchnell als
öglich verlaſſen.“ In dieſen Zeilen ſah

der Marquis nur die Sprache der Eifersucht einer Frau, die sich seiner Liebe geschmeichelt hatte, und sich jetzt von einer andern verdrängt glaubte. Diese Erscheinung befremdete ihn also nicht sehr, und er traute sich Geschicklichkeit genug zu, um eine Empfindlichkeit zu besiegen, die ja eben nur aus gekränkter Liebe entsprungen wäre. Weit mehr beunruhigte ihn Adelaidens Betragen; ihre Flucht, ihr Zusammenseyn mit Julien; die gestrige Sonne; es war ihm schwer, hier die Lage seiner Sache zu erkennen, und Zeichen der Zuneigung daraus zu erkünsteln, unmöglich. Er schrieb sogleich zurück „er sey in Verzweiflung über den Inhalt eines Billets, das er, Trotz seiner Unterschrift und der Züge, die ihm bisjetzt nur Freundschaft und Zärtlichkeit verkündigt hätten, kaum für das Werk des sanftesten Herzens halten könne. Es sey unerhört, auf ei-

ne ſolche Weiſe verbannt zu werden. Er beſchwöre ſie bey aller der Freundſchaft, die ſie ihm bis jetzt bewieſen, und der er ſich nie unwerth gemacht habe, nicht die Erfüllung eines Befehls zu verlangen, den er nicht zu deuten wiſſe, und den, ohne Kenntniß ſeiner wirklichen oder vermeintlichen Verſchuldung, zu erfüllen, ihm die Geſetze der Ehre verböten.“ Frau von Bony antwortete auf der Stelle: „Fliehen Sie, ich habe Ihnen weiter nichts zu ſagen. Fliehen Sie ohne Verzug, oder es werden Nahmen in Ihren Ohren ſchallen, bey denen ſie erſtarren werden, wenn Ihr Gedächtniß nicht eben ſo falſch iſt, als Ihr Herz.“ Zugleich befahl ſie, dem Marquis unter keinem Vorwand den Eintritt in das Schloß zu geſtatten.

Die beyden Freundinnen glaubten jetzt ruhiger ſeyn zu können, als ſie den Marquis entfernt wußten; aber weiter

den Gegenſtand ihrer Sorgen zu verfol-
gen wurden ſie durch Beſuche gehindert,
die von mehrern Seiten herbeygefahren
kamen, um an dem Kinderfeſte Theil zu
nehmen, das, einem alten Gebrauche zu
Folge, an dieſem Tage in dem Bir-
kenwäldchen gefeyert wurde. Während
dieſe Fremden, lauter nahbefreundete
Nachbarn, die, wie unbequem ſie auch
gerade kamen, doch nicht weggewieſen
oder vernachläßigt werden konnten, Ju-
liens Aufmerkſamkeit in Anſpruch nah-
men, zog ſich Adelaide, unter dem Vor-
wande einer Unpäßlichkeit, dem ihre Bläſ-
ſe zu ſtatten kam, auf ihr Zimmer zurück.
Indem ſie hier die Lage ihrer Sache von
neuem überlegte, glaubte ſie immer mehr,
nicht die Umſtände, die ihr in den Weg
getreten, ſondern ihre eigene Zaghaftig-
keit und eine ſchimpfliche Liebe zum Leben
anklagen zu müſſen, welche allein ſie ge-

ndert, einen ſo lang gehegten, nach ſo vie-
n Kämpfen feſt beſchloſſenen, durch ſo vie-
Schwierigkeiten und Gefahren verfolg-
n Vorſatz zur Ausführung zu bringen.
Sie ſah, daß jetzt die Lage der Sache
lbſt jeden weitern Verzug verbiete, und
eſchloß, unverzüglich nach der Stadt zu-
ückzukehren, den Marquis unter dem
Vorwande einer höchſt dringenden Erklä-
ung zu ſich zu beſcheiden, und ihm, was
uch immer die Folgen für ſie ſelbſt ſeyn
öchten, den Dolch in die Bruſt zu ſto-
en. Das Leben war ihr jetzt nicht bloß
leichgültig, es war ihr eine unerträgliche
Bürde geworden, ſo lange das, was ihr
eilige Pflicht ſchien, unerfüllt auf ihrem
Herzen lag. Juliens Widerſtand trieb
e noch mehr zu der That. Sie war
etzt dennoch der Achtung ihrer Freundin
ewiß, und es war ihr erwünſcht zu ſter-
en, wenn ſie nur, wie ſie hoffte, mit

freyer Bruſt und mit dem Bewußtſeyn ſtürbe, ihrer Pflicht gegen Eltern, Geſchwiſter und Vaterland Genüge gethan zu haben.

Juliens Entfernung von Hauſe, indem ſie mit ihren Gäſten in dem Wäldchen verweilte, ſchien der Ausführung ihres Vorhabens zu Hülfe zu kommen. Der Tag fing an ſich zu neigen; es war keine Zeit zu verliehren; der Marquis konnte Juliens Rath befolgen und noch in der Nacht abreiſen. Sie ließ alſo den Wagen, der wegen des beſtändigen Verkehrs mit der Stadt immer bereit ſtand, anſpannen, ſteckte den Dolch in die Bruſt, ſetzte ſich ein, und fuhr, von einem Bedienten begleitet, raſch dem Städtchen zu.

Auf dem nemlichen Wege kehrten jetzt die zahlreichen Geſellſchaften nach Hauſe, die aus der ganzen Umgegend zu dem jährlichen Kinderfeſte in dem Birkenwald zu-

sammen gekommen waren, die meisten zu Fuß in fröhlichen lauten Gesprächen begriffen, andre zu Pferd, auch mancherley Fuhrwerk. Auf einmal entsteht ein Geschrey; die Pferde an einem der Wagen sind flüchtig geworden; das Hülferufen der darinn sitzenden scheucht die Rosse noch mehr; die Fußgänger stieben nach allen Seiten auseinander. Auch Adelaidens Pferde werden unruhig in dem allgemeinen Getümmel, und als der flüchtige Wagen rasch an ihnen vorbeystreicht, springen sie erschreckt zur Seite nach dem Graben hin, reissen den Wagen vom Steindamm herab, und bleiben, als er danieder liegt, zitternd am Rande des Weges stehen. Auf der Erde liegend hielt der Kutscher die Zügel fest in der Hand; der Diener war von seinem Sitz in das Feld geschleudert worden, aber ohne Beschädigung.

Die Wanderer, welche dem Orte dieſes Unfalls zunächſt waren, ſprangen herbey, um Hülfe zu leiſten. Die Vorhänge waren zugezogen; mit Mühe wird die Thür des umgeſtürzten Wagens geöffnet; Adelaide liegt auf dem Boden, blaß, ohnmächtig und mit Blut befleckt. Man hob ſie als tod heraus. Der Dolch, den ſie im Buſen trug, hatte ſie beſchädigt. Alle Umſtehenden waren verwundert, beſtürzt; und da niemand begreifen konnte, weshalb ſich eine junge und ſchöne Dame auf dem ſicherſten Wege von der Welt mit einem ſo gefährlichen Werkzeug bewaffnet habe, erſchöpften ſich Alle in Vermuthungen, deren keine zum Ziel traf.

Der Wagen war endlich wieder in die Höh gebracht, aber ſo beſchädigt, daß man es nicht für rathſam hielt, den Weg nach der Stadt fortzuſetzen. Man kehrte alſo nach dem näher gelegenen Schloſſe

um. Ein Wundarzt, der ſich unter den Fußgängern befand, ſetzte ſich in den Wagen, und hielt die Verwundete im Arm, die noch kein Zeichen des Lebens gab, um ihr bey der Rückkunft nach Hauſe die mögliche Hülfe zu leiſten. Schritt vor Schritt kehrte man zurück. Der Diener ging neben her; auch der Kutſcher war abgeſtiegen und führte die Pferde. Langſam, wie ein Leichenzug, bewegte ſich der Wagen in den Schloßhof hinein. Julie ſah ihn durch das Fenſter. Eben nach Hauſe gekommen, hatte ſie mit Schrecken Adelaidens Wegfahren gehört, und dieſe Art der Rückkehr ſchien irgend ein groſſes Unglück anzukündigen. Sie riß das Fenſter auf und rief hinab; aber der Diener vermochte nur durch ſtumme Zeichen zu antworten. Beſtürzt eilt ſie die Stiegen hinunter, und als ſie in die Thür tritt, wird die todte, blutige Freundin aus dem

Wagen gehoben. Zugleich erfuhr sie die Art des Unglücks, das sie betroffen hatte.

Frau von Bony war eine der schönen Naturen, deren es, zum Glück der Menschheit, unter den Frauen nicht wenige gibt, die bey aller Weichheit und Zartheit des Gefühls, dennoch im rechten Augenblick Entschlossenheit, Muth und Besonnenheit haben. Alles, was die Umstände heischten, stand ihr jetzt sogleich vor den Augen; sie sorgte für Alles, legte überall Hand an und leistete Hülfe, wo sie am zweckmäßigsten war. Die Verwundete, Ohnmächtige ward zu Bett gebracht, und nachdem der erste Verband gelegt war, erhob sie die schweren Augenlieder, aber sie schien niemanden der Umstehenden zu sehen. Nur erst als sie die bleiche schlaffe Hand ausstreckte, fand sie die Hand ihrer Freundin, erkannte sie, und schloß matt athmend die trüben Augen von neuem.

Die Nacht verging unter heftigen Beängstigungen; mehr als einmal kehrten tiefe und lange Ohnmachten zurück. Sprechen konnte sie nicht. Aber immer wendeten sich ihre Blicke nach der wachsamen Freundin, und ihre Lippen bewegten sich leise; aber kein Ton stieg aus der schmerzhaft bewegten Brust herauf.

Früh am Morgen kam der Arzt und untersuchte die Wunde. Seine Mienen sagten mehr als Worte. Beym Weggehen erklärte er Julien, nur ein Wunder könne hier Heilung wirken.

Bey großen Unfällen ist es den Menschen natürlich, nach den Umständen zu forschen, durch die sie hätten vermieden werden können, und sich dann über vieles anzuklagen, was sie vor dem Ereignisse durchaus nicht bedenklich gefunden hätten. So warf es sich Julie jetzt vor, daß sie

Adelaiden allein gelaſſen, oder daß ſie ihr nicht wenigſtens das mörderiſche Werkzeug abgefordert habe, und ſie vergaß die Umſtände, die ſie wider ihren Willen von der Freundin getrennt, und alle weitere Verhandlungen verhindert hatten.

Nach Verlauf von einigen Tagen hatte die Kranke ſo viel Kraft gewonnen, daß ſie wieder ſprechen konnte, doch nur mit ſchwacher Stimme und kaum vernehmlich. In einem dieſer beſſern Zwiſchenräume ſagte ſie zu Julien: „Gott hat gerichtet; er hat mich zugleich geſtraft und bewahrt.“ Dann wiederum: „Meine Seele hat vor Gott geſtanden in den Augenblicken meiner Todesſchwäche. Ich habe mich gedemüthigt vor der Weisheit ſeines Willens, und ihm mit Inbrunſt gedankt, daß er mich den Vorſatz hat büßen laſſen und nicht die That. Wohl ſagteſt Du

recht: Die Rache iſt mein, ſpricht Gott. Wie ſoll der Menſch ſich anmaaßen, was Gottes iſt.“ Und ein andermal: „Von Leidenſchaft und Stolz getäuſcht wähnte ich die Zeichen des göttlichen Willens in Allem zu ſehen, was meinen Vorſatz begünſtigte; aber ich achtete nicht auf die Winke, die mich warnten, und auf die Zeichen, die mir in den Weg traten. Erſt jetzt verſteh ich ſie, da es zu ſpät iſt. Möge die ewige Güte mir den Irrthum verzeihen, den ich im Wahn einer Pflicht beging!“

Für Julien, welche ihre unglückliche Freundin keinen Augenblick verließ, war in ihrem großen und tiefen Schmerz die fromme Stimmung, in der ſie Adelaiden ſah, ein lindernder Troſt. Sie ſelbſt ſprach ihr immer fromm und freundlich zu, und die Kranke dankte ihr für jedes

beruhigende Wort mit einem leiſen Drucke der Hand, oder einem freundlichen Blick. Auch ſchien ſie immer heiterer zu werden, je näher ſie ihrem Ziele kam. Ihre Schmerzen ertrug ſie mit unbeſchreiblicher Geduld. Oft phantaſirte ſie; in den erſten Tagen der frühern Stimmung gemäß, düſter und ängſtlich; ſpäterhin immer heiterer, milder, verſöhnter. Sie ſchien von den Geiſtern ihrer Geſchwiſter, ihrer Eltern, ihres Geliebten umringt. Sie ſprach mit ihnen, tröſtete ſie, weinte auch wohl wie aus tiefer Reue, und bat ſie um Verzeihung des Irrthums, durch den ſie ihren Willen unrecht gedeutet habe. Ihre Reden waren dann meiſt zuſammenhängend, kräftig in Ausdruck, tief und innig in Gefühl; und oft endigten ſie in Gebeten voll von Reue, Andacht und rührendem Dank.

Mitten in einem dieſer Gebete ſtand ihr Herz ſtill. Julie küßte die erblaſſten Lippen, ſah ihr noch einmal mit heißen Thränen in die gebrochenen Augen und drückte ſie zu.

Dann kniete ſie nieder neben ihrem Lager, betete und verehrte in Demuth die Wege der Vorſehung.

Der Marquis hatte kurz nach dem unglücklichen Ereigniſſe Adelaidens die Gegend verlaſſen. Manche verworrene Sage ging umher, in welcher ein wenig Wahrheit mit vieler Lüge vermiſcht war. So erzählte man, ſie habe einem der Ausgewanderten nach dem Leben geſtanden, der ſie verführt und dann treulos verlaſſen habe; und als dieſen Verführer bezeichnete ihn das Gerücht. So wenig er auch von dem innern Zuſammenhange dieſes wunderlichen Geredes begriff,

ſo ſah er doch, daß es ihm in Verbindung mit dem immer ſteigenden Haſſe gegen die Ausgewanderten gefährlich werden könnte, nach der Verbannung von Julien, die er eben ſo wenig begriff, war ihm die Gegend überhaupt zuwider geworden; und nach einigen vergeblichen Verſuchen, Adelaidens räthſelhafte Geſchichte aufzuklären, ſuchte er einen andern Aufenthalt, indem er einen herben, höhnenden Brief an Frau von Bony zurückließ. Auf ſeiner Reiſe kam er, ohne es zu ahnden, in die Nähe der franzöſiſchen Heere; wurde aufgefangen, nach Frankreich gebracht, und in das Schloß von Vincennes eingeſperrt. Der Zufall wollte, daß er eben den Kerker bewohnte, in welchem Sophiens Bruder auf ſeine Veranlaſſung ſo lange eingeſchloſſen geweſen war, und wo der Nahme des

Jünglings mit dem ſeiner Schweſter ver-
chlungen, hin und wieder an den Wän-
en eingeſchrieben war. Der Anblick die-
er Nahmen rief ihm die Erinnerung an
ie alten lang vergeſſenen Verbrechen zu-
ück; andere ſchauderhafte Erinnerungen
nüpften ſich daran; und er ſtarb ohne
Hoffnung und Troſt, ehe das Urtheil,
das ihn als Feind des Vaterlands zum
Tode verdammte, an ihm vollzogen wer-
den konnte.

Druckfehler.

S. 6. Z. 7. statt Atom ließ Arom.
S. 96. 5. st. übergangen l. übergegangen.
S. 115. 1. st. dreusten l. dreisten.
S. 152. 11. st. Castenvorsteher l. Kastenvorsteher.
S. 157. 21. st. ruher l. ruhiger.
S. 159. 15. st. Roth l. Noth.
S. 167. 14. st. jemandem l. jemanden.
S. 168. 17. st. Carnarienvogel l. Canarienvögel.
S. 195. 19 u. 20. st. Franckes l. Franckens.
S. 198. 19. ist aber auszustreichen.
S. 213. 5. st. nomini l. nomini.
S. 237. 15. st. Strafen l. Strahlen.
S. 239. 17. st. stumm oft l. stumm, oft.
S. 246. 1. st. nicht nicht hin l. nicht hin.
— — 4. st. was l. war.
S. 254. 9. st. würden l. würde.
S. 274. 18. st. und l. um.
S. 294. 6. ist sich auszustreichen.
S. 315. 4. st. tour nure l. journure.
S. 318. 14. st. Hauptursache l. Hauptsache.
S. 320. 14. st. Schuldern l. Schultern.
S. 333. 17. st. unauflöslich l. unausstehlich.
S. 335. 19. st. Arbeitstischen l. Arbeitstischchen.
S. 344. 19. st. ängstlichen l. ängstlichsten.
S. 346. 8. st. erfährst l. erführst.
S. 375. 12. st. da l. das.
S. 422. 9. st. immer l. innerer.
S. 429. 12. sich ist auszustreichen.
S. 418. 12. st. schüchternd l. schüchtern.
S. 444. 14. st. weiterer l. weiter.

Auswahl

aus den

Papieren eines Unbekannten.

Herausgegeben

von

Friedrich Jacobs.

Dritter Band.

Des Frauenspiegels dritter Band.

Leipzig,
bey Carl Enoblech
1822

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

erungen aus dem Leben der Pfarrin von Rainau, zweytes Buch . . . . . Seite 1

erungen aus dem Leben der Pfarrin von Rainau, drittes Buch 151

eute Blätter von Odos Hand 213

Erinnerungen

aus

m Leben der Pfarrin von Mainau.

Zweites Buch.

Zweites Buch.

Dieß war der erſte meiner ſeligen Tage in Rainau. Eine lange Reihe ähnlicher reih- ſich an ihn, wie ſich in einer Blumen- nur Blume an Blume reiht, jede anmu- g und duftend, jede von andrer Art, er alle harmoniſch zuſammenſtimmend. ie Blumen verwelken und löſen ſich ab; er die Erinnerung an mein ſtilles Glück ht immer ſchöner und reiner auf, und eſtigt ſich mit ſeinen milden Farben im- r mehr in meinem dankbaren Herzen.

Jetzt muß ich erſt von der Rückkehr er- len. — Der Abend war, wie der gan-

ze Tag gewesen war, nur noch schöner; so weich und milde, als ob er das zarte Laub und die zitternden Blüthen schonte, und so freundlich, als ob er sich des reifen Frühlings und der bräutlich geschmückten Erde mit mütterlichem Gefühle freute. In unser Gemüth aber schien nicht bloß der milde Tag mit seinem blauen Himmelsschmucke, seinen Blüthen und Blumenkränzen, sondern noch etwas Höheres und Herrlicheres, nemlich die durch Andacht beflügelte Liebe, und die durch Liebe erhöhte und begeisterte Andacht. Still gingen wir neben einander; aber was keine Worte sagten, das sprachen die Ahndungen aus, die von Herzen zu Herzen gingen. Sebastian hielt mich an der Hand; seine Blicke waren nach mir gewendet; die Meinigen aber waren auf die Erde geheftet. Denn wenn ich sein offnes, von der innern Freude und der untergehenden Sonne beleuchtetes Antlitz sah, da ergossen sich mei-

ne Thränen zu leicht aus dem vollen, glück-
lichen Herzen, und hätt' ich meinen Gefüh-
len Worte gegeben, die Töne hätten mich
zu sehr überwältigt. So gingen wir bis
zur Linde am Scheideweg, immer zwischen
duftenden Wiesen und grünen Saaten, an
dem Rande des Baches hin, bis die Schei-
be der Sonne den Saum der Berge berühr-
te und in ihrem Purpurmeere zerfloß.
Mit dem Scheiden der Sonne trennte sich
auch Sebastian von uns, küßte mich auf
die Stirn und sagte: Diese Woche komm'
ich in die Stadt. Da sind wir wohl nicht
so weich, und können von dem heutigen Ta-
ge sprechen. — Da hen glänzten in seinen
Augen helle Thränen, und das Abendroth
strahlte daraus wieder, und seine ganze
Seele leuchtete in seinen Blicken. Dann
drückte er schweigend meinem Vater die
Hand, und der Mutter, und auch der al-
ten Regina. Als er aber abwärts ging,

und nun ſtatt ſeiner Hand nur die der armen Blinden in der Meinigen lag, und dieſe ſich in Bewundrung über die ſchönen Reden und die Predigt meines Verlobten ergoß, da ließ ich meinen Thränen freyen Lauf, und drückte Reginens harte Hand voll Dankbarkeit über ihr Lob und voll Freude über mein unausſprechliches Glück.

Mit der ſinkenden Nacht kamen wir in die Stadt zurück. Noch regte ſich auf den Straßen vieles Leben von Fußgängern, Wagen und Reitern, die den heitern Tag auswärts genoſſen hatten, oder noch im Sternenſchein luſtwandelten. Wären alle dieſe Menſchen, ſagte ich zu mir ſelbſt, ſo glücklich wie ich, ſo wäre das ein Himmel auf Erden, und die Seligkeit finge ſchon hier an. — Indem ich aber noch ſo dachte, und mich dieſes Gedankens erfreute, rauſchte mir aus einem hell erleuchteten Hauſe ein wildes Jauchzen, mit Tanzmuſik untermiſcht,

entgegen, und faſt in demſelben Augenblicke ſtürzten aus der weitgeöffneten Thür zwey Menſchen in heftigem Handgemeng heraus, und ſetzten auf der offnen Straße ihren Kampf unter wüſten Schimpfworten fort. Eine Menge von Zuſchauern ſtrömte ſogleich herbey, und ſchien ſich an der Wuth der Raufer zu freuen; wir aber eilten beſtürzt unſrer ſtillen Wohnung zu, wo ſich nichts mehr regte, als aus der Ferne die Flöte eines Nachbars, der am Fenſter den Sternen ſein Abendlied blieſ. Still ſang ich die edle Weiſe in meinem Innern mit, und es war mir, als ob die Sterne heller leuchteten, und der Himmel mit allen ſeinen Augen die Freude meines glücklichen Herzens beſchaute. Jetzt ſtieg auch der Mond über die Dächer, und überzog die Fenſter des gegenüberliegenden Erkers — ſonſt Sebaſtians Wohnung — mit ſeinem Silberglanz. Ich hatte das ſo oft geſehn;

aber jetzt glitt mit diesem milden Lichte jede Erinnerung an die vergangene Zeit, an meine stille Jugend, und an Sebastians erstes Nahen in mein bewegtes Herz; die glückliche Vergangenheit umschlang die glücklichere Gegenwart, und aus beyden schien eine frohe Zukunft voll milder Frühlingstage und mondheller Sommernächte aufzublühn. Und Gott sey gedankt! diese Hoffnungen eines gerührten und glücklichen Herzens sind nicht unerfüllt geblieben. Eine lange Reihe von Jahren liegt zwischen heute und jenem seligen Abend; längst hat die Zeit die Blüthen meiner Jugend abgestreift; mein Auge ist trübe geworden, und mein Haupt neigt sich der Erde zu; aber immer sehe ich noch mit überströmenden Dank in die hellen Tage meiner Ehe zurück, und, obgleich so weit von mir gerückt, liegen sie doch nicht weniger klar vor meinen Blicken, als die Landschaft von Mainau

im Glanze des unvergeßlichen Tages, den ich eben beſchrieben habe. Zwar erheben ſich in dieſem Blumengefilde zahlreiche Grä-ber theurer und geliebter Menſchen, und der Mann, deſſen edle Liebe die unerſchöpf-liche Quelle meines Glückes war, ſchlum-mert auch ſchon in dem Schooße der Erde dem ſeligen Tage einer endloſen Wiederver-einigung entgegen. Der bittre Kelch der Leiden iſt nicht bey mir vorübergegangen; aber Gott, der mir die Leiden geſendet hat, hat mir auch immer eine Quelle des Troſtes und der Heiterkeit in ihnen eröffnet, die er-quickender iſt, als die eiteln Genüſſe des alltäglichen Weltlaufs. Das trauernde Gemüth iſt dem Himmel näher, der uns nicht ohne Schmerzen von der Erde löſen kann; aber den Thränenbau dieſer Schmer-zen umzieht der wunderbare Glanz überir-diſcher Farben, wie oft der ſterbende Menſch himmliſche Harmonien vernimmt, die ihn

die Dornen ſeines Sterbebettes vergeſſen laſſen. So ſind mir auch die Tage der Trauer heilſam geworden; ich habe Gott nicht weniger für ſie danken können, als für die Tage meines Glücks; und nie iſt die innere Freudigkeit meines Herzens auf lange Zeit unterbrochen worden. Noch jetzt, in meinem hohen Alter, iſt dieſe Freudigkeit überwiegend in mir, und überzieht, wenn ich auf die Vergangenheit zurückblicke, auch die dunkelſten Stellen derſelben mit einem milden und erquickenden Lichte. —

* * *

Vier Wochen nach jenem Sonntage war meine Hochzeit. Sie mag wohl eine der ſtillſten geweſen ſeyn, die ſeit langer Zeit in der Stadt begangen worden waren, aber zuverläſſig auch eine der glücklichſten. Mein Vater war den ganzen Tag in einer feſtlichen Stimmung, wie ich faſt nie an ihm

geſehn hatte. Die Freude ſtrahlte in ſeinen Augen, die unabläſſig den geliebten Eidam ſuchten, und wenn ſie auf mich fielen, mir zu ſagen ſchienen: Du haſt das beſte Theil erwählt. Bey Tiſche ſprach er viel, und nicht ohne große Bewegung, von ſeinen Eltern, von ſeiner eignen engen und gedrückten Jugend, und der Vernichtung ſeiner liebſten Wünſche. Mit großer und inniger Liebe dachte er ſeiner guten und frommen Mutter, und der Freundlichkeit, mit der ſie ihn oft, wenn er ganz niedergebrochen geweſen, wieder aufgerichtet und geſtärkt habe, und verweilte mit Wehmuth bei der Erinnerung an die kleinen Sonnenblicke, welche die Freude in ſein engumbautes Leben geworfen hatte. „Die Jugend des Menſchen, ſagte er unter andern, hat eine höchſt wunderbare, faſt unverwüſtliche Kraft. Wenn die Wellen der äußern Noth auch noch ſo hoch gehn, immer bietet ihr die Hof-

nung die Hand, und hält sie empor, und es ist kein Kerker so fest, durch den sie nicht mit einem ihrer Strahlen dränge. So dunkel es auch meist um mich her war, so war doch immer Eine lichte Stelle in meinem Herzen, auf die ich meine Blicke heften konnte, und in der mir, wenn ich so über mir selbst saß, eine Zauberwelt von Farben und Gestalten aufblühte, bey deren Anblick ich alles Jammers und aller Noth vergaß. In meinen ersten Kinderjahren waren es die Blumen, die ich aus Saamen in Scherben zog, und deren Gedeihen ich durch alle Stationen ihres kurzen Daseyns mit unglaublicher Theilnahme begleitete; etwas später hin war es die Schule, nach der ich als nach der Pforte eines Paradieses sah, und endlich das geistliche Lehramt, die Kanzel und eine Gemeinde. Nur Einiges ist mir von diesen Hofnungen in Erfüllung gegangen. Es muß auch gut gewesen seyn. Hab' ich nicht auf die

Weiſe, wie ich wünſchte und hofte, in dem Weinberge Gottes arbeiten können, ſo hat mir die Vorſehung doch oft andre Gelegenheiten dargeboten, nach meinen Kräften nützlich zu ſeyn. Ich erkenne auch dieſes mit Dank, und da du, mein Sebaſtian, jetzt den Weg gehſt, der mir verſchloſſen worden iſt, ſo fühl' ich mich dadurch wie verjüngt, und es iſt mir eben, als ob jetzt, da ich dem letzten Ziele ſchon ſo nah ſtehe, meine eignen Wünſche in Erfüllung gingen." — Bey dieſen Worten legte er die Hand auf Sebaſtians Schultern und fuhr fort: „Ich vermache dir alle Wünſche, Hofnungen und Vorſätze meiner Jugend, als das einzige Erbtheil, das ich dir, nebſt meiner Tochter, hinterlaſſen kann. Wenn du das ausführſt, was ich mir in meinen heiligſten Stunden vorgeſetzt hatte, ſo biſt du ein geſegneter Mann, und deiner Gemeinde ein treuer Hirt." — Sebaſtian, durch dieſe Wen-

dung überraſcht, ergriff die Hände meines Vaters mit ſeinen beyden und ſagte: „Ich nehme dieſes Vermächtniß mit nicht geringerer Freudigkeit an, als mit der ich Eure Tochter empfangen habe. Habt Ihr mir nicht von Jugend an als Muſter vor Augen geſtanden? Habt Ihr mich nicht in allem Guten gefördert? Und bin ich nicht jetzt mehr als je verpflichtet, alle Kräfte aufzubieten, um Euch nachzueifern, da ich Euer Sohn bin, und Ihr mein Vater ſeyd? Glaubet mir nur, ich werde nie Eure Lehren vergeſſen, und, wenn es Gottes Wille iſt, ſo wird mir dieſes Euer köſtliches Erbtheil nicht ohne Früchte bleiben."

Meine Mutter verlohr kein Wort des geliebten Eidams. Ihr Herz erweiterte ſich einer frommen und andächtigen Freude, und ſo wehmüthig ihr die bevorſtehende Trennung war, ſo vergaß ſie doch Alles über den Reden der Männer. „Es iſt wohl

wahr, ſagte ſie, als dieſe ſchwiegen, daß die beſten Wünſche der Menſchen und die Wege des Himmels oft gar weit von einander gehn, und daß von dem, was ſie erwarten, vielmals das Gegentheil geſchieht. Ich weiß auch davon zu ſprechen, wie der Vater. Zuletzt aber gereicht doch Alles zum Segen, und man ſieht, daß es Gott, auch bey der Verſagung unſrer Wünſche, gut mit uns gemeint hat."

Da Sebaſtian nichts von der frühern Geſchichte meiner Mutter wußte, ſo bat er ſie darum, und ſie weigerte ſich nicht. „Wer ſpricht nicht gern von ſeiner Jugend, ſagte ſie, wenn er willige Zuhörer findet? und bey der Hochzeit ſeiner Kinder denkt gewiß Jeder an die eigne, wenn ſie ihm Glück und Segen brachte."

„Meines ſeligen Vaters Gedanken, fuhr ſie fort, waren ganz auf ſeine Geſchäfte gerichtet, und ſein einziger Wunſch war,

eine WaidFabrik, die er angelegt hatte, in rechten Schwung zu bringen. Da es ihm aber an Mitteln dazu gebrach, sah er es gern, daß der Sohn eines reichen Nachbars, der auch Kaufmann war, die Augen auf mich warf. Mir gefiel zwar dieser Freyer keineswegs; meiner seligen Mutter auch nicht recht; da aber mein Vater ganz in dem Gedanken lebte, mit Hülfe eines reichen Schwiegersohnes seinen LieblingsEntwurf zu Stande zu bringen, und sich Tag und Nacht mit diesem Plane beschäftigte, so gab ich ihm nach, und suchte mich zu bereden, daß das, was mein Vater für ein so großes Glück hielt, auch das Meinige werden könnte. Die Besuche wurden immer regelmäßiger, die Aufmerksamkeit auf mich immer deutlicher. Wir konnten täglich einer Erklärung entgegensehn, und während ich bey dem Gedanken an eine solche Entscheidung fast vor Angst starb, ließ meinen

gen Vater die Ungeduld der Erwartung
e Ruhe. Da geſchah es nun, daß ge-
e in dieſer Zeit eine fremde Familie hier-
zog, die, ihrem Aufwande nach, ſehr
lhabend ſeyn mußte. Sie hatten einen
hn und eine Tochter. Der Sohn knüpfte
gang mit meinem vermeintlichen Freyer
zog ihn in ſein Haus, und machte ihn
ſeiner Schweſter bekannt, die ehemals
l recht hübſch geweſen war, jetzt aber
t mehr in ihrer Blüthe ſtand. Bald
den nun die Beſuche unſres Hausfreun-
ſeltner und immer ſeltner; endlich blieb
ar aus, und wir erfuhren, daß er mit
Fremden verſprochen ſey. Dieſe Nach-
wirkte verſchiedentlich auf uns. Mich
eyte ſie von einer Angſt, deren Größe
erſt in dem Augenblicke der Befreyung
fühlte: meine Mutter meinte, daß an
n ſo wankelmüthigen Freyer wenig ver-
en ſey, und dankte Gott im Stillen für

seine Entfernung; mein Vater aber, der seine Hofnungen vernichtet, und sein Gebäude von Glück und Reichthum zerstört sah, gerieth in heftigen Zorn, weniger gegen den Wankelmüthigen, als gegen uns, die er beschuldigte, allzu große Gleichgültigkeit gegen den jungen Freyer gezeigt, und dadurch seine Erklärung verzögert zu haben. Von diesem Tag an war ihm sein ganzes Geschäfte verhaßt; er ging tiefsinnig umher, verlohr den Schlaf, und wurde nach Verlauf von achtzehn Monaten — die wohl die traurigsten meines Lebens gewesen sind — auf das Krankenbett geworfen, das er nicht mehr verließ. Nach seinem Tode gerieth meine Mutter in die größte Noth. Von allen Seiten meldeten sich Gläubiger, die auf Bezahlung drangen, während sich die Schuldner ruhig verhielten und auf Erinnerung warteten. Nun waren aber die Geschäfte meines Vaters durch seinen Trübsinn

und ſein langes Krankenlager in die größte Verwirrung gerathen. Niemand konnte ſich in ſeine Bücher finden, und mein Oheim, der auch eine Forderung hatte, und ſich der Sache anzunehmen verſprach, verlohr gleich in den erſten Tagen ſo die Geduld, daß er erklärte, es bliebe uns nichts übrig als Schulden, und wir müßten unſre Grundſtücke losſchlagen, ehe die Gant über uns verhängt würde. — Mein Oheim war ein ſehr harter Mann, und die Beſorgniß eines perſönlichen Verluſtes hatte ihn noch härter gemacht. Als daher meine Mutter und ich in Thränen zerfloſſen, ſagte er: Was nützt das Heulen? Das Unglück iſt, wenn einer ſo hoch hinaus will, wie mein Bruder ſeliger. Ihr hättet ihn abhalten ſollen. Jetzt bleibt Euch nichts übrig, als eine Stelle im Hospital; und die Sabine muß in Dienſte gehn, je eher je lieber.

Hört Ihr! Je eher, je lieber! und allen ſtolzen Gedanken den Abſchied gegeben!

Mit dieſen harten Worten verließ uns der Oheim. Wir badeten uns in Thränen; alle unſre Kräfte waren durch Jammer und Schrecken gelähmt. In dieſer ſchrecklichen Stunde tratſt du bei uns ein. Dein Anbringen war freylich auch wie das der vielen andern, die uns in jener Zeit durch ihre Erſcheinung ängſtigten; denn die Armencaſſe hatte auch eine Forderung an uns; aber wie ſchonend richteteſt du dein Geſchäft aus! Du ſahſt wohl auf den erſten Blick, wie es mit uns ſtand; und als meine Mutter auf deinen Antrag erwiederte, ſie wiſſe nicht, ob ſie im Stande ſeyn werde, ihre Verpflichtungen zu erfüllen; ihre Sache ſey nicht in Ordnung; da fragteſt du eben ſo beſcheiden als theilnehmend, ob ſie denn auch Jemanden zur Hand habe, der im Rechnungsweſen hin-

nglich erfahren ſey? Was du damals ſo
s gutem Herzen ſagteſt, daß man bey ſo
lverwickelten Geſchäften vor der genaue-
n Unterſuchung niemals den Stand der
achen beurtheilen könne; das gab uns
en Schimmer der Hofnung, und eine
ſe Ahndung ſagte mir, daß uns die Hül-
von dir kommen könnte. Und ſo war es
ch. Nie werde ich die Stunde vergeſſen,
du nach Monatlanger Anſtrengung
d unendlichen Gängen und Wegen mit
tklärtem Angeſichte bey uns eintrat, mei-
r Mutter den Abſchluß der Rechnung
rlegteſt, und ihr bewieſeſt, daß nach ge-
ſſenhafter Abzahlung aller Schulden noch
Capital übrig bleibe, das zu unſrer Er-
ſtung hinreiche. Nach ſo vielen traurі
n Monaten war das ein glücklicher Tag,
r allen unſern Kummer in Vergeſſenheit
achte; und du, dem wir ihn dankten,
r uns in den Stand ſetzte, unſer Haupt

wieder aufzurichten, und unſern Gläubigern getroſt in die Augen zu ſehn, erſchienſt uns nicht anders als ein Engel, den Gott zu unſerer Rettung geſendet habe. Nur das Eine drückte uns, daß wir kein Mittel erſinnen konnten, dir unſre Dankbarkeit zu beweiſen, oder die unendliche Mühe zu lohnen, mit der du aus reinem guten Willen für das Wohl unbekannter Menſchen gearbeitet hatteſt. Da gab dir Gott den Gedanken ein, um mich zu werben; und ich kann jetzt wohl geſtehen, daß mich die erſte Anfrage, die du ſo von fern an uns thun ließeſt, mit einer Freudigkeit erfüllte, wie ich nie in meinem Leben gefühlt hatte. So erkannte auch meine Mutter in deiner Liebe zu mir eine Fügung des Himmels, die uns in den Stand ſetzte, uns dir für den ganzen Reſt unſers Leben dankbar zu zeigen. Gott hat dieſen Bund geſegnet, ſetzte meine Mutter lächelnd hin-

, und ich denke, es hat weder dich, noch
ch gereut ihn geſchloſſen zu haben. —
Der Vater, dem bey dieſer Erzählung
Freudenthränen in die hellen Augen ge-
ten waren, fuhr in der Erzählung fort:
h hab' es dir wohl ſchon mehrmal geſagt,
ß, da ich zum Erſtenmal bey Euch ein-
t, und du vor deiner Mutter auf der
ßbank ſaßeſt, ihre beyden Hände hielteſt,
d ſie mit deinen Thränen beneßteſt, mir
ich das Herz ſchlug, und ich dachte:
Wenn du doch die armen tiefbetrübten Leu-
tröſten könnteſt! Du hatteſt mir gleich
m erſten Anblick Augen und Herz ent-
ndet, und je öfter ich dich wiederſah,
rdeſt du mir jedesmal lieber, durch dein
chweigen, wie durch dein Sprechen —
n du warſt immer ſchüchtern — und
erkannte dein frommes, liebendes Herz
tauſend kleinen Zügen, die der aufmerk-
nen Neigung nicht entgehn, aber nicht

wiedererzählt, oder beſchrieben werden kö
nen. Wenn du und deine gute Mutter –
auch eine recht ehrenwerthe Frau aus d
alten guten Zeit — wenn Ihr gewußt hä
tet, mit welcher Luſt ich für Euch arbei
te, und welche Freude mir jede Euch gü
ſtige Entdeckung, jeder kleine Poſten ma
te, den ich unter die Activa eintragen kon
te, und die Wahrſcheinlichkeit immer h
her ſtieg, daß Niemand etwas einbüſ
würde, — Ihr hättet nicht von Dank
ſprochen; denn ich war es, der Euch
Dank verpflichtet war. Sorgen und Ku
mer hab' ich indeß damals auch genug
habt. Nachdem ich Euch die berichtig
Rechnungen in die Hände gelegt hatte, u
Ihr nun meiner Hülfe nicht mehr bed
tet, und Wochen hingingen, ohne daß
Etwas von dir ſah, und mir doch
Wunſch, dich zur Meinigen zu mach
keine Ruhe ließ — da war mir oft das

ben zur Laſt, und ich wußte nicht, wohin ich mich wenden ſollte. Denn daß mir deine Neigung entgegenkäme, kam mir nicht in den Sinn. Da fuhr mir einſt in einer ſchlafloſen Nacht, ich weiß ſelbſt nicht wie, der Gedanke an meinen guten Rector durch den Kopf, und daß er dein Pathe ſey, was ich bey Euerm Geſchäfte erfahren hatte. Der Mann war jetzt ausgedient und ſteinalt; aber mit dem Gedanken an ihn wuchs mir das Vertrauen, und ich konnte kaum den Morgen erwarten, um zu ihm zu gehn. Da fand ich nun den alten, ganz zuſammengetrochnen Mann in einer kleinen, ſchwarzgeräucherten Stube, die ſie ihm als Emeritus im Rectorate gelaſſen hatten, an einem grünbeſchlagenen Tiſchchen, wie ſonſt, und in einem abgetragenen ſchwarzen Rocke, den er, wie ſonſt, um des Anſtandes willen, und jetzt noch aus alter Liebe zu ſeinem ehemaligen Amte den ganzen Tag

nicht ablegte. Blaß und abgezehrt saß er auf seinem ledernen Lehnstuhle, den er seit funfzig Jahren nie gewechselt hatte, und schrieb mit zitternder Hand Cicero vom Alter ab, ein Buch, sagte er, an dem er Zeit seines Lebens große Freude gehabt, und dessen Inhalt sich jetzt recht eigentlich für einen Mann seines Alters eigne. Er zeigte mir seine Arbeit nicht ohne Wohlgefallen, weil sie doch so reinlich und leserlich ausfalle, was ihm sauer werde. Viel anderes als abschreiben, sagte er, könne er jetzt in literis freylich nicht mehr thun; doch wolle er auch als rector emeritus nicht ganz unnütz seyn, und habe deshalb seine sämmtlichen Abschriften, unter denen sich die besten autores classici befänden, der Schulbibliothek zu Vermehrung ihrer Manuscripte vermacht. — Das Herz schwoll mir in der Brust, da ich den treflichen, hochverehrten Mann vom Alter so niedergebrochen und

faſt kindiſch ſah, ſo daß er von den Todten ſprach, als ob ſie noch lebten, bekannte Menſchen unter einander verwechſelte — wie er mich denn auch einigemal Euſebius nannte — und mit Mühe nur das feſt hielt, was ihm die alte, beſſere Zeit vor die Seele führte. Ich mußte mich zuſammen nehmen, um ihm die Veranlaſſung meines Beſuches verſtändlich zu machen, und da er ſein Gehör faſt ganz verlohren hatte, mußte ich ihm die Sache mehr als Einmal ſagen. Nachdem er aber mein Anbringen gefaßt hatte, da war es rührend die Freude des Mannes zu ſehn, in welchem jetzt mit Einemmal alle Liebe, die er in alten Zeiten zu mir getragen, mit neuer Kraft und Lebendigkeit zu erwachen ſchien. Sitzen konnte er nicht bleiben. Mit den zitternden Händen auf den Tiſch geſtützt, ſagte er: „Dieſen Gedanken, mein Sohn, hat dir Gott geſchickt. Meine Pathe Ca-

bine iſt das frömmſte Kind im Lande, und wird einſt, wie ihre Mutter, die Zierde ihres Geſchlechtes ſeyn. Da du mich nun zu deinem Freywerber erleſen haſt, ſo will ich mich der Sache mit allem Eifer unterziehen. Denn ob ich es gleich ſelbſt für anſtändiger gehalten habe, um in der Verwaltung meines Amtes weniger geſtört zu werden, im Cölibate zu bleiben — wie auch mein gelehrter Freund Arletius, und viele andre meines Standes gethan — ſo habe ich doch zu allen Zeiten dem heiligen Eheſtande das Wort geredet, und ihn bey andern aus Kräften befördert. Die Werbung ſoll alſo noch heute in Gottes Nahmen unternommen werden. Freylich würde es ſich wohl geziemen, mich ſelbſt in das Haus der Erwählten zu begeben; aber ich habe ſchon ſeit Jahren das Schulhaus nicht verlaſſen, da ich, um dem Gottesdienſte beyzuwohnen, nicht über die Straße zu gehen brauche.

Ich werde aber die Mutter zu mir einladen; und wenn mir noch ein Reſt der alten Eloquenz übrig geblieben iſt, ſo hoffe ich, mein Sohn, daß die Antwort zu deinen Gunſten ausfallen ſoll."

Ob mich nun gleich der theure Greis mit ſo guten Hofnungen entließ, ſo war ich doch nichts weniger als getroſt, und konnte den ganzen Tag nichts thun und denken, als meine Bewerbung um dich. Gegen Abend bekam ich ein lateiniſches Briefchen vom Rector, worinn er mir meldete, die Sache ſey unter guten Vorbedeutungen angefangen; die Mutter ſey mir von ganzem Herzen ergeben, und habe ihm vertraut, daß, allen Anzeichen nach, auch das Gemüth ihrer Tochter, ſeiner Pathe, mir nicht fremd und abgeneigt ſey. Das Gewiſſere ſollt ich in den nächſten Tagen vernehmen. —

Und wie ging es, fiel meine Mutter ein, dem guten Greis? Als er den über

nommenen Auftrag ausrichten wollte, konnte er vor großer Begierde kaum Worte finden; und da er nach gemachter Einleitung auf die Hauptsache kam, war ihm der Name des Bewerbers entfallen. Er gerieth darüber in große Bestürzung, suchte und suchte, aber immer umsonst, bis ihn meine Mutter, der das Rechte ahndete, selbst darauf half. Ich werde nie vergessen, wie gerührt meine Mutter nach Hause kam über die große Liebe, die der alte Mann zu dir bewiesen hatte; und ob es schon dieses Zeugnisses nicht bedurfte, so war es doch eine erfreuliche Zugabe zu dem, was wir schon selbst wußten. Du weißt, daß ich nicht lange mit meiner Antwort zögerte, und es dir, bey aller meiner Schüchternheit, nicht verbarg, daß du der Mann nach meinem Herzen seyst." —

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen verfloß der glückliche Tag, der mich mit

meinem Sebaſtian vereinigte, und aus den Thränen, die wir dazu weinten, blühte uns eine Ernte von Freuden auf, für die es mir an Worten gebricht. Zwey Tage nach der Hochzeit gaen wir in Mainau ein. Bey dieſem neuen Abſchnitte meines Lebens, der die Geſchichte meines Eheſtandes enthält, würde ich, wenn ich für die Welt ſchriebe, meine Feder niederlegen müſſen, da das Glück eines Eheraars für das Publikum ſo wenig Intereſſe hat, daß ja meiſt jeder Roman und jedes Schauſpiel bey der Heirath zu enden pflegt. Aber ich ſchreibe für Euch, meine geliebten Kinder und Enkel; und da ich weiß, daß Eure Liebe auch den unbedeutenden Ereigniſſen meines Lebens eine Wichtigkeit gibt, die ſie an ſich nicht haben, und daß ihr in den Bildern meines häuslichen Glücks das Euriae mit Freuden erkennt, ſo werde ich ohne Bedenken in der Weiſe, wie ich bisher gethan, fortſchreiben, und das-

jenige in meinem Gedächtniſſe aufſuchen, wovon ich hoffen darf, daß es Euch erfreuen oder erbauen wird.

* * *

Der Tag unſers Einzugs in Mainau war aus mehr als einem Grunde für die Gemeinde ein Feſttag. Seit mehrern Wochen hatte der glühende Himmel wolkenlos über der Erde gelegen, und ein unaufhörlicher Oſtwind ſog ihre letzten Tropfen aus. Die Wieſen fingen an zu gelben; das Laub der Bäume hing welk herab; überall war der Boden geborſten oder in Staub aufgelöſt. Da zog endlich in der Nacht ein Gewitter auf; der Himmel goß ſeinen Segen auf das durſtende Land, und als die Sonne über die Berge ſtieg, und die abziehenden Wolken mit ihren Strahlen vergoldete, zeigten ihr die Bäume ihre erfriſchten Kronen; die grünenden Halme erhoben ſich,

und in den Tropfen, die an ihnen hingen, glänzte die Farbenpracht des frischen, erquickten Morgens. Auch in die Menschen war ein neues Leben gekommen. Nur frohe Gesichter begegneten uns auf dem Wege, und die Meisten machten ihrer Freude auch in Worten Luft, indem sie uns nach dem Morgengruße zuriefen: Das war ein gesegneter Regen! — oder: Gottlob, nun ist die Ernte geborgen! und was dergleichen mehr war. Unsere guten Mainzer aber waren nicht die letzten, die des Himmels Wohlthat mit dankbarem Herzen erkannten.

Wir waren kaum angekommen, und ich hatte noch nicht Zeit gehabt, die Einrichtung der Küche und die Anordnung des Geräthes im Hause zu mustern, als die Vorsteher der Gemeinde erschienen, uns zu begrüßen, und mit Erwähnung der guten Vorbedeutung, die ihnen der so lang ersehnte Regen gegeben, uns baten einige

Geſchenke anzunehmen, die ſie aus guter Meinung und wahrer Liebe brächten. — Hinter den Rednern ſtand auch ſchon ein Zug von jungen Burſchen, die eine Kuh an zwey Blumenſchnuren führten, die an den vergoldeten Hörnern befeſtigt waren. Ein Kalb, mit einem Blumenkranze um den Hals, folgte nach, und eine Ziege, über und über mit Epheu behangen, machte den Beſchluß. Und nachdem dieſe Thiere in die reinlichen Ställe gebracht, angebunden und mit reichlichem Futter verſorgt waren, näherten ſich die Frauen in ihren Sonntagskleidern. Die erſte trug ein neues zierliches Spinnrad vor ſich her, an dem ſich ein rieſenmäßiger Rocken von dem weißeſten Flachſe wie ein Thurm erhob, mit einem glänzenden ſeidenen Bande umwunden, deſſen Enden lang in die Luft wehten; die nächſte übergab eine Weiſe, auf welcher feines Garn aufgewunden, und ebenfalls

mit seidnen Bändern umschlungen war; dann Flachs in Menge von der besten Art und auf das sorgfältigste zubereitet. Den Beschluß machte eine zierliche Wiege, die sinnvoll mit weißen und Feuer-Lilien, Rosen und Passionsblumen bedeckt war. Nach den Frauen traten die Mädchen auf. Die meisten dieser Kinder waren hübsch, einige schön zu nennen; wie denn auch noch jetzt Mainau den Ruhm genießt, die kräftigsten Männer und nettesten Frauen zu erziehn. Alle waren in blanke Mieder gekleidet, die sich in gefalteten Krausen knapp unter dem Kinne anschlossen. Die langen, hoch über den Hüften gegürteten Röcke waren von heilen Farben, und in zahlreiche Falten gelegt. Ihre runden Köpfchen umwanden vielfache Zöpfe, die mit rothen Bändern durchflochten waren; und jede trug einen bedeckten Korb auf dem Kopfe. Die beyden Führerinnen, zu denen man die schlanksten

und blühendſten gewählt hatte, ſetzten ihre Körbchen zu meinen Füſſen nieder, und als ſie die Deckel lüfteten, ſchauten zwey ſtattliche Hennen heraus, die brütend auf ihren Neſtern ſaßen. Auch in den übrigen Körben waren Hennen, wohlgenährt und von mannichfaltigen Farben; aber aus dem letzten, den ein zehnjähriges, rothbäckiges, ſchwarzäugiges Mädchen trug, erhob ein prächtiger Haushahn den blutrothen Kamm, ſtieg, ſo bald er ſein Gefängniß geöffnet ſah, auf den Rand, krähte zum allgemeinen Ergötzen der ganzen Verſammlung dreymal mit den Flügeln ſchlagend, und nahm ſogleich keck und wohlgemuth von ſeinem neuen Gebiete Beſitz. — Ich war vor Freude auſſer mir, und ich glaube nicht, daß die Aeltermutter des Menſchengeſchlechtes in ihrem Paradieſe glücklicher hat ſeyn können, als ich es war. In meinem Entzücken fiel ich den Ueberbringerinnen um den

Hals, drückte Jeder die Hand, dankte Jeder, und bey jedem wiederholten Beſehn und Muſtern kam mir mein Reichthum herrlicher und überſchwenglicher vor. —

Wer von Jugend auf Alles gehabt und Alles beſeſſen hat, wie es wohl in reichen Häuſern zu ſeyn pflegt, kann ſich keinen Begriff von dem Glücke eines Mädchens machen, das ſich zum erſtenmal in dem Beſitze eines eignen Hausweſens ſieht. Zwar war das Geräth, das jetzt Stuben und Küche ſchmückte, nicht viel anders, nur neuer, als was ich auch zu Hauſe gehabt hatte; aber es war *mein*, es war *mir* übergeben als Eigenthum, es war *meiner* Sorgfalt und Obhut anvertraut. Ich ſah es alſo mit andern Augen an; es war mir lieber, und ſeine Erhaltung lag mir mehr am Herzen. Das Erſte alſo, was ich that, nachdem mich die freundlichen Landleute wieder verlaſſen hatten, war, daß ich vom

Boden bis zum Keller, in der Küche, im Hof und im Stalle Alles muſterte, und mich mit allen Schätzen meines neuen Reiches bekannt machte, während mein Sebaſtian ſeine Studirſtube ordnete, und einen weißen Bogen zurecht ſchnitt, welcher die Predigt für den nächſten Sonntag aufnehmen ſollte. So wie an dieſem erſten Tage, ſo war auch in der ganzen übrigen Zeit unſer beyder Geſchäfte getheilt. Die Wirthſchaft des Hauſes war ganz in meine Hände gelegt, wie es, denk' ich, auch in jedem beſchränkten Hausweſen ſeyn ſollte; nur an der Bearbeitung des Gartens und an der Bienenzucht nahm Sebaſtian als an einer für ihn paſſenden Erholung Theil. Alle ſeine übrige Zeit widmete er den Geſchäften ſeines Amtes, und wenn dieſe verrichtet waren, den Studien. Nie wurde er müde, Unterricht zu ſuchen, um ſein Wiſſen zu befeſtigen und zu erweitern, weil, wer

nicht zulernt, wie er saate, zurückbleibt. Zwar hab' ich Viele seines Standes kennen gelernt, die von dem Augenblick an, wo sie in das Amt getreten waren, aller weitern Bildung den Abschied zu geben schienen, und jedem geistigen Erwerbe entsagten, um sich nur ganz und ausschließend dem irdischen zu widmen. Wenn sie die nothwendigsten Geschäfte ihres Amtes mit der geringsten Anstrengung und oberflächlicher Eile verrichtet hatten, dachten sie an nichts weiter als an ihr Hauswesen, fuhren auf den Acker, um zu ernten, auf den Markt, um den Ertrag ihrer Ernte umzusetzen, und wandelten sich so, aus Seelenhirten ihrer Gemeinde, zu Käufern und Verkäufern im Tempel des Herrn um. Bey diesem ganz irdischen Treiben, das sich eines Menschen nur gar zu leicht bemächtigt, war es denn unvermeidlich, daß sie an Achtung eben so viel einbüßten, als sie an äußern Gütern gewan-

nen; daß ſie in dem ununterbrochnen Verkehr mit Knechten und Mägden, mit Roßtäuſchern, Kornjuden und Viehhändlern die Bildung verlohren, ie ſie mit in das Amt gebracht hatten; und meiſt die heiligen Pflichten dieſes Amtes nur mit Läſſigkeit trieben. Es wäre deshalb wohl zu wünſchen, daß mit keiner Pfarre ausgedehnte Güter und Grundſtücke verbunden wären; oder wo dieſes iſt, ſollten ſie doch nicht von dem Pfarrer ſelbſt bewirthſchaftet werden. Die kleine Oekonomie aber wird, wie geſagt, in den Händen der Frau am beſten gedeihn. Die liebende Anhänglichkeit an einem gemeinſchaftlichen Eigenthume, die unſchuldige Freude an dem Gedeihen ihrer Mühe, und die emſige Sorge auch um geringe Dinge, ohne die kein Haushalt beſtehen kann, — alles das iſt recht eigentlich in dem Sinne der Frauen gegründet, und mit der Eigenthümlichkeit ihrer Beſtimmung auf das Innigſte

verknüpft. Dieſe Freude an der Wirthſchaft hängt mit der Liebe zur Ordnung und Reinlichkeit zuſammen, die das eigentliche Element des Weibes iſt, und ſie hat vielleicht eben deshalb etwas ſo erquickliches in ſich, daß ich in den düſtern Tagen meines Lebens, nächſt dem, was mir die Religion bot, nichts gefunden habe, das mich mehr hätte erheitern und meine trüben Gedanken zerſtreuen können, als die ununterbrochene Sorge für alle die kleinen, aber dem Ganzen unentbehrlichen Geſchäfte meines weiblichen Berufs. Dieſem widmete ich mich von den erſten Tagen an von ganzer Seele und mit unglaublicher Luſt, und erfuhr ſehr bald an mir ſelbſt, was ich oft von meinem Vater gehört hatte, daß die Zufriedenheit einen Bund mit der Pflicht geſchloſſen, und daß man jene nicht ohne dieſe haben könne. Auch das wurde ich bald inne, daß die regelmäßige Erfüllung der nothwendigen

Pflichten allmählig eine Gewöhnung herbeyführt, die auch das Mühsamste und Schwerste unglaublich erleichtert. Mein Vater hatte mir ein Wirthschaftsbuch eingerichtet, und mich über seinen Gebrauch und die Art der Führung vollständig belehrt. „In Allem, pflegte er zu sagen, was das Mein und Dein betrifft, muß man dem Gedächtnisse so wenig als möglich aufbürden, wenn es auch sonst noch so treu und zuverlässig ist. Kein Hauswesen kann bestehn, in welchem nicht Ausgabe und Einnahme gehörig gegen einander abgewogen ist; um das aber zu können, muß man beyde deutlich vor Augen haben. Dieses ist nur möglich, wenn man das Eine, wie das Andre genau zu Buch bringt. Ein solches Buch wird noch außerdem, wenn es ordentlich gehalten wird, in unzähligen Fällen ein vermittelnder Freund seyn, Streitigkeiten verbeugen und schlichten, und das Mis-

trauen, das ſchlimmſte Unkraut des Lebens, tilgen.“ — Er führte dann Beyſpiele an, wo der häusliche Friede nur aus Mangel eines ſolchen unbeſtechlichen Vermittlers geſtört, die Ordnung verwirrt, und ohne Abſicht, aus bloßer Vergeßlichkeit, großes Unrecht verſchuldet worden war. Dieſe Beyſpiele, die meiſt aus der Nähe und von bekannten Perſonen hergenommen waren, hatten ſich mir tief eingeprägt: ich war feſt entſchloſſen, ſie zu vermeiden; und wenn in einer langen Reihe von Jahren der Friede in meinem Hauſe nie auch nur auf einen Tag geſtört worden iſt, ſo verdanke ich dieſes unſchätzbare Glück zum Theil dem Vertrauen, das Sebaſtian auf mich ſetzte, der Zufriedenheit, die er meiner Verwaltung ſchenkte, und der Sicherheit, in die er ſich durch meine Einrichtungen geſtellt ſah; welches alles aus der gewiſſenhaften Befolgung der Lehren meines Vaters floß. Ich habe,

so viel an mir lag, dieses Glück auch in andere Häuser zu verpflanzen gesucht; und manches Ehepaar, das meine Vorschläge annahm und befolgte, hat mir den Segen verdankt, den sie davon in ihrem Hause verspürten. Denn immer wird sich die Wahrheit des Spruches bewähren, der von der Hand meines Vaters auf dem ersten Blatte meines Wirthschaftsbuches eingeschrieben stand:

> Ein häuslich Weib ist ihrem Manne eine Freude und schaffet ihm ein ruhiges Leben. Er sey arm oder reich, so ist's ihm ein Trost, und machet ihn fröhlich.

* * *

Unter den Freuden der Honigmonde meines Ehestandes, die vielleicht zu den allerlängsten gehören — denn ich wüßte ihr Aufhören in Wahrheit nicht anzugeben —

nehmen die Spaziergänge einen vorzüglichen Platz ein, die wir fast an jedem schönen Abend in den Umgebungen unsers lieben Mainau machten. In den ersten Wochen war fast jeder Tag durch irgend eine neue Entdeckung bezeichnet; und wir nahmen von jedem heimlichen, anmuthigen Platze, von jeder freyen Aussicht, jedem Hügel mit frohem Herzen, und gewiß mit größerm Rechte Besitz, als irgend ein Seefahrer von den Küsten und Inseln, die er auf fernen Meeren entdeckt. Nie werde ich den schönen Abend vergessen, wo wir zum erstenmal das Felsenthal fanden, in welchem wir nachher noch so oft recht glückliche Stunden durchlebt haben. Wir traten von der Abendseite herein, als schon die Sonne dem Rande der Gebirge zuschwamm, und ihre goldnen Pfeile auf die rothen Felsenwände schoß, deren moosbedeckte Scheitel sich in der Höhe zu suchen schienen, und

auch hier und da durch die Zweige der Buchen, die keck an ihrem Rande ſchweben, freundlich berühren. Wie ſich nun der breite Strahl durch das Thal ergoß, warf er, wie zum Abſchiedsgruſſe, auf jede zarte Pflanze, die ſich in den Spalten der Felſen gebettet hatte, auf jedes Epheublatt, das ſich an das harte Geſtein drückte und an ihm emporſtieg, auf jedes Wellchen des Baches, der bald eilig, bald zögernd, zwiſchen dem üppigen Mooſe und den Vergißmeinnichtbüſchen rinnt, die goldnen, hüpfenden Funken des erquickenden Lichtes. Sebaſtian pflückte zwey der Blumen, und warf ſie in den Bach, wo er am ruhigſten floß. Lange ſchwammen ſie neben einander, tauchten zuſammen unter, kamen wieder neben einander herauf, und verlohren ſich endlich ungetrennt hinter dem Vorſprunge eines Felſens, um den ſich das Waſſer krümmt. Sebaſtian ſah mich an und ſag-

te: Möchte das unſer Leben bedeuten! — Und eh' er die Worte ausgeſprochen hatte, trat Jemand hinter der hervorſpringenden Felſenecke hervor, und richtete ſeine Schritte nach uns. Es war mein Vater. In ſeiner Hand hielt er zwey Blumen, und da meine Augen darauf fielen, ſagte er, er habe ſie hinter der Felſenecke aus dem Waſſer gefiſcht, wo ſie gar einträchtig neben einander geſchwommen. — Ich jubelte vor Freude; und nun erzählten wir ihm, daß wir ſie in den Bach geworfen, und was wir uns dabey gedacht hätten. Da drückte er ſie mir in die Hand, und ſagte Amen! und ich hob ſie auf, und habe ſie bis auf den heutigen Tag unter andern Andenken meiner Jugend bewahrt.

So lange mein Vater noch lebte, pflegte er meiſt, wenn es die Witterung zuließ, Samſtag Abends zu uns heraus zu kommen, und einen Theil des Sonntags bey

uns zuzubringen. In der frühern Zeit begleitete ihn auch meine Mutter bisweilen. Späterhin vermochte sie es nicht mehr. Durch diese Besuche wurde uns der Sonntag auf eine doppelte Weise ein festlicher und froher Tag. Mein Vater, welcher ganz in seinem Eidam lebte, in dessen Thun und Gesinnungen er seine eignen Jugendwünsche erneuert, und seine Vorsätze ausgeführt sah, nahm an seiner Amtsführung den lebendigsten Antheil, so daß er immer das Wichtigste mit ihm besprach, und ihm mit seinem Rathe zur Hand ging. So ernst meistentheils die Gespräche der beyden Männer waren, so weiß ich doch nicht, daß sie mir je Langeweile gemacht hätten. Der Antheil, den ihr Gemüth an dem nahm, was sie verhandelten, der Eifer, mit welchem Beyde das Rechte und Wahre suchten, der Durst meines Mannes nach Belehrung, und die ungemeine Klarheit, die

mein Vater in jede Unterſuchung zu bringen wußte, — Alles das gab ihren Geſprächen ein Intereſſe und eine Lebendigkeit, die mich auf das lebhafteſte anzog, auch wenn der Gegenſtand nicht in meinem Bereiche lag. Und noch jetzt denke ich mit unbeſchreiblichem Wohlgefallen an die Freude, die mir in jenen glücklichen Tagen das Zuſammenſeyn dieſer treflichen Männer gemacht hat, und wie mir oft die Bruſt zu enge wurde, wenn ich ihren frommen Sinn, den Ernſt ihres Strebens, die frohe Heiterkeit ihrer Anſichten, ihre innige Freude an allem Guten, und ihre gegenſeitige Liebe und Achtung erkannte. Kaum möchte ein glücklicheres Verhältniß zu denken ſeyn. Mehr als Einmal ſagte mein Vater zu mir, wenn er recht ſeelenvergnügt neben mir ſaß, ſo wie bey einem Gaſtmahle die feinſten und ſtärkſten Weine bis zu Ende geſpart würden, ſo habe ihm auch der Himmel die beſten

Freuden für ſein Alter aufgehoben. — Unſer Eheſtand, ſagte er auch, ſey für ihn wie der Heſperus, der ſeinen Tag zu Grabe führe, und ihn auch noch im Scheiden erquicken werde. — Ein andermal ſagte er: Es iſt mir wohl oft nicht recht geweſen, daß mir der Himmel den Beſitz eines Sohnes verſagt hatte. Wer kann wiſſen, ob er mir Freude gemacht hätte? Nun aber hat er mir durch Deine Wahl einen Sohn zugeführt, wie ich kaum den Muth gehabt hätte, mir zu wünſchen. — Nicht weniger glücklich fühlte ſich Sebaſtian durch die Liebe, die ihm mein Vater bewieß. „Dein herrlicher Vater, ſagte er oft zu mir, iſt warlich wie ein guter Geiſt, deſſen bloße Gegenwart ſchon das Gemüth erhebt und reinigt. Ich wüßte nicht, wie in ſeiner Nähe, ich will nicht ſagen, ein böſer, aber nur ein gemeiner Gedanke aufkommen könnte. Das, was er ſagt, ſcheint oft ſo

ſchlicht; aber es iſt, wie ein Waſſer, das um deſto heller ſcheint, je tiefer ſein Grund iſt, und immer mehr zu denken gibt, je länger man darüber ſinnt. Nie bin ich mit ihm zuſammen, ohne lebendig angeregt und in guten Vorſätzen beſtärkt zu werden, und nie verlaſſe ich ihn ohne den Wunſch, mich ſeiner Liebe und ſeines Beyfalls immer würdiger zu machen. Wahrhaftig, ein ſolcher Mann iſt für Jeden, der ihm angehört, eine durchaus unſchätzbare Himmelsgabe. Möge ihn Gott uns noch lange erhalten!"

Wie dieſe Aeuſſerungen der beyden Männer, die meinem Herzen ſo theuer waren, mich erquickten, wie ſie das Glück meines Lebens erhöhten, kann ich nicht beſchreiben.

* * *

Da ich oben geſagt habe, der Sonntag ſey uns auf eine doppelte Weiſe ein feſtlicher

Tag geweſen, ſo muß ich um deſto mehr etwas zur Erklärung dieſes Ausdrucks hinzufügen, da ich dadurch die Denkungsart meines Sebaſtian in ein helleres Licht ſetzen werde. In der That war ihm der Sonntag immer ein feſtlicher Tag. Die Geſchäfte, die er ihm auferlegte, waren ſeine Luſt; und wenn ſich auch wohl bisweilen, wie es zur Zeit der hohen Feſte in einer großen Gemeinde wohl geſchieht, die Arbeiten häuften, ſo konnte man doch nie einen Verdruß darüber bey ihm wahrnehmen, oder eine Neigung, Etwas von dem, was ihm oblag, zu vernachläßigen. Auch bey der größten Erſchöpfung verließ ihn doch die Heiterkeit nicht. Wenn ſeine Amtsgenoſſen in ſolchen Zeiten über die Laſt ihrer Arbeiten klagten, oder ihn auch wohl wegen ſeiner allzugroßen Gewiſſenhaftigkeit verlachten, und ihm mit Rathſchlägen zu Hülfe kommen wollten, wie er ſich die Sache leichter

machen könnte, pflegte er ihnen nach seiner milden Weise zu antworten: „Ich weiß nicht, ob ich von diesem Rathe künftig einmal Gebrauch werde machen müssen; aber jetzt bedarf ich es nicht, und ich würde fürchten mein Gewissen zu belasten, wenn ich meine Kräfte bey der Erfüllung so heiliger Pflichten schonen wollte." — Die Amtsgenossen zuckten zu solchen Antworten die Achseln, nannten ihn unter sich einen Schwärmer, der Etwas besonderes vor andern voraushaben wollte, und fuhren nach ihrer Weise zu handeln fort. — Zu mir aber pflegte Sebastian nach solchen Gesprächen zu sagen: „Die Musse ist schon eine gute Sache für den, der sie verdient hat; aber der Müssiggang bringt keinen Seegen. Wenn ich nun auch durch solche Erleichterungsmittel einige Stunden gewönne, wäre dieser Gewinn wohl der Unruhe gleich zu setzen, die der Gedanke vernachläßigter

Pflicht verurſachen würde? Heißt es nicht in der Schrift: Ob dir's ſauer wird mit deinem Ackerwerk, das laß dich nicht verdrießen; denn Gott hat es ſo geſchaffen? Und ein andermal: Willſt du Gott dienen, ſo laß dir's einen Ernſt ſeyn! — Gottlob, es gibt kein Geſchäft eines proteſtantiſchen Pfarrers, das nicht Verſtand und Herz beſchäftigte, und ich denke, wir können den großen Reformatoren der chriſtlichen Kirche unſern Dank für die muthige Verbannung des leidigen Ceremonienweſens nicht beſſer zu erkennen geben, als wenn wir von den uns verliehenen Gelegenheiten, den Saamen des Guten in die Herzen zu ſtreuen, den gewiſſenhafteſten Gebrauch machen. Keiner, der ſein Amt nicht liebt, wird etwas Tüchtiges darinn zu Stande bringen, da ja ſelbſt der Handwerker, der nur auf den Erwerb bedacht, ſeine Arbeit ſchnell von der Hand ſchlägt, nie etwas hervorbringen wird, was

ihm und andern Freude macht. Vor allen Dingen aber muß ein Lehrer, mag er nun auf der Kanzel oder auf einem Katheder ſtehn, an dem, was er lehrt, eine lebendige Freude haben; es muß ihm Alles daran liegen, dieſelbe Luſt auch ſeinen Zuhörern mitzutheilen; und wenn ihn dieſer Wunſch recht lebhaft beſeelt, wird er weder Mühe noch Anſtrengung ſcheuen, ja dieſe, wenn ſein Geſchäft in Segen gedeiht, kaum wahrnehmen. Es würde aber ein Wunder ſeyn, wenn es dem Segen brächte, der es als eine Bürde mit Unmuth trägt; der ſein Tagwerk, wie ein ſchlechter Miethling, nur um des kleinen Lohnes willen thut, oder, wie ein träger Gärtner, die rechte Zeit des Säens und Pflanzens verſäumt. Ein guter Hirt mühet ſich früh und ſpät, und führt die Heerde ſeines Herrn auf die beſte Weide, ob er gleich für ſeine Perſon keinen Gewinn von ihrem Gedeihen hat; und ein Lehrer

des göttlichen Wortes, dem so Vieles anvertraut ist, sollte lässiger seyn?"

Diesen Grundsätzen gemäß verwaltete Sebastian sein mühsames Amt mit immer gleicher Freudigkeit. Mit der gewissenhaftesten Sorgfalt bereitete er sich auf jede öffentliche Handlung und jede Predigt vor; aber ob er sie gleich fast in allen ihren Theilen ausarbeitete, so hat er doch wohl nicht leicht eine Predigt ganz so gehalten, wie sie aufgeschrieben war. Immer brachte er einige Frühstunden, vor dem Anfange des Gottesdienstes, in stiller Sammlung zu, dachte seinen Vortrag noch einmal durch, und erfüllte sein ganzes Gemüth mit der Kraft und dem Umfange der Wahrheiten, die er verkündigen wollte. In diesen einsamen, stillen Stunden, sagte er, trete ihm Alles erst recht lebendig vor seine Seele; seine Gedanken schienen sich zu beseelen; der Ausdruck gestalte sich besser, als auf dem

geschriebenen Blatte, war in der Freudig-
keit, die ihn dann erfüllte, dann ihm oft
die Zeit zu lang, bis er seiner Gemeinde
das, was sein Gemüth so bewege, von der
Kanzel herab sagen könne. Auch hörte man
wohl, daß das, was er sprach, aus seinem
Herzen kam, daß es nicht auswendig gelernte
Rede, sondern in der Form und Weise, wie
es gesprochen wurde, den Eingebungen des
günstigen Augenblickes gleich zu stellen war.

Die Gewohnheit der Sammlung und
stillen Selbstbetrachtung vor dem Anfange
des Gottesdienstes war bey Sebastian die
Frucht eines widrigen Ereignisses seiner Uni-
versitätsjahre. Als er anfing sich im Pre-
digen zu üben, ging er einstmals in der
Woche vor dem heiligen Osterfeste auf das
Land, mit einem Empfehlungsschreiben an
den Pfarrer des Ortes, wo er einen Ver-
such im Predigen zu machen wünschte. Als
er in das Pfarrhaus trat, sah er den Pf

genthümer, einen wohlbeleibten und stattlichen Mann, im geistlichen Ornate in der Hinterthür stehen, nach dem Hofe zugewendet, und in heftiger Rede gegen einige Knechte begriffen, die Etwas in ihren Geschäften verabsäumt haben mochten. Seine starke Stimme schallte laut durch das ganze Haus; wilde Scheltworte flogen umher, und was etwa den Worten noch an Nachdruck fehlen mochte, ergänzte der Schwung der geballten Faust. Sebastian, über diesen unerwarteten Auftritt bestürzt, war im Begriff sich still zurückzuziehn, um dem Manne die Beschämung zu ersparen, in die er, seiner Meinung nach, bey dem Anblicke eines fremden Zuhörers gerathen müßte; als sich der Pfarrer umwendete, und noch mit einem Fluche auf den Lippen, mit glühendem Gesicht und gerunzelten Augenbraunen fragte: Was will der Herr? — Sebastian übergab ihm seinen Brief, und

da der Pfarrer daraus ersah, daß er in der Absicht käme, ihm eine und die andre Predigt abzunehmen, zogen sich die finstern Augenbraunen aus einander, die Stirn heiterte sich auf, und er sagte ganz freundlich: Sie sollen mir willkommen seyn. Ich wußte auf meine Ehre nicht, wo ich mit aller der Festtagsarbeit zu Rande kommen sollte. Und da muß mir eben noch recht zur Unzeit eine Taufe in die Quere kommen, die ich jetzt gleich abthun muß. — Sebastian folgte diesem Ehrenmanne nach, den sein häuslicher Zorn auch in die Kirche begleitete; wo er den Schulmeister, ich weiß nicht weshalb, vor aller Welt auszankte; auf dem Wege nach dem Taufsteine ein kleines, ängstliches Mädchen, das ihm vor die Füsse lief, zur Seite warf; und mitten in der Taufhandlung mit zornglühem Gesicht die halbgeöffnete Kirchthür zu verschliessen befahl; und so die heilige Handlung ohne

Andacht, ohne Zufügung eines einzigen, eignen erbaulichen Wortes, mit der größten Eile vollzog. — Bey dieser Gelegenheit und im Angesichte des Altars faßte Sebastian den Entschluß, sich nie der Gefahr auszusetzen, das Heiligste und Unheiligste auf eine so leichtsinnige Weise zu mischen; und sich nie anders als mit einem stillen und gesammelten Gemüthe und mit frommen, der Handlung angemessenen Gedanken der Verehrung des Höchsten zu nahn. Diesem Vorsatze ist er sein ganzes Leben hindurch unverbrüchlich treu geblieben, und ich kann mit Ueberzeugung sagen, daß die gesegneten Folgen seiner Amtsführung mit dieser frommen Behandlung seines Berufs auf das engste zusammenhingen.

* * *

Ich will hier gleich noch Einiges hinzusetzen, was mir aus Sebastians Gespräch

chen über ſeinen Beruf im Gedächtniß ge-
blieben iſt. „Der Kern und Mittelpunkt des
proteſtantiſchen Gottesdienſtes pflegte er zu
ſagen, iſt die erbauliche Lehre oder die Er-
bauung durch die Lehre, und die Gnadenmit-
tel unſrer Kirche nehmen ihre Kraft nur
aus der mit ihnen verbundenen, durch göttli-
chen Segen befruchteten Lehre her. Iſt es
nun wohl ein Wunder, wenn die Gottes-
furcht ſchwindet, und die göttliche Kraft des
Chriſtenthums ſich zu mindern ſcheint, wo die
Lehrer ihrer Pflicht uneingedenk, ohne leben-
digen Glauben, ohne Liebe und ohne Freu-
digkeit predigen? Den Glauben, das heißt,
die innere Ueberzeugung von der Wahrheit,
kann nur der geben, der ihn ſelbſt hat.
Nun iſt aber die Wahrheit, die der Prediger
den Menſchen zu verkündigen berufen iſt,
ſo hoch und herrlich, ſie iſt ſo ſicher in die
geheimſten Tiefen des Gemüths gelegt, und
fährt endlich mit ſolcher Zuverläßigkeit durch

die Klippen des Lebens dem Himmel zu, daß es kaum zu denken ist, wie ein Prediger nicht davon sollte ergriffen werden. Ist er es aber, und hat er jene Tiefen, so weit es menschliche Kraft vermag, mit Eifer und Einsicht durchforscht, so wird auch seine Lehre Früchte tragen. Nur darf keiner hoffen zu ernten, wenn er nicht sät. Die Freude an der grünenden Saat und an dem Reichthum der Ernte blüht nur aus Furchen auf, die der Ackermann tief in die Erde gedrückt und mit seinem Schweiße benetzt hat."

Zu einer andern Zeit sagte er: „Ehedem habe er wohl in der Meinung gestanden, daß der Prediger vorzüglich auf das Gefühl und die Einbildungskraft wirken müsse; aber die Bemerkungen meines Vaters und seine eignen Erfahrungen hätten ihn eines Bessern belehrt. Klarheit der Einsicht und gründliche Belehrung sey immer das Erste; ohne diese

ſey das leicht erweckte Gefühl wie ein Blumenduft, den die Lüfte eben ſo ſchnell herbeyführten als verwehten, während die Erkenntniß dem gefunden Saamen gleiche, der, wo er hinfällt, Wurzeln treibt und ein neues Leben erzeugt. Erſt wenn für Jenes geſorgt ſey, habe auch die Belebung des Gefühls einen Werth. Das Gefühl ſey dem Regen vergleichbar, der den Boden erweiche, und den Schooß der Erde empfänglich mache; aber der Regen allein befruchte den Acker nicht, und wenn er ſich allzu reichlich ergöſſe, verwandle er das Fruchtfeld in einen todten Sumpf, das nur Unkraut und giftiges Gewürm erzeuge. Mit jenem Irrthume verwandt ſey der, daß ſich der Prediger nur mit reinhimmliſchen Dingen, mit der Natur des göttlichen Weſens, mit den geheimnißvollen Wirkungen der Gnadenmittel, dem Wunder der Erlöſung, dem Zuſtande nach dem Tode, und ähnlichen hohen

und geheimnißvollen Dingen beſchäftigen, und durch dieſelben ſeine Zuhörer über ſich ſelbſt und die irdiſchen Sorgen empor heben müſſe. Der Menſch ſey allerdings an den Himmel gewieſen; aber wie er ſich nicht einen Fuß breit erheben könne, ohne ſich auf den harten Boden zu ſtützen und von dieſem aufzuſchwingen, ſo könne er auch nur durch den rechten Gebrauch des Irdiſchen zu dem Genuſſe des Himmliſchen gelangen. Mit der erſten Nahrung an der Bruſt der Mutter ſauge das Kind die erſte Liebe ein; in dieſer erſten Liebe zu den ſichtbaren Eltern lerne es die Liebe des unſichtbaren Vaters im Himmel ahnden; und wie er den Beyfall ſeines leiblichen Vaters durch Tugend und Tüchtigkeit in ſeinen Arbeiten gewinne, ſo fühle er ſich auch dem unſichtbaren durch Tugend und Tüchtigkeit näher gebracht. Als der Menſch aus dem Paradieſe vertrieben worden, habe Gott ihm

auferlegt, ſein Brod im Schweiße ſeines Angeſichts zu gewinnen; und ſo müſſe auch der Himmel gewonnen werden durch anhaltende Anſtrengung, treue Erfüllung jeder Pflicht, weiſen Gebrauch der Zeit, und durch fromme Ergebenheit in die Opfer und Leiden, die uns der göttliche Wille auferlegt; nicht aber müſſe man ihn erſchwingen wollen auf den Flügeln bequemer Träumerey, und durch ein üppiges Schwelgen in hochmüthigen Phantaſien, die man etwa gar zu dem Range himmliſcher Erleuchtungen erheben wolle. Der Weg zum Himmel werde alſo durch Arbeit gebahnt, nicht durch Müſſiggang, von dem die Schrift vielmehr ſage, daß er der Anfang des Laſters ſey. Beten ſey das Bedürfniß eines frommen und liebenden Herzens; aber das Beten an die Stelle der Arbeit ſetzen, und mit Vernachläſſigung andrer Pflichten, ein Geſchäft des Lebens daraus machen, ſey eine Ver-

kehrtheit, die weit entfernt die Gottesfurcht zu befördern, sie vielmehr in ihren Wurzeln zerstöre. Der fromme Mensch richte in allen seinen Handlungen sein inneres Aug auf Gott, und mache dadurch sein ganzes Leben zum Gebet; und man könne mit Zuversicht glauben, daß das Aug Gottes mit größerem Wohlgefallen auf dem Sämanne ruhe, der beym Auswerfen des Saamens mit dem Blicke zum Himmel denkt: Gott gebe seinen Segen dazu! als auf dem Mönch, der von Mitternacht bis zum Morgen, und vom Morgen bis zum Abend eine vorgeschriebene Anzahl von Gebeten pflichtmäßig und ohne Erhebung lieſt und absingt. —

Diesen Grundsätzen war es angemessen, daß Sebastian in seinen Predigten vor allen Dingen nach Klarheit und Verständlichkeit strebte. Immer sprach er mit der Innigkeit, welche die Ueberzeugung gibt, oft mit Beredsamkeit und Feuer, immer aber hielt er

ſich fern von Schwulſt und Schwärmerey. Seine Worte waren einfach, aber ihr Sinn tief und ergreifend. Voll des hohen Berufs die frohe Botſchaft der Liebe Gottes unter den Menſchen zu verkündigen, die Gewiſſen zu erwecken, das Gute zu befördern, das Böſe zu bekämpfen, die Leidenden zu tröſten, die Schwachen aufzumuntern, die Frevler zu ſchrecken, betrat er die Kanzel jedesmal mit bewegtem Gemüth. Niemand konnte ihn hören, ohne überzeugt zu werden, daß das, was er ſagte, aus der Tiefe und Fülle ſeiner Ueberzeugung käme, und daß ihm daran läge, dieſe frohe und fromme Ueberzeugung auch Andern mitzutheilen. In dieſem Beſtreben vorzüglich, das ſich in Worten, Ton und Haltung zeigte, lag die Kraft ſeiner Rede, die auch den Ungebildeten ergriff, nicht in äußerm weltlichen Schmuck, oder in prunkendem Bilderkram und eitelm Blumenwerke, womit

wohl Mancher ſeine Rede beſtreut, und meint, er mache es gut. — Auch hierinne ſtimmte ſeine Lehrart mit der Geſinnung meines Vaters zuſammen, welcher oft ſagte: Es ſey ihm nicht leicht etwas mehr zuwider, als der Prunk, den manche Prediger mit ſchönen Worten, neumodigen Wendungen, dichteriſchen Redensarten und allerley Wortſpiel trieben. Meiſt wären es zuſammengebettelte Flicken, die von Fern blendeten, aber die innre Blöße und Armſeligkeit der Gedanken ſchlecht bedeckten. Wenn es aber auch vielleicht von beſſerem Gehalte ſey, ſo ſey doch die Schönrednerey ohne einen tüchtigen Grund und Gediegenheit der Gedanken ein ganz eitles und weltliches Treiben, das weder Gottesdienſt, noch chriſtlicher Unterricht zu heißen verdiene. Denn der diene doch Gott gewiß nicht, der ſeiner eignen armſeligen Eitelkeit fröhne, und unbekümmert um die Früchte ſeiner Re-

de, nur auf die Bewunderung ſeiner Zuhörer aus ſey. Solche Wortwechsler und Schönredner kämen ihm vor, wie ein Sämann, der, ſtatt guter Körner, bunte Kieſel oder taube Blüthen auf den Acker ſtreue, und ſich dann doch wundre, daß ſein Feld nur Dornen und Diſteln trage. Solcher Tand verhärte das Herz und ſchwelle es mit dem Dunſte der Eitelkeit auf; ein lebendiger Glaube könne daraus nicht hervorgehn. —

Es war nun ganz vorzüglich das Streben nach Klarheit und Einfachheit, um deſſentwillen er ſeine Predigten ſorgfältig ausarbeitete, und das, was er darinne ausſtrich und verwarf, war meiſtentheils ſolcher Schmuck, den wohl Mancher als eine beſondre Zierde ſeiner Rede aufgeleſen hätte. Einen Gedanken zu erweitern und aufzuſchwellen fand er nicht ſchwer, aber ihn abzukürzen und zuſammenzuziehn; und er meinte, daß ſo wie Sparſamkeit mit Geld

und Sachen ein Hausweſen befeſtige, ſo auch Sparſamkeit mit Worten der Gediegenheit der Gedanken zu Statten komme. Wenn ein Gewächs allzu üppig Blätter treibe, ſo werde nicht viel aus den Blüthen und Früchten; man müſſe daher jene wegnehmen und hemmen, um dieſe zu gewinnen. — Als es einſtmals im Drange der Geſchäfte genöthigt geweſen war, bey einer Amtshandlung aus dem Stegreiſe zu ſprechen, und ich ihm bemerkte, daß er ja ſeine Arbeit ſehr vermindern würde, wenn er das, was ihm nach meiner Einſicht ſo gut gelänge, öfters verſuchte, antwortete er mir: Er habe eine Verſuchung dieſer Art wohl ſelbſt ſchon öftrer gehabt, aber ihr immer herzhaft widerſtanden, weil ſo ein Durchbrechen der alten Gewohnheit und Verſätze leicht weiter führe, als man anfänglich gemeint habe. Dann erzählte er mir eine Geſchichte, die ihm jedesmal in den Sinn kom-

me, wenn ihn die Luſt anwandle, es ſich bequemer zu machen. Jacob Andreä, ſagte er, ein um die Kirchenverbeſſerung hoch verdienter Mann, hatte einſtmals auf dem Lande, ich denke es war in einem Geſundbrunnen des Herzogthums Wirtenberg, vor einer Dorfgemeinde gepredigt. Nach gehaltener Predigt fragte er ſeinen Sohn, welcher daben gegenwärtig geweſen, und auch ein groſſer Gottesgelehrter war, was er davon urtheile; und als dieſer, vielleicht nur aus Ehrfurcht vor ſeinem Vater, lobend davon ſprach, ſagte Andreä faſt zürnend: Wie? ſchämſt du dich nicht auf dieſe Weiſe zu urtheilen? Haſt du nicht meine Angſt wahrgenommen, und mit welcher Ungewiſſheit und Verlegenheit ich geſprochen habe? Ich, ein Doktor der Gottesgelahrtheit, der ſo vielen Synoden beygewohnt, und vor ſo vielen und groſſen Männern geſprochen habe, bin einer Ohnmacht nie näher gewe-

ſen als heute vor dieſer Gemeinde von Landleuten. So ſehr hatte mich die göttliche Gnade verlaſſen, weil ich dieſen geringen Haufen verachtete, und mir einbildete, daß es bey ihm keiner beſondern Vorbereitung bedürfe. Laß dich dieſes Beyſpiel belehren. Predige nie vor der Gemeinde Chriſti, wie arm und niedrig ſie auch ſey, ohne vorhergehendes Nachdenken und frommes Gebet. Stets verrichte dein Amt mit Vorſicht und Sammlung. Sonſt wirſt du für das verletzte Heiligthum büßen, wie es mir beynah ergangen wäre.

Und dieſe Geſchichte, ſetzte Sebaſtian hinzu, hat einen ſolchen Eindruck in mir zurückgelaſſen, daß es mir immer iſt, als ſpräche der fromme Andreä zu mir, und richte ſeine warnende Lehre an mich. Dieſe Lehre ſoll bei mir nicht verlohren ſeyn.

Nachdem wir unſre erſten Einrichtungen getroffen hatten, mußten wir an die Beſuche in der Nachbarſchaft denken, mehr um nicht gegen den Gebrauch anzuſtoßen, als aus Verlangen nach neuen Gegenſtänden und ausgedehnteren Bekanntſchaften. Ich war zu glücklich, um ein Bedürfniß dieſer Art zu fühlen, und je mehr ich in meinem Hauſe Befriedigung meiner Wünſche fand, deſto weniger zog mich das Fremde und Unbekannte an. Unſre Nachbarn waren mir alle ganz fremd; ich kannte ſie kaum dem Nahmen nach; und auch Sebaſtian hatte Näheres nur von den wenigſten gehört. Mehrere dieſer Beſuche haben keinen Eindruck bei mir zurückgelaſſen. Sie wurden als Ceremonienſache empfangen und wiedergegeben, und führten keine anziehenden Verhältniſſe herbey. Ich will alſo nur von denen erzählen, die mir auf die eine oder die andre Weiſe merkwürdig geblieben ſind,

oder die ſpäterhin auf unſer Leben Einfluß gehabt haben.

Einer der leßtern Art, und auf alle Weiſe einer der erfreulichſten, war der Beſuch in der Pfarre von Erbach. Die flachen und unbedeutenden Umgebungen dieſes Ortes auf der Seite nach Mainau hin, die an dem grauen Tage, den wir gewählt hatten, noch unbedeutender erſchienen, hatten mich, ich weiß nicht wie, etwas trübe geſtimmt, und ich erwartete nichts anders als einen recht langweiligen Nachmittag. Beym Eintritte in den Ort ſelbſt fanden wir dieſen weit beſſer als ſeine Umgebungen. Ein gewiſſer Anſtrich von Ordnung, ja von Wohlhabenheit herrſcht durch das Dorf. Die Häuſer ſind meiſt in gutem Stande erhalten, die Vorpläße reinlich und häufig mit kleinen Gärten verziert, die Fenſterſcheiben wohl gewaſchen, und die Menſchen, die herausſahen, grüßten uns mit hellen und

freundlichen Augen. Wir fragten nach dem Wege in die Pfarre, und ein junges blühendes Weib mit einem Kinde auf dem Arm und einem andern an der Hand geleitete uns. Ein freyer Platz öffnet sich zur Seite nach der Kirche hin, mit einem Brunnen und hohen Linden geschmückt, zwischen denen uns die Pfarrwohnung gar freundlich anlächelte, deren Eingang eine Laube von Geißblatt wie ein Kranz umzog. Zu beyden Seiten derselben waren Bänke befestigt, auf deren Einer zwey Töchter des Hauses saßen, die eine strickend, die andre nähend, und ein kleines Mädchen saß vor ihnen auf einer Fußbank, und schien, ebenfalls strikkend, einer Erzählung zuzuhören. Bey unsrer Annäherung standen die Kinder von ihren Sitzen auf, kamen uns einige Schritte entgegen und bewillkommten uns. Die älteste, etwa ein Kind von dreyzehn Jahren, erbot sich uns zu ihren Eltern zu füh-

ren. Die kleinere Schweſter lief einige Schritte mit, indem ſie ihr einigemal leiſe zuflüſterte: Aber du erzählſt mir doch die Geſchichte? naus? und als ihr dieſe zunickte, lief ſie zurück, faßte das kleine Mädchen unſrer Führerin bey der Hand, und zog ſie zu ſich auf den Fußtritt nieder, während die Mutter Platz neben der zweyten Schweſter nahm, die ihre Arbeit nicht einen Augenblick unterbrochen hatte. Das beſcheidene und ruhige Weſen dieſer Kinder, ihre natürliche Höflichkeit, die Reinlichkeit ihres höchſt einfachen Anzugs — Alles das machte den angenehmſten Eindruck auf mich, und ließ mich in dieſem Hauſe das erwarten, was ich wirklich darinne fand. Wir folgten unſrer kleinen Führerin durch das Vorhaus, wo ſie, ohne ſich aufzuhalten, einiges kleine Geräth, das im Wege ſtehen geblieben war, zur Seite ſchob, in den reinlichen, wohlgeordneten Hausgarten, wo ſie

uns ihre Eltern in einer Laube zeigte, und ſich dann mit einer freundlichen Verbeugung wieder zurückbegab. Die Pfarrin ſaß mit einem Säugling an der Bruſt; ihr Mann neben ihr mit einem Buche in der Hand, aus dem er vorlas. Bei unſerm Anblicke legte er das Buch zur Seite, und kam uns entgegen; die Frau aber, die ſich auch zum Aufſtehen anſchickte, hielt ich auf ihrem Sitze zurück, indem ich ohne Umſtände Platz neben ihr nahm. Ihr mütterliches Herz gewann ich ſogleich, da ich von ihren allerliebſten Kindern ſprach, und wir waren ſchnell im Zuge des Geſprächs. Ich verbarg ihr den Eindruck nicht, den die Umgebungen des Ortes auf mich gemacht hatten, daß aber der Ort ſelbſt dieſen Eindruck ſchnell wieder auslöſche habe. Die Gegend von Rainau, antwortete ſie, iſt freylich viel ſchöner als die unſrige; aber man muß ſchon zufrieden ſeyn, wie es der Himmel

gemacht hat. Ich bin hier in Erbach geboren und erzogen; mein seliger Vater hat der Gemeinde vierzig Jahre lang vorgestanden; es ist kein Plätzchen rund umher, das ich nicht kenne, und das mir nicht Etwas aus meinen Kinderjahren und meiner Jugendzeit zu sagen hätte. Und am Ende ist doch bey einer jeden Sache das Beste das, was man dabey denkt und fühlt. — Mit gleicher Einfachheit und Klarheit sprach sie auch über andre Gegenstände. Ob sie gleich das Land nie verlassen hatte, so war sie doch nicht unbekannt mit der Welt, und die Art ihrer Bildung, in welcher das Schlichte, Geordnete und Verständige vorherrschend war, legte von der Erziehung, die sie im väterlichen Hause genossen hatte, das vortheilhafteste Zeugniß ab. „Mein erster Freund, sagte sie einstmals zu mir, war mein Vater. Er ist auch mein einziger Lehrer gewesen, bis ich heirathete. Da nahm

ihm mein Mann dieſes Geſchäft ab, der eben ſo lehrhaft, ſo freundlich und nachſichtig iſt, wie mein ſeliger Vater war.“ — Auf dieſelbe Weiſe aber, wie ſie erzogen worden war, erzog ſie jetzt ihre Töchter, anſpruchslos und fromm; und wie ſie ſelbſt das Glück ihres Mannes gemacht hat, ſo ſind auch ihre Töchter die Frauen wackrer Männer, und glückliche Mütter geworden.

So wie uns Frauen bald wohl zuſammen war, ſo auch den Männern. Nach der erſten Begrüſſung waren ſie gleich im Geſpräch, und nach kurzer Zeit gingen ſie, wie alte Freunde, Arm in Arm den Garten auf und ab. Wie man oft wahrnimmt, daß Menſchen, die ſich im Innern gleichen, dieſe Aehnlichkeit auch durch ihr Aeuſſeres ankündigen, ſo war es auch bey dieſen Männern. Beyde waren von ſtattlichem Wuchſe, ihr Gang feſt und abgemeſſen, ihre Bewegungen kräftig, aber ohne Heftigkeit, und

auf ihren Mienen ruhte, bey aller übrigen Verschiedenheit der Züge, eine Heiterkeit, die den innern Frieden ihrer Seele verkündigte. Sehr bald wurden sie mit Freuden inne, wie sehr ihre Gesinnungen in den wesentlichsten Dingen, in der Ansicht ihres Berufs, der Wichtigkeit ihres Amtes, dem Zweck und Ziel ihrer Lehren, und der gewissenhaften Erfüllung ihrer Pflichten zusammenstimmten. Beyde hatten sich diesem Berufe aus inniger Liebe gewidmet, beyde fanden in ihm ihr Glück, beyde waren endlich in gesittete, fromme Gemeinden eingetreten, deren langbegründete Gewohnheiten ihren Wünschen wohlwollend entgegenkamen. — Unsre beyderseitigen Vorfahren, sagte der Pfarrer von Erbach, waren eine Reihe von Jahren hindurch und bis an ihren Tod die vertrautesten Freunde. Auf Einer Schule, auf Einer Universität gebildet, hatten sie dieselben Lehrer gehabt, und nach Vollen-

dung ihrer Studien traf es ſich, daß ſie, nach einer Trennung von wenigen Jahren, faſt um dieſelbe Zeit in dieſe Nachbargemeinden berufen wurden. Hier ſetzten ſie die vormalige Freundſchaft fort, und indem ſie ſich ihre Erfahrungen und Anſichten mittheilten, erweckten ſie gegenſeitig ihren ſchönen und redlichen Eifer, und genoſſen die ſegenreichen Folgen deſſelben mit gemeinſamer Freude. Ich habe das Glück gehabt, ſetzte er hinzu, dieſe beyden würdigen Männer zu kennen, von ihnen zu lernen, und mich an ihrem Beyſpiel zu ſtärken. Der Eine wurde mein zweyter Vater. Er hat mir ſeine einzige Tochter, ſein Amt, und mit beydem den Wunſch und Vorſatz hinterlaſſen, das, was er begonnen hatte, fortzuſetzen, und die Spuren zu verfolgen, die ich überall auf meinem Wege eingedrückt ſehe. Noch fehlt mir Eines — daß ich auch unter meinen Amtsbrüdern einen

Freund finde, wie er hatte. — Indem der Pfarrer so sprach, begegneten sich die Blicke der beyden Männer und zugleich ihre Hände, und sich gegenseitig fassend, sagten sie fast zu gleicher Zeit: Wenn es Gottes Wille wäre, daß wir das Beyspiel unsrer Vorfahren erneuerten! — und bey diesen Worten fielen sie einander an die Brust, und der Bund war geschlossen, der eine Reihe von Jahren hindurch bis zu dem Tode meines Mannes, der zuerst von hinnen schied, ohne Wechsel und Wandel bestanden hat.

Von diesem Tag an lebten wir zusammen als Nachbarn, und wie verschwisterte Familien. Wir besuchten uns, so oft es die Umstände verstatteten, und unterstützten uns gegenseitig in Freud und Leid. Bisweilen tauschten wir unsre Kinder gegen einander aus, und es war uns eine große Freude, unsre Liebe auf jene fortgehn zu sehn.

Was jene theuern Freunde an Jahren und Erfahrung vor uns voraus hatten, kam uns zu gut; denn sie theilten uns gern und ohne Zurückhaltung die Schätze ihrer bessern Einsichten mit. Ich habe wohl oft geirrt; daß es aber nicht häufiger geschehn ist, verdanke ich am meisten dem Rath und Beyspiel meiner guten Amalie, die mir, so viele Jahre hindurch, wie eine ältere Schwester, oder wie ein treuer Schutzgeist der Liebe und Freundschaft zur Seite gestanden hat.

* * *

Der nächste Besuch, den wir zu machen hatten, war bey dem Special der Diöcees. Wie ganz anders hier Alles! Wir hatten auf den Rath unsrer Erbacher Freunde einen Boten vorausgeschickt, und wurden in der aufgeputzten Besuchsstube von dem Ehepaare erwartet, dessen ärgre Verschiedenheit auffallend war. Er, ein kleiner, wohl-

beleibter Mann mit rothen herabhängenden Backen, breitem Munde und ſtruppigen Augenbraunen, unter denen ſchwarze Augen voll unruhigen Feuers blißten; ſie, lang und mager, mit durchdringenden grauen Augen, die ſich nah an die ſcharfkantige, ſtarkgebogene Naſe drängten; er, lebhaft und derb; ſie, unendlich ceremoniös, mit einer Anmaaßung von vornehmem Weltton, den ſie aus frühern Verhältniſſen — ſie hatte als Kammerjungfer bey einer Hofdame geſtanden — auf das Land begleitet hatte. Sie war die dritte Frau des Specials, und, wie es ſchien, keine milde Stiefmutter. Nachdem wir an dem aufgedeckten, mit Silber und Porzellan überflüſſig ausgeſchmückten Kaffetiſche Platz genommen hatten, bedienten uns die beyden Töchter der erſten Ehe, blaſſe, ſchüchterne Mädchen, die bey jeder Bewegung ängſtlich nach den Blicken ihrer ernſten Stiefmutter ſchielten. Auch

nahmen die Befehle, der Tadel, die Zurechtweiſungen kein Ende, und an jeden Verweis wurden Entſchuldigungen über ſchlechte Bewirthung, bisweilen auch ſtrafende Klagen über verzogne Kinder angeknüpft. Ich hatte herzliches Mitleiden mit den armen Mädchen, die einmal über das andre errötheten, um deſto mehr, da den eignen Kindern der Frau Specialin aller Wille gelaſſen ſchien. Da dieſe unaufhörlich hin und herliefen, die Thüren ſchlugen, bald dieſes, bald jenes von ihrer Mutter forderten, ſich gegenſeitig verklagten, was ihnen beliebte, vom Tiſche nahmen, und, wenn es die Mutter verwehren wollte, mit ihrem Raube davenliefen, ſo konnte ein zuſammenhängendes Geſpräch nicht aufkommen, und ich hatte Zeit auf das zu hören, das der Special mit Sebaſtian führte. Lieber hätte ich auf dieſes nicht gehört. Daß der Mann über die mannichfaltigen Laſten ſeines

Amtes klagte, hätte ihm verziehen werden können; aber daß er den geistlichen Stand überhaupt als den mühseligsten und freudenlosesten schilderte; daß er sich vermaß, keiner seiner Söhne solle geistlich studiren; daß er von der Würde seines Berufs gar keine Ahndung zu haben schien, das empörte mich, und Sebastian sah bey dem unerbaulichen Gespräche ganz trübsinnig aus. Da dieser in seine allgemeinen Klagen nicht einging, fing er an mit Heftigkeit auf seine Gemeinde zu schelten, und sein Loos vornemlich darum zu beklagen, weil er seine besten Kräfte unter einer solchen Heerde schlechten Volkes vergeuden müsse. „Und wenn ein Engel vom Himmel käme, sagte er, und ihnen predigte, sie hörten ihn doch nicht. Fahr ich ihnen nicht jeden Sonntag mit Gottes Wort auf den Kopf; aber was hilft's? In der Schenke lachen sie über meine Strafpredigten, und spotten über die Hölle, die

ich ihnen vormahle; betrügen mich, wo ſie nur können, um den Zehnten, beſtehlen mir den Garten, und verkürzen mich bey den Stolgebühren. Und ſelbſt das Geſinde hilft den Dieben. So unermüdlich meine Frau in der Wirthſchaft iſt — ſie hat, ſo wahr ich lebe, Falkenaugen — und ſo ſtreng ich ſelbſt hinter den Leuten her bin, ſo haben wir doch nie einen Knecht oder eine Magd, die uns nicht etwas veruntreut hätte. Und daß mir nur Eines etwas zu Liebe thäte! Gott bewahre! Alles muß bezahlt, auf den Kopf muß Alles bezahlt werden.“ — So ging es noch eine gute Weile fort, als er hinausgerufen wurde. Wir hörten den Ton einer bittenden Stimme; die Worte ſelbſt konnten wir nicht verſtehn; deſto vernehmlicher aber klang die Antwort des Ereials herein: „Nein, nicht einen rothen Heller erlaß ich Euch. — Ja, wenn es betteln gilt, könnt Ihr ſchon demüthig ſeyn!

Im Wirthshause habt Ihr immer Geld voll auf; aber, wenn etwas auf den Altar gelegt werden, wenn der Priester sein sauer erworbenes, kärgliches Opfer bekommen soll, da sind alle Taschen leer. Mit Einem Worte, Ihr bezahlt, was Eure Schuldigkeit ist, oder Ihr mögt sehn, wer Eure Mutter begräbt." —

Mit diesen Worten kehrte er zu uns zurück und warf die Thür hinter sich zu; und wie er Einmal im Zorn war, so ergossen sich seine Klagen mit noch größerer Heftigkeit als zuvor. Er beschwor meinen Mann, nie den Bauern zu glauben, wenn sie Etwas erlassen haben wollten; nie einem unzeitigen Mitleiden Gehör zu geben, sondern auf das herkömmliche Recht zu halten, wenn auch nicht um seinet-, doch um der Nachfolger willen. „Ich fürchte, setzte er hinzu, daß Ihr Vorfahr, der es mit seiner Weichmüthigkeit auch zu nichts hat bringen

können, die Einkünfte ihrer Stelle schon ansehnlich heruntergebracht hat."

Mein Mann war dieser Unterhaltung längst überdrüßig, und da er am wenigsten Lust hatte, den Tadel seines Vorgängers, für den er die größte Verehrung fühlte, anzuhören, brach er schnell auf. Der Abschied war noch kälter als der Empfang; der Mann noch aufgeblasner, die Frau noch vornehmer. Sie mochten glauben, für einen ihnen untergeordneten Pfarrer jetzt genug, ja, zu viel gethan zu haben; oder sie mochten uns ihres Wohlwollens unwürdig finden, da weder mein Mann auf die Ansichten seines Vorgesetzten, noch ich auf die umständlichen Ceremonien der Frau Specialin eingegangen war. Uns wurde erst wohl, als wir das Haus im Rücken hatten; aber noch in einiger Ferne hörten wir die gellende Stimme der Specialin, mit einigen Donnerschlägen der Stimme ihres

Mannes gemiſcht, die wahrſcheinlich jetzt an den älteſten Töchtern jedes Verſehn, das ſie in ihrer Bedienung begangen hatten, gemeinſchaftlich mit unerbitterlicher Strenge rügten. — —

Die Erfahrungen, die ich bey fortgeſetzter Bekanntſchaft mit den Predigerfamilien unſrer Nachbarſchaft eingeſammelt habe, haben immer mehr die Ueberzeugung in mir befeſtigt, daß die Sitten und Geſinnungen der Landleute mit denen ihrer Prediger auf das engſte zuſammenhängen. Zwar würde es höchſt ungerecht ſeyn, den Prediger für alles Böſe, das in ſeiner Gemeinde geſchieht, verantwortlich zu machen; aber von dem Guten, was in ihr aufblüht, darf er ſich Vieles zurechnen; und auch das Böſe, das nicht geſchieht, iſt meiſt ſein Verdienſt. Ihm iſt das Größte und Wichtigſte anvertraut. Die weltliche Obrigkeit wirkt mehr durch die Furcht; der Geiſtliche hat das Herz der Ge-

meinde in seiner Hand. Nach der gemeinen und herkömmlichen Ansicht hängt die weltliche Ordnung allzu eng mit dem Vortheile der Regierenden zusammen, und die Forderungen, welche diese machen, gehen allzusehr auf das Irdische, als daß sie grosses Vertrauen einflößen sollten; daher sich in dem Hintergrunde der Furcht ganz gewöhnlich eine geheime Neigung zum Widerstande, oder doch ein Wunsch jene Forderungen umgehen zu können erzeugt. Die göttliche Ordnung der Welt hingegen, deren Lehrer und Verkündiger der Prediger ist, hat mit dem Eigennutze nichts gemein, und indem sie ihre Forderungen nur an das Gemüth richtet, weckt sie das Gefühl der sittlichen Freyheit, das Höchste und Heiligste, was ein menschliches Herz bewegen kann. In allen nicht ganz verwilderten Menschen — und dieser sind immer nur wenige — ist eine Sehnsucht nach dem göttli-

lichen Worte und der Offenbarung deſſelben, die dem Menſchen als ein inneres Licht auf ſeiner irdiſchen Wallfahrt verliehen iſt; und ſie finden ſich gern da ein, wo es ihnen in ſeiner hohen Einfalt mit lebendigem Gefühl und Glauben verkündigt wird. Das Vertrauen der Gemeinde kömmt in den allermeiſten Fällen dem Prediger entgegen; er muß es nur zu erhalten und zu nähren wiſſen. Dieſes geſchieht aber, wenn ſein Leben mit ſeiner Lehre zuſammenſtimmt, wenn er ſeinen Beruf mit Eifer und Treue erfüllt, wenn er kein Opfer ſcheut, das ſeine heiligen Pflichten fordern, wenn er Liebe übt in ſeinem Hauſe und gegen die Seinigen, gegen ſeine Gemeinde und gegen alle Menſchen. Ich weiß wohl, daß es Prediger giebt, welche ſagen: Ich lehre recht; was geht Euch das Uebrige an? — aber dieſe Geſinnung iſt eben ſo irrig, als ſie unchriſtlich iſt. Wenn bey jeder Art

des Unterrichts nicht bloß das Wort und Gemüth des Lehrers, sondern sein ganzes Wesen, seine Sitten und sein Gemüth wirkt, wie sollte die Eigenthümlichkeit des Lehrers gerade bey dem Unterrichte weniger beachtungswerth seyn, der im Gemüthe empfangen, das Gemüth des Zuhörers zum Kampfe stärken, und mit dem Saamen guter Thaten erfüllen soll? — Der Geistliche, dessen Leben mit seiner Lehre im Widerspruche steht, rottet mit der einen Hand aus, was er mit der andern gepflanzt hat. Der Lehrer einer gemeinen Kunst oder Wissenschaft, welcher gegen die Vorschriften sündigt, die er seinen Zuhörern und Schülern gibt, wird ohne Zweifel verlacht; der Geistliche wird verachtet, und diese Verachtung geht nur allzu leicht auf seine Lehre über. Wo gäb' es aber eine schwerere Schuld, als auf solche Weise das Ehrwürdigste herabzuwürdigen? oder wie möchte

man ſich wundern, wenn da, wo das Gute freventlich niedergetreten wird, das Unkraut widerlich wuchert? Wie ſoll der Laie die Verſuchung zum Böſen bekämpfen, wenn ihr der Prediger der Enthaltſamkeit unterliegt? Wie ſoll jener den Sinn auf das Unſichtbare richten, wenn ſein Führer dahin nur an dem Irdiſchen haftet, nach Genuſſe geizt, und die Mittel des Genuſſes auf alle Weiſe zuſammenrafft? Der Geiſtliche, der in ſeinem Amte und den Verrichtungen deſſelben nur ein Mittel des Erwerbes ſieht, ſteigt dadurch von ſeiner höhern Stufe in das Gebiet des Handwerkers herab; und wenn er die Gebühr mit Strenge beytreibt, ſo wird dieſe Strenge deſto verhaßter, da er der Prediger der Milde und Barmherzigkeit iſt. Es iſt alſo auch gar nicht genug, daß ein Prediger die öffentlichen Geſchäfte ſeines Amtes mit Gewiſſenhaftigkeit und Anſtand verrichte; er muß der Freund ſei-

ner Gemeinde, ihr Rathgeber und Muſter ſeyn; an ihm und ſeinem Thun müſſen ſie erkennen, daß die Gebote der Religion für Menſchen ausführbar ſind, und daß ihre Erfüllung Friede und Freudigkeit ſchaffe. Darum ſcheint es auch faſt nothwendig, daß ein Prediger verheirathet ſey. Nicht nur wird der Verheirathete ein größeres Vertrauen genießen, ſondern er wird auch in dem, was die Quelle aller weltlichen Ordnung und die Schule der Tugend iſt, in dem Eheſtande und ſeinen häuslichen Verhältniſſen, Muſter und Beyſpiel ſeyn können. Wo in dem Pfarrhauſe Friede und Eintracht, Mäßigkeit und Ordnung, Wohlwollen und Arbeitſamkeit herrſcht, Jedes das Seinige mit ſtillem Ernſte thut, die Eltern ihre Kinder mit Eifer und Liebe zum Guten führen, die Kinder den Eltern mit Freudigkeit gehorchen — da iſt gar kein Zweifel, daß ſich die guten Ehen in der Ge

meinde vermehren, der Ehestand selbst an Achtung gewinnen, und so die häuslichen und bürgerlichen Tugenden gedeihen werden. Mit Recht hat man gesagt, daß die Geistlichen das Salz der Erde sind, und überall wird sich die Wahrheit dieses Ausspruches bewähren, wo sie, getrieben von dem Geiste ihres Berufes, die Lehre Christi durch Wort und That kund thun. Die Erfüllung dieses Berufes ist schwer, aber sie hat ihren Lohn in sich; und ihr schönster Lohn ist ohne Zweifel die Wahrnehmung des guten Geistes und rechtlichen Sinnes einer frommen Gemeinde.

In jedem Stande und jedem Verhältnisse ist die Freude an dem Beruf die erste Bedingung zur Zufriedenheit. Der Geistliche kann davon keine Ausnahme machen, ja, er bedarf ihrer mehr, als die meisten andern, um in der Einsamkeit des Landlebens den Mangel an Anregung und

Unterhaltung zu vergeſſen, den der Aufenthalt in den Städten bietet. Die Klage über dieſen Mangel war bey den jüngern Predigern unſrer Bekanntſchaft eine unverſiegliche Quelle der Unzufriedenheit; aber leider kam ſie gar nicht immer aus einem wahren Bedürfniſſe einer beſſern und edlern Unterhaltung, oder aus einem lebendigen Streben nach höherer Bildung; ſondern ſie war bey Einigen die Quelle des Dünkels, der ihnen ihren Wirkungskreis zu unbedeutend vorſtellte; bey Andern der Ausbruch eines ganz gemeinen Verlangens nach den alltäglichſten Zerſtreuungen des ſtädtiſchen Lebens. Dieſe jammernden Verächter des Landlebens waren auch meiſtentheils die ſchlechteſten Seelſorger und die nachläſſigſten in ihrem Beruf. Ein junger Landpfarrer, der uns einſtmals beſuchte, ſagte ganz unverholen, er ſehe ſeine jetzige Stelle wie ein Exil an, und mache ſich ſein Amt, wie eine Sache

Bayerische Staatsbibliothek München

der Noth, so leicht als möglich. Dieser junge, leichtsinnige Mann hatte sich frühzeitig versprochen, und dann, um heirathen zu können, das Amt erstürmt, das er jetzt mit so großer Geringschätzung behandelte. Seine Frau, die jung und hübsch, aber ganz ungebildet, und in dem Genusse aller städtischen Eitelkeit erwachsen war, haßte das Land noch mehr als ihr Mann, und gab ihre Verachtung der Landleute mit der größten Unbesonnenheit durch ihr Betragen, ihre auffallende Kleidung und ihre Reden kund. Da sie sich nicht die geringste Mühe gab, ihrer Lage gewohnt zu werden, sondern vielmehr jede Gelegenheit ergriff, ihre thörigte Anhänglichkeit an die Stadt in dem Genusse der eitelsten Zerstreuungen zu nähren, so wurde sie selbst immer unglücklicher, und zog ihrem Manne, der sich ohne sie doch wohl in seine Lage gefunden hätte, den Haß der Gemeinde zu. So

geſchah es denn, daß kleine Anſtöße, die bey einer andern Stimmung mit leichter Mühe hätten weggeräumt werden können, zu öffentlichen Streitigkeiten erwuchſen; gegenſeitige Klagen erhoben, Verdruß von allen Seiten erregt wurde: ſo daß endlich die immer ſteigende Erbitterung eine Verſetzung nach ſich zog, die keine Verbeſſerung war. Unter dieſen Verhältniſſen war auch die Eintracht des Ehepaars und ihr ganzes Hausweſen durchaus zerrüttet worden. Gläubiger ſtürmten das Haus; oft war von Scheidung die Rede: die Kinder verwilderten. Die älteſte Tochter, ein funfzehnjähriges Mädchen, entlief ihren Eltern mit einem liederlichen Burſchen; ein Sohn wurde von der Schule verwieſen und ließ ſich anwerben; zwey andre gaben keine erfreulichern Hofnungen. Was aus ihnen geworden, iſt mir unbekannt. — Leider aber iſt dieſes Beyſpiel eines verfehlten oder verab-

säumten Berufs, und der unseligen Folgen, die aus der Gewissenlosigkeit entspringen, keineswegs das Einzige, das mir bekannt worden ist.

* * *

Die Freude meines Sebastian an seinem Amte wurde immer lebendiger, je mehr er mit den einzelnen Gliedern seiner Gemeinde bekannt wurde. „Ein Lehrer weltlicher Wissenschaft, pflegte er zu sagen, kann nicht auf die rechte Weise lehren, wenn er nicht weiß, was jedem seiner Schüler insbesondere, und ihrer Gesammtheit Noth thut; und ein Prediger des göttlichen Worts wird nur dann recht eindringlich sprechen können, wenn er die Tugenden und Mängel, die Gesinnungen und Neigungen seiner Gemeinde kennt. So wichtig die Predigt und jede öffentliche Amtshandlung ist, so ist sie doch gar nicht das Einzige, worauf

ſich ein gewiſſenhafter Prediger beſchränken darf. Er muß der Freund ſeiner Gemeinde ſeyn; er muß rathen, warnen, tröſten, ermuntern und abſchrecken, nicht bloß von der Kanzel herab — welcher die Beziehung auf das Einzelne fremd bleiben muß — auch nicht im Beichtſtuhl allein, der doch nur durch die Kenntniß der Eigenthümlichkeiten eines Jeden wahrhaft nützlich werden kann, oder endlich am Krankenbette, ſondern bey jeder ſchicklichen Gelegenheit. Es gibt wenige Menſchen, die nicht das Bedürfniß der Mittheilung fühlen; den Meiſten iſt es erfreulich über Gegenſtände der Religion zu ſprechen; Alle leihen dem, der ihnen verſtändige und milde Belehrung bietet, willig ihr Ohr. Und dieſe Belehrung wirkt eben, weil ſie zufällig iſt, und an die eigenthümlichſten Verhältniſſe geknüpft wird, weit kräftiger und ſchlägt tiefere Wurzeln, als die öffentliche bey ihrer größern Allge-

meinheit thun kann. Der Landmann, der in dem gewöhnlichen Gange seines Lebens wenige Anreizungen zum Nachdenken hat, da die Gewohnheit bey weitem das Meiste in seinem Thun bestimmt, findet doch auch, so gut wie Andre, Freude daran, wenn es Einmal geweckt und auf Gegenstände, die in dem Kreise seiner Fassung liegen, gerichtet ist. Was kann es aber für ein heiligeres Geschäft geben, als den Menschen aus seiner dumpfen Beschränktheit zu ziehn, ihn zu veranlassen, daß er sein Haupt über die Schelle erhebe, und das, was ihm nah liegt, mit Verstand betrachte? Und wem liegt wohl dieses Geschäft mehr ob, als dem Seelsorger, dem der Schullehrer die noch zarten Gemüther überliefert, um sie weiter hinaufzubilden zur Ueb[illegible]ung ihrer Vernunft, die nicht das Eigenthum einzelner Menschen, nicht der Vorzug dieses oder jenes Standes, sondern als ein Allgemeingut der Mensch-

heit überall der ſorgfältigſten und gewiſſenhafteſten Pflege würdig iſt."

Indem nun Sebaſtian ſeinem Berufe dieſe Ausdehnung gab, und dann jede freie Stunde dem Leſen und Studiren widmete, fühlte er nichts von dem Drucke der Langeweile, über die ſo viele ſeiner Amtsbrüder klagten, und die Mannichfaltigkeit der nothwendigen und freygewählten Geſchäfte erhob ihn über das Bedürfniß andrer Zerſtreuungen. „Die Menſchen, ſagte er bisweilen, klagen unaufhörlich über die Kürze der Zeit, und betrüben ſich, daß ihnen das Leben ſo kärglich zugemeſſen iſt, und doch ſcheinen ſie keine Kunſt mit größerm Eifer zu treiben, als die Kunſt ihre Zeit zu verliehren. Sie iſt auch in der That für den, der ſie nicht zu brauchen weiß, eine unerträgliche Bürde, und eine unermeßliche Menge von Thorheiten, ja, auch Böſes und Verruchtes, entſpringt aus der Begierde,

dieſe Bürde los zu werden. Der Geiſt des Menſchen kann ſich nicht immer auf gleiche Weiſe anſtrengen; aber mit einiger Ueberlegung findet man leicht eine Einrichtung, die durch Mannichfaltigkeit und Wechſel der Ermüdung vorzukommen weiß. Wer Luſt an der Arbeit hat, dem wird ſie nie zu ſchwer; die Luſt aber erwächſt aus dem Erfolge, mit dem man das Schwere belohnt ſieht."

Dieſe Bemerkung hatte Sebaſtian aus der Tiefe ſeiner Erfahrung geſchöpft. Der leichte Verkehr mit verſchiedenartigen Menſchen lag nicht in ſeiner Natur. Eine natürliche Schüchternheit drängte ihn in ſich ſelbſt zurück; und da ſeine Neigung auf ſtilles und einſames Nachdenken gerichtet war, und er hierinne den allergrößten Genuß fand, ſo hätte er für ſeine Perſon jenen Verkehr lieber vermieden als aufgeſucht. Aber die Erkenntniß des Nützlichen und

Zweckmäßigen, und das fromme Verlangen der erkannten Pflicht auf alle Weiſe Genüge zu thun, lehrte ihn ſeine Natur zu bekämpfen und Allen Alles zu ſeyn. Er geſtand, daß ihm die erſten Verſuche ſchwerer geworden, als irgend ein andrer Theil ſeines Amtes; aber der gute Erfolg, den er von dieſer Anſtrengung zuerſt bey ſich ſelbſt, und dann auch bey ſeiner Gemeinde ſah, munterte ihn zum Beharren auf, und lohnte ihm mit deſto größerer Freude, je größer ſeine Anſtrengung geweſen war. Als die ſchönſte Belohnung ſeines Eifers erkannte er die immer wachſende Liebe ſeiner Gemeinde zu ihm. Nicht ohne Rührung konnte man die Aufmerkſamkeit und Andacht ſehn, mit der ſie ſeine Predigten anhörte, das Zudrängen zu ſeinen Amtsreden am Altar und Taufſtein oder an dem Grabe der Verſtorbenen; die Ehrfurcht, mit der ihn Alle wie

ihren geistlichen Vater begrüßten, und die zahlreichen Beweise des Wohlwollens, die er bey jeder Gelegenheit erhielt. So wie er vornemlich das Vertrauen der Männer genoß, die bey jeder wichtigen Angelegenheit Rath bey ihm suchten, so war ich die Vertraute der Frauen und ihre Vermittlerin, und ich darf wohl sagen, daß wir der weltlichen Obrigkeit viele Mühe erspart, und manche Verwirrung gelößt haben. Hartnäckige Processe, dauernde Mißhelligkeiten oder erklärte Feindschaften waren in Mainau nicht zu finden; und wo ein solches Unkraut aufkeimen wollte, war Sebastian unablässig bemüht es auszurotten. Die Ueberzeugung, die Alle von seinem uneigennützigen Wohlwollen und seiner Gerechtigkeit hatten, erleichterte seine Bemühungen. Der Erfolg fehlte selten; und wenn auch nicht immer auf der Stelle, so blieb doch

ſpäterhin der Dank der Streitenden für ſein Beſtreben nie aus.

* * *

Da ich Einmal angefangen habe, von der Amtsführung meines Mannes zu ſprechen, ſo will ich, eh' ich zu meinen häuslichen Verhältniſſen zurückkehre, ſogleich hier noch einiges berühren, was zwar einer ſpätern Zeit angehört, aber mit dieſem Gegenſtande zuſammenhängt. Etwas hievon habe ich ſchon im erſten Buche meiner Erinnerungen berührt; hier mag das Weitere ſtehen, was dort noch keinen Platz finden konnte. Auch Sebaſtian erfuhr ohne ſeine Schuld, daß ſich überall das Unkraut unter die geſunden Früchte miſcht, und daß das Gute nur allzu leicht den Widerſtand des Böſen erregt. Dieſe Erfahrung war ſchmerzlich, der Erfolg aber nichts deſto weniger tröſtlich. Oder gibt es wohl et

was Erfreulicheres als den Sieg des Guten, und die sichtbare Hülfe, die Gott dem gewährt, der ihn mit frommen Eifer sucht?

Sebastians Predigten kamen in der Umgegend bald in Ruf. Zu allen Zeiten hatte die Anmuth der Gegend in der schönen Jahrszeit die Städter nach Mainau gezogen, und da Einige, zuerst aus Neugier, die Kirche besuchten, und hier Etwas fanden, das sie auf diese Weise in den Kirchen der Stadt nicht zu finden glaubten, und mit Freunden und Bekannten davon sprachen, so folgten ihnen bald Mehrere, und es wurde zur Mode in der Stadt, den Pfarrer von Mainau wenigstens Einmal im Sommer gehört zu haben. Die guten Mainauer freuten sich nicht wenig über diese Besuche, und waren stolz darauf einen Pfarrer zu haben, der besser studirt hätte, als die in der Stadt; aber Sebastian selbst wurde nicht stolz, sondern blieb sich gleich.

Und ohne Zweifel war das, was die Fremden an ihm bewunderten und liebten, vornemlich die anſpruchloſe Einfachheit ſeiner Rede, ihre Angemeſſenheit und der tiefe fromme Sinn, der ſie durchdrang und belebte. Ich möchte ſagen, ſeine Rede ſey im Einklang geweſen mit den Umgebungen des Ortes und dem geſitteten, wohlgeordneten Weſen ſeiner Bewohner, ſo daß das Ganze auf das Gemüth der Städter wie ein ländliches Gedicht wirken mochte. So entſtand bey Manchem der Wunſch, Sebaſtians Gaben für die Stadt zu gewinnen; und als dort eine der einträglichſten Stellen erledigt wurde, faßte man den Beſchluß, ſie ihm anzutragen. Die Nachricht von dieſem Antrage erhielt er gerade an dem zehnten Jahrstage ſeiner Anſtellung in Mainau, der auch wieder ein Sonntag war, eben da er ſich anſchickte in die Kirche zu gehn. Ich war wie gewöhnlich mit den

Kindern voraus, und wußte von nichts. Sebastian predigte über die Worte: „Laſſet uns nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge, ſondern mit der That und der Wahrheit.“ — mit einer Innigkeit und Andacht, die mir, wie vielen ſeiner Zuhörer Thränen entlockte, und ſo wie er ſich dem Schluſſe näherte, ſchien ſich die Bewegung ſeines Herzens zu mehren. Zuletzt erwähnte er auch den Tag ſeiner Einführung, dankte Gott für die Segnungen, die er in ſeinem Amte erfahren, für das Wohlwollen ſeiner Gemeinde, und für die Freudigkeit, die er bey ihrer Eintracht fühle; und ſchloß endlich ſein Gebet mit der Bitte um die Dauer ſo großer Güter. So wie er, betete die ganze Gemeinde; und nicht leicht iſt wohl ein frommer Wunſch mit größerer Einſtimmigkeit vor dem Thron der ewigen Liebe niedergelegt worden.

Als Sebaſtian von der Kanzel herabſtieg, erhob ſich die ganze Gemeinde, wie auf eine Verabredung, und in allen Mienen glänzten die Zeichen des Wohlwollens, der Dankbarkeit und Freude. Nach geendigtem Gottesdienſte näherten ſich ihm an der Thür auf dem Kirchhofe die älteſten Männer der Gemeinde, und wünſchten ihm zur Jahresfeyer dieſes Tages Glück. „Meine Tage ſind gezählt, ſagte der Wortführer, ein Mann von ehrwürdigem Anſehn und weißem Haupte, und ich werde bald zu meinen Vätern verſammelt werden. Aber ich ſterbe mit Freudigkeit, da ich weiß, daß nach meinem Tode die Meinigen ſich der Leitung eines guten und frommen Hirten zu erfreuen haben. Gott erhalte Sie unſerer Gemeinde noch viele Jahre, und wenn er Sie einſt auch dahin abruft, wohin wir Alle zu gehen hoffen, ſo geb' er Ihnen einen Nachfolger, dem unſre Kinder und En

kel eben so viel Vertrauen und Liebe schenken können, als wir Ihnen."

Sebastian war sehr gerührt; ich war es nicht weniger; und als wir nach Hause kamen, ergossen sich unsre Herzen, wie von selbst, in Dank zu Gott für alle das Gute, das er uns in diesen zehn Jahren so reichlich erwiesen hatte. Wir gingen Alles von dem ersten Tage an durch, und immer fiel bald dem Einen, bald dem Andern etwas Neues ein, das wir in Rechnung zu bringen hatten. Die Annehmlichkeiten unsres Aufenthaltes, unsre stille reinliche Wohnung mit den herrlichen alten Bäumen umher, die sorgenfreye Lage, in der wir uns befanden, die Gesundheit, der wir genossen, und die Freunde, die wir in unsrer Nachbarschaft gefunden hatten — nichts von Allen dem wurde vergessen; aber am Meisten beschäftigte uns doch die Erinnerung an die zahlreichen Be-

weiſe der Liebe, die wir von unſern guten Mainauern erhalten hatten. — Ich liebe ſie auch, wie die Meinigen, ſagte Sebaſtian. Sie ſind mir Väter und Mütter, Brüder und Schweſtern. Gott erhalte und befeſtige mir dieſes Band der Eintracht! — Ich ſagte Amen dazu. — Und als wir eine Weile ſo geſprochen hatten, reichte er mir den Brief aus der Stadt. Während ich dieſen nun ſchnell überlas, waren ſeine Blicke auf mich geheftet, und ſchienen mich, als ich ihm das zuſammengefaltete Blatt zurückgab, um meine Meinung zu fragen. — Ey, ſagte ich lächelnd, das iſt ja ein recht ſchöner und ehrenvoller Antrag, bey dem Du Dich nicht bedenken wirſt. — Allerdings nicht, antwortete Sebaſtian, der den Sinn meiner Worte ſogleich verſtand; auch hab' ich mich nicht bedacht, ſondern meinen Entſchluß ſogleich gefaßt. — Ich reichte ihm freudig die Hand und ſagte:

Wir bleiben? — Ohne Zweifel, antwortete er. Könnt' ich anders? Und ist nicht der Umstand, daß mir der Antrag gerade heute an meinem Jahrstage kommen mußte, Fingerzeigs genug? —

Mit diesen Worten war die Sache abgethan. Sebastian antwortete ohne Verzug, dankte für das bewiesene Vertrauen, und führte Gründe an, die ihn bestimmten den Antrag abzulehnen. In Maihau erfuhr Niemand etwas davon. Die Besuche der Städter aber wurden von dieser Zeit an immer zahlreicher, und es verging selten ein Sonntag, wo nicht Einige kamen, bloß um dem Gottesdienste beyzuwohnen. Auch aus den benachbarten Dörfern fanden sich oft Zuhörer ein, und suchten die Lehre meines Mannes um desto eifriger, je mehr sie von ihren eignen Seelsorgern vernachläßigt wurden. Sebastian konnte sie nicht wegweisen; wenn aber, wie es oft geschah, Er-

ner oder der Andre nach dem Gottesdienſte zu ihm kam, und ihn über geiſtliche Dinge befragte, wieß er ſie immer zuerſt an ihren eignen Prediger, und ermahnte ſie, durch das Wegbleiben aus ihrer Kirche keinen Anſtoß oder Veranlaſſung zum Unfrieden zu geben. Ihre Antworten kamen dann immer auf daſſelbe hinaus. Wie könnte denn, ſagten ſie, unſer Wegbleiben Anſtoß geben, da ja der Pfarrer ſo ſelten als möglich in die Kirche kömmt, die Predigt meiſt durch ſeinen Informator oder durch Studenten aus der Stadt beſorgen läßt, die dann Wochen lang bey ihm bleiben, mit ihm in der Karte ſpielen, auf die Jagd gehn und die Mädchen necken? — Und was den Unfrieden betrifft, an den ſind wir leider gewöhnt; und da wir ausgeſchmält werden, wir mögen thun, was wir wollen, ſo fragt Niemand darnach. Darum bleiben Viele zu Hauſe; die aber, welchen nach Erbauung

verlangt, müssen sie ja wohl in andern Kirchen suchen.

Sebastian war oft über diese Bemerkungen sehr niedergeschlagen. Die Vernachlässigung so mancher Gemeinde schmerzte ihn; und wenn es ihm auf der einen Seite erfreulich war, die Sehnsucht Einiger nach Erbauung zu befriedigen, so konnte er sich doch nicht über die Ursache beruhigen, die so viele fremde Zuhörer in seine Kirche trieb. An Folgen, die dieses für ihn haben könnte, dachte er nicht. Aber sie blieben nicht aus. Die Misgunst erwachte vornemlich in der Zeit, wo man in der Stadt an meinen Mann gedacht, und ihm eine Stelle angetragen hatte, auf welche der Special schon seit geraumer Zeit ein Aug geworfen hatte; und da unglücklicher Weise gerade die Pfarrkinder dieses Mannes sich häufig in der Kirche zu Mainau einfanden, und laut die Erbauung, die sie

hier fänden, rühmten, so wurde hierdurch sein Zorn fast jeden Sonntag genährt. Dieser Zorn brach zuerst öffentlich bey einem amtlichen Kirchenbesuche aus, wo er meinem Manne vorwarf, daß er die reine Lehre vernachlässige und verfälsche, sich nicht an die Vorschriften der symbolischen Bücher und der Concordienformel halte, ja, daß er dem Pietismus öffentlich und heimlich auf alle Weise Vorschub thue. Da nun mein Mann mit Bescheidenheit antwortete, daß er die Lehre Christi predige, wie er sie in den heiligen Büchern fände, und bey seiner Gemeinde wahre Frömmigkeit nach Kräften befördere, ohne sich um Sectennahmen zu bekümmern; wie er denn auch keiner Secte angehöre, sondern sich rühme ein Christ zu seyn — da brachte diese Ruhe den zornmüthigen Mann noch mehr in Harnisch, und er erklärte, daß er als ein Vorsteher der Kirche die Verpflichtung auf sich habe, die

Heuchlei zu entlarven, und die hellosen Separatisten zu Paaren zu treiben. — Diese unbesonnenen Aeußerungen brachten eine ganz andre als die beabsichtigte Wirkung hervor. Niemand hörte sie ohne Unwillen an; und da das Murren, das sich von mehrern Seiten hören ließ, dem Special nicht entging, gerieth er so außer sich, daß er die Kirche mit der Drohung verließ, sein Haupt nicht ruhig niederzulegen, bis er dieses Nest von Herrenhutern zerstört, und die Verirrten wieder in den allgemeinen Schaafstall zurückgeführt hätte. —

In der That zögerte er nicht lange diese Drohung in's Werk zu setzen. Die Beschuldigungen, die er in frühern Berichten nur angedeutet hatte, wurden jetzt deutlich ausgesprochen, und durch Scheingründe aller Art unterstützt. Jetzt kam an den Tag daß man seit einiger Zeit Laurer abgeschickt hätte, welcher einzelne Stellen aus Sebas-

ſtians Predigten nachgeſchrieben, ihre eignen Ausdeutungen eingemiſcht, und Sätze, welche weit aus einander lagen, in eine willkührliche, ihren Sinn gänzlich entſtellende Verbindung gebracht hatten. Durch dieſes Verfahren, mit dem es ſo leicht iſt ſelbſt die Rechtgläubigkeit der Bibel zu Grunde zu richten, hatten ſie eine lange Litanen von Ketzereyen zuſammengebracht, durch die ſie jetzt einen Theil ihrer Anklage mit deſto größerer Dreiſtigkeit unterſtützten, da ſie der Meinung waren, daß mein Mann aus dem Stegreife predige, und ſeine Ankläger der Lügs nicht überführen könne. Dem Verzeichniſſe von Ketzereyen war eine zweyte Klage angehängt, daß er die Lehre ſeiner Amtsbrüder herabwürdige, ſie bey ihren Gemeinden verächtlich und lächerlich mache, und durch allerley falſche Vorſpiegelungen ihre Pfarrkinder von ihnen weg, zu ſich herüberlocke. Endlich beſchuldigten ſie ihn,

daß er nach herrenhutenischer Weise geheime Zusammenkünfte halte, und in diesen seine Irrlehren vortrage. Auch dieser Klage wußten sie einen Anstrich von Wahrheit zu geben. Die Sache war aber die, daß Sebastian die aus der Schule entlassenen Kinder noch einige Jahre nachher zu bestimmten Zeiten bald bey sich, bald in der Kirche, bald auch im Freyen versammelte, und über Gegenstände der Religion mit ihnen Unterredungen pflog, zu denen sich denn auch, weil sie belehrend und erbaulich waren, die Eltern gar häufig einfanden. Endlich mußte auch eine Singschule, die Sebastian gestiftet hatte, und von der ich sogleich sprechen werde, jener Anklage zur Unterstützung dienen.

Anfänglich schienen die Bemühungen der Ankläger den erwünschtesten Erfolg zu haben. Es war Alles mit so großer Keckheit behauptet; die Beweise mit so großer

Ausführlichkeit entwickelt; der Schein pflichtgemäßer Anzeige einer auffallenden Ungebühr war so künstlich erhalten, daß das Consistorium unverzüglich eine Untersuchung beschloß. Hier ist es nun eben so schwer, den stillen Schmerz, den Sebastian bey diesem Verfahren seiner Amtsbrüder empfand, als die Ergebung und Sanftmuth zu beschreiben, mit der er diese Prüfung ertrug. Nachdem er — was der Absicht seiner Gegner zuwider war — die vollständige Mittheilung aller gegen ihn erhobenen Klagen erhalten hatte, widerlegte er sie Wort für Wort mit der größten Ruhe, zeigte die Verunstaltung seiner Lehre durch Aushändigung seiner Concepte, in denen die misgedeuteten Stellen bald mit andern Worten, bald in einer andern Verbindung standen, und bot so viele Zeugen seiner Unschuld an, als seine Gemeinde Glieder zählte. Diese Antwort, mit der Bündigkeit ih-

rer Gründe, und dem sichern, selbstbewußten, bescheidenen Tone, in welchem sie abgefaßt war, verfehlte ihre Wirkung nicht; und da sich die geistliche Behörde im Stillen durch zuverlässige Leute nach Allem erkundigte, und über den Zustand der Gemeinde von Mainau und das Betragen meines Mannes vollkommen befriedigende Nachrichten erhielt, so wurde die Untersuchung auf die oben schon erwähnte Weise niedergeschlagen, und der Special nur durch den besondern Schuz vornehmer Gönner von dem ihm zugedachten Verweise befreyt. Sein Groll wurde dadurch nicht vermindert. Für Sebastian aber war es genug, daß er in seiner Amtsführung nicht weiter beunruhigt wurde. —

Eine Sache, welche viele Zuhörer in die Kirche von Mainau zog, war die Einrichtung, die er dem Kirchengesange gegeben hatte. Auch darüber will ich einige

Worte ſagen. Mit Recht behauptete wohl Sebaſtian, daß gewöhnlich die groſſe Kraft, die in dem Geſange geiſtlicher Lieder liege, gar zu wenig beachtet werde, da doch aus der Geſchichte der Kirchenverbeſſerung hinlänglich bekannt ſey, wie viel dieſe dem Geſange zu danken habe. In den grauſamſten Verfolgungen, die über die Anhänger und Freunde der reinen Lehre verhängt wurden, traten dieſe mit ihrem Pſalmbuche, unter Abſingung geiſtlicher Lieder, muthig ihren ungerechten Richtern entgegen, und gingen freudig in den Tod; und jede andre Entbehrung ertrugen ſie leichter, als den Verluſt ihrer Liederbücher. Nicht genug kann auch der heilige Auguſtinus in ſeinen Bekenntniſſen die Rührung preiſen, die er bey dem Abſingen der Hymnen fühlte; und er ſagt ausdrücklich, daß, während jene rührenden Töne ſeine Ohren erfüllten, die göttliche Wahrheit mächtiger in ſein Herz

ſtrömte und es der Frömmigkeit empfängli-
cher mache. Mit recht inniger Freude, ſetz-
te Sebaſtian hinzu, denke er an den Ein-
druck, den einſtmals der ſanfte wohlgeord-
nete Geſang einer herrenhutiſchen Gemeine
de beym Auferſtehungsfeſte auf ihn gemacht,
ob er gleich habe beklagen müſſen, daß In-
halt und Worte der Lieder ihm ſo wenig
hätten zuſagen können; wie viel ſtärker müß-
te alſo in unſern Kirchen die Wirkung un-
ſerer ſinn- und geiſtvollen Lieder ſeyn, wenn
ſie durch einen ſolchen Geſang gehoben und
veredelt würden. — Wie nun ein Gedanke,
den er für gut erkannte, ihm keine Ruhe
ließ, bis er zur Ausführung gebracht war,
ſo legte er auch hier rüſtig die Hand an das
Werk, und begann die Verbeſſerung des
Kirchengeſanges, wie es nicht anders ſeyn
konnte, mit dem jüngern Geſchlecht. Selbſt
der Muſik kundig, wählte er die beſten
männlichen Stimmen aus, und übte ſie

mit Hülfe des Schulmeiſters ein; ich that daſſelbe mit den weiblichen; und da wir nichts weiter erreichen wollten, als reine Intonation in dem einfachen Kirchengeſang, ſo hatten wir bald einen recht artigen Chor zuſammen, der ein Kirchenlied rein und angenehm vorzutragen wußte. Noch jetzt denke ich mit Rührung an den Eindruck, den dieſer ungewohnte Geſang bey einer Beerdigung hervorbrachte, wo unſer Chor zum Erſtenmal öffentlich auftrat, ob er gleich nichts anders ſang, als was man bey ſolchen Gelegenheiten zu hören gewohnt war. Es kam nun bald dahin, daß auch manche der Eltern unſern Singübungen beywohnten, die immer in den Feyerſtunden gehalten wurden, und es kamen mehr gute Stimmen zum Vorſchein, als wir hätten erwarten können. Die Neigung zur Muſik vermehrte ſich, und auch bey denen, welche keine natürlichen Anlagen dazu hatten, ent-

wickelte sich doch ein richtiger Sinn für musicalischen Vortrag, so daß allmählig alles störende und unharmonische aus dem Gesange der Mainauer Gemeinde verschwand. Dieses war das Werk weniger Jahre; und nachdem die ersten Schwierigkeiten überwunden waren, so war die Mühe fast für nichts zu rechnen. Auch auf die Sitten wirkten diese Uebungen günstig ein. Denn schon das war für Gewinn zu rechnen, daß sie dem dumpfen Müssiggange eilige Stunden entzogen, und von rohern Zeitvertreiben entwöhnten. Die höhern Gefühle aber, die dieser veredelte Gesang in ihnen geweckt hatte, tönten noch lange in ihrem Innern fort, begleiteten sie zur Arbeit, und riefen oft ganz zufällig, eben zur rechten Zeit die von den Tönen beseelten frommen Worte in ihr Gedächtniß zurück.

* * *

Ich kann nun wieder zu meinen häuslichen Verhältnissen zurückkehren.

Nie werde ich den Tag vergessen, wo ich zum Erstenmale die Gewisheit bekam, daß ich Mutter werden würde. Schon während des Schlafes hatte sich eine frohe Unruhe meiner bemächtigt; ich hatte Vielerley mit ungewöhnlicher Klarheit geträumt; und wachte sehr früh mit dem dämmernden Morgen auf. Sebastian lag noch in süßem Schlummer; sein Gesicht war aufwärts gerichtet; er athmete leise und ruhig. Mit großer Bewegung des Gemüths beugte ich mich über ihn, und konnte mich nicht satt sehn an der offnen, edeln, frohen Gestalt, die mir wie ein Spiegel der Unschuld und des guten Gewissens erschien. Es war mir, als ob ich das noch nie so erkannt hätte; ich liebte ihn in diesem Augenblicke noch inniger als sonst, und indem ich so über ihm hing, konnte ich nichts anders denken, als

„Du guter, lieber und frommer Menſch, wie groß wird erſt Deine Freude ſeyn, wenn Du hörſt, was mich ſo glücklich macht!“ — Indem ich nun ſo dachte, und mein Herz in froher, dankbarer Rührung zerfloß, fiel eine Thräne von meinen Wimpern auf ſeine Stirn. Er ſchlug die großen, braunen Augen auf, und als er mich erblickte, warf er ſeine Arme um meinen Nacken und ſagte: Was haſt Du, Liebe? — Ich erröthete und ſchwieg, und ſah ihn wieder recht ſelig an. — Da ſagte er: „So eben träumte ich, daß ich in den Garten träte, um Dich zu ſuchen, und Du ſaßeſt unter dem Fliederbaume und hielteſt ein blondlockiges Kind auf dem Schooße, und das Kind ſtreckte die Arme nach mir aus und lächelte mich an. In der Freude darüber wacht' ich auf.“ — Da erröthet' ich noch mehr; mein Herz ſchlug von heftiger Rührung, und meine Thränen ergoſſen ſich un-

ufhaltſam. Ich konnte nichts ſagen als
e Worte: O du lieber, wahrhafter Pro-
het! — Sebaſtian verſtand mich; er er-
nnte, daß er wahr geträumt hatte, und
eine Seligkeit wurde nun noch größer durch
e ſeinige.

Unter den vielen ſchönen Tagen meiner
he war dieſer einer der ſchönſten. Die
onne ging rein und herrlich auf, und das
rſte, was wir hörten, war die Nachricht
n der glücklichen Niederkunft einer lieben
achbarin, die jetzt zum Erſtenmale in's
ndbett kam, und dieſer Zeit mit großer
ruhe und Bangigkeit entgegengeſehn hat-

Ich ſah das als eine glückliche Vorbe-
tung an; und ich konnte auch an Seba-
n merken, daß er ſich dieſer Nachricht in
ſelben Beziehung mehr als gewöhnlich
nte. Seine Blicke fielen an dieſem Tage
ch öftrer auf mich als ſonſt, und ſie ka-
n mir noch freundlicher vor; die Rein-

gen aber hingen unverwandt an ſeinem Geſicht, und meine Augen füllten ſich mit Thränen, wenn ſie den ſeinigen begegneten. Sprechen konnten wir nicht viel; die Worte und Töne ſchwellten den Strom der Rührung zu hoch; und ſo waren wir denn beyde ſtill vergnügt in Gott. Alle meine Gedanken wurden zum Gebet; der Worte bedurfte es nicht.

An demſelben Tage beſuchte ich die Nachbarin, die in der Nacht des Kindes geneſen war, und als ich ihr Glück wünſchte, ſagte ſie: „Die Freude, die man hat, ſo ein Kind neben ſich in der Wiege zu ſehn, begreift Niemand.“ — Der Vater, der nicht von dem Bette wich, und das Entzücken der erſten Vaterfreude auf dem Geſichte trug, nahm das ſchlafende Kind aus der Wiege, legte es in meine Arme und ſagte: Gott beſcheere Ihnen auch ein ſolches Glück. Und wie er dieß ſagte, ſchlug das Kind die Au

gen auf ohne zu weinen. Das war denn wieder ein gutes Zeichen, und ich eigente es mir dankbar an. Wie nun das Kind ſo ſtill auf meinen Armen lag, und Vater und Mutter mit hellen, freudigen Blicken nach ihm hin ſahen, ſagte ich, an das denkend, das ſich unter meinem Herzen regte: „Du liebes Kind, möge dir doch Gott ein recht unſchuldiges und ſeliges Leben geben, und Du Deine Eltern immer ſo erfreuen, wie heute!“ Da ſagten beyde Eltern Amen! und die Mutter ſtreckte ihre Arme nach dem Kinde aus, drückte es an ihre Bruſt, herzte es und ſagte: Man iſt mit ſo einem Kinde doch ein ganz andrer Menſch! Wir hatten uns gewiß recht lieb, mein Martin und ich, aber jetzt wir das Kind haben, ſind wir einander doch noch viel lieber. Um den Segen nähme ich die Welt nicht.

Die glückliche Mutter ſprach mein eignes Gefühl aus, und ich wurde jetzt meiner

Hofnung noch froher als vorher. Als ic
nach Hause zurück kam, erzählte ich meine
Sebastian Alles wieder, und wir beschloss
den Tag, wie wir ihn begonnen hätten. A
dem Abend aber wurde auch das ganze Do
froh gemacht. Denn da nach langer Hi
das Feld schmachtete, und die Bäche fa
vertrocknet waren, zogen am Abend Wolk
auf, und gossen die Nacht hindurch reich
chen Regen auf das Land; und der Mo
gen ging heiter über erquickte Wiesen h
und besah sich in dem rauschenden Was
und richtete die welken Saaten auf. Und d
sah ich wiederum für ein günstiges Zeichen

Dieß geschah im zehnten Monat n
unserm Einzug in Mainau. Fünf Mon
später brachte ich meinen Andreas zur W

* * *

Die stille Freudigkeit des Tages,
chen ich eben beschrieben habe, erhielt

einige Monate hindurch; als aber die ſchlechte Jahrszeit kam — ſie fiel dieſesmal früher ein — und mit ihr die Zeit meiner Entbindung näher rückte, verſank ich allmählig, ich weiß nicht wie, in eine Schwermuth, die ich umſonſt zu bekämpfen ſuchte. Ich war nicht eben traurig; aber auch froh war ich nicht, und ich möchte ſagen, es ſey die Laſt der Hofnung und Freude geweſen, unter der ich erlag. Doch war es das nicht allein. Die Möglichkeit eines unglücklichen Ausganges war mir vor die Seele getreten: und unabläßig drängte ſich mir der Gedanke auf, daß vielleicht der erſehnte Augenblick, von dem ich mir die größte Freude verſpräche, der Anfang einer großen und ſchmerzlichen Trauer werden könnte. Oft wenn ich in der Stube meines Mannes am Fenſter ſaß, fielen meine Blicke auf den Grabhügel einer Wöchnerin, die mit dem Kinde, das ſie gebohren hatte, im Arm unter der Erde

ſchlummerte, und die Erinnerung an jen
andre, die eben bey meinem erſten Beſuche i
Mainau begraben worden war, wollte mi
jetzt wie eine Vorbedeutung meines eigne
Schickſals erſcheinen. Ungewiß, ob ic
dieſen Gedanken bekämpfen dürfte, der m
ja vielleicht von Gott zur Warnung geſe
det worden, ſuchte ich ihn doch auf alle W
ſe vor meinem Manne zu verbergen, u
nicht in dem treuſten Herzen Ahndungen a
zuwecken, die unnützer Weiſe ſeinen Fr
den ſtören, und ſeine frohen Hofnung
trüben möchten. So lange er in meiner N
he war, hatte ich auch wohl Muth genu
aber wenn ihn ſeine Geſchäfte von mir
ſen, und ich allein in dem ſtillen Stübc
ſaß, und gar nicht Herr werden konnte ü
den Gedanken, daß der Arme vielleicht
wenigen Monaten auch ſo allein hier ſi
und mit feuchten Augen auf dem Gottes
ein friſches Grab, unter ihm ein lieben

nun in Staub zerfallendes Herz ſuchen werde — da ſchwoll mir die Bruſt vor unendlichem Jammer, ich brach in Ströme von Thränen aus, und beweinte zum Voraus die Verlaſſenheit und Trauer des geliebten Mannes. „Ach, dachte ich, er hat ja dann nichts mehr auf Erden als die Dornen der Erinnerung an Tage, die nicht mehr ſind, und niemals wieder kommen; nichts als den Jammer über getäuſchte Hofnung, und ſtatt der ſo ſelig gedachten Zukunft nur die Oede der Einſamkeit. — Was kann denn dem Menſchen bleiben, der Einmal in ſeinem Leben recht geliebt hat, und dem nun der Tod dieſe Liebe erbarmungslos aus den Armen reißt? Was anders als auch der Tod? Aber bis dieſer kömmt, und ſein blutendes Herz zuſammendrückt, und ſo die klaffende Wunde ſchließt, muß er nicht ſein verdunkeltes, ödes Leben ertragen, und allen den Schmerz der um und um wunden Bruſt?“

Wenn ſich der Geiſt des Menſchen Einmal unbeſtimmten Ahndungen hingibt, und in Trübſinn verſenkt, ſo iſt er unermüdlich im Auffinden deſſen, was dieſen Trübſinn nährt. Die Beſorgniſſe, die mich bekümmerten, gingen wohl ganz natürlich aus meiner Lage hervor; aber da ich Einmal meine Blicke auf eine dunkle Zukunft gerichtet hatte, ſo ſtiegen aus dieſer Finſterniß die mannichfaltigſten Geſpenſter auf, die von ganz andrer Art waren, und mich nicht weniger quälten. Selbſt die tiefe und innige Liebe, mit der ich an meinem Manne hing, wurde mir ein Gegenſtand der Furcht. Ich fing an mir Bedenken zu machen, daß ich jetzt, wo ich vielleicht bald würde vor Gottes Richterſtuhl erſcheinen müſſen, meine Gedanken nicht mehr von dem Irdiſchen abzöge (denn auch meine Liebe rechnete ich jetzt zu dem Irdiſchen), und da der Menſch bereit ſeyn müſſe, dem göttlichen Willen Alles, auch

das Theuerſte zu opfern, ob ich nicht verpflichtet ſey, gegen eine Liebe zu kämpfen, die mich, bey aller ihrer Unſchuld und Rechtmäßigkeit, doch allzuſehr an die Welt und das Leben zu binden ſchiene. Dieſer Zweifel beunruhigte mich unausſprechlich, und da ich nicht wagte ihn meinem Manne mitzutheilen — es war das Einzige, was ich ihm verbarg — ſo dauerte es einige Zeit, eh' das geſunde Gefühl in mir obſiegte, und ich erkannte, daß ich Gott nur meinen Schmerz, nicht aber meine Liebe zu opfern verpflichtet ſey. Aber ach, beydes war jetzt in meinem Herzen ſo innig verwebt und verſchmolzen, daß ich es nicht zu ſcheiden vermochte. Ueber alle meine Gebete, über alle meine Anſtrengungen ſiegte die Traurigkeit ob. Ich beredete mich zur Ergebung; aber ich fühlte ſie nicht. Meine Vorſätze gaben mir keine Freudigkeit.

Indem ich mich nun faſt ununterbrochen mit dieſen Betrachtungen beſchäftigte, und meine Blicke auf mein Inneres richtete, fing ich an ſtrenger als je mit mir zu rechnen, und alle mein Thun, meine Geſinnungen, mein ganzes innere und äußere Leben zu prüfen. Ach, da erſchien mir Alles ſo nichtig und arm! Da erkannt' ich, wie ſchwach mein Wille, und wie mangelhaft die Ausführung auch der frömmſten Vorſäze ſey! Wie Vieles hatte ich aufgeſchoben, wie Vieles ganz unterlaſſen! Wie Vieles, das wie Tugend erſchien, fiel der Eitelkeit anheim! — Da ſchwand der Wahn, den ich von mir gehegt hatte, wie ein weſenloſer Dunſt; der Stolz der Tugend war dahin; auch das Beſte, was ich gethan zu haben machte, war Stückwerk und Tand. Ich fühlte jezt mehr, als zu jeder andern Zeit, die Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur,

und wie kein Vertrauen auf Tugend die Probe hält gegen die strengen Forderungen des unbestechlichen Richters in uns. Damals warf ich mich in dem Gefühle meiner Armuth nieder vor Gott; damals erkannte ich, daß nur der Glaube an seine unendliche Liebe selig macht, und daß nur das Geheimniß des Christenthums, die Versöhnung der Liebe mit der Gerechtigkeit, das verzagende Herz stärken und den sinkenden Muth aufrichten kann.

Dieses Gefühl, das mich damals mehr und inniger als zu jeder andern Zeit erfüllte, hab' ich seitdem mit sorgsamer Pflege genährt. Meine Niederkunft war glücklich, und mit dem Leben, das ich einem andern Wesen gegeben hatte, blühte auch das Meinige frischer wieder auf. Meine Schwermuth wich, und an ihre Stelle trat jene stille Seligkeit des mütterlichen Gefühls; jenes unbeschreibliche Entzücken, das nur eine Mutter kennt,

wenn ihre Blicke auf dem Säuglinge ruhn,
und alle ihre Wünsche und Hofnungen,
ihre Freuden und Wonnen in dem Gedan-
ken **mein Kind, meines Mannes**
Kind, unser süßes geliebtes Kind
zusammenströmen. Für dieses Gefühl gib
es keine Worte; kein Gleichniß, kein Bil
spricht es aus; es ist ein Geheimniß de
Natur und ihre köstlichste Gabe. M
dem Augenblicke, wo, nach überstandene
Schmerz, der Vater zu dem Lager der En
bundenen tritt, mit einer Thräne im Au
sie auf Stirn und Wangen küßt, das Kin
aus dem Arme der Wärterin empfängt,
mit dankbarer Rührung betrachtet, und st
dafür betet — mit diesem köstlichen Auge
blicke fängt für sie ein neues und bedeutung
volleres Leben an. In dem Kinde, das zw
schen den Eltern steht, begegnet sich die Li
be beyder, und nimmt, indem sie noch im
ger und heiliger wird, einem höhern Ch

racter an. Der Kreis der Pflichten erweitert sich; aber jeder Punkt in ihm ist mit Liebe erfüllt. Die Mühen wachsen; aber diese Mühen gelten dem geliebten Kinde, und wie herbe sie auch seyn möchten, so sind sie doch eine Quelle von Lust und Glück.

Auf diese Freuden, die mich auch noch in der Erinnerung entzücken, ist das Glück der Frauen gegründet. Zu keiner Zeit hab' ich in das Urtheil einstimmen können, welches das Loos des weiblichen Geschlechts dürftig und beklagenswerth schilt; aber seitdem ich ein Kind an meinem Herzen nährte, kam es mir lächerlich und ungereimt vor. War ich nicht überschwenglich reich? war ich nicht selig in diesem Besitz? oder konnt' ich mir denken, daß der stolzeste Mann mit den unbeschränktesten Ansprüchen reicher oder glücklicher seyn könnte? Gewiß ist die Klage, die das Loos der Frauen gegen die Männer verkürzt glaubt, weder vernünftig noch

fromm; sondern ein Ausbruch innrer Ve
worrenheit oder einer Neigung zur Parad
xie, die nur dann in einem weiblichen Herz
Wurzel fassen wird, wenn es sich von de
Wege der Natur in fremdartige Verhäl
nisse verirrt. Recht wohl fühl' ich zwa
wie herrlich das Loos eines Mannes ist, d
mit der Kraft seines Geistes weit in die W
greift, die Herzen der Völker lenkt, d
Staat durch Gesetze ordnet, das Recht m
unerschrockner Gewissenhaftigkeit handha
oder die Gränzen des Vaterlandes gegen u
gerechte Erobrer vertheidigt Wahrhaf
ein Weib wäre sehr unglücklich, wenn
die Größe des Mannes in diesen Verhält
sen, wenn es die Herrlichkeit seines Ber
nicht fühlte, und wenn es den nicht bew
dern könnte, der diesen Beruf mit u
wöhnlicher Kraft und Treue erfüllt. D
Bewunderung ist von der Natur selbst g
ten; sie ist ein Bedürfniß unsers Herz

deſſen Befriedigung zu unſern edelſten Genüſſen gehört; ein Zoll, der uns bereichert, indem wir ihn darbringen. Aber nie ſoll dieſer Genuß durch die verkehrte, armſelige Misgunſt verwirrt werden, der in der Klage über die Zurückſetzung des Weibes liegt, weil es nicht auch an das Ruder des Staates, oder an die Spitze eines Heeres geſtellt werde; eben als ob der Löwe klagen wollte, daß er nicht mit dem Adler zur Sonne ſtiegen, oder der Adler, daß er ſich nicht mit dem Delphin in die Tiefen des Meeres ſenken könne. Wie groß auch eine Kraft ſey, immer ſind ihr durch die Natur der Dinge Gränzen geſetzt, und ein grenzenloſer Wille, der Alles an ſich zu reißen trachtete, wäre wohl eher eine Verdammniß zu nennen, als daß wir ihn beneiden könnten. Allerdings ſind die Grenzen der männlichen Kraft etwas weiter, die der weiblichen Thätigkeit etwas enger geſteckt; aber wie nicht in der

Menge der Güter der Reichthum beſteht, ſondern in ihrem Gebrauche; ſo iſt auch die Stellung eines Menſchen nicht nach der Menge der Gegenſtände zu ſchätzen, die ſich ſeiner Thätigkeit darbieten, ſondern nach der Geſinnung, mit welcher er ſeine Kräfte anwendet. Eine gewiſſenhafte Frau findet in den Gränzen ihres Hausweſens, wie eng dieſe auch immer gezogen ſeyn mögen, wenn ſie ihrer Pflicht nach leben will, der Beſchäftigung genug; und wenn dieſe Beſchäftigungen auch von andrer Art ſind, als die männlichen, und dieſen nach gewöhnlicher Schätzung nachſtehn, ſo haben doch beyde, wenn ſie von dem rechten Sinne beſeelt ſind, kein anderes Ziel, als das, was ihnen obliegt, auf das Beſte zu thun. Ueber die Geringfügigkeit der Gegenſtände aber, die der Hausfrau obliegen, kann ſie ſich damit tröſten — wenn ſie anders eines Troſtes bedarf — daß auch der größte und wundet-

barſte Bau aus unendlich vielen, zum Theil ganz ſchlechtem Stoffe zuſammengekittet wird. — Aber ſo ein Bau, kann man ſagen, iſt doch in ſeinem Ganzen ein Werk großer Geiſteskraft und dauert für die Ewigkeit, oder was man ſo nennt —, während der Strumpf, den Du heute Deinem Manne angemeſſen, oder vollendet zu der übrigen Wäſche gelegt haſt, oder das Kleid, das Du jetzt für Dein Kind zuſchneideſt und zuſammennähſt, Deinem Geiſte wenig zu thun gibt, und nach kurzer Friſt bis auf den letzten Faden verſchwunden iſt. Das iſt allerdings wahr, und noch mehr als das; und doch iſt es für einen geſunden Sinn nichts weniger als niederſchlagend oder demüthigend. Auch in das Leben der größten Menſchen webt ſich zwiſchen das Große, was ſie thun und ſinnen, unendlich viel Kleines und unbedeutendes ein, das eben ſo ſchnell vergeht, als mein Strumpf; nur mit dem Un-

terſchiede, daß ſie es nicht mit der Freudig-
keit und ſtillen Genüge thun, welche die
Frau bey ihrem harmloſen Geſchäfte fühlt.
Denkt ſie nicht bey dem, was ſie für ihr
Kind ſchneidert, ohn' Unterlaß an den klei-
nen freundlichen Schelm, dem das auch wie-
der ganz allerliebſt ſtehn wird? oder kann ſie
einen Stich thun, und eine Maſche knüpfen,
ohne daß ſie in Gedanken mit dem Engel
plaudert? — Und da die Zufriedenheit ih-
res Mannes, das Wohlſeyn ihrer Kinder,
das Gedeihen des ganzen Hausweſens an ih-
rer Ordnungsliebe, an dem Fleiße und der
Beſonnenheit hängt, mit der ſie auch für
das Kleinſte ſorgt, ſo gibt ja das auch den
Kleinſten einen Werth, und veredelt, wenn
ich ſo ſagen darf, das geringfügigſte Ge-
ſchäft. Einer guten Hausmutter muß ihr
Haus wie ein Tempel ſeyn, den ſie als Prie-
ſterin mit Andacht ſchmückt, immer mit
dem erquickenden Gedanken an den Beyfall

und die Heiterkeit ihres Mannes — des Gottes in diesem Tempel — dem sie gern Schlaf und Bequemlichkeit opfert, um alles Störende von ihm zu entfernen, alles Erfreuende, was in ihren Kräften liegt, um ihn zu versammeln. Ich könnte hierüber noch Vieles sagen, worin gewiß das Herz der meisten Frauen und Mütter stimmen würde; aber ich will nur noch Etwas hinzusetzen. Der Mittelpunkt alles Glücks, ja, aller Tugend und Tüchtigkeit einer Frau ist di Liebe, die sie zu ihrem Manne trägt. Aus diesem Mittelpunkte geht Licht und Wärme in ihr Leben aus. Für ihn zu wirken, und für die, welche sein und ihr sind, das ist der Kreis ihres Berufs; und das Ziel ihrer Wünsche ist des Mannes und der Kinder Gedeihn. Ein heiterer Himmel macht das Herz jedes Menschen heiter; der Himmel einer Frau aber ist ihres Mannes Liebe. An seiner Zufriedenheit nährt sich die ihrige

Wenn ihm wohl in seinem Hause ist, wenn er ihre reinlichen Kinder lobt, ihrer Einigkeit sich freut und zu ihrem Fleiße lächelt, wenn sie ihm in der vollen Truhe das Garn zeigen kann, das sie an den langen Abenden gesponnen, das Linnen, das sie hat weben lassen, und zur künftigen Aussteuer für die kleinen Töchter zusammenspart, und er sie dann lächelnd küßt, und sagt: Du bist doch mein braves Weib! — da gibt es keinen Männer-Ruhm, den sie dem ihrigen vorziehen, keine Ehre des öffentlichen Lebens, die sie gegen die ihrige eintauschen möchte. —

* * *

Die Stimmung, in welcher ich mich während der letzten Monate meiner Schwangerschaft befunden hatte, so traurig sie gewesen war, wirkte überaus wohlthätig nach. Ich hatte in dieser Zeit mein Inneres

durch und durch erforscht, ich hatte meine Schwächen und Mängel so deutlich erkannt, auch das Unzusammenhängende des Guten, das in mir seyn mochte, war mir so klar vor die Augen getreten, daß ich erst jetzt mit rechter Sicherheit an mir selbst arbeiten konnte. Ich war jetzt Mutter; eine große und heilige Pflicht war mir auferlegt. Konnte ich mit Vertrauen und gutem Gewissen mein Kind erziehen, wenn an mir selbst noch so Vieles zu bessern war? Dieser Gedanke weckte eine neue Kraft in mir auf. Er erwachte mit mir, und ging mit mir schlafen; und wenn ich seit jener Zeit etwas an sittlicher Bildung gewonnen habe, so bin ich es diesem Gedanken schuldig, oder vielmehr dem, der diesen Gedanken in meiner Seele entstehen ließ. Auch das vergaß ich nie, daß ich geglaubt hatte, am Rande des Grabes zu stehn, und daß es eben dieser Glaube gewesen war, der mich zu besserer

Erkenntniß meiner selbst, zu frömmern Vor-
sätzen und zu größerer Demuth vor Got
geleitet hatte. Ich hatte das Grab offen z
meinen Füssen gesehn; Furcht und Hofnun
waren mir aus seinem schaudervollen Dun
kel emporgestiegen; und wenn es sich jet
wieder geschlossen hatte, wenn die Kluft, d
das Leben von der Ewigkeit trennt, m
wieder etwas ferner gerückt war, so war de
doch, auch wenn ich die höchsten Stufen d
Alters erstieg, immer nur auf eine kur
Zeit. Der Tod hatte furchtbar vor mir g
standen; alle Blüthen des Lebens waren n
vor seinem Anblick verwelkt; ich hatte in d
schlimmsten Augenblicken alle meine Kr
gebrochen, allen meinen Muth vernich
gefühlt. Indem ich jetzt erkannte, daß
nicht aufhören dürfte gegen diese lähmen
Furcht zu kämpfen, fing ich an einen A
spruch meines Vaters zu verstehn, welc
bisweilen sagte, daß die rechte christl

Freyheit aus der Ruhe hervorgehe, mit der man an den Tod denke, und daß Niemand hoffen könne, die Welt zu überwinden, der nicht den Tod überwunden habe. Unter allen Aufgaben der Religion iſt dieſe wohl die ſchwerſte, und obſchon ich ſie mir noch täglich vorlege, und mich täglich in ihrer Auflöſung übe, ſo will ich doch nicht leugnen, daß ich in dem entſcheidenden Augenblicke weit mehr auf die Hülfe der göttlichen Liebe, als auf die Stärke meiner Vorſätze oder die Wirkſamkeit meiner Uebungen hoffe. Ich will hier eines Gefühles erwähnen, das in dieſer Beziehung wohl der Bemerkung nicht unwerth iſt. Oft ſtieg mitten in einer großen Freudigkeit der Gedanke an Tod und Grab in mir auf; aber nie kam er mir in ſolchen Augenblicken ſchrecklich vor. Ich weiß nicht, ob es das Licht der Freude war, das auch in dieſes Dunkel drang, und es mit heitern Farben umzog; oder, was ich lieber

glaube, ob die Freudigkeit, die wie ein Strahl des Himmels in unser Herz fällt, das Gemüth durch ein Geheimniß unsrer innersten Natur mit einer frommen Sehnsucht nach der Quelle aller Freude und Seligkeit erfüllt, und uns eben dadurch über die Schrecknisse des Grabes hinweghebt. Was aber auch immer die Ursache seyn mag, so hab' ich aus diesem Gefühle die Ueberzeugung geschöpft, daß die Freudigkeit, die aus einem reinen Herzen quillt, ein Unterpfand und Vorgefühl der Seligkeit ist, die uns jenseits des Grabes erwartet, und ich höre nicht auf, die Fülle der göttlichen Liebe zu preißen, die uns in der frommen Erhebung zu ihr ein beglückendes Mittel gegen das geboten hat, wovor unsre Natur am meisten zurückbebt.

Erinnerungen

aus

dem Leben der Pfarrin von Maintau.

Drittes Buch.

Das Rittergut in Mainau hat vormals einer adlichen Familie gehört, die ihren Nahmen davon führt. Die ältern Besitzer hatten hier gewohnt; sie waren die Wohlthäter des Dorfes gewesen, und hatten sich selbst bey der eignen Bewirthschaftung ihrer schönen Grundstücke wohl befunden. Späterhin zog der Schimmer des Hofes sie an. Sie tauschten ihre Unabhängigkeit gegen eine glänzende Knechtschaft um, dienten, statt zu herrschen, verschwendeten, statt zu sammeln. Ihr alter Reichthum floß in die Hände ungetreuer Verwalter und wuchernder Gläubiger. Auch der alte Familiensitz konnte nicht länger behauptet werden, und ging an den reichen Kaufmann über, dessen Söhne ihn noch jetzo besitzen.

Einige Jahre vorher, ehe dieſes geſchah
kam der Sohn des Oberjägermeiſters von
Mainau ziemlich unerwartet auf das Gut
das ſeit einer Reihe von Jahren keinen ſei
ner Herrn geſehen hatte. Er wollte, wie
es hieß, ſeine Geſundheit auf dem Land
herſtellen; doch erfuhr man ſpäterhin, daß
einige Kränkungen, die er erfahren, und
zerrüttete häusliche Verhältniſſe ihn von dem
Hofe, wo er Kammerherr war, vertrieben
hatten. Die Ankunft dieſes jungen Man
nes war in Mainau eine Begebenheit von
Wichtigkeit. Der ſchöne Wagen, in wel
chem er angekommen war, die Pferde, die
er mitgebracht hatte, die prächtigen Livreen
ſeiner Bedienten und Jäger, und die Be
wegung, die jetzt auf dem Schloſſe herrſchte
waren in den erſten Tagen der Gegenſtand
aller Geſpräche im Dorf. Ihn ſelbſt hatte
nur wenige geſehn, und auch dieſe nur von
fern, wenn er in ſeinem Garten auf und a

gegangen war; gesprochen hatte ihn Niemand; denn er verließ das Haus nicht, und hatte mit keinem Menschen Verkehr. Man kann leicht glauben, daß die Neugierde hierdurch von Tag zu Tag mehr gespannt wurde; und manche behaupteten, daß sich die Frauen in diesen Tagen mehr als sonst Geschäfte auf dem Edelhofe gemacht, und öfterer, als nöthig gewesen, ihren Weg bey dem Schlosse vorbey genommen hätten. Aber es hatte ihnen nichts geholfen.

Jetzt war nun die Neugierde auf den Sonntag gespannt. Denn daran zweifelte Niemand, daß der Gutsherr in die Kirche kommen, und den Gottesdienst abwarten würde, wie das jedem guten Christen zukomme, und von seinen Vorfahren immer beobachtet worden sey. Als nun der Sonntag kam, war die Kirche etwas früher als gewöhnlich voll, und man konnte bemerken, daß die Frauen und Mädchen ihren besten Anzug gewählt,

ein neueres Halstuch umgehängt, oder ei
helleres Band auf die Haube gesteckt hatte
Aber ach! der Gottesdienst ging an und Ni
mand erschien. Die Predigt wurde mit e
niger Zerstreuung angehört; das Lied wu
de gesungen, und als Sebastian hinter de
Altar stand und den Segen sprach, ließe
sich vom Kirchhofe her Tritte von Pferde
hören, und ein Bellen von Hunden und da
Hallo der Jäger. Alles fuhr auf. Da
wilde Getös ging rund um die Kirche he
und verlohr sich erst, als der Segen gesp
chen war, und das Final der Orgel die b
stürzte, unruhige Gemeinde entließ.

Der Edelmann war nemlich auf de
Einfall gerathen, den heitern Herbsttag z
benutzen und auf die Jagd zu reiten. Da
es Sonntag war, kümmerte ihn nicht, od
er dachte nicht daran; denn am Hofe, w
jeder Tag ein Fest- und Feyertag ist, ma
man sich um den armseligen Unterschied d

gemeinen Kalenders wenig kümmern. Nun hatten die Hunde in der Nähe des Dorfes einen Hasen aufgetrieben, der seine Zuflucht auf dem Gottesacker gesucht, und zweymal um die Kirche gelaufen war. Der Junker und sein Gefolge war ihm über die Gräber nachgesprengt; und als die Gemeinde heraus auf den Kirchhof trat, sah sie Alles von den Hufen der Pferde zerstört, mehrere Kreuze umgestürzt, die Blumen, die um sie her gepflanzt waren, niedergetreten, das frisch aufgeworfne Erdreich der Hügel zerstreut. Die Bestürzung, der Unwille war groß. Solche Entweihung des Sonntags, solcher Frevel an der geweihten Stätte war in Mainau unerhört; ja, Niemand hätte ihn nur für möglich gehalten. Die ganze Gemeinde blieb auf dem Kirchhofe stehn, besah mit Erstaunen, was geschehn war, und machte ihrem Unwillen durch Worte und Geberden Luft. Sebastian sah stumm und betummert in

die Verwüstung hinein. Da das Murren stieg, sagte er: Geht jetzt still und ehrbar nach Hause, ihr guten Leute! Es wird dergleichen nicht mehr geschehn; aber geht jetzt in Gottes Nahmen und mir zu Liebe. — Da ging denn Einer nach dem Andern; aber zögernd blieben sie immer wieder stehen, und sahen sich Kopf schüttelnd nach der Zerstörung ihres Gottesackers um. Nur den Küster und den Todengräber behielt Sebastian zurück, damit sie die umgeworfenen Kreuze wieder an ihrer Stelle befestigten, die niedergetretenen Hügel ordneten, und auch an den Blumen, so gut es gehn wollte, den Schaden verbesserten. Bey dieser Anordnung schien er ganz gelassen; als wir aber nach Hause kamen, ließ er seinem Unwillen freyen Lauf. Er wolle gern glauben, sagte er, daß die Störung des Gottesdienstes nicht beabsichtigt gewesen; aber es sey unverantwortlich, den Tag der Andacht und

Ruhe mit einer tobenden Jagd zu begehen, und nicht nur selbst die kirchlichen Anordnungen zu verachten, sondern auch Andre durch schlechtes Beyspiel zu ihrer Verachtung einzuladen. Ich weiß wohl, fuhr er fort, daß ich von meiner Kanzel herab einem hochgebildeten und vielkundigen Herrn nichts Neues lehren kann; aber denkt er auch immer an das, was er weiß? weicht er nicht vielleicht der Erinnerung daran aus, weil sie ihm lästig ist? — Und ist wohl irgend ein Mensch so hoch gebildet, der nicht oft äußerer Anregungen bedürfte, um auf dem guten Wege nicht still zu stehn? oder bedürfen nicht die solcher Anregungen am meisten, die in der Verwirrung der Welt, in dem Andrange der Zerstreuungen, bey den Reizungen der Eitelkeit und aller möglichen Sinnenlust leider an Alles andre eher, als an das Heil ihrer Seele zu denken Veranlassung haben? Auf dem schlüpfrigen We-

ge, den dieſe Beneideten und ſo wenig Be
neidenswerthen geben, haben ſie den Stab
der Gottesfurcht warlich nöthiger, als de
Landmann auf ſeinem ſchlichten Pfade; und
es iſt wohl immer noch wenig, wenn man
von ihnen verlangt, daß ſie ſich doch alle
acht Tage Einmal vor Gott demüthigen, ih
rer Pflichten erinnern und als Glieder der
Kirche Chriſti in der Gemeinde erſcheinen ſol
len, um an die Rechenſchaft zu denken, die
ſie einſt, ſo gut als der geringſte Mann, vo
der Anwendung ihrer Zeit ablegen müſſen?

Während Sebaſtian noch ſo ſprach, tra
ten die Aelteſten der Gemeinde bey ihm ein
und brachten an, daß der heutige Vorfall
wie ſchon auf dem Kirchhofe gezeigt, all
gemeines Murren verurſacht habe; daß die
Leute noch überall zuſammenſtänden und ſich
mit einander beſprächen; daß die Frauen
insbeſondere über die Zerſtörung der Gräb
weinten, und einige Männer dadurch ſo

Harnisch gebracht hätten, daß sie sich vermäßen, wenn je wieder so etwas, oder etwas ähnliches geschähe, dem Junker die Hunde tod zu schlagen, und ihn selbst mit sammt seinen Jägern vom Pferde zu werfen. — Sie bäten ihn also, er möchte einen Rath ersinnen, wie so schlimme Händel möchten vermieden werden.

So sehr nun auch Sebastian die Gefühle der Gemeinde theilte, und ihren Zorn billigte, so ließ er sich doch wenig davon merken, sondern antwortete mit der Ruhe, mit der er jedes Geschäft seines Amtes verrichtete, sie möchten die Gemeinde durch die Versicherung beruhigen, daß er schon auf wirksame Mittel gesonnen hätte, ähnlichen Ereignissen vorzubeugen. Jeder solle nach Hause gehn, und den schönen Sonntag nicht durch ausgelassene Reden entweihen, die auch nicht lebenswerther wären, als ausgelassene Handlungen. „Der Kirchhof, setz-

te er hinzu, wird jetzt schon wieder in Ordnung gebracht, und ich denke, den nächsten Sonntag soll keine Spur der Verwüstung mehr darauf zu finden seyn."

Mein Mann entschloß sich nun sogleich, den folgenden Morgen auf das Schloß zu gehn, und den Edelmann auf die möglichen Folgen seiner Art von Sonntagsfeyer aufmerksam zu machen. „Es ist freylich nicht gut, sagte er, daß ich ihn so gar nicht kenne, und nicht einmal gesehen habe, so daß ich eigentlich nichts bey mir festsetzen kann, sondern Alles dem Zufall oder einer glücklichen Eingebung überlassen muß. Aber ich denke doch, daß es mir bey einer solchen Berufssache nicht wohl fehlen kann."

Nachdem dieser Entschluß gefaßt worden war, wurde Sebastian wieder ganz heiter, und that nun der verdrüßlichen Sache keine Erwähnung mehr. Den Abend brachten wir im Garten zu. Ich hatte mich an

die Bank vor der Hinterthür niedergesetzt, um mich der Aussicht auf die Berge zu freuen, die ihren rothen und gelben Herbstschmuck in die letzten Strahlen der Sonne tauchten, und mit ihrer Krone von goldnen Abendwölkchen das anmuthige Thal wie ein Diadem umgaben. Mein kleiner Andreas spielte zu meinen Füssen mit den Kieseln im Wege; Sabine lag unter dem Tuche versteckt schlummernd an meiner Brust: mein Mann machte sich im Garten zu thun; da kam auf einem schönen und stolzen Pferde ein blonder Reiter in einfachem blauen Rock um die Ecke herum, Schritt vor Schritt, ernst vor sich nieder sehend, und wie in tiefen Gedanken. Ein Jäger ritt hinter ihm. Ich konnte nicht zweifeln, daß es der Edelmann sey. Das Herz schlug mir bey seinem Anblick. Ich griff nach Andreas, um ihn aufstehn zu lassen, und dann durch die Thür in den Garten zu entweichen. Meine Bewegung erreg

te die Aufmerkſamkeit des Reiters. Er ſchlug ſeine blauen Augen auf, und grüßte mich im Vorüberreiten, indem er mich aufmerkſam zu betrachten ſchien; dann, nachdem er einige Worte mit ſeinem Jäger geſprochen hatte, ſtieg er ab, übergab jenem das Pferd und kam auf mich zu. —

Die Annäherung des Mannes, den ich mir ſeit dem Vorfalle von dieſem Morgen wie ein wüſtes Schreckbild dachte, machte mich unbeſchreiblich beſtürzt. Ich erhob mich ſchnell mit meinem ſchlummernden Kinde, und würde, ungeſchickt genug, in den Garten entſchlüpft ſeyn, hätte mich nicht Andreas zurückgehalten, der ſich nicht von dem Anblicke der Pferde trennen konnte. So ſtand der Kammerherr vor mir, während ich noch die Thür in der Hand hielt, nannte meinen Nahmen, und bat um Entſchuldigung, daß er mich hier mit ſeiner Begrüſſung überraſche. Ich weiß nicht mehr, was

ich antwortete, aber die gefällige Geſtalt des Mannes, ſein ſichres Benehmen, der angenehme Ton ſeiner Stimme — Alles das überwand die frühere Vorſtellung. Die Furcht war verſchwunden, wenn auch ſchon der Unwille blieb. Ich öffnete ihm die Thür, indem ich ſagte, er werde meinen Mann im Garten finden; und da er ſtehn blieb, und meine Begleitung erwartete, nahm ich meinen Knaben bey der Hand und folgte ihm nach. Auf dem Wege ſprach er ſehr freundlich, lobte und liebkoßte das Kind auf meinem Arm, ſcherzte mit Andreas, bezeigte ſein Wohlgefallen über die Einrichtung des Gartens, die ſchönen Blumen, das Gemüs. Oft blieb er ſtehn, beſah Dieſes und Jenes, fragte mich über Manches, und wußte ſo geſchickt Rede an Rede zu knüpfen, daß mein Mann, der eben im Gebüſche Etwas zuſammenband, nicht wenig verwundert war, mit welcher fremden Stimme ich

doch so im Gespräche seyn möchte. Als wir ihm zu Gesicht kamen, und ich ihm den Kammerherrn angekündigt hatte, ließ mein Mann seine Arbeit stehn, und trat dem Besuchenden etwas befremdet entgegen; aber eh' er ihn noch begrüssen konnte, sagte der Kammerherr: Ich habe Etwas bey Ihnen gut zu machen, und ich habe mich deshalb zuerst hier an diese liebe Frau gewendet, um meine Fürsprecherin zu seyn. Sie versagen mir es doch nicht, fuhr er, zu mir gewendet, fort? Auch dieser Kleine mag für mich bitten. — Dabey nahm er den Andreas auf den Arm und trat meinem Manne einige Schritte näher. — Ich habe heut früh Ihre Andacht gestört. Es ist wider meinen Willen geschehn. Ich glaubte, die Kirche sey aus, oder, um die reine Wahrheit zu sagen, die Reise hierher hat meinen Kalender in Unordnung gebracht, und ich wußte nicht, daß es Sonntag war. Sie zürnen

mir doch nicht mehr, lieber Herr Paſtor? ſetzte er hinzu, indem er ihm die Hand reichte. Ich werde mich künftig beſſer nach der Ordnung des Landes fügen. —

Die freundliche Art, mit der er dieſes alles ſagte, und die Sicherheit in ſeinem Weſen, die kein Mißlingen zu fürchten ſchien, ohne doch im geringſten wie Anmaaßung auszuſehn, verfehlte ihre Wirkung nicht. Sebaſtian, dem dieſes Entgegenkommen recht nach Wunſch war, dankte ihm nach ſeiner herzlichen Weiſe für die gegebne Erklärung, ohne ihm die Unruhe zu verbergen, die das ſo ungewöhnliche Ereigniß in der Gemeinde verurſacht hatte. Es iſt überhaupt hier ein gar ſtilles Leben, ſetzte er hinzu; aber Sonntags kehrt Jeder ſeine Gedanken auf ſich, und ſinnt, ſo viel er kann, ſtill über das nach, was ihm Noth thut; und da iſt ihnen jedes Geräuſch zuwider. — Der Kammerherr lächelte, und indem er

ſchnell von der verdrüßlichen Sache abbrach, fragte er nach ländlichen Dingen, nach den Umſtänden der Einwohner und mehrerm dergleichen; und nachdem er ohngefähr eine halbe Stunde verweilt hatte, nahm er mit der Verſicherung Abſchied, daß er ſich der neuen Bekanntſchaft ausnehmend freue.

Ich brauche wohl nicht zu ſagen, daß wir uns an jenem Abend mit etwas leichterem Herzen zu Tiſche ſetzten, als am Mittag geſchehen war. Sieh, Sebaſtian, ſagte ich, ſo hat es ja der Himmel doch noch beſſer eingerichtet, als wir erwartet hatten, und Dich des verdrüßlichen Ganges überhoben, den Du vorhatteſt. Wie ſollte man es aber nur für möglich halten, daß ein ſo feiner und dem Anſchein nach ſo geſitteter Mann ſo wüſte Dinge thun könne?

Es iſt ein eignes Weſen mit dieſen Weltleuten, verſetzte Sebaſtian. Sie vereinigen Dinge in ſich, die ganz unvereinbar ſcheinen,

und in ihnen doch recht verträglich bey einander wohnen. Die Gewalt, die sie sich anzuthun gelernt haben, hält auch das Unförmlichste, wenn es gilt, in den Schranken und Grenzen einer gefälligen Form, und oft bedeckt ihre ruhige Haltung und die heiterste Miene ein Chaos tobender Leidenschaften. Bewundern muß man das auch, ob man sich schon nicht eben darüber freuen kann; da ja Alles, was mit einer sichern Virtuosität getrieben wird, auf Bewunderung Anspruch macht. Mag man auch noch noch so wenig Vertrauen zu den innern Gesinnungen eines solchen Mannes haben, sobald er spricht, verfehlt er selten seinen Zweck. Er beredet uns wohl gar ihm alle die Tugenden zuzutrauen, von denen wir doch das Gegentheil wissen, und den Glimmer des Goldes, der auf der Oberfläche spielt, für das gediegene Metall zu halten. Ueber unsern Edelmann will ich noch nicht

urtheilen. Ob er ſein Unrecht erkennt und fühlt, weiß ich nicht; für jetzt iſt es genug, daß er es ein Unrecht genannt hat, und daß wir wahrſcheinlich vor ähnlichen Unbilden geſichert ſind. Dieß iſt mir eine große Beruhigung. Was er außerdem von der Freude an unſrer Bekanntſchaft und ſeinen freundſchaftlichen Geſinnungen rühmt, achte ich wenig. Es iſt eben auch nur eine vornehme Redensart, bey der man ſich ſo wenig, als bey einem „gehorſamſten Diener" denken darf.

Ich war nicht ganz ſo ungläubig als Sebaſtian; und als am nächſten Morgen der Gärtner vom Edelhofe mit einem ganzen Kaſten von friſch ausgehobenen Blumenſtöcken erſchien, und meldete, daß er Befehl habe vom gnädigen Herrn, dieſe Blumen auf den Kirchhof zu pflanzen, ſagte ich ganz erfreut: Er meint es doch wohl aufrichtig! Warum ſollten wir ihm nicht

glauben? — Immer ſehen doch die Leute, erwiederte Sebaſtian lächelnd, daß er es nicht eben böſe gemeint hat, und das Unbedachte wieder gut machen will. Das wird nicht ohne Wirkung bleiben und die Gemüther beſänftigen.

Der Kirchhof war jetzt wieder hergeſtellt, und ſchöner als je geſchmückt, ſo daß, als der Sonntag kam, Jeder, der darüber ſchritt, ein Veilchen ſtill ſtand, und ſich der ſchönen reichlichen Blumenflor, der wohlgeordneten Hügel, und der reinlichen Wege dazwiſchen erfreute. Der Groll gegen den Edelmann war faſt ſchon aus allen Herzen gewichen; und als er beym Anfange des Gottesdienſtes gar ſelbſt in dem Herrenſtande erſchien, und die geſtickte Uniform und das Ordenkreuz an der Bruſt in die Kirche hineinſchimmerte, da kam die Ge-

meinde faſt ſo ſehr aus der Andacht als acht Tage vorher. Auf meinen Sebaſtian wirkte die Gegenwart des vornehmen Zuhörers anders. Er predigte ſo einfach, wie immer; aber ſein Gemüth ſchien bewegter, und der Ton ſeiner Stimme war noch milder als ſonſt. Er ſagte mir nachher, die Gegenwart des prunkenden Weltmannes habe ihm ſeine einfache arme Gemeinde noch lieber gemacht, und er habe mit rechter Freudigkeit gefühlt, daß er ihr angehöre, und nicht der großen Welt. — Da drückte ich ihn in meine Arme und ſagte: Was könnte uns auch die Welt geben, das uns theurer wäre als die Liebe, die wir hier täglich erfahren.

An dieſem Tag kam der Kammerherr wieder zu uns. Er fand mich allein. Sebaſtian war zu einem Kranken gegangen. Andreas ſtand vor mir, und hatte ein Buch auf meine Knie gelegt, worinn ich ihm Bil-

der erklärte; Sabine lag neben mir ſchäkernd in der Wiege und wollte nicht einſchlafen. — Immer die liebe heitre Mutter unter ihren Kindern, ſagte der Kammerherr, indem er die Thür hinter ſich zuzog. Was Sie für liebliche Kinder haben! Kein Wunder! Sie haben ihnen das ſchönſte Erbtheil ſogleich beym Eintritte in das Leben mitgegeben, ohne doch ſelbſt das Mindeſte dabey einzubüßen. In der That, man muß mehr als privilegirt ſeyn, um, mehr als Einmal Mutter, und doch ſo blühend, ſo jugendlich, ſo jungfräulich, möcht' ich ſagen, zu ſeyn! — Ich weiß nicht, erwiederte' ich lächelnd, was ich auf dieſe ſchönen Dinge antworten ſoll. Eine Mutter findet ihre Kinder immer recht hübſch: ſie möchte ſie nicht anders haben, als ſie ſind: und die meinigen ſind mir darum wohl noch lieber, weil ſie ſo ſehr ihrem Vater gleichen. — Ihrem Vater? ſagte der Kammerherr.

Mit Ihrer Erlaubniß, das finde ich nicht so. Diese Kleine vielleicht noch am ersten; aber der junge Herr hier -- wie nennen Sie ihn? — Andreas? — Aber warum Andreas? — Es ist der Nahme seines Großvaters — So? Nun gleichviel; dieser Andreas hier ist ganz Ihr Ebenbild. Er hat Ihre Augen, Ihren Mund, Ihr Kinn — Alles. — Bey dieser Musterung hatte sich der Kammerherr vor dem Knaben niedergekauert, hielt ihn an beyden Armen und sah bald ihm bald mir in's Gesicht. — Ihre Augen, fuhr er fort, möchten vielleicht noch etwas dunkler seyn. — Dabey erhob er sich ein wenig, um mir besser in die Augen zu sehn. Ich beugte mich zurück, indem ich die eine Hand vor die Augen hielt, die andre vor mich hin ausstreckte. Rasch ergriff er die ausgestreckte Hand und küßte sie. In diesem Augenblicke trat Sebastian herein. Ein Wölkchen von Un-

zufriedenheit ſchien über des Kammerherrn Stirn zu fliegen; aber mit einer ſchnellen Wendung ſich an den Eintretenden richtend, ſagte er: Ich war eben im Streit mit Ihrer allerliebſten Frau — In der That, lieber Paſtor, Sie haben ſehr angenehme, ſehr heitre Kinder! — Da behaupt' ich nun, daß ſie mehr der Mutter als Ihnen gleichen. Aber weshalb ich eigentlich komme, iſt Ihnen für die Unterhaltung von heute Morgen zu danken. Sie haben die rechte Weiſe, mein Beſter. Unſre ſchläfrigen Prediger in der Reſidenz haben mich ganz vom Kirchengehn entwöhnt. Wahrhaftig ich glaube, ich bin ſeit Jahren in keine Kirche gekommen; aber Sie können mich wieder fromm machen. Ich gebe Ihnen meine Bekehrung in die Hände.

Die leichtſinnige Weiſe, mit welcher der Kammerherr dieſes ſagte, das Lachen, mit dem er ſeine Worte begleitete, indem er

seine Blicke immer auf mich richtete, während er doch mit meinem Manne sprach, das schnelle Ueberspringen von der geringfügigsten Sache zu der wichtigsten, Alles das machte einen Eindruck auf mich, den ich nicht beschreiben kann. Ich hatte nie auf eine solche Weise sprechen hören. War das die Sprache der vornehmen Welt? war es nur die Verkehrtheit eines Einzigen, der sich auf solche Weise kund thut? Ich hatte auf keine Weise Lust mehr zu hören, sondern nahm, meinen Andreas an der Hand, Sabinen auf den Arm, und verließ unter einem unbedeutenden Vorwand das Zimmer.

Diese Besuche kamen jetzt immer öfter, und die Zurückhaltung, mit der wir sie annahmen, schreckten den kecken Edelmann nicht. Der Ueberlegenheit gewiß, die ihm sein Stand und seine Uebung im Weltgebrauch gab, nahm er unsre Kälte für

Schüchternheit, und mochte hoffen, durch freundliche Veranlaſſung darüber obzuſiegen. In ſeiner Unterhaltung befliß er ſich größerer Behutſamkeit; nur ſelten erwähnte er geiſtliche Dinge, und dann immer — wenn auch nicht mit Achtung, doch ohne Verletzung des Anſtandes. Immer aber ſpielte ſeine Rede auf der Oberfläche, und ſprang, eben wenn man hoffte, daß ſie bedeutend werden würde, zu einem andern, oft einem ganz fremden Gegenſtand über. Man fühlte keine Langeweile, wenn er ſprach; ja, das, was er erzählte, war bisweilen ergötzlich genug; aber wenn man an ſein Geſpräch zurückdachte, fand man doch nichts, was man hätte feſthalten mögen. Ja, ſelbſt das, was man erheiternd gefunden hatte, erſchien bey der Wiederholung nur flach und wenig bedeutend; ſo daß man wohl ſah, nur der Vortrag und die leichte Behandlung habe ihm einen flüchtigen Schimmer

gegeben, der bey der leiſeſten Berührung verflog.

Daß übrigens die Beſuche des Kammerherrn weniger meinem Manne, als mir galten, wurden wir nur allzubald inne. Unaufhörlich war er mit mir und meinen Kindern beſchäftigt. Seine Rede richtete er faſt ausſchlieſſend an mich, und wenn meine Antworten karg und ſparſam fielen, ſuchten mich wenigſtens ſeine dreiſten Blicke beim. Faſt täglich ſchickte er mir Blumen aus ſeinen Gärten, auserleſne Früchte aus ſeinen Gewächshäuſern, oft auch Etwas von der Beute ſeiner Jagd. Bisweilen bat er ſich bey uns zu Tiſche, oder lud uns zu ſich ein; und wenn ich dann an ſeiner Seite ſaß, flüſterte er mir Schmeichelenen zu, die ich, wenn ich Luſt hatte, für Erklärungen annehmen konnte. Dieſe Zudringlichkeiten wurden mir von Tag zu Tag mehr zuwider. Ich entzog mich ihnen, ſo oft ich

nur konnte; und da dieſes nicht immer mög-lich war, ſo that ich, mit der Gefahr ein-fältig zu ſcheinen, als ob ich ſein ſüßes Ge-ſchwätz nicht hörte, oder nicht verſtünde.

Wiſſen Sie wohl, ſagte er eines Ta-ges, wo er ganz beſonders zutraulich zu ſeyn ſchien, daß Sie mich wieder mit dem weiblichen Geſchlechte ausſöhnen, mit dem ich ſchon ganz zerfallen zu ſeyn glaubte? Gäb' es noch mehr Frauen wie Sie, ſo wä-re ich der Erſte, der das Böſe, was ich wohl von ihnen geſagt und erfahren habe, für ſchändliche Verleumdungen, boshafte Uebertreibungen oder unglaubhafte Zu-ſchungen erklärte und mich wieder als einen treuen Ritter unter die Fahnen des ſchönen Geſchlechtes ſtellte. Aber ach, dieſes lie-benswürdige Geſchlecht iſt ſo ausgeartet, daß ich in Ihnen immer eine Erſcheinung der guten alten Zeit zu ſehen glaube, die Jedermann preißt, ohne eben auf ihre Wirk-

lichkeit zu schwören, in welcher alle Frauen schön, und alle schönen Frauen gar himmlisch gut gewesen seyn sollen. Die erste dieser Eigenschaften findet sich noch; da aber den Meisten, die sie besitzen, die andre mangelt, und zwar meist um desto mehr mangelt, je reicher sie mit Schönheit begabt sind, so dient diese eben nur zum Verderben, um aus der Erde eine Hölle zu machen."

Nach diesem Eingange fuhr er fort: „Ich will nicht von meinen übrigen Erfahrungen sprechen, welche zahlreich sind. Sie würden sie nicht anhören wollen. Aber von meinem Ehestande darf ich Ihnen sprechen. Er ist die bitterste von Allen, und zum Theil — warum soll ich es Ihnen verbergen? — die Ursache meines Hiersenns. Und in so fern —" Hier hielt er einen Augenblick inne und sah mich mit einem bedeutenden Blicke an, den ein leiser Seufzer begleitete.

„Meine Geſchichte, fuhr er fort, iſt kürzlich folgende. Als ich meine Reiſen vollendet und eine Anſtellung am Hofe erhalten hatte, dachte ich an nichts weniger, als mich in den glücklichſten Jahren des Lebens in das Joch des Eheſtands zu fügen. Ich hatte überall in dieſem Verhältniſſe ſo unendlich viel Täuſchung, und ſo wenig gediegenes Glück geſehn, daß ich entſchloſſen war, meine Freyheit ſo lange als möglich zu behaupten, d. h. ſo lange, bis Verhältniſſe einträten, die mich veranlaſſen könnten ein Haus zu machen. Voll von dieſen Geſinnungen, beſuchte ich nach meiner Rückkehr die Schlöſſer und Landhäuſer meiner Verwanden, deren mehrere nie in die Stadt kamen; und unter dieſen zuerſt einen alten Obriſten, meinen leiblichen Onkel, der mit Frau und Tochter auf einem ſehr einträglichen Rittergute in der ſchönſten Gegend ein recht patriarchaliſches Leben führte. Bey

meiner Ankunft wurde ich von einem Diener in den Garten geführt, in deſſen Tiefe ich ein junges Frauenzimmer erblickte, das bis auf die Fingerſpitzen und Fußzehen in ein blendendes Weiß gekleidet, in einer Roſenlaube ſaß, und die Blumen, die in vollen Körben um ſie her ſtanden, mit zierlichen Fingern zu Schnuren und Kränzen wand. In ihr Geſchäft vertieft, ſah ſie vor ſich nieder; ein großer Strohhut verbarg ihr Geſicht, aber eine Fülle herrlicher Locken von dem ſchönſten Kaſtanienbraun quollen auf Stirn und Nacken hervor. Ich näherte mich langſam und leiſe; und als ſie mich gewahr wurde, erhob ſie ſich anmuthig von ihrem Sitz, und eine ſchlanke, edle Geſtalt ſtand vor mir, wie ich wenige geſehn habe. Nachdem wir uns gegenſeitig begrüßt hatten, erfuhr ich, daß ſie meine Couſine Elmire war, die ich ſeit ihrer Kindheit nicht mehr geſehen hatte; daß ich ſehr zur rechten

Zeit käme, um den Geburtstag meines Oheims zu feyern, der eben auf den morgenden Tag fiel; und daß sie ihre Eltern veranlaßt habe, einen Besuch in der Nachbarschaft zu machen, um zur Vorbereitung einiger Ueberraschungen an diesem Feste freye Hand zu haben. Mein Anerbieten hierbey behülflich zu seyn, wurde mit der ungezwungensten Artigkeit aufgenommen, und da ihr wegen des zahlreichen Besuches, der zu der Feyer des Tages erwartet wurde, die Sache sehr am Herzen lag, und ich so glücklich war, vollkommen auf ihre Ideen einzugehen, auch einiges Neue beyzufügen, das ihren Beyfall erhielt, so war ich dadurch in wenigen Stunden mehr, als ich [illegible] durch meine Verwandschaftsrechte hätte hoffen dürfen, in der Brust meiner reizenden Cousine fest geworden. Sie war in der That ganz allerliebst. Während wir, wie alte Bekannte, gemeinschaftlich arbeiteten, ent-

warf ſie mir die lebendigſten Bilder von den meiſten Perſonen, die ich bey dem morgenden Feſte zu ſehen bekommen würde; und ich überzeugte mich, daß man gar nicht am Hofe gebohren und erzogen zu ſeyn braucht, um ſcharf zu beobachten, geiſtreich zu mahlen und witzig zu übertreiben. Die Zeit ging mir höchſt angenehm hin; und da auch das Feſt den erwünſchteſten Erfolg hatte, und Elmirens Anordnungen die größten Lobſprüche erhielten, ſo war es kein Wunder, daß ſie mir, als ihrem beſcheidenen Gehülfen, am Abend dankbar die Hand drückte, und daß mir die ganze Nacht hindurch Elmirens braune, geiſtvolle Augen vor der Seele ſtanden."

„Ich hatte nur einige Stunden hier zubringen wollen, um der Pflicht der Höflichkeit Genüge zu thun; aber ich blieb acht Tage in der Nähe des ſchönen Geſchöpfs, das mich jeden Tag mit ſtärkern Banden um-

ſchlang. Am Ende dieſer Zeit waren wir, halb im Scherz und halb im Ernſt, übereingekommen, daß wir nicht ohne einander leben könnten, und überraſchten eines Tages, in einem Anfalle der lebhafteſten Luſtigkeit, Elmirens Eltern mit der Bitte um ihre Einwilligung. Das Wort überraſchen iſt hier keine bloße Redefigur. Mit ſo vielem Wohlgefallen dieſe alten Leute — bey denen ich gleich ſeit dem erſten Tage, ich weiß nicht wie, zu Anſehn gelangt war — unſer freundſchaftliches Einverſtändniß bemerkt hatten, ſo iſt es doch nicht wohl möglich, das Erſtaunen zu beſchreiben, das ſie ergriff, als ſie in dieſem Einverſtändniße Liebe, und eine zum Eheſtande führende Liebe erkennen ſollten. Der Oheim, ein lebhafter Mann, erklärte ſogleich, daß er in eine Verbindung zwiſchen ſo nahen Verwandten nimmermehr willigen würde: und ſeine Frau, ſeit langen Jahren gewohnt,

die Ausſprüche ihres Mannes blindlings zu verehren, ſetzte hinzu, ſie ſey überzeugt, daß eine ſolche, von den Geſetzen der Kirche ausdrücklich verbotene Ehe keine andere als unheilbare Folgen haben könne. Auf dieſe Weigerung waren wir nicht gefaßt, und ich brauche kaum hinzuzuſetzen, daß Leuten, die ſo verliebt waren, als wir, die Gründe derſelben ganz und gar nicht einleuchteten. Was wir aber auch vorbringen mochten, um einen Widerruf zu bewirken, es blieb ohne Erfolg. Der Beſchluß der hartnäckigen Eltern ſtand feſt, und Elmirens Thränen fielen umſonſt auf das Herz des einträchtigen Paares, das bis jetzt der zärtlich geliebten, einzigen Tochter keinen Wunſch verſagt hatte."

„Die fröhlichen Tage, die wir in der ungezwungenſten Freyheit mit einander verlebt hatten, waren nun vorbey; die benachrichtigten Eltern nahmen uns ſchärfer in die

Augen und erſchwerten uns das Zuſammenſeyn. Die Schwierigkeiten entflammten unſre Leidenſchaft. Wir fanden Mittel uns verſtohlner Weiſe zu ſehn, und in dieſen geheimen Zuſammenkünften verbanden wir uns durch die heiligſten Schwüre zu unverbrüchlicher Treue. Thaten folgten den Worten, und wir trennten uns mit der Gewisheit, daß keine menſchliche Macht zu hindern vermag, was zwey liebende Herzen ernſtlich wollen."

„Wenige Wochen nach meiner Abreiſe ſtarb Elmirens Vater an einem ſich wiederholenden Schlagfluſſe, indem er in ſeinen letzten Augenblicken nichts beklagte, als ſeine Tochter nicht verheirathet zu ſehn. Elmire glaubte dieſen Moment benutzen zu müſſen, um ihre Wünſche noch Einmal geltend zu machen; aber auch dieſesmal ohne Erfolg; ſein Beſchluß ſtand in dieſer Sache unerſchütterlich feſt. Und da wir

auch immer vergeblich suchten, der Mutter ihre Einwilligung abzuschmeicheln, beschlossen wir endlich, uns im Geheim trauen zu lassen. Die Sache hatte Schwierigkeiten; aber eben diese gaben unserm Entschlusse einen noch größern Reiz. Ich gewann den Eigennutz eines Pfarrers, der jenseits der nahen Grenze wohnte, ein Spaziergang führte uns in die Kirche, und wir kehrten als Eheleute zurück. Im Rausche der Freude warfen wir uns der Mutter zu Füssen und bekannten unsern dreisten Schritt. Sie könne, erwiederte sie, das Geschehene nicht ändern; aber von ihrer Meinung abzugehen, die ja auch ihres seligen Mannes letzter Wille gewesen, vermöchte sie nicht."

Als der Kammerherr bis hierher in seiner Erzählung gekommen war, fiel ich ein: Und Sie wundern sich, Herr Kammerherr, daß eine Ehe, die auf eine so ungesetzliche Weise, und gegen den ausdrücklichen Wil-

ſen der Eltern vollzogen worden, nicht glücklich geweſen iſt?

Der Kammerherr zuckte die Achſeln. „Die Verweigerung, antwortete er, war ſo willkührlich, ihr Grund ſo gehaltlos! Sagen Sie ſelbſt, ob die uralten, verloſchnen Geſetze, auf die uns die guten Leute hinwieſen, im Stande waren, die Liebe von zwey ſo hell aufflammenden Herzen, wie die unſrigen waren, auszulöſchen? Soll man denn immer, eh man in ein Paar freundliche Augen ſieht, erſt den Stammbaum und die Conſiſtorial-Verordnungen zu Rathe ziehen, um ſich zu überzeugen, daß man die Erlaubniß habe, ſich von dieſen Augen entzünden zu laſſen? Das, was unſre Ehe verdarb, war nicht die nahe Verwandſchaft, nicht die Pedanterey der Eltern, ſondern ganz etwas Anderes, das ſich leider nur allzufrüh entwickelte."

Ich ſchüttelte den Kopf und ſchwieg. Der Kammerherr fuhr fort: „Elmire brannte vor Verlangen, den Hof zu ſehn, und ich meiner Seits war nicht wenig ſtolz darauf, dem glänzenden Diademe der Hauptſtadt dieſen Juwel einzufügen, den ich ſo glücklich auf dem Lande entdeckt hatte. Unſere Seligkeit war groß. Meine Wahl wurde bewundert, mein Glück beneidet; mein Freudetaumel ſchien ſich dem ganzen Hofe mitzutheilen. Auch war es in der That ſchwer, etwas Liebenswürdigeres zu ſehn, als dieſe ſeltne Vereinigung von Schönheit und Anmuth, von ländlicher Einfachheit und vornehmen Anſtand, von Witz und Zartheit, von Selbſtgefühl und Beſcheidenheit. Die Luft des Hofes war ihr ſo wenig fremd, daß ſie vielmehr ihr eigenthümliches Element ſchien; und ſie bewegte ſich auf dem glatten Boden mit einer Sicherheit, als ob ſie längſt darauf einheimiſch ge-

weſen ſey. Jedermann war von dieſer ſeltnen Erſcheinung überraſcht; und manche junge Dame, die ihre Pfeile ſchon auf die nouvelle débarquée geſchärft hatte, ſah ſich in ihrer Erwartung getäuſcht, und fand es rathſamer, ſich an ſie anzuſchließen und mit ihr gemeinſame Sache zu machen."

„Dieß Alles war nun ganz vortrefflich, und machte mich, da es meine kühnſten Erwartungen übertraf, über alle Beſchreibung glücklich. Nach einigen Monaten indeß legte ſich die überſpannte Bewunderung etwas. Man wurde meine Frau gewohnt; einige neue Gegenſtände andrer Art zogen die Aufmerkſamkeit des Hofes an; die Fluth verlief ſich. Dieß ſchien ihrer Eitelkeit unerträglich. Sie wollte allein und ausſchließend bewundert ſeyn. Dieß verdarb ihre Rolle. Sie wurde gefallſüchtig, überſpannt, unruhig; die Anmuth verließ ſie, ihr Witz wurde ſtechend, und verwundete

mehr, als er ergötzte. Was aber endlich ihre Laune gänzlich verdarb, war das Vorrücken ihrer Schwangerschaft, und die dadurch herbeygeführte Veränderung ihrer Gestalt, die ihr im höchsten Grade widrig war. Sie überließ sich jetzt jeder Grille, und hielt sich für den Zwang, den sie sich in der Gesellschaft noch wohl anzuthun wußte, in ihrem Hause auf das vollkommenste schadlos. Da sie schlechterdings keinen Willen als den ihrigen anerkannte, so setzte sie den billigsten Erinnerungen, die ich mir zu machen erlaubte, die bittersten Sarcasmen entgegen. Es mochte wohl eine Folge der Leidenschaftlichkeit seyn, der sie sich in solchen Fällen überließ, daß sie zu früh niederkam. Sie war einige Wochen tödlich krank; als sie aber ihr Lager wieder verließ, war ihre Schönheit strahlender als je. Alle ihre Liebenswürdigkeit kehrte zurück; aber leider nicht für mich. Sie hatte mich ge-

liebt; meine Zeit war vorüber; es war billig — wie ſie meinte — daß ich Andern wich. Es kam zu Erklärungen zwiſchen uns, auf die keine Ausſöhnung folgte: zu Wortwechſeln, die immer eine größere Bitterkeit zurückließen; ich mußte ſehn, daß meine Frau recht gefliſſentlich Alles that, wovon ſie wußte, daß es mir am Meiſten zuwider war. Nachdem wir uns auf dieſe Weiſe einige Jahre elend genug neben einander fortgeſchleppt hatten, blieb uns zuletzt nichts als die Trennung übrig. Die Sache iſt anhängig, und ich darf ihrer Entſcheidung mit jedem Tage entgegenſehn. Bis dahin hab' ich mich in dieſe Freyſtatt geworfen, und das Schickſal hat gewollt, daß ich hier eine Frau antreffen ſollte, die ganz gemacht ſcheint, meinen gerechten Zorn gegen ihr Geſchlecht zu beſiegen. Nur kann ich leider nicht glauben, daß dieſe Frau viele ihres Gleichen habe."

Bey dieſen Worten ſchwieg der Kammerherr, und ſah mich mit den zärtlichſten Blicken an; aber ſeine Erzählung hatte nicht gewirkt, was ſie beabſichtigen mochte. „Ich kann, antwortete ich, keine Schmeicheleyen auf Koſten meines Geſchlechtes annehmen, das zuverläßig beſſer iſt, als die Männer — ich ſollte wohl ſagen, als einige Männer — zugeben oder wünſchen mögen. Ich beklage Ihr Unglück; ich will auch die Klagen, die Sie über Ihre Frau führen, auf Ihr Wort und ohne weitre Prüfung für vollkommen begründet nehmen; aber wie konnten Sie ſich wundern, daß Alles kam, wie es kam? Welches Vertrauen konnten Sie auf die Liebe eines Mädchens ſetzen, das kein Bedenken trug, bey dem wichtigſten Schritte des Lebens, dem ausdrücklichen Verbote ſeiner Eltern entgegenzuhandeln? das ſich weder um die letzten Worte eines ſterbenden Vaters, noch um die Gewiſſens-

angſt ſeiner Mutter kümmerte, und wäh rend ſie am Altare den Segen Gottes hätte ſuchen ſollen, nur die Befriedigung ihrer weltlichen Wünſche ſuchte? Dieſe Wünſche waren nicht Sie, nicht Ihr Herz und Ihre Liebe, nicht einmal das Zuſammenſeyn mit Ihnen — nein, es war die Begierde nach den Zerſtreuungen und dem Glanze der Welt. Sie erkannten das, und begünſtigten es. Sie nährten die Eitelkeit Ihrer [illegible] Frau, und theilten ſie. Und dann wunderten Sie ſich, als das wilde Gewächs über ſie hinauswuchs, ſie niederdrückte, und ſtatt labende Früchte zu bringen, nur Gifthauch verbreitete? Das iſt es eben, was ſo vielen Zwieſpalt in die Ehe bringt, daß der Mann erſt aus eigner Schwachheit die Schwachheit der Frau oder der Geliebten begünſtigt und nährt, ja, ſie wohl gar als ein Verführungsmittel für ſeine Abſicht misbraucht; dann, wann er

zu seinem Ziele gekommen ist, das, was er eben gebilligt, ja, vergöttert hatte, launenhaft schmächt, auch wohl mit Unmuth und Bitterkeit verfolgt, dadurch zum Widerstande herausfordert, und wenn er diesen nicht dulten will oder kann, endlich das gewaltsamste thut, und das heilige Band mit frevelnder Hand zerreißt. Wäre die Ehe überall, was sie seyn sollte, ein Bund der Liebe vor Gott, so würde man nicht von unglücklichen Ehen sprechen hören; die Scheidungen würden verschwinden; man würde überall rechtschaffene Frauen, gewissenhafte Mütter und tugendhafte Töchter sehen. — Sie lächeln, Herr Kammerherr, über meinen Eifer; aber ich muß mein Geschlecht gegen allgemeine Anklagen in Schutz nehmen, die immer ungerecht sind, und nur allzu leicht zu den gräßlichsten, schreyendesten Ungerechtigkeiten verführen können. Soll es doch Männer geben, die sich jeden

Frevel an unſerm armen Geſchlechte erlaubt halten, bloß weil ſie alles Böſe von ihm glauben, oder ſich doch zur Beſchönigung ihrer Unthaten bereden es zu glauben. Das ſchlimmſte, was uns Weibern vorgeworfen werden kann, iſt unſre Schwachheit. Die Stärke der Männer ſollte uns als Stütze dienen, aber in ihrem Uebermuthe wollen ſie uns lieber niederwerfen und unterjochen. Iſt wohl Uebermuth etwas Lobenswerthes?"

Ich hatte mit Lebhaftigkeit geſprochen; der Unwille, deſſen mein Herz voll war, hatte mir das Blut in die Wangen getrieben; das Herz meines Zuhörers aber hatt' ich nicht getroffen. „Wie ſchön Ihnen doch der Zorn ſteht! rief er zu meiner groſſen Ueberraſchung aus. Man könnte Luſt bekommen, Sie recht oft zu erzürnen!" Und dabey ſchlang er, eh ich es mich verſah, ſeinen Arm um meine Hüften, und wollte

mich küssen. Ich sträubte mich. Er kämpfte mit Hartnäckigkeit. „Ich muß, rief er aus, den schönsten Mund küssen, der so herrlich zu sprechen weiß, und sollt' es meine Seligkeit kosten." — Ich riß mich mit Unwillen los; er jagte mir nach; da trat Sebastian zur Gartenthür herein, und ich warf mich in seine Arme. Der Kammerherr, als er mit Einemmal vor meinem Mann stand, war etwas verblüfft; aber er verlohr die Fassung nicht, sondern sagte: „Ihre allerliebste Frau hat mir so eben eine wunderschöne Lobrede auf das weibliche Geschlecht gehalten, und nun weigert sie sich hartnäckig ein Zeichen meiner Begeisterung, meines Glaubens anzunehmen. Ist das recht? ist es christlich?" — Sebastian antwortete sehr ernst: „Ich weiß nicht, Herr Kammerherr, was die Sitte der Höfe mit sich bringt; aber die Sitten eines Pfarrhauses glaube ich zu kennen, und

meine Frau handelt ſehr löblich, daß ſie ſich dem entzieht, was ſie ein Zeichen Ihrer Begeiſtrung und ihres Glaubens zu nennen belieben. Sie werden mich ſehr verbinden, Herr Kammerherr, wenn ſie uns ähnliche Verlegenheiten erſparen, denen ſich eine Pfarrfrau auf keine Weiſe ohne Nachtheil ihres Rufes ausſetzen darf: und dieß wird wohl am Beſten dadurch geſchehn, wenn Sie ein Haus vermeiden, das Ihnen doch nur wenig Vergnügen bieten kann."

Dieſe unerwartete Anrede, die mit der größten Ruhe, aber mit feſter Stimme geſprochen wurde, vornemlich der Schluß derſelben, überraſchte den ſonſt ſo dreiſten Mann. Man ſah wohl, daß er ſeinen kecken Anſtand zuſammenſuchte, daß er nach irgend einer ſchlagenden Antwort jagte, — umſonſt — er ſah mich mit verlegner Miene an und ging. Am folgenden Morgen kam wieder ein Körbchen mit ausgeſuchten Früch-

ten an mich, nebſt einem Billet. Beydes kehrte unberührt zurück. Dann kam ein Brief allein. Auch dieſer wurde natürlich nicht angenommen. Ihm folgte auf der Stelle ein kurzes Billet Sebaſtians, in welchem er ſeine Bitte mit beſcheidnen Worten wiederholte, und den Kammerherrn dringend erſuchte, mich nicht durch das Zuſenden ſeiner Geſchenke und Briefe einer neuen Verlegenheit Preis zu geben. „Meine Frau, ſchrieb er, wird nie die Briefe eines fremden Mannes annehmen; und da ich nie einen Brief öffne, der nicht an mich gerichtet iſt, ſo bleibt uns nichts übrig, als das, was wir bis jetzt gethan haben, und was Ihnen wie eine Beleidigung erſcheinen muß.“

Dieſer Brief blieb, wie wir erwartet hatten, ohne Antwort, aber nicht ohne Folgen. Der Kammerherr, der es einem armen Landpfarrer nicht vergeben konnte, ihn

aus der Faſſung gebracht zu haben, vermied von dieſer Zeit an die Kirche, und, wie die Menſchen nie kleiner ſind als im Zorn, fing er ſein wildes Jagen auch Sonntags wieder an. Mehr als Einmal hörte man ſeitdem wieder das Hallo der Jäger und das Bellen der Hunde während des Gottesdienſtes, obſchon nicht wieder in ſolcher Nähe als das erſte Mal. Manche andre Unfertigkeit wurde von dem Uebermuthe der Diener am Dorfe und auf den Feldern begangen, und die Klagen, die deshalb bey ihrem Herrn angebracht wurden, mit ſchnöder Härte zurückgewieſen. Vorzüglich wurde Alles aufgeſucht, womit man meinen Mann zu kränken hoffte. Auch die Verleumdung gegen mich wurde nicht geſpart, und Geſchichten ausgeſtreut, die, ſo unwahrſcheinlich ſie auch waren, doch hin und wieder Glauben fanden. Dieſes ſchmerzte uns am meiſten. Da aber nicht

viel dagegen zu thun war, hüllten wir uns in das Bewußtseyn unsrer Unschuld, und sahen endlich, zu unserm großen Vergnügen den Kammerherrn, nachdem er einige Wochen hindurch seinem kleinlichen Zorne freyen Lauf gelassen, mit seiner ganzen Dienerschaft abziehn. Sein Abschied wurde von Niemanden beklagt; aber bald trug sich eine Veränderung zu, zu welcher seine Anwesenheit Veranlassung gegeben hatte, und die auf den stillen Gang unsers Mainauer Lebens störend wirkte. Ich will auch hiervon einige Nachricht geben.

Das Rittergut, von welchem unserm Kammerherrn der größte Theil gehörte, war seit einer langen Reihe von Jahren an eine einheimische Familie verpachtet gewesen. Beyde Theile hatten sich gut dabey gestanden. Das Gut wurde mit Gewissenhaftigkeit bewirthschaftet, die Pachtgelder regelmäßig bezahlt, auch in dringenden Fällen Vor-

schüsse gern gewährt. Dabey waren die Pachter, indem sie ihre eignen zahlreichen Grundstücke bey der Verbindung mit den herrschaftlichen besser benutzen konnten, zu einem Wohlstande gelangt, der ihnen als arbeitsamen und redlichen Leuten von Jedermann gegönnt wurde. Dem Kammerherrn schien indeß ihr Gewinn zu groß, und da auch seine Diener, die ohne Kenntniß der Sache nur nach dem äußern Scheine urtheilten, ihn in dieser Meinung bestärkten, so kündigte er den bisherigen Pachtern den Contract auf, und schloß einen neuen Vertrag mit einem Auswärtigen, der sogleich alle Mitbewerber durch sein hohes Gebot zurückgeschreckt hatte.

Diese an sich ziemlich gleichgültige Veränderung gab doch zu mehrern Störungen in unsrer Gemeinde Veranlassung. Die Uebergabe des Gutes, die sich durch eine Reihe von Tagen hinzog, war mit Schmau-

sereien und Ergötzlichkeiten begleitet, die weder der stillen Weise unsers Dorfes, noch überhaupt den guten Sitten angemessen waren. Die städtischen Bevollmächtigten des Edelmanns, an die sich einige junge Practicanten angeschlossen hatten, hielten sich auf einem Dorfe zu Allem berechtigt, schwärmten, nach vollbrachtem Tagsgeschäft, halb trunken umher, neckten Mädchen und Weiber, und verspotteten die Männer, die ihnen wehren wollten. Schon standen sich die Fremden und die Einwohner von Mainau als zwey feindliche Partenen entgegen, als die jungen Leute am Johannistage zu einem Tanze unter der Linde zusammenkamen. Die städtische Gesellschaft, die am Mittage scharf gezecht hatte, ermangelte nicht, sich auch auf dem Tanzplatze einzufinden, und trieb hier so vielen Muthwillen und Frevel, daß es endlich zu Thätlichkeiten kam. Die Städter zogen den Kürzern; aber das un-

ſchuldige Feſt war geſtört, und da die Geſchlagenen Klage erhoben, ſo erhielt ſich die widrige Erinnerung an das Ereigniß noch lange Zeit durch die Folgen, die es nach ſich zog.

Der neue Pachter war ein ſtudirter Oeconom, welcher die Engliſche Landwirthſchaft in einem Deutſchen Inſtitute gelernt hatte, und nun den erſten eignen Verſuch in Mainau wagte. So wie er ſelbſt das Weſen eines Engliſchen Farmer nach der Beſchreibung angenommen hatte, ſo ſollte auch ſein Haus auf Engliſche Weiſe eingerichtet ſeyn. Die ganze Wirthſchaft wurde umgeſchaffen, die bisherigen Werkzeuge gegen andre vertauſcht, die Aecker anders gepflügt und beſtellt, künſtliche Wieſen angelegt, und was dergleichen mehr war. Da ſich die Eingebohrnen nicht gleich in die neue Weiſe finden konnten und die Geduld des Herrn ſchnell ermüdeten, nahm er fremde

Knechte und Mägde in Dienst, und bestellte einige Aufseher über sie, die nach seiner Anweisung die Wirthschaft besorgen mußten. Seine eigne Thätigkeit war gering. Nach einiger Zeit holte er eine junge Frau aus der Stadt, die vom Landleben sehr romantische Vorstellungen, aber ganz und gar keine Kenntniß mitbrachte, spät aufstand und um Mitternacht zu Bett ging, den Tag am Flügel oder am Nährahmen zubrachte, mit dem Buche in der Hand spazieren ging, und oft in der Nachbarschaft umher zu Besuchen fuhr, immer in Englischen Muselin gekleidet, zart und zierlich, auch im Umgange nicht unangenehm, aber zu einer Pachterin durchaus verdorben. Wenn man das Leben dieser Leute, ohne Beziehung auf ihren Beruf, nur aus der Ferne, etwa wie ein Bild oder einen Englischen Kupferstich, betrachtete, so konnte es recht gefällig und anmuthig scheinen; in der Nähe besehn, war

es leer und hohl, vornemlich aber der Stellung, die sie nun Einmal in der Welt genommen hatten, gänzlich unangemessen. Die Folgen dieses Widerspruches wurden bald sichtbar. Schon im zweyten Jahre mußten einige Verbesserungs-Plane, die der Landesart nicht zusagten, mit großem Schaden aufgegeben werden; im dritten Jahre blieb der Zins im Rückstand; im vierten sah sich der Pachter, erdrückt von Schulden und ohne Hofnung der Rettung, genöthigt, die Pachtung aufzugeben, auf die sich unter vortheilhafteren Bedingungen einer seiner Gehülfen setzte, der durch ungetreue Verwaltung das Verderben seines Herrn beschleunigt hatte.

Diese drey oder vier Jahre waren eine bedenkliche Prüfungszeit für die Sitten unsers Dorfs. Da der Pachter häufige Besuche von seinen städtischen Freunden erhielt, die sich an seinem gut besetzten Tische wohl

seyn ließen, so wiederholten sich auch di
Unordnungen, die seinen ersten Eintritt be
zeichnet hatten; nur mit dem Unterschiede
daß sich die fremden Gäste von den Einge
bohrnen, die der Pachter als dummes und
rohes Volk verschrie, meistentheils fern hiel
ten, und ihre Ergötzungen auf die Insassen
des Pachthofes beschränkten, die immer
wechselnd von allen Gegenden hier zusam
menkämen. Wohlgebildetes Gesinde gehörte
zu dem Ideale einer Englischen Landwirth
schaft, und da sich eine gute Bildung in fei
nen Kleidern noch besser zeigt, so wurde auch
hierinn nicht sowohl auf das Angemessene
als auf das Anmuthige gesehn. Wenn da
her die Mägde des Edelhofes in ihrer mo
digen Tracht ihren breiten, flatternden Bän
dern, seidenen Halstüchern und knappen
Leibchen in der Kirche erschienen, oder an
dem Tanzplatze, so fielen alle Blicke auf
sie, und es war nicht zu verkennen, daß

ſich in vielen Mädchenherzen der Wunſch nach ähnlichem Schmucke regte. Mancher Unfriede erwuchs hieraus. Die Töchter wünſchten den Dienſt auf dem Pachthofe, wo man bey hohem Lohne ein luſtiges Leben führte; die Eltern verboten ihn; doch waren es meiſt nur die Väter, die mit Standhaftigkeit auf ihrem Verbote beharrten. Oft wurde dann, bey dem Streite darüber, meine Dazwiſchenkunft, bisweilen auch meines Mannes Hülfe geſucht. Wir waren, wie es ſich von ſelbſt verſteht, immer auf der Seite der Eltern, wenn auch die Töchter weinten und ſcheel ſahen; und da es nach einiger Zeit geſchah, daß einige auf dem Edelhofe dienende Mädchen ins Kindbett kamen, andere wegen Diebſtahls und Untreue ſchimpflich fortgejagt wurden, und durch dieſe Vorfälle die bedenklichen Sitten des Hauſes immer kundiger wurden, ſo kam das Alles dem Anſehn der Eltern ſehr zu

Statten. Doch war dadurch nicht Alle
gut gemacht. Das schlimme Beyspiel,
nah und mit einem so gefälligen Scheine b
kleidet, konnte nicht ohne nachtheilige Wi
kung bleiben. Unangemessene Wünsch
schlummernde Begierden wurden geweck
der innre Friede wurde, wie der äußere, g
stört. Mehrere, sehr hübsche, aber arm
Mädchen, zogen damals in die Stadt u
verwilderten; Einige gingen ganz zu Gru
de; Andre kehrten früher, aber mit zerstö
tem Rufe zurück, und sie gestanden, m
schmerzlicher Reue, daß das, was sie a
dem Edelhofe gesehen hätten, ihre gut
Gesinnungen zuerst erschüttert, ihr Gemü
in Aufruhr gebracht, und sie gleichgültig g
gen das Laster gemacht hätte.

* * *

Bey dem Bösen, das die Menschen thu
achten sie selten auf seine zufälligen Folge

unter denen die Macht des Beyspiels leicht die schrecklichste seyn dürfte. Wenn der Mensch in dem Dunkel, das sein ganzes Daseyn umgibt, nie die Folgen von dem, was er thut, berechnen kann, und auch selbst das Gute bisweilen Uebel und Nachtheil erzeugt, so hat er doch in diesem seltnern Falle den Trost seiner guten Absicht und der Unschuld seiner Gesinnungen. Aber was hat der, den die wilde Begier zum Bösen getrieben, der zur Befriedigung des eignen, frevelhaften Wunsches ein giftiges Kraut gepflanzt hat, und dieses nun unaufhaltsam verderblich wuchern sieht? Leicht mag auch die schwächste Hand den Kerker der reißenden Hyäne öffnen; aber wie willst du sie einfangen, wenn sie Einmal umhergewüthet? oder wie willst du die Leben zurückrufen, die ihre Wuth vernichtet hat? Und kannst du hier, kannst du bey irgend einer That unbesonnenen Frevels sagen, daß du

unschuldig seyst? daß du nicht einzuste
habest für die Folgen deiner That?

Je höher ein Mensch steht, je m
und heller seine Thaten in die Welt schein
je weniger er selbst zur Verantwortung ge
gen werden kann, desto größer ist die V
antwortlichkeit, die sein Beyspiel ihm a
erlegt. Die Herrscher der Völker, die V
nehmen und Mächtigen — Alle diese
mehr oder weniger den Leuchtfackeln gle
die an der rechten Stelle in den sichern
fen führen; wenn aber Bosheit und T
sie erhebt, in verderbliche Klippen oder
Untiefen zum Verderben leiten. Ganz
wiß ist nicht ein einziger Mensch, der, w
er im Gefolge der Einen bösen That,
der ihm die wilde Begierde drängt, die
ze gräßliche Brut erblickte, die aus ihr,
bey manchen schrecklichen Krankheiten
liches Ungeziefer, hervorquillt, nicht sc
dernd zurücktreten würde; aber sie we

die Blicke von den Folgen ab, und bereden sich gern, daß das, was sie nicht sehen, auch nicht vorhanden sey. Könnten sie andre blind machen gegen das, was sie thun, so wär' es besser. Aber ist nicht ein Hausvater, welcher sich der Unmäßigkeit ergibt, in strafbaren Verbindungen lebt, seine Pflichten verabsäumt und im Müssiggange schwelgt, — ist er nicht an den Sünden schuld, die seine Kinder, seine Dienstleute und Angehörigen nach seinem Beyspiele begehn? und tritt nicht diese, sich immer vermehrende Sündenschaar, zugleich mit den seinigen, feindlich und anklagend gegen ihn auf? Ist dieß nun schon in den beschränkten Verhältnissen eines Hauswesens furchtbar, wie viel mehr, wo ganze Völker Zeugen und Zuschauer sind! Der Mächtige, welcher selbst nicht unter dem Gesetze steht, wird seinem Volke zum Gesetz. Was gilt das anders lautende Wort gegen die Lehre

That? und wer kann zweifeln, daß de
Anblick einer gesetzwidrigen That, im Ver
trauen auf Strafloſigkeit begangen, laute
zur Nachahmung ruft, als das Geſetz zu
Vermeidung? Und ſcheint nicht der, der im
Schooße erlaubter Genüſſe, nach verbote
nen Früchten greift, nur um zu den viele
andern noch den Einen auch zu gewinnen
ſcheint er nicht den kärglicher vom Glück
Bedachten zu berechtigen — wenn je ein
Berechtigung zum Böſen Statt finden könn
te — unbedenklich nach jedem Mittel de
Genuſſes zu greifen, und die ihn hemmen
den Schranken bald liſtig zu umſchleichen
bald mit dreiſter Kühnheit niederzuwerfen
Hat nicht der Geſetzgeber ſelbſt ſie zuerſ
niedergeſtoßen? und muß nicht der ſtrafend
Richter erröthen, wenn der Angeklagte au
das leuchtende Beyſpiel deutet, dem er ge
folgt iſt? Vergebens ſtützt die äußre Mach
das Geſetz, wenn eine andre, das Geſe

befeindende Kraft in der geheimen Tiefe des Herzens arbeitet, und wie ein unterirdiſches Gewäſſer die feſteſten Dämme zernagt; welches eben da geſchieht, wo die Thaten der Gewalthaber und ihrer Diener des heiligen, aber bey ihnen nur für den Schwachen geſchriebnen Geſetzes ſpotten. Wenn nun auf dieſe Weiſe der ganze ſittliche Bau eines Landes zuſammenſtürzt, zwiſchen den Trümmern nur das abgezehrte, hohläugige Laſter ſchleicht, der Thron ſelbſt endlich, von dem ſchlechteſten Gewürme zernagt, einbricht, muß da nicht der, welcher ihn drückte, in dieſer Veränderung ſein eignes Werk erkennen, und dem Leichtſinne fluchen, mit dem er in gedankenloſer Selbſtſucht den Saamen des Böſen umhergeſtreut hat? —

Dieſe Betrachtungen ſtimmen zu einer Begebenheit, die ſich in derſelben Zeit in unſrer Nachbarſchaft zutrug. Hier lebte damals der Fürſt ' ' von ' ' ein Mann,

der nicht eben bösartig von Natur, nur
roh und ungebildet, keine Beschäftigung
kannte, als die Bändigung des Pferdes
und die wilde Jagd. Um die Regierung
seines Landes kümmerte er sich wenig; aber
der bejahrte Minister war ein redlicher und
arbeitsamer Mann, und da das Land nicht
von großem Umfang war, so wurde die Un-
thätigkeit des Fürsten nicht sehr wahrge-
nommen. Nachdem aber der alte Minister
gestorben war; jüngere Männer, die nur
Gunst und Vortheil suchten, an seine Stelle
traten, und die Leidenschaften des Fürsten,
jedes hemmenden Zügels ledig, immer ge-
waltthätiger wurden; da ging schnell Alles
abwärts, und das Unkraut des Bösen, das so
wucherlich um den Thron her aufgeschossen
war, bedeckte das Land. Die Fürstin, ei-
ne tugendhafte und liebenswürdige Frau,
aber um nichtswürdiger Dirnen willen hint-
angesetzt und vernachläßigt, verließ jetzt

den Hof aus Achtung gegen ſich ſelbſt, und bezog ein Schloß in einer anmuthigen Gegend, wo ſie, mit einigen Freundinnen in ſtiller Einſamkeit lebend, den Gram über ihre unglückliche Ehe bekämpfte. Jetzt waren die letzten Schranken gefallen, und der Fürſt, durch keine Rückſicht mehr gehemmt, füllte ſeinen Hof mit feilen Buhlerinnen, die er häufig wechſelte, oft verheirathete, oder auf andere Weiſe unterbrachte, bisweilen auch mit Ungeſtüm vertrieb. Bald ſchien das ganze Land nur ein Harem dieſes Sultans zu ſeyn, der auf jeden Reiz, der hier aufblühte, ein Recht zu haben meinte. Noch war ihm aber das ſchönſte Mädchen ſeines Landes verborgen geblieben. Sophie, die Tochter eines ſeiner Verwalter, war bis in ihr ſechzehntes Jahr bey einer entfernt wohnenden Baſe erzogen worden, und auch jetzt nur auf einige Tage zum Beſuch in die Heimath gekommen. Ihr Unglück wollte,

daß der Fürſt gerade in dieſer Zeit in der Gegend jagte, und beym Einkehren auf dem Gute das ſchöne Mädchen ſah. Ihr Anblick entzündete auf der Stelle ſein Verlangen nach ihrem Beſitz, und er war kaum in die Reſidenz zurückgekehrt, als einer ſeiner Augendiener mit lockenden Anerbietungen an ſie abgeſchickt wurde. Dieſe Anerbietungen wurden mit Beſcheidenheit zurückgewieſen; und eine zweyte Bothſchaft, noch verführeriſcher als die erſte, hatte keinen beſſern Erfolg. Sophie beſchwor jetzt ihren Vater, ſie unverzüglich zu ihrer Baſe zurückzuſchicken, wo ſie auſſer dem Bereiche des Fürſten wäre; aber dieſer, obgleich von Allem unterrichtet, zögerte von Tag zu Tag ihren Wunſch zu erfüllen, und zeigte eine Unruhe und Niedergeſchlagenheit, deren Grund Sophie in den Nachſtellungen des Fürſten ſuchte. So war es aber leider nicht. Der Verwalter ſtand in Reſt, und war wegen

der Bezahlung in Verlegenheit; und da der Fürſt auch dieſes ausgekundſchaftet hatte, und mit Freuden einen ſo günſtigen Umſtand ergriff, folgten jetzt auf die zurückgewieſenen Anerbietungen ſtrenge Mahnungen. Da entſchloß ſich der bedrängte Mann, dem mehr an der Erhaltung ſeiner Stelle als an der Tugend ſeiner Tochter lag — er hatte ja ſchon ſo viele in gleichem Falle geſehn — das, was er längſt in ſeinem Herzen beſchloſſen hatte, Sophien zu eröffnen. Er ſagte ihr: Sie ſey offenbar die Urſache der ungewöhnlichen Strenge, mit welcher er geängſtigt würde. Er ſähe ſeinem Untergange entgegen; denn der Zorn des Fürſten kenne kein Maaß, wenn er Widerſtand in ſeinen Wünſchen fände, aber ſie könnte ihn retten, wenn ſie ihre Bedenklichkeiten beſiegte, und die Erbietungen annähme, die noch keiner andern mit ſolcher Freygebigkeit gemacht worden wären. Dann ſetzte er, vielleicht

zur Beruhigung seines Gewissens, noch Mancherley hinzu von der Ehrfurcht, die man seinem Fürsten schuldig sey, von den fürstlichen Rechte, von der gänzlichen Verschiedenheit eines solchen Verhältnisses von dem gegen einen Privatmann, und was dergleichen leere Worte mehr sind, mit denen die Nichtswürdigkeit sich selbst und andre zu täuschen sucht. Sophie antwortete wie es recht war; aber ihre Bitten und Thränen fanden ein hartes Herz, und wurden durch die härtesten Drohungen erwidert; und da auch Drohungen ihren Willen nicht beugten, fiel der unwürdige Vater vor ihr auf die Knie, und beschwor sie mit Thränen ihm ihre Hülfe nicht zu entziehen. Da widerstand sie nicht länger. Der schändliche Handel wurde abgeschlossen, dem Verwalter die Schuld erlassen, Sophie auf ein Lustschloß des Fürsten gebracht. Hier fand sie Alles, was ein junges Herz ver-

wirren und die Sinne berauſchen kann; und ſo niedergedrückt ſie Anfangs durch ihre Schmach war, ſo wurde ſie doch nur allzubald durch die Schmeicheleyen des Fürſten, ſeine Geſchenke und die Feſte, die er ihr gab, mit einem Stande ausgeſöhnt, den die Schranzen eine Erhebung nannten. Mit der Furcht vor der Schande, in die ſie ſich aus Gehorſam gegen den Willen ihres Vaters geſtürzt hatte, erloſch in ihrem Herzen auch die Furcht vor Gott; und wenn irgend ein frommer Gedanke aus früherer Zeit in ihr erwachte und ſie beunruhigte, ſo waren ſogleich die Zerſtreuungen, die Feſte, die Schmeicheleyen zur Hand, um die Stimme ihres Gewiſſens zu erſticken, und es in den vorigen Schlummer zu wiegen. Sie lernte ſich ſelbſt im Rauſche des Glücks vergeſſen, und dieſe Vergeſſenheit mußte ihr der Erſatz der unſchuldigen Heiterkeit ihrer Jugend ſeyn. So geſchah es denn, daß

ſie die giftigen Waffen des Fürſten gegen ihn ſelbſt kehrte, und als ein junger Mann von ſchöner Geſtalt und angenehmen Sitten von Liebe zu ihr entbrannte, ſie ſich dieſem ergab, und in dem Taumel der neuen Leidenſchaft jede Vorſicht vergaß. Es dauerte nicht lange, ſo wurde der eiferſüchtige Fürſt ihre Untreue inne, ſetzte ſeinen Nebenbuhler gefangen, und jagte die Geliebte im Zorn von ſich. Sie ſuchte Zuflucht bey ihrem Vater, und fand einen Feind. Denn da ſich dieſer unredliche Mann im Vertrauen auf die Gunſt des Fürſten der Unordnung mehr als je ergeben hatte, ſo war ihm eine neue Schuldenlaſt aufgewachſen, die ſeine Mittel überſtieg. Bis jetzt hatte er nichts gefürchtet: nun aber ſeine Tochter ihn nicht mehr ſchützte, ſah er ſich von neuem gerichtlicher Verfolgung und dem Verderben Preis gegeben. Sein Zorn war ohne Grenzen. Nach einer ſchrecklichen Scene gegenſeitiger

Vorwürfe, die ohne Zweifel den gewiſſenloſen Vater am härteſten trafen, verließ die Unglückliche, Verſtoßene, der Verachtung Preis gegebene, das Haus, um ſich in den nahen Fluß zu ſtürzen. Sie wurde tod herausgezogen. Der Fürſt begegnete dem Leichnam, verweilte einen Augenblick und ſagte: „Sie iſt doch noch ſchön! Ich hätte ſie warlich vielleicht wiedergenommen.“ — Einige Tage darauf zog ein anderes Opfer der fürſtlichen Begierde in die Zimmer ein, welche Sophie bewohnt hatte. Sophiens Vater aber ſtarb nach kurzer Friſt in ſchmählicher Armuth, nachdem auch er von ſeinem Platze vertrieben worden war.

Aber nicht dieſe Familie allein fand auf ſolche Weiſe ihren Untergang. Nachdem die Sittenloſigkeit des Fürſten dem Laſter den Zugang geöffnet hatte, wurde die Heiligkeit der Ehe ohne Scheu verletzt, und

der Reiz, der den Wechsel leichtfertiger Verbindungen begleitet, siegte bald über das stille Glück des häuslichen Lebens ob. Das Verderben stieg von dem Hofe in die niedern Classen herab. Die Töchter der Bürger, statt die Tugenden zu bewahren, die das Leben der Jungfrau schmücken, trachteten nach buhlerischen Reizen und beneideten sich gegenseitig die Schmach, von irgend einem vornehmen oder reichen Manne unterhalten zu werden. Alle Zucht, alle Rechtlichkeit schwand dahin, und Sophiens Vater war nicht das einzige Ungeheuer seiner Art, das die Ehre seiner Tochter um schnödes Geld oder schimpfliche Gunst verkaufte.

* * *

Im funfzehnten Jahre meines Ehestandes wurde Mainau von einem Unglück betroffen, das mehr als eine Familie in Trauer versetzte, und auch mich mit einem unersetz-

lichen Verluste bedrohte. Die göttliche Güte wendete dieses Unglück von mir ab, und was früher dem Orte so verderblich gewesen war, mußte ihm späterhin durch ein unerwartetes Zusammentreffen der Umstände zum Nutzen gereichen.

Der Ausbruch der französischen Revolution fiel in jene Zeit. Der glänzende Anfang dieses Ereignisses, die ungeheuern Begebenheiten, die daraus hervorgingen, die wechselnden Erfolge des Krieges — Alles das hatte, wie überall, so auch bey uns, die lebendigste Theilnahme erregt. Anfänglich waren alle Gemüther der französischen Sache aufrichtig zugethan. Nichts schien billiger, als die Forderung schreyende Mißbräuche abzustellen, das Reich der Willkühr zu endigen, das Gesetz für Alle gleich zu machen, die öffentlichen Lasten auf eine gleichförmigere Weise zu vertheilen, den Gewissenszwang aufzuheben, den Einfluß

vollſten endlich eine Stimme in der Be
thung der öffentlichen Angelegenheiten
ſichern; und es war nicht zu verwunde
daß Jedermann den Fortgang einer ſo
rechten und edeln Sache mit einer Lebend
keit wünſchte, als ob es ſeinen eigenen V
theil gegolten hätte. Dieſe reine Theiln
me ſollte nicht lange ungetrübt bleiben. D
böſe Saame, den der Eigennutz und H
der Partheyen ausſtreute, ging ſchnell
furchtbarer Ueppigkeit auf; Leidenſchaft u
Rachſucht verdrängte die Gerechtigkeit; G
walt ſiegte über Vernunft, und die gl
reichſte Sache wurde mit unnennba
Greueln beflecht. So wie nun zuerſt
Meinungen einſtimmig für ihr Gedeihen
weſen waren und dann ſich getheilt hatt
ſo vereinigten ſie ſich jetzt wiederum in d
Abſcheu ihrer Ausartungen; und man n
nur darüber uneinig, wem dieſe Ausartu
am meiſten zuzuſchreiben ſey. Mehre

Jahre hindurch waren dieſe Begebenheiten glücklicher Weiſe nur ein Gegenſtand lebhafter Unterhaltung geweſen; und wir laſen von den Kriegsheeren der Verbündeten, ihren Siegen und Niederlagen, ihrem Vor- und Rückwärtsgehn, der Verwüſtung der Städte und Länder und dem Elende ganzer Provinzen, ohne daß es uns einfiel, daß auch unſre ſtille und glückliche Heimath von dieſen Wellen erreicht werden könnte. Dieſes geſchah zuerſt im Jahre vier und neunzig auf eine widrige Art. Denn als damals die Ueberlegenheit der franzöſiſchen Heere die Verbündeten zwang, ihre Standplätze am Rhein aufzugeben, kerten ſie ihre Gefängniſſe und Lazarethe aus, und ſchickten die Gefangenen, um ſo ihren Beſitz zu ſichern, in das Innre von Deutſchland. Bey weitem die meiſten dieſer Unglücklichen waren mit dem Nervenfieber behaftet, und die ſchlimme Jahrszeit, in die

ihre Fortschaffung fiel, vermehrte die
fürchterliche Uebel in einem solchen Gra
daß nicht nur täglich viele von ihnen starb
sondern auch durch sie die Pest in allen
ten verbreitet wurde, die sie berührt
Auch unser friedliches Mainau, obgl
von der gewöhnlichen Heerstraße hinläng
entfernt, traf, da das Austreten des Fl
ses den Zug zu einem Umwege genöth
hatte, dieses traurige Schicksal. Auf
Nachricht von der Annäherung dieses w
delnden Lazareths, zogen ihm die Meis
entgegen, von der Begierde getrieben,
was von dem Volke zu sehen, das seit e
gen Jahren fast der einzige Gegenstand
allgemeinen Aufmerksamkeit war; aber
stürzt und niedergeschlagen, mit Unwil
und Abscheu erfüllt, kehrten Alle zur
Sie hatten ein Heer von Sterbenden
sehn, hohläugige, verfallene, gelbfa
Jammergestalten, denen nur die Verzw

lung noch Lebenskraft gab: meiſt ſchlecht bekleidet, mit Schmutz bedeckt und ohne Schutz gegen die Rauheit der Witterung. Jetzt wich dem Mitleiden jedes andre Gefühl. Alles gerieth in die lebhafteſte Bewegung. Daß man dieſen unglücklichen Schlachtopfern des Krieges Hülfe leiſten, daß man ihr Schickſal nach Kräften erleichtern müſſe — darin ſtimmten Alle überein, und Jeder ſann auf die Mittel dazu. Die Obrigkeiten ſorgten für Unterkommen; die Einzelnen für Beköſtigung: Viele für Kleidung. Sebaſtian war überall, belebte das Mitleiden, ordnete zweckmäßige Hülfe an, und half den Vorſtänden ihr Geſchäft in allen Dingen fördern. Mehrere der Gefangenen ſtarben in der Nacht; die übrigen wurden mit Anbruch des Tages, unter Strömen von Regen, zum Theil ſchon mit dem Tode ringend, weiter geſchafft.

Wenige Tage nach dem Abzuge dieser Unglücklichen zeigten sich die Folgen ihres Aufenthaltes. Diejenigen, die als Vorstände den meisten Verkehr mit ihnen gehabt hatten, gingen niedergeschlagen und kraftlos umher; eine graue Farbe bedeckte ihre Haut; das Weiße im Auge färbte sich gelb, und nach diesen ersten Anmeldungen brach das Fieber meist über den dritten Tag mit Ungestüm aus. Da man seine Natur noch nicht kannte; und die Ansteckung nicht vermied, oft auch nicht vermeiden konnte, so griff es in kurzer Zeit pestartig um sich, warf ganze Familien nieder, und raffte Viele hinweg. Niemand konnte sich eines ähnlichen Unglücks erinnern; aber so groß auch die Gefahr war, so verleugneten sich doch auch hier die Gesinnungen unsrer Mainauer nicht. Kein Freund verließ den andern, und wo nahe Hülfe fehlte, standen sich auch die Entferntesten bey. So wurde

auch im Unglück der christliche Sinn geprüft und genährt.

Sebastian wurde durch sein Amt täglich in die Häuser der Kranken und an ihr Bett gerufen, und ob ich gleich bey der Gefahr zitterte, die über seinem Haupte schwebte, so war ich doch weit entfernt, ihm durch meine Besorgnisse die Erfüllung seines Berufs zu erschweren. Auch wußt' ich nur allzuwohl, daß jede Bemühung, ihn zurück zu halten, ohne Erfolg bleiben würde. Ich beschränkte mich deshalb auf die bewährtesten Maasregeln gegen die Ansteckung, lüftete die Kleider so oft als möglich, veränderte die Wäsche täglich, und sorgte im Innern des Hauses für reine und gesunde Luft. Das half denn auch mit Gottes Beystand so weit, daß weder ich, noch eines meiner Kinder von dem Fieber befallen wurde. Mein guter Sebastian aber sollte ihm nicht entgehn. Schon schien die Wuth

der Ansteckung erschöpft; man erholte sich allmählig von der lang genährten Furcht; da sank er, der letzte von Allen, auf das Krankenlager. Wenige waren so heftig ergriffen worden. Mehr als Einmal schien ihn der Engel des Todes zu fordern; aber er schwebte vorüber, und der geliebte Kranke erstand nach sechs qualvollen Wochen. So bang aber auch diese Zeit für mich war, so sandte mir doch Gott von mehr als Einer Seite Trost. Den meisten und besten fand ich da, wo ich auch den größten Kummer fand, an dem Bette des geliebten Kranken. Wie gewaltig ihn auch die Krankheit niederhalten mochte, immer strahlte eine unbeschreibliche Heiterkeit auf seinem Angesicht; und wenn er seiner bewußt war, tröstete er mich. Nie verließ ihn sein Vertrauen auf Gott; nie seine fromme Ergebung in den Willen der Vorsehung. Auch seine Phantasien waren heiter und seiner

ganzen Gemüthsart angemessen. Er sprach dann mit mir wie in den ersten Tagen unserer Liebe, nur noch bilderreicher und blühender; oder er gedachte seiner verstorbenen Freunde, als ob sie noch lebten, und mahlte dann die glücklichen Tage ihres innigen Zusammenlebens aus; oder er war in geistlichen Handlungen begriffen, die er meist mit so hohen und herrlichen Worten begleitete, daß man das, was er unbewußt sprach, nicht ohne Andacht und Rührung hören konnte. Als er wieder genesen war, wußte er von den einzelnen Ereignissen nichts; aber er sagte, es komme ihm vor, als hätt' er einen langen heitern Traum geträumt, voll von Frühlingslust, sonnigen Auen, blühenden Gärten und schimmernden Bächen. Nie hab' er so viel Glanz und Farbenpracht bey einander gesehn, und diese Farben hätten nicht bloß sein Aug entzückt, sondern auch wie harmonische Töne

ſein Ohr. Doch habe ſich bisweilen ein gewiſſes Dunkel wie in einen tiefen Hintergrund gelagert, irgend eine unbeſtimmte Furcht, die ſich in die unbeſchreibliche Luſt eingedrängt und ihn mitten in jenen Genüſſen beunruhigt habe; doch hab' es ihm nie klar werden wollen, was es ſey. Jetzt wiſſe er es. Es ſey die Sorge um ſein Amt geweſen, dem er nicht habe vorſtehen können.

Die Freudigkeit, die mein Sebaſtian während ſeiner Krankheit zeigte, wirkte auch auf mich zurück. Ob ich gleich Tag und Nacht faſt in immerwährender Spannung war, und nur wenig Ruhe genoß, ſo hielt ſich doch meine Kraft aufrecht, und ich konnte ohne Unterbrechung alle Geſchäfte erfüllen, zu denen mich mein Herz trieb. Mehr als Einmal ſchwand mir alle Hofnung dahin; aber wenn ich auch an keine menſchliche Rettung mehr glaubte, und wenn mein Herz

ſchon zum Voraus den Verluſt des geliebten Mannes beweinte, verließ mich doch durch ein beſonderes Geſchenk der göttlichen Gnade die ruhige Faſſung nicht, deren ich zu ſeiner Wartung bedurfte. Hätte ich mich ſchonen wollen, oder hätte ich bey größerer Selbſtſchonung Ruhe finden können, ſo würde es auch an fremder Hülfe nicht gefehlt haben. Von dem erſten Tage an, wo mein Mann erkrankte, bis zu ſeiner Wiederherſtellung, zeigte ſich die Liebe ſeiner Gemeinde immer gleich und mit der rührendeſten Lebendigkeit. Bey dem Anbruche des Tages ſchon kamen Fragende, und die Antworten, die ich gab, gingen ſchnell von Mund zu Mund. An den bedenklichſten Tagen aber war die Thür wie belagert; ängſtlich harrten ſie der Entſcheidung; viele weinten, vornemlich diejenigen, welche ſelbſt Glieder ihrer Familie verlohren, und in ihrem Unglücke die Tröſtungen Geba-

ſtians erfahren hatten. Und als endlich die Gefahr vorüber ſchien, und wir uns frohen Hoffnungen hingeben konnten, war die Freude nicht weniger allgemein, als früher der Schmerz. Sie hätten nun ihren Vater wieder, ſagten ſie, und ſie vergäßen gern ihre eignen Leiden, da ja ihr Tröſter wieder zu ihnen ſprechen würde. Das Wort Gottes ſey ihnen auch in der Schrift theuer, und wenn ſie es läſen; aber auf den Lippen ihres verehrten Seelſorgers gewönne es doch noch eine lebendigere Kraft, und es ginge ihnen noch beſſer zu Herzen, da ſie wüßten, wie es ihm ſelbſt vom Herzen komme. Darum ſähen ſie auch ſeine Geneſung als eine der gröſten Wohlthaten an, die ſie von Gott hätten erbitten können.

Solche wohlgemeinte Aeuſſerungen waren eine reiche Quelle der Freude für uns. Nach ſieben langen Wochen konnte

Sebaſtian endlich ſeine geliebte Gemeinde wieder an heiliger Stätte begrüſſen; von beyden Seiten war die Rührung groß; und ſo viele auch über verlohrne Freunde trauerten, ſo überwog doch die Freude über die Geneſenen den Schmerz. Nicht leicht iſt ein Dankfeſt mit größerer Theilnahme und Innigkeit gefeyert worden. Unſer Sing Chor führte, auf Veranſtaltung der Gemeindevorſteher, einen Geſang auf, in welchem der Hirt geprieſen wird, der ſein Leben für die Heerde zu geben bereit iſt; und Sebaſtian predigte über die Worte: Trauern iſt beſſer denn Lachen; denn durch Trauern wird das Herz gebeſſert. Nach geendigtem Gottesdienſte aber traten die Vorſteher Glück wünſchend zu ihm, und die ganze Gemeinde drängte ſich herbey, und Jeder ſuchte ſeine Hand zu faſſen und ein freundliches Wort des Dankes anzubringen, und Viele konnten nicht ſprechen, ſondern weinten nur.

Und so war das auch einer der schönen Tage, die wir in Mainau genossen haben.

Ich will jetzt auch den glücklichen Erfolg erwähnen, der aus dem Aufenthalte jener kranken Gefangenen für Mainau hervorging. Einige Stunden nach ihrem Abzuge kam zu unserm größten Erstaunen einer dieser Unglücksgenossen aus einem Winkel zum Vorschein, wo er sich bey der Abreise vor der Wache versteckt gehalten hatte, und beschwor uns, seiner Flucht kein Hinderniß in den Weg zu legen. Diese Bitte zu versagen hatten wir keinen Grund. Vielmehr gaben wir ihm, was wir entbehren konnten, bezeichneten ihm den Weg, den er mit einiger Sicherheit verfolgen könnte, und entließen ihn mit dem aufrichtigen Wunsche, daß er die Rückkehr in seine Heimath finden möchte. Die Erfüllung dieses Wunsches war nicht sehr wahrscheinlich; auch hörten wir nichts weiter von dem Ent-

flohenen, und dachten auch nach einigen Tagen nicht mehr an ihn.

Eine Reihe von Jahren war vergangen, als nach der unglücklichen Schlacht bey Jena eine Abtheilung von Kriegsgefangenen durch Mainau gebracht wurde. Die Bedeckung war schwach und ermüdet; sie glaubte genug gethan zu haben, die Gefangenen während der Nacht in Ställen und Scheunen einzuschließen; nur an wenigen Orten waren Wachen aufgestellt. Dieser Umstand blieb nicht unbenutzt. Viele entflohen unter Begünstigung der Nacht und der Einwohner, und die französischen Wachen fanden am andern Morgen kaum die Hälfte der Schaar zusammen, die ihnen anvertraut war. Der Lärm, der bey dieser Entdeckung entstand, war groß. Die Officiere verlangten Auslieferung der Versteckten, und da die Verstände Unmöglichkeit vorschützten, wurde mit Feuer und

Plünderung gedroht. Schon sah Jedermann mit unbeschreiblicher Angst dem Ausbruche eines großen Unglücks entgegen, als zufällig ein Officier von Rang erschien, sich nach den Ursachen des Getümmels erkundigte, und die Drohungen vernahm, mit denen wir geängstigt wurden. Alle Augen waren jetzt auf diesen Mann gerichtet, von dessen Entscheidung unser Schicksal abzuhängen schien. „Wenn Ihr, sagte er zu seinen Leuten, Eure Gefangenen schlecht und nachläßig bewacht habt, so büßt Ihr jetzt eigne Schuld, und es ist weder den Gefangenen zu verargen, Eure Nachläßigkeit benutzt zu haben, noch viel weniger aber sind die Einwohner dieses Orts für die Flucht von Leuten verantwortlich, die ihnen nicht anvertraut waren. Sie haben keine Verpflichtung auf sich, an Eurer Stelle den Dienst gegen ihre Landsleute zu verrichten; und sollten sie diesen auch, bey Eure-

ſorgloſen Bewachung, zur Flucht geholfen haben, ſo hätten ſie nur gethan, was Jeder von Euch in ähnlichen Verhältniſſen für Pflicht gehalten haben würde. Daß alſo keiner es wage, ſich an dem Eigenthume dieſer braven Leute zu vergreifen, deren Mitleiden ich und mehrere Eurer Landsleute erfahren haben, als wir vor zwölf Jahren in dem hülfloſeſten Zuſtande, krank und gefangen hier durchgeſchleppt wurden. Sie fragten nicht, ob wir Freunde oder Feinde wären; ſie ſahen Menſchen in uns, und leiſteten uns aus bloßem Wohlwollen jede Hülfe, die ſie vermochten. Alſo Marſch! und künftig beſſer auf den Dienſt geachtet!"

Dieſe Rede wurde von dem verſammelten Haufen in tiefer Stille angehört. Einige der Franzoſen murrten, andre ſcherzten; die meiſten ſagten: Der Obriſt hat Recht! und endlich zogen alle unter dem Rufe, Es lebe der Kaiſer! es lebe der

Obriſt! ab. Da nun die Bauern aus dem Erfolge der Rede ihren Inhalt abnahmen, umringten ſie den Officier, und ſetzten ihm mit Dank und Liebkoſungen ſo zu, daß er ſich lächelnd in unſer Haus rettete. Es war derſelbe Mann, dem wir vor ſo langer Zeit zur Flucht behülflich geweſen waren. Nach mannichfaltigen Abentheuern und vielen Gefahren war er über den Rhein gekommen, hatte in vielen Schlachten unter Napoleon gefochten, und bey dem Wechſel ſeines Glücks den kleinen Dienſt, den wir ihm geleiſtet hatten, immer in treuem Herzen bewahrt. Seine Freude uns wiederzuſehn war wenig geringer, als die unſrige über die unverhoffte Rettung war, die wir ihm verdankten, und er verſicherte uns mit dem Ausdrucke des wahrhaftigſten Gefühls, daß er über dieſes Ereigniß ſo erfreut ſey, wie einer, der eine alte drückende Schuld endlich abgetragen. „Hätte ich damals,

ſagte er, als ich dieſen guten Ort zum er-
ſtenmal erblickte, noch zwey Tage mit jener
verpeſteten Schaar ziehen müſſen, ich hätte
der Krankheit untergelegen; und dann Adieu
Vaterland, Ruhm, Glück und Ehre! Es
ſtand bey Ihnen, mich feſt zu halten und
unſern Feinden auszuliefern; und nach den
Zeichen des Haſſes, die wir an andern Or-
ten erfahren hatten, wäre mir ein ſolches
Verfahren nicht unerwartet gekommen. Sie
haben es nicht gethan, ja, Sie beſchenkten
mich noch überdieß, wie Sie auch meinen
Unglücksgenoſſen gethan hatten; und ſo
verdanke ich Ihrer Menſchlichkeit, Ihrem
Mitleiden alles Gute, das mir ſeitdem wie-
derfahren iſt. Die Erinnerung daran hat
mich nie verlaſſen, und ich darf ſagen, daß
dieſe Erinnerung der Menſchheit ſchon bey
mehr als einer Gelegenheit erſprießlich ge-
weſen iſt."

* * *

In der betrübten Zeit, von der ich vorhin geſprochen habe, wurde eine unſrer Nachbarinnen durch das anſteckende Fieber ihres Mannes und ihrer drey Kinder beraubt. Sie ſelbſt hatte mehrere Tage ohne Bewußtſeyn darnieder gelegen, und als ſie endlich wieder zum Leben erwachte, war ihr Haus verödet, und Alles, was ſie geliebt hatte, lag in der Gruft. Ihre Traurigkeit war unausſprechlich. Weit entfernt, dem Himmel für ihre Rettung vom Tode zu danken, beklagte ſie ſich vielmehr, nicht in jener Bewußtloſigkeit geſtorben zu ſeyn, wo ſie ihr Unglück und den unendlichen Schmerz ſo großen Verluſtes nicht gekannt hätte. „Wenn ich bey meinem Manne und meinen Kindern in der Erde läge, ſagte ſie, wie wohl wäre mir; nun ſoll ich leben in dem öden Hauſe, das mir vorkömmt wie ein Grab, und mich jeden Augenblick an

die Todten erinnert. Ein ſolches Leben iſt eine Qual, keine Wohlthat."

Der Jammer dieſer verwaißten Frau ging Jedem an's Herz. Wie ein Bild des Schmerzes ging ſie umher. Täglich weinte ſie auf dem Grabe ihrer Todten, und den übrigen Tag ſaß ſie zu Hauſe, umgeben von Kleidungsſtücken der Verſtorbenen, ihren Schmerz nährend und die Arbeit fliehend. Für wen ſollt' ich arbeiten? ſagte ſie. Für mich? das iſt der Mühe nicht werth. — So ging es mehrere Wochen, und man fürchtete Tiefſinn, da alle Tröſtungen der Verwandten und Nachbarn wirkungslos an ihrem Herzen abglitten. Dieſes Alles war während der Krankheit meines Mannes geſchehn. Als nun dieſer wiederhergeſtellt war, und ſeine erſte Kirche hielt — die meiſten Zuhörer waren in Trauer, und die arme Wittwe war auch darunter — gedachte er des Unglücks, das den Ort betrof-

ſen hatte, und daß wir nicht zweifeln dürf-
ten, es ſey uns auch dieſes, ſo hart es
ſcheine, von Gott zu unſerm Beſten ge-
ſchickt worden. Er zeigte, daß eben die
Prüfung den Glauben bewähre; daß der
Schmerz, indem er uns von dem Irdiſchen
trenne und deſſen Nichtigkeit erkennen laſſe,
zu Gott führe, und daß die, welche in Thrä-
nen ſäen, einſt in Freuden ernten werden.
„Die Gottesfurcht, ſagte er unter andern,
iſt der Stab, der dem gebrechlichen Men-
ſchen auf der Pilgerreiſe durch das Leben in
ſeine ewige Heimath führen ſoll. So lang
er auf ebnem Boden geht, vergißt er dieſen
Stab nur allzuleicht; wenn aber der Weg
ſteil und rauh wird, dann ſtützt er ſich dank-
bar darauf.“ — Nachdem er nun die
Troſtloſigkeit des Menſchen geſchildert hat-
te, dem auf Erden Alles genommen werden,
woran ſein Herz hing, wenn ihm der Glau-
be an die ewige Liebe und ihre Verheiſſungen

mangelt, dankte er Gott für das Licht der Religion, die so tröstend in das Dunkel des Lebens scheine, die Nacht der Gräber erleuchte, und mitten unter Thränen und Jammer in dem blutenden Herzen die Freudigkeit des höhern Lebens erwachsen lasse. — Alle Zuhörer ergriff dieses fromme, aus tiefem Gemüthe gesprochene Gebet. Die arme Wittbe zerfloß in Thränen; denn zum erstenmal fühlte sie seit ihrem großen Verluste erquickenden Trost. Mit einem andern Sinne kehrte sie nach Hause zurück. Hier entfernte sie zuerst die Gegenstände, die bisher ihren Schmerz genährt hatten; ordnete dann in ihrem Hause, was bisher vernachläßigt worden war, und beschloß mit Ergebung in den göttlichen Willen, statt ihr Leben in eitelm Müssiggange zu vertrauern, für Andre zu arbeiten, wie sie vordem für Mann und Kinder gearbeitet habe. Die Ausführung dieses guten Ver-

faßes wurde nicht aufgeſchoben, und ſo ſchwer auch der Anfang war, und ſo große Ueberwindung er koſtete, ſo ſegensvoll war der Erfolg. Noch oft weinte ſie zwar, aber ihre Thränen floſſen aus einem ergebenen Herzen ohne Bitterkeit. Sie dachte immer an die Verſtorbenen, aber mit der frohen Hofnung des künftigen Wiederſehns; ſie wünſchte den Tod, aber mit der ſtillen Sehnſucht eines Gott geweihten, in ſeinen Willen ergebenen Herzens, und ohne über die Bürde des Lebens wie vorher zu klagen. Sie ging und weinte, um einſt mit Frohlocken ihre Garben zu bringen.

Das Haus dieſer Wittbe war eines der erſten im Dorfe nach der Landſtraße hin. Vor dem Hauſe war eine Laube von Lianen gezogen, welche die Fenſter der untern Stube überſchattete, und Bänke waren in der Laube befeſtigt, der gewöhnliche Spiel-

plaß der Kinder der Wittbe, ſo lange ſie lebten. Als ſie nun eines Abends bey der Lampe am Rocken ſaß, und in dem einſamen Stübchen recht lebendig an ihre Kinder dachte, hörte ſie ein Regen in der Laube, und eine zarte Stimme, welche ſagte: Ach, wie müde ich bin! Wir wollen hier bleiben; da wird uns Niemand etwas thun, und die Nacht iſt gar nicht kalt. — Dann ſagte eine andre Stimme: Wenn ich nur nicht ſo entſetzlichen Hunger hätte! — und eine dritte: Da nimm! Sonſt hab' ich nichts. — Als die Wittbe dieſes hörte, ſtand ſie auf, ging mit der Lampe an die Thür, und rief hinaus: Wer iſt denn nur da? — und ehe eine Antwort kam, ſah ſie drey Kinder in der Hütte webeln, zwey Knaben und ein Mädchen; das Mädchen aber war das jüngſte von Allen. — Wer ſeyd ihr denn? fragte ſie weiter, und was wollt ihr hier? — Wir ſind Waiſen, am-

wortete der älteſte Knabe, und ſuchen ein Obdach, wo wir ausruhen können. — Das iſt ein ſchlechtes Obdach, antwortete die Wittbe, hier unter freyem Himmel. Warum habt ihr denn nicht gleich angepocht? — Ach, gute Frau, antwortete der zweyte Knabe, wir haben ſchon manchmal auf unſerm Wege angepocht, und ſind mit harten Worten fortgeſchickt worden, wie erſt geſtern Abend noch auf einem großen Pachthofe. Da fürchteten wir uns, und nahmen uns vor, wenn es nur irgend möglich wäre, lieber die Nacht im Freyen zuzubringen.

Während dieſes Geſprächs hatte die Wittbe zwey der Kinder bey den Händen gefaßt und in die Stube geleitet; das dritte folgte von ſelbſt nach. Sie ſchienen meiſt von dem Alter der ihrigen zu ſeyn, ſo daß ihr die hellen Thränen in die Augen kamen, wenn ſie den Kindern in die blaſſen Geſichter ſah; und vollends als ſie um den

Tiſch her ſaßen, und mit ſcharfem Hunger zugriffen, da war es ihr nicht anders, als ob es ihre eignen wären. Sie ließ ſie ruhig eſſen, und erſt als ſie geſättigt waren, und das Tiſchgebet geſprochen hatten, forſchte ſie nach ihrer Herkunft und der Urſach ihrer Wanderung. Da erzählten die Kinder, ſie kämen vom Main her, wo ihr Vater ein Tiſchler geweſen. Ihr älteſter Bruder ſey im Kriege geblieben; Vater und Mutter aber binnen wenigen Tagen an einer anſteckenden Krankheit geſtorben; und da faſt der ganze Ort verödet, die umliegende Gegend von Freunden und Feinden ſchrecklich verheert, und nirgend mehr ein Unterkommen zu finden geweſen, ſo hätten ſie ſich entſchloſſen, in ein Land zu ziehen, wo kein Krieg wäre; und da ihre ſeligen Eltern Mennoniten geweſen, und immer viel von den Brüdergemeinden in Sachſen erzählt hätten, wäre ihnen in den Sinn gekommen,

eine ſolche Gemeinde aufzuſuchen, wo man ſich ihrer vielleicht um des Heilandes willen annehmen würde. — Dann erzählten ſie, wie es ihnen auf der Reiſe gegangen; wie ſie ſich bisweilen hätten verbergen müſſen, um nicht von der Polizey aufgegriffen und in ihre verödete Heimath zurückgeführt zu werden; wie ſie aber auch oft wohlthätige Menſchen gefunden, die ſich ihrer angenommen und ihnen weiter geholfen hätten. Sie hätten auch nie den Muth verlohren, ſetzte der älteſte Knabe hinzu; denn ſie wären feſt überzeugt, daß Gott ſo arme Waiſen nicht verlaſſen würde.

Während dieſer Erzählung belebten ſich die Mienen der ermüdeten Kinder. Die blaſſen Wangen färbten ſich roth, und ihre Augen ſprachen faſt ſo beredt wie ihr Mund. Es war unmöglich in die offenen Geſichter zu ſehn, ohne ſie zu lieben. Der Wittbe ganzes Herz war bewegt. Sie ſag-

te aber nichts als die Worte: Bewahrt nur euern Glauben und vertraut auf Gott; er wird euch nicht verlaſſen.

Da es nun ſchon ſpät war und Zeit ſchlafen zu gehn, führte ſie die gute Wittbe zu den Betten ihrer ſeligen Kinder, die noch wie ſonſt gemacht in der Kammer ſtanden. So gut hatten es die armen Waiſen lange nicht gehabt, und da ſie flugs eingeſchlafen waren, ging die gute Frau noch Einmal an jedes Bett, und ſegnete die Schlafenden, wie ſie es auch mit ihren Kindern zu thun gewohnt geweſen, und weinte ſich recht vom Herzen aus. Dann ging ſie ſelbſt zu Bett. Schlafen konnte ſie in dieſer Nacht freylich nicht viel. Ihr Gemüth war zu ſehr bewegt.

Als nun der Tag anbrach, war ſie zuerſt auf, und die Kinder ſäumten auch nicht; aber als ſie ſich anziehn wollten, fanden ſie ihre Kleider nicht, ſondern andre.

Statt der abgetragnen hatte ihnen die Wittbe die Sonntagskleider ihrer eignen Kinder hingelegt. Da sahen sie denn noch viel schmucker aus als vorher, und sie konnte sich nicht enthalten, sie der Reihe nach zu herzen und zu küssen, als ob es ihre eignen Kinder wären; dann setzte sie ihnen das Frühstück vor. Die Kinder aber griffen nicht zu, sondern sahen sich unter einander an, und der älteste Knabe sagte: Würdet Ihr uns wohl verstatten, das, was Ihr uns hier aus so gutem Willen gebt, mit auf den Weg zu nehmen? Wir hätten den ganzen Tag daran genug. — Die Wittbe aber sagte: Greift nur zu; ihr sollt nicht hungrig von mir gehn; das Uebrige findet sich auch schon. — Und wie nun die Kinder fröhlich aßen, wurde ihr das Herz abwechselnd froh und betrübt, und sie selbst konnte nicht fröhlich essen und trinken, sondern sah nur auf die Kinder. Nach eingenommenem Frühstück schickten

ſich dieſe zum Aufbruch an, dankten für die freundliche Aufnahme und die empfangenen Geſchenke, und verſprachen, ihrer Wohlthäterin in ihrem Gebet zu gedenken. Dann verließen ſie das Haus, mit Lebensmitteln reichlich verſorgt, und zogen wohlgemuth auf der Landſtraße fort, den Weg nach Barby, wo ſie ein Unterkommen zu finden hofften.

Kaum aber waren die Kinder fort und aus den Augen, da fiel der armen Wittbe mit Einemmal die ganze Laſt des alten Jammers wieder auf das Herz. Es war ihr eben, als ob ſie ihre Kinder jetzt erſt verlohren hätte; ſie ſah in die Betten, in denen nun nichts mehr war, und ihre einſame Stube kam ihr nun wieder ſo öde vor wie ein Grab. Indem ſie nun vor ſich hin ſah, in ihre Einſamkeit hinein, war es ihr, als ſagte Jemand: Deine Kinder hat Gott zu ſich genommen, und dieſe Waiſen, die er

dir an ihrer Stelle ſchickt, läßt du ſchutzlos, hinziehn in die Welt? — Und ſo wie ſie das dachte, eilte ſie zur Thür hinaus nach der Landſtraße hin, und ſah Niemanden, der ihr begegnete, und grüßte keinen; denn ſie dachte nur darauf, die Kinder wiederzuholen; und als ſie um die Ecke bog, wo man die freye Ausſicht auf den Weg hat, kam ihr der zweyte Knabe entgegen, erkannte ſie und ſagte: Ach, gute Frau, wir haben Etwas bey Euch vergeſſen, unſre Gebetbücher, die in den Taſchen unſrer Kleider ſtecken; die ſeyd ſo gut, und gebt uns zurück. — Da war nun die Frau herzlich vergnügt, weil ſie der Kinder nun gewiß war, verſtellte ſich aber und ſagte: Geh nur wieder hin zu deinen Geſchwiſtern, und ſag' ihnen, ſie müßten auch wieder mit kommen, und ihre Bücher abholen. Dir allein gäb ich ſie nicht. — Dem Knaben kam das nun freylich ſonderbar vor, aber

er lief doch wieder zurück, und nach einer Viertelſtunde ſtanden alle drey wieder in der Laube vor der Thür, und erwarteten die Zurückgabe ihrer Bücher. Sie hatten auch noch nicht lange gewartet, da kam die Wittbe heraus und ſagte: Es iſt ſchon gut, daß ihr kommt; ihr habt mir Etwas mitgenommen. — Da ſahen ſich die Kinder beſtürzt an, und der älteſte Knabe ſagte: Was könnten wir Euch mitgenommen haben, das Ihr uns nicht ſelbſt gegeben hättet? Und die Andern legten die Hand auf das Herz, und betheuerten, daß ſie nichts genommen hätten. — Da lächelte die Wittbe durch ihre Thränen, faßte eines um das andre bey dem Kopfe, küßte es und ſagte: Ey freylich habt ihr mir mein Herz mitgenommen, und nun wollt ihr es doch leugnen. — Kommt aber nur herein, denn das Wetter ändert ſich, und ich kann euch heut nicht ziehen laſſen. Morgen wollen wir

weiter sehn. — Den Kindern war das nicht ungelegen. Sie traten wieder in das Haus, und als sie hier ihre Bücher wiederbekommen hatten, setzten sie sich in eine Ecke und beteten daraus. Da sagte die Wittbe: Betet doch laut, damit ich mich auch erbaue. Und das Mädchen las mit lauter Stimme: „Du vergißest des Armen nie ganz, und die Hofnung des Elenden ist nicht verlohren. Zwar trittst du bisweilen fern und verbirgst dein Angesicht; aber wenn die Noth am größten ist, da ist deine Hülfe nah. Wer auf den Herrn hoffet, den wird seine Güte umfangen. Auch an mir hat er Großes gethan. Darum will ich mich des Herrn freuen und ihn preißen, so lange ich lebe, und seinen Nahmen erhöhen. Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn; er wirds wohl machen."

Nachdem das Kind so gebetet hatte, sagte die Wittbe: Das sind schöne und tröst-

liche Worte; die laßt Euch recht in das Herz geschrieben seyn. — Dann fragte sie: Kennt ihr denn Jemanden an dem Orte, wo ihr hin wollt? Und worauf verlaßt ihr Euch? — Wir kennen Niemanden, antwortete der älteste Knabe; aber wir verlassen uns auf Gott; und da wir wissen, daß dort fromme Leute wohnen, so hoffen wir, daß er irgend eine mitleidige Seele erwecken wird, die sich verlassener Waisen annimmt, und weiter für sie sorgt. — Müßte denn das aber in der Ferne seyn, sagte die Wittbe, und in einer Brüdergemeinde? Sind nicht alle Menschen Brüder? und gibt es nicht auch hier gute Christen, die das Wort des Heilandes zu Herzen genommen haben: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen? — Da antwortete der älteste Knabe: Wir wissen das wohl, und wenn uns Gott andre Hülfe senden wollte, so

würden wir sie dankbar annehmen. Wir möchten uns aber nicht gern trennen; und wo möchte leicht ein Mensch gefunden werden, der drey Waisen auf Einmal bey sich aufnähme, da ja auch wohl den wirklichen Eltern in der jetzigen Zeit so viele Kinder zu erziehen schwer fällt? — Bey diesen Worten ging der Wittbe das Herz wunderbar über. Hört, sagte sie, es ist nicht ohne Gottes Fügung geschehn, daß ihr gestern ein Obdach vor meinem Hause gesucht habt. Es ist nun fast ein Jahr, daß ich drey Kinder durch den Tod verlohren habe, auch zwey Knaben und ein Mädchen, die damals meist so alt waren, wie ihr, wie ihr aus ihren Kleidern abnehmen könnt. Da war nun mein Jammer unaussprechlich groß; aber Gott hat mir Trost geschickt durch sein heiliges Wort, und ich hab' ihm still gehalten und meine Einsamkeit zu ertragen gesucht. Wie ihr nun gestern zu mir

kamt, war es mir eben, als ob ich meine eignen Kinder ſähe; und als ihr weggegangen wart, blutete mir das Herz. Darum ging ich Euch nach, und rief Euch zurück; denn es kam mir vor, als müßt' und ſollt' ich Euch bey mir behalten; und wenn es Euch ſo recht iſt, ſo ſollt ihr bey mir gehalten ſeyn wie eigne Kinder. — Bey dieſen Worten der Wittbe ſahen ſich erſt die Waiſen voll Verwunderung und faſt ungläubig an; dann fielen ſie einander um den Hals und ſagten mit Thränen: Das hat uns Gott geſchickt! — dann faßte der Aelteſte die Wittbe bey der Hand und ſagte: Wenn Ihr denn unſre Mutter ſeyn wollt, ſo wollen wir gern Eure gehorſamen Kinder ſeyn. — Und die Wittbe erwiederte: So ſey es, wie Gott will.

Von dieſem Augenblick an war nun in dieſem Hauſe ein Leben, wie zwiſchen leiblichen Eltern und Kindern. Der Engel der

Liebe wohnte unter ihnen, und goß Freuden in alle Herzen aus; und es war ſchwer zu ſagen, ob die Dankbarkeit lebendiger war in den Waiſen, die nun wieder eine Mutter und eine Heimath hatten, oder die Freude in dem Herzen der Wittbe, die nun wieder für Kinder ſorgen konnte. Sie kam noch deſſelben Tages in die Pfarre, um uns ihr Glück zu erzählen, und brachte dann auch die Waiſen ſelbſt, damit wir uns an den ſtillen, freundlichen Kindern mit ihr freuen möchten. In der That konnte man ſie nicht wohl ſehen, ohne ſie zu lieben, und indem wir ſie über Vieles befragten, zeigten ſie in Allem einen geſunden und geraden Verſtand, und in Sachen der Religion einen guten Grund. Aus Allem erhellte, daß ihre Eltern gar fromme und wackre Leute geweſen, die den Unterricht ihrer Kinder durch Beyſpiel und Lehre mit löblichem Eifer gefördert hatten.

Die Wittbe hatte bis dahin nicht nach den Nahmen ihrer Kinder gefragt. Da ſie aber am folgenden Tage in die Schule geſchickt wurden, und ihre vollen Nahmen auf die Schreibbücher ſchrieben, ſah ſie mit Verwundrung, daß das eben auch der Nahme ihrer eignen Eltern war, und als ſie dieſer Spur weiter nachforſchte, fand ſich, daß der Vater dieſer Kinder ein ganz naher Verwandter geweſen, der in ſeiner Jugend auch als Waiſe in die Welt gegangen, und eine lange Reihe von Jahren hindurch keine Nachricht von ſich gegeben hatte. Da nun die Wittbe ſah, daß dieſe Kinder ſie ſo nah angingen, war ihre Freude noch größer, und ſie konnte nicht aufhören, die wunderbaren Wege der Vorſehung zu preiſen. Die Kinder brachten ihr Segen und Freude in Fülle. Von den Knaben lernt jeder ein Handwerk; das Mädchen blüht in Unſchuld und Anmuth, und pflegt ihre

zweyte Mutter mit der Dankbarkeit und Ehrfurcht, die einer ſo guten und frommen Frau gebührt.

* * *

Ohngefähr um dieſelbe Zeit brach in unſerer Nähe, wie ein anſteckendes Fieber, ein fanatiſches Schwärmen aus, das viele Menſchen ergriff, mancherley Unordnungen verurſachte, und auch in unſer Mainau einzubrechen drohte. Ein Arzt, welcher mit der erlernten Kunſt nur wenig Glück machte, fing zuerſt an, am Krankenbette ſtatt heilſamer Arzneien Gebete zu verordnen; dann auch die Geſunden, oft mit heftigen und bittern Worten zur Buße zu treiben, und ihnen ihr ſündhaftes Leben als die einzige Urſache der ſie drückenden Uebel vorzurücken. Einige verwieſen ihm ſeine Ungebühr; andre trieben den Zudringlichen mit Ungeſtüm aus ihrem Hauſe; noch

andre verklagten ihn bey der Obrigkeit; da er ſich aber nicht abſchrecken ließ, und immer von neuem und immer heftiger predigte, die Sünden der Menſchen ohne Schonung aufdeckte, und ihnen mit der Nähe des jüngſten Gerichtes drohte, da erregte, wie es zu geſchehn pflegt, zuerſt dieſes Beharren auf demſelben Sinn, und das Wiederholen der nemlichen Dinge die Aufmerkſamkeit. Allmählig gewann er Jünger, und eine Gemeinde verſammelte ſich um ihn, die ihn als ein ausgerüſtetes Werkzeug Gottes prieß; auch von mancherley Wundern wurde erzählt, die er durch die Kraft des Glaubens und ſeiner Gebete bewirkt habe. Manche erzählten, man hätte, ehe er zu ſprechen angefangen, Strahlen aus ſeinem Munde gehen ſehen, und dann hätte er ſo gewaltig gepredigt, daß alle Zuhörer wie von Einem Geiſte ergriffen, auf ihre Knie gefallen, und mit lauter Stimme gerufen

hätten: Herr, sage uns, was wir thun müssen, damit wir selig werden. — Diese Gerüchte zogen immer mehr Volk herbey. Auch von den Mainauern gingen einige hin, ihn zu hören, und von diesen erfuhren wir zuerst die Beschaffenheit der neuen Lehre und die Weise des Lehrers.

Von den Predigten selbst, die sie mit angehört, wußten sie freylich nicht viel zu sagen. Es sey wenig Zusammenhang darinn gewesen, sagten die Verständigsten; aber es habe Eindruck gemacht, daß er Spruch an Spruch gereiht, heftig gegen die Sünden der Zeit geeifert, die Welt verdammt und ihren nahen Untergang verkündigt hätte. Was er hievon und von dem jüngsten Gerichte gesagt, sey schrecklich zu hören gewesen. Trost habe er keinen gegeben, aber Jedermann sey bestürzt und zerknirscht hinweggegangen.

So wie ſich der Zulauf vermehrte, ſo wurden auch die Verkündigungen des großen Gerichtstages beſtimmter und drohender. Es ſey nun Zeit, hieß es, alles Weltliche abzuwerfen, die Lampe des Glaubens mit Oel zu füllen, nur dem Gebet und der Buße zu leben, damit, wenn der Richter der Welt erſchiene, er jeden in Erwartung fände. Sie ſollten von nun an ganz allein aus dem Glauben leben, ſich aller weltlichen Arbeit entſchlagen, und nur feſt auf Gottes Beyſtand hoffen; denn es ſey heydniſch für den andern Tag zu ſorgen; und Läſterung, zu meynen, Gott könne einen ſeiner Auserwählten verſchmachten laſſen. Zugleich ſchalt er auf die, welche andrer Meinung waren, verdammte ſie als Kinder der Welt und Feinde Gottes, die, ob ſie ſich gleich Chriſten nennten, doch nur gottloſe Heyden wären, und verbot ſeinen Jün-

gern ihre Gemeinschaft, damit sie nicht mit ihnen zur Hölle führen.

Diese und ähnliche Reden, die desto gewaltiger auf ungebildete Gemüther wirkten, je räthselhafter und verworrener sie waren, verursachten große Bewegungen in einzelnen Familien und ganzen Gemeinden. Das Evangelium des Müssigangs fand Anhänger; die Kinder trotzten ihren Eltern; ungehörige Verbindungen wurden in Vertraun auf höhere Eingebung geschlossen; die Verketzerungswuth nahm über Hand, und die meisten Jünger des neuen Propheten, nicht zufrieden sich von ihren Kirchen abzusondern, trugen öffentlich die größte Verachtung gegen den hergebrachten Gottesdienst zur Schau. Den meisten Predigern schien dieses unerträglich. Sie eiferten von der Kanzel und im Gespräch gegen den neuen Wahnglauben, verdammten seine

Urheber, kündigten ſeinen Anhängern den göttlichen Zorn an, und kehrten überhaupt ſeine eignen Waffen gegen ihn. Dieſes Mittel aber, weit entfernt den erwarteten Erfolg zu haben, erbitterte die Andersgeſinnten, und führte der neuen Lehre immer mehr Anhänger zu. Sebaſtian predigte nicht dagegen. Zur Buße und Beſſerung hatte er auch früher ermahnt, und fuhr damit fort; auf das ſtrenge Gericht der göttlichen Gerechtigkeit jenſeit des Grabes hatte er immer hingewieſen; denn dieſe Lehre, ſagte er, ſey ja eine der wichtigſten des Chriſtenthums, und könne nicht oft genug in Erinnerung gebracht werden; aber das ſey ein unſeliger Irrthum, daß ein mildes Urtheil des ewigen Richters durch ein eitles Schwärmen in übernatürlichen Dingen, und nicht durch fromme Geſinnungen, ein rechtſchaffnes Leben, Liebe des Nächſten und eifrige Erfüllung jeder chriſtlichen und menſchlichen

Pflicht erhalten werde. Zugleich predigte er auch gegen den Müssigang und seine schrecklichen Folgen, während er auf der andern Seite die beglückenden Wirkungen der Arbeitsamkeit mit lebendigen Farben schilderte. Da war denn nun nicht leicht einer unter den Zuhöreen, dessen eigne Erfahrung nicht der Lehre ihres Predigers entgegenkam, und der nicht in seinem Herzen fühlte, daß treue Erfüllung des Berufs, Ordnung im Hauswesen, strenge Regelmäßigkeit im ganzen Leben, nicht nur das Böse hemme, sondern auch die reichste Quelle des Segens und der Zufriedenheit sey. Indem nun Sebastian sie auf diese Erfahrung zurückführte, ihnen das stille und glückliche Leben schilderte, das sie bis jetzt, Jeder in seinem Hause, und Alle unter einander genossen, indem er ihnen Liebe und Eintracht als den Probierstein einer ächt christlichen Gesinnung darstellte, so

hatte er die Freude zu sehn, daß die Wenigen seiner Gemeinde, welche Neigung zu der neuen Lehre bewiesen hatten, zu ihm zurückkehrten, und was bey weitem das Wichtigere war, daß die Ruhe der Gemeinde durch keine Spaltungen gestört wurde.

* * *

Ich will bey dieser Gelegenheit eines Mannes gedenken, welcher lange Zeit eine kleine Hütte zwischen Mainau und Erbach bewohnte, und ebenfalls für einen Separatisten galt. Er war es aber im eigentlichen Sinne nicht, sondern nur ein sonderbarer Mann, den doch Jeder achten mußte, der ihn nicht bloß nach der äußern Schale beurtheilte. Als ich ihn zuerst kennen lernte, war er schon Greis. Ein dichter weißer Bart hing lang auf seine Brust herab; den Kopf trug er unbedeckt; sein Rock

war ohne Falten und von ihm ſelbſt verfertigt; um die Hüften hatte er einen breiten Gurt, der mit ledernen Riemen zugebunden war. So waren auch die Schuh gebunden. Gewöhnlich führte er eine kleine Axt in der Hand, mit welcher er Bäume fällte, Breter zuhib, und vieles andre mit beſonderer Geſchicklichkeit zu machen verſtand. Seine Hütte hatte er aus Bretern leicht zuſammengezimmert; die Oefnungen der Fenſter waren ohne Glas, nur mit hölzernen Schiebern verwahrt; das Dach bildete Baumrinde und einige hölzerne Schindeln. An der Thür war kein Schloß zu ſehn; nur ein hölzerner Riegel hielt ſie feſt. Auch war im Innern nichts, was der Verwahrung bedurft hätte. Ein hölzerner Tiſch, welcher unverrückt ſtand, eine Bank daran, eine Bettſtelle mit Heu und Stroh gefüllt — das war ſein ganzes Geräth. Doch war Alles reinlich; der Fußboden mit Sand

beſtreut, der Tiſch ſauber abgewaſchen, das Stroh ſeines Lagers friſch. Der Umfang der Hütte war nicht gröſſer, als ihr dürftiger Inhalt forderte.

Das was die Lebensart dieſes Mannes, der unter dem Nahmen des alten Andres, oder auch des Einſiedlers, in der ganzen Gegend bekannt war, noch auffallender machte, war der Umſtand, daß er der Sohn wohlhabender Eltern war, und ſich ſeines Vermögens freywillig begeben hatte. Den Zuſammenhang der Sache wußten nur wenige noch; er ſelbſt theilte ſich nicht leicht darüber mit, ob er gleich ſonſt einem Geſpräche nicht aus dem Wege ging; wenn ihn aber Jemand auf ſeine Lebensweiſe brachte, pflegte er zu ſagen: „Jeder verſucht es mit dem Leben auf die Weiſe, die ihm die beſte dünkt. Meine Weiſe iſt dieſe. Wer Luſt hat, ſie nachzumachen, wird dann ſelbſt ſehn, was daran iſt.“ — Sebaſtian

gewann ſein Vertrauen. Ihm erzählte er die Geſchichte von freyen Stücken ohngefähr auf folgende Weiſe:

„Mein Vater war ein wohlhabender Mann. Durch unermüdliche Arbeit und Sparſamkeit hatte er ſein väterliches Erbe verdoppelt, und trachtete immer nach mehr; denn ſein Sinn war ganz auf irdiſche Habe gerichtet. Er pflegte zu ſagen: Ein Mann gilt ſo viel als er hat, und eine Frau ſo viel als ſie mitbringt. Erwerben und erſparen waren die Worte, die er am meiſten im Munde führte, und der Inbegriff ſeiner Weisheit. Mich und meine Schweſter hielt er ſcharf zur Arbeit, und auch ſich ſelbſt gönnte er keine Ruhe, ſelbſt Sonntags nicht. Denn nach dem Gottesdienſte ſah er nach der Wirthſchaft, trug in ſein Haushaltungsbuch ein, und zählte den Gewinn der Woche zuſammen. Ich mußte ihm dann helfen, um mich im Rechnen zu üben

und wenn andre Knaben meines Alters auf der Wiese spielten, saß ich am Zahltisch oder hinter der Schiefertafel, und wurde gescholten, wenn ich zu langsam war, oder mich verrechnet hatte."

Meine Mutter, eine überaus milde und gottesfürchtige Frau, hatte an diesem irdischen Treiben nicht so viele Freude; aber von der Strenge meines Vaters niedergedrückt, wagte sie nicht dagegen zu sprechen. Nur dann, wenn ihn ungerechter Gewinn zu reizen schien, überwand sie die Scheu, und hemmte das Beginnen ihres Mannes durch fromme Worte. Diesen folgte er dann, wenn gleich unwillig. So war sie also sein guter Engel wenigstens so weit, daß sie die Furcht Gottes wach in ihm erhielt, wenn sie schon nicht die Liebe in ihm erregen konnte. Auch nahm sie oft die Armen gegen ihn in Schutz, und hemmte sein Ungestüm, wenn er allzu hart in seine Schuld-

ner drang. Wenn sie nun so ein Unglück abgewehrt, und einem bedrängten Menschen Ruhe geschafft hatte, da feyerte sie einen hohen Festtag, doch nur im Stillen, ohne Glockenschall und äußern Prunk. Ihr Engel wird diese stillen Festtage gezählt haben, und auch die Tage ihrer Trauer und Angst; und sie wird jetzt in der Herrlichkeit des Himmels aufrecht gehn, was sie hienieden nicht konnte. Ihr frohster Tag war der, wo sie aus ihrem harten Krankenlager ins Grab stieg, und die schwere Bürde ihres Lebens an seinem Rande niederlegte."

„Nicht lange darauf starb auch mein Vater, und hinterließ mir seinen Meyerhof, den schönsten in der ganzen Gegend, von wohl angebauten Aeckern und herrlichen Wiesen umgeben. Ich fand Freude an der Wirthschaft und betrieb sie mit Eifer. Nach einiger Zeit heirathete ich ein schönes, herzlich gutes, aber blutarmes Mädchen, die

ich ſchon lange im Stillen geliebt hatte. Denn meines Vaters Gedanken waren auf die reichen Töchter ſeiner Nachbarn gerichtet; und ich hatte Noth und Mühe, ſeine Heirathsvorſchläge von mir abzuhalten; denn die zu heirathen, welche ich liebte, hätte er mir nie geſtattet. Unſer Ehſtand war ein Himmelreich. Wir hatten nur Einen Sinn, beteten und arbeiteten zuſammen, und genoſſen gemeinſchaftlich jede Freude, die uns der Himmel gab. Dieſes Glück war zu groß für mich. Mein gutes Weib ſtarb in dem erſten Wochenbette, und hinterließ mir einen Knaben, der ſeiner Mutter Ebenbild war. Meinen Schmerz kann ich nicht beſchreiben, ſo wenig als meine frühere Glückſeligkeit; aber da ich an einem der erſten Tage troſtlos auf dem Grabe meines Weibes ſaß, kam es mir vor, als erhübe ſie ſich aus dem Sarge, und reichte mir den Knaben hin mit den Worten: Liebe Du die-

sen, wie Du mich geliebt hast. — Da ging ich nach Hause und sorgte für den Knaben, und zog ihn auf, und er gedieh in frischer Gesundheit, und ich hatte große Freude an ihm. In seinem dritten Jahre lehrt' ich ihn selbst lesen und schreiben, und brachte jede müssige Stunde mit ihm zu. Nachdem er vier Jahr alt geworden, stand er eines Abends zwischen meinen Knien, und fragte mich plötzlich, wo Gott wohne, und ob ich auch in den Himmel käme, und mehreres dergleichen, und wie ich ihm in das runde heitre Gesichtchen sah, war es mir eben, als säh ich seine Mutter an. Da sagt' ich mit inniger Freude: Andres, du bist doch ganz deiner seligen Mutter Ebenbild. Und schnell antwortete der Knabe, als ob er sich auf etwas besonnen hätte: Vater, heut morgen, als ich noch schlief, hat mich die Mutter gerufen. — Du hast ja deine Mutter nicht gekannt, antwortet' ich.

— Das thut nichts, ſagte der Knabe, ich weiß doch, daß es meine Mutter war, und niemand ſonſt. Und da ich aufwachte, hörte ich ihr Rufen noch; und antwortete: Ja, Mutter, Andres kömmt! Und eben jetzt iſt es mir wieder, als ob ich gerufen würde. — Dieſe kindiſche Rede ſchnitt mir tief in das Herz. Am folgenden Morgen lag der Knabe im heftigſten Fieber und kannte mich nicht. Ich ritt halb wahnſinnig nach der Stadt, holte den berühmteſten Arzt und behielt ihn bey mir. An meinen Verſprechungen lag es nicht, daß er den Knaben nicht rettete, auch an ſeiner Sorgfalt nicht. Nach drey Tagen lag meine letzte Freude im Sarg, und ruhte neben der Mutter, die ihn gerufen hatte."

„Jetzt war ich allein in der Welt. Meine Schweſter, die einen reichen Mann geheirathet hatte, war ganz wie mein Vater auf das Zeitliche bedacht. Von ihr bekam

ich keinen Troſt. Ich ging umher wie betäubt. Meine Geſchäfte verrichtet' ich auf gewohnte Weiſe; aber ich wußte nicht, was ich that. Wo ich hin ſah, ſtand mir das offne, dunkle Grab vor Augen, und in ſeiner Tiefe die blaſſen Geſtalten der Toden im Leichentuch mit ihren feſt geſchloſſenen Augen und gefalteten Händen. Das war daſſelbe Tag und Nacht; denn ich hatte keinen Schlaf, und ging oft die ganze Nacht umher, und jammerte über mein Elend und meine Einſamkeit. So mocht' ich das etwa vier Wochen lang in dem öden Hauſe getrieben haben. Eines Abends — es war im Spätherbſt — als ich junge Bäume einband, und die letzten Strahlen der Sonne blaß und matt durch die Wolken ſchlüpften, und der Wind in dem abgefallnen Laube rauſchte, und es mir eben war, als ob ich den Fußtritt des Todes hörte, da ſchlug etwas an mein Herz, ich weiß nicht wie,

und ich ließ das Reiſig zur Erde fallen, das ich in der Hand hatte, ſah in die laufenden Wolken und ſagte zu mir: Du Thor! wozu denn das Alles? Sieh, es geht Alles dahin. Die Sonne geht unter hinter den Bergen; der Tag erliſcht in der Dunkelheit; das Jahr ſtirbt in den Winter hin — bald biſt Du auch nicht mehr da. — Dann ſah ich mich um, und Haus und Feld und Garten, und all mein Eigenthum, das rund um mich her vor meinen Augen lag, kam mir vor wie ein fremdes Land. Ich ſtand ſo allein in der Mitte, und mir graute. Wozu brauchſt du das Alles, du einzelner Wurm? dacht' ich weiter. Mutter und Vater, Frau und Kind beiſſen ſich unten in dem engen Kaſten, und ſind ſelig in Gott; und Du wirthſchafteſt in der großen Heimath, wo Du doch nicht einheimiſch biſt, bauſt Feld und Garten für nichts, und vergißt über all dem Treiben und Schaffen, was

Dir am meiſten Noth thut. — Dieſem Gedanken hing ich weiter nach; und er wurde ſo mächtig in mir, daß ich plötzlich beſchloß, mich der unnützen Habe zu entſchlagen, Gott zu dienen, und mit leichterer Bürde der Ewigkeit und denen entgegen zu gehen, die mich dort erwarteten. Da trat mir auch das Bild des Lebens vor die Augen, das ich jetzt und ſeit ſo langer Zeit ſchon führe, und ob es gleich viel länger gewährt hat, als ich damals glaubte, ſo hat mich doch mein Entſchluß niemals gereut. — Ich konnte kaum den andern Morgen erwarten; da ſprang ich muntern Sinns von meinem Lager auf, trug mir Balken und Breter zur Stelle, und zimmerte die Hütte zuſammen, in der ich wohne, und die ich auch meinen Sarg nennen könnte. Dann ſchafft' ich mir den Tiſch, die Bank und die Bettſtelle hinein, und da Alles nach meinem Sinn eingerichtet war, ging ich zu meiner Schweſter

und ſagte zu ihr: Nimm den Meyerhof mit Allem, was dazu gehört. Ich habe meine Wirthſchaft in's Kleine gebracht. Sie verſtand mich erſt nicht; als ich ihr aber die Sache erklärte, und ſie nun begriff, daß es ernſtlich gemeint ſey, machte ſie große Augen und ſagte: „Nun, Andres, Du biſt Zeitlebens nicht recht klug geweſen. Aber es gibt Gottlob noch geſcheute Leute, die das aufheben, was die Narren wegwerfen.“ — Das war nun ganz nach ihrem Sinne geſprochen und focht mich nicht weiter an. — „Wenn Du es nun ernſtlich ſo meinſt, fuhr ſie fort, ſo komm mit zum Landrichter, damit wir die Sache richtig machen.“ — Ich ging mit ihr. Noch an demſelben Tage nahm ſie Beſitz von dem Gute, und ich zog in meine Hütte ein. Wer von uns beyden das beſſere Loos erwählt habe, blieb nicht lange ungewiß. Meine Schweſter iſt nun ſchon lange tod. Die-

mand gedenkt ihrer mehr; oder wenn es geschieht, so ist es, um ein Beyspiel freudenloſen Reichthums anzuführen. Denn da ſie reicher geworden war, wurde ſie noch geiziger als vorher; und es war ordentlich ein Wettſtreit, ob ſie ſich ſelbſt mehr quälte, oder ihr Mann. Einmal brannte der Meyerhof ab, und das Feuer war allet Wahrſcheinlichkeit nach von Leuten angelegt, die der Geiz der Beſitzer zur Verzweiflung gebracht hatte; dann ſtarb die Heerde an der Seuche hin; mehr als Einmal wurden die Ernten durch Waſſerfluthen und Hagel verheert. Auch an nächtlichen Einbrüchen fehlte es nicht, und an mancher andern Angſt. Aber jeder Unfall, den dieſe beklagenswürdigen Leute erlitten, machte ſie immer habſüchtiger, um den Schaden wieder beyzubringen. So wurde meine Schweſter bey allem Reichthum immer armſeliger und trauriger. Die Sorge um das Zeitliche

ließ ihr keine Ruh, und da sie keine Kinder hatte, und mit den nächsten Verwanden ihres Mannes verfeindet war, so war ihr rastloses Sammeln und Schaffen so recht umsonst, und nur um des Habens willen; was denn wohl eigentlich eine Verdammniß zu nennen ist. Eines Tages endlich, da ihr, während der Theurung, eine Last Getraide, die sie gegen das Verbot über die Grenze hatte bringen wollen, weggenommen wurde, rührte sie bey der Nachricht davon der Schlag. Ihr Mann starb auch nicht lange nachher, und alle ihre Güter kamen in die Hände von Leuten, denen sie es am wenigsten gegönnt hatten. Mich gelüstete nicht darnach. Ich lebte mit meinen Todten, und, Gott weiß es, so still zufrieden in mir, als ob ich schon unter der Erde läge. Die Arbeiten, die ich mir gewählt habe, erlauben mir, meinen Gedanken nachzuhängen; die Zeit hat den Stachel der Schmerzen abgestumpft; ich

fühle nur ein ſtilles Sehnen nach der Heimath, und lauſche dem Rufe des Engels, der mich, wie ich mit feſtem Vertrauen hoffe, zu den Meinigen bringen wird. Lange kann er nicht mehr ausbleiben. Aber ich erwarte ihn mit Geduld. Die Zeit wird mir nicht lang."

Das Leben dieſes Mannes war ſeiner Rede gleich, und es hat wohl wenige weiſe Menſchen gegeben, die mit ſich ſelbſt ſo einig geweſen ſind. Seine tägliche Arbeit im Walde verſchaffte ihm die nothdürftigen Lebensmittel; ſeine übrige Zeit wendete er zu kleinen Holzarbeiten an, die er zu verſchenken pflegte; auch half er Andern bey der Arbeit, wo es erforderlich war, ohne Lohn. Oft wenn er mit ſeinem Beil durch einen Ort ging, und an einem Hauſe oder ſonſt wo Etwas bemerkte, das vernachläßigt war und einer Ausbeſſerung bedurfte, machte er ſich augenblicklich daran, und ging dann

weiter; und wenn der Eigenthümer zurückkam, fand er den Schaden ausgebeſſert. Für Alles wußte er Rath; aber er hatte nicht den Eigenſinn der Rathgeber, daß ſie zürnen, wenn man ihren Willen nicht thut; ſondern wenn man ihm folgte, war es ihm lieb; und wenn man es nicht that, war es ihm auch recht, und er ſprach nicht weiter davon. Viele hielten ihn, weil er ſo ſtreng lebte, für einen heiligen Mann. Das Haus, das er betrat, wurde für beglückt gehalten; man wieß ihm immer den beſten Platz an, und nöthigte ihn zu Speiſe und Trank. Aber er genoß immer nur die allereinfachſte Koſt, oft nur Brod und Waſſer, und nahm überhaupt nur ſelten an freuden Mahlzeiten Theil. Am liebſten ging er zu denen, welche Kinder hatten. Mit dieſen ſprach er gern; erzählte ihnen Vieles, was er ſelbſt erſonnen; ermahnte ſie zum Gehorſam, und wenn er Gutes von ihnen hörte, ſchenkte er

ihnen von dem hölzernen Geräth, das er zu verfertigen pflegte. Seine Reden waren immer mild und fromm, oft auch scherzhaft, aber niemals unbedeutend und leer; und da er so ein ehrwürdiger Mann war, so fiel nicht leicht ein Wort, das er sprach, ohne Frucht auf die Erde. Wo er eintrat, da kehrte Friede und Liebe ein. Uneinige Eheleute söhnte er aus, und belehrte sie, was sie thun müßten, um Friede zu haben; auch Anderer Zwistigkeiten schlichtete er, und immer bewährte sich das, was er rieth, als gut. Bis in sein achtzigstes Jahr lebte er so, immer auf die nemliche Weise. Als der Frühling kam, trübten sich seine Augen; sonst blieb seine Kraft ungeschwächt. Da verwandelte er seine Bettstelle in einen Sarg, und schlief darinn. Am Ostermorgen fand man ihn tod, sein Angesicht aufwärts gerichtet, die Hände gefaltet. Er schien im Gebet entschlafen zu seyn. So wurde er

auch zu Grabe getragen, und er liegt neben seiner Frau und seinem Knaben, die auf dem Kirchhofe von Mainau begraben waren.

Ich will hier Einiges von dem einschalten, was Sebastian an dem Grabe dieses Mannes sprach. Er hatte so manche Stunde mit ihm lehrreich und erbaulich zugebracht; auch hatte ihn der Greis wie einen Sohn geliebt. Als er sich zum letztenmale von ihm trennte, faßte er ihn bey der Hand und sagte: Mir ist's, als sähen wir uns mit diesen Augen nicht wieder: aber dort in der Heimath, dort drüben, wo Alles hell wird, was hier nur dämmert!

Mit Beziehung auf diese letzten Worte des Verstorbenen sagte Sebastian, da er an seinem Grabe stand: „Er ist in die Heimath eingezogen, nach der er sich seine Seele sehnte; die Dämmerung ist einer dunklern

Nacht gewichen; aber aus dem Schooße dieser Nacht ist Dir, wie wir nicht zweifeln, ein Tag angebrochen, heller und herrlicher, als je einer über die Berge kam. Deine vom Alter trüben Augen haben sich geschlossen, um das ewige Licht zu sehn, dessen Glanz sich sterblichen Augen verbirgt; Deine frommen Ahndungen sind nun zur Wahrheit geworden, und Dein Herz, das so voll Liebe war, schlägt jetzt, da es in Staub zerfällt, an dem Herzen der ewigen Liebe. Du bist eingegangen durch die dunkle Pforte in das Reich des Lichtes und der Wahrheit, und wir stehen an Deinem Grabe, und freuen uns, Dich an dem Ziele Deines Verlangens zu sehn, und wenn sich unsre Augen mit Thränen füllen, so sind es nicht Thränen der Traurigkeit, sondern der Freude, des Danks und der Liebe." — —

„Ein unerforschlicher Wille der ewigen Weisheit sendet den Menschen hierher auf

die Erde. Während an dieſe irdiſche Heimath unſre Füſſe geheftet ſind, gehen die Blicke des innern Menſchen aufwärts nach einer andern Heimath, die wir nur durch unſre Sehnſucht kennen, und mit untrüglichem Glauben umfaſſen. Die Erde gibt, was ſie kann, Früchte zur Nahrung des Leibes, und Schätze zu mancherley Gebrauch; aber der innere Friede, der allen irdiſchen Genuß überſteigt, wächſt nicht aus dem Schooße der Erde auf. Dieſer Friede kömmt nur von Gott und wohnet bey Gott; und aus ihm ſtammt das Sehnen nach der himmliſchen Heimath, in welcher lauter Seligkeit iſt. Mit der Ahndung dieſer Seligkeit, mit dem frohen Hoffen auf die Erfüllung ſeiner Ahndungen wandert der fromme Menſch muthvoll durch den rauhen Weg; mit ihr bekämpft er die Leiden, die ihm begegnen; mit ihr die Verſuchungen, mit denen ihn die Begierde nach irdiſchem Genuſſe umſtrickt. Du

warst ein muthiger Kämpfer Dein Lebelang. In reichem Ueberflusse waren Dir die Güter des Lebens zugefallen; Dein Acker trug hundertfältige Frucht, und Deine Speicher seufzten unter ihrer Last. Wer Deine Aecker sah mit wogenden Saaten bedeckt, Deine grünen Wiesen mit fetten Heerden angefüllt, die schnaubenden Rosse an Deinem Pflug, — der nannte Dich glücklich. Und das Werk Deiner Hände war gesegnet und Dein Gut ausgebreitet im Lande, wie Hiobs, als sein Haus verwahret war. Da prüfte Dich Gott. Was Dein Herz erfreute, nahm er von Deiner Seite, legte Dein Weib in das frühe Grab, und gesellte ihr auch den Knaben zu, der an Deinem blutenden Herzen ruhte, und die Gluth Deiner Wunden kühlte. Aber in Deinem großen Schmerz sündigtest Du nicht, und thatst nichts thörigtes wider Gott. Kein Murren kam auf Dei-

ne Lippen, und Du fragteſt nicht in Deiner Vermeſſenheit: Warum hat Gott das an mir gethan? Und wie Du Dich in Demuth beugteſt, erwieß ſich Gott groß an Dir, und ließ Dir in der Nacht Deiner Leiden das Licht des Glaubens heller und herrlicher aufgehn. Deine ganze Seele wendete ſich zu Gott, und wie in ſeinem Schooße Alles lag, was Dir das Theuerſte auf Erden geweſen war, ſo legteſt Du vor ſeinem Throne auch Deine Habe nieder, und wurdeſt freywillig arm. Jetzt gingſt Du freyer und aufgerichteter durch die Welt. Die Bürde der zeitlichen Güter, die ſo viele zu Boden drückt, daß ſie nie mehr zum Himmel ſchauen, hatteſt Du Dir muthig von dem Nacken gewälzt; Du hatteſt ſelbſt die Ketten gelöſet, die den Habſüchtigen, den Genußgierigen und Kleinmüthigen an das irdiſche Leben feſſeln; Du fandeſt Reichthum in der Armuth, und in dem Verluſte Zufriedenheit.

Für Dich hatte der Tod keinen Stachel, Er nahm Dir nichts als die irdiſche Hülle, die noch zwiſchen Dir und der Ewigkeit ſtand; der Ewigkeit, nach der Du Dich ſehnteſt, und die die theuern Pfänder Deiner Liebe umfangen hielt. Wie der ermüdete Wanderer ſein Gewand abſtreift, und ſich zur Ruhe legt, und heitre Träume wünſcht, ſo ſtreifteſt Du, Guter, Dein mürbes Leben ab, und legteſt Dich frohen Muthes in Dein letztes Lager, den langen Traum des Lebens in dem engen Sarge auszuſchlummern. Wohl ſchaut ſchon jetzt Dein Aug, das immer ſo freundlich grüßte, ſegnend auf uns herab; von der Erde ſiehend, ſendeſt Du uns, die wir Dir nachblicken, Deine milde Liebe; und vielleicht betet ſchon jetzt Dein Mund, von dem immer fromme und verſöhnende Worte gingen, vor Gottes Throne für uns."

„Wie wir aber jetzt an dem Grabe des Entschlummerten mit Ehrfurcht und Andacht stehen, so wollen wir es auch mit Andacht und frommen Entschließungen verlassen. Derjenige, welchem Gott die harten Prüfungen erlassen hat, durch den er diesen Erkohrnen zu sich berief, der, welchem ein liebendes Weib zur Seite steht, und blühende Kinder, der wende desto eifriger sein dankbares Herz zu Gott, und bitte ihn um Demuth im Glück. Die irdischen Gaben aber, die Jeder besitzt, verwalte er als ein anvertrautes Gut, wie ein fremdes Eigenthum, stets bereit es zurückzugeben, ohne Murren, ja mit Dank für den so lange genommen Genuß. In allen Dingen endlich laßt uns wetteifern mit dem Abgeschiedenen in Ergebung, Demuth, Standhaftigkeit, Redlichkeit und treuer Liebe, so können wir hoffen, dem Todes-Engel auch so sanft wie er in die Arme

zu fallen, und aus dem Munde des Richters der Lebendigen und der Todten ein mildes Urtheil zu hören."

* * *

Diese Hofnung wurde meinem guten Sebastian herrlich erfüllt. Schon hatte er die Schwelle des höhern Alters betreten, aber seine Gesundheit, die Frucht der Mäßigkeit und eines stillen Gemüths, war unerschüttert; und auf seinem ehrwürdigen Angesichte, obgleich vom Alter gefurcht, strahlte ungetrübt ein erquickliches Abendroth. Die Zeit hatte ihm nichts genommen; aber sie hatte den Frieden seiner Seele erhöht, und jede Welle geebnet, die vielleicht früher sich in seinem Innern erhoben hatte. Sein Weg zum Grabe war sanft. Oft setzte er sich in Gedanken auf den Hügel nieder, der ihn einst bedecken sollte, und maaß den Weg zurück, den er gewandelt hatte. Dann freute

er ſich, daß die ſchroffen Klippen, über die er geſtiegen war, ihm jetzt gar nicht mehr ſchroff erſchienen, ſondern wie ein fernes Gebirg, von dem Flaum einer weichen, milden Luft umſponnen, und mit dem goldnen Wiederſchein ſeines jetzigen Abendrothes gekrönt. Während das Alter ſo oft den letzten Reſt des Lebens verbittert, indem es Mismuth und mürriſche Launen herbeyführt, wurde Sebaſtian mit jedem Jahre, das ſeinem Leben zuwuchs, heiterer; und wie ſein Haar ſich weißer färbte, ſo blühte, wie Alpenroſen unter dem Schnee, ſein Gefühl immer reicher und herrlicher auf. Die Nähe des Himmels, auf den er ſich freute, erwärmte ſein Herz; und in der Nacht, der er entgegenging, ſah er nicht die Finſterniß, ſondern die Sterne, die ſie ſchmücken, und das Morgenlicht, das aus ihr hervorbrechen wird. An heitern Abenden ſaß er am liebſten an dem Fenſter ſeiner Stube, aus dem

man den Kirchhof übersieht; seine Blicke durchliefen die Reihen der grünen Hügel, unter denen sich schon das zweyte und dritte Geschlecht bettete, und er feyerte dann das Andenken derer, die ihm theuer gewesen waren. Diese stille Todenfeyer, sagte er, mache ihn gar nicht traurig, sondern recht froh; denn er läse in seinem Herzen nichts als Lobschriften auf die Verstorbenen, und diese ständen hier heller und schöner, als auf den Kreuzen und Leichensteinen; und da er wüßte, daß bey weitem die Meisten von denen, die er hier zur Ruhe gebracht, ihn herzlich geliebt hätten, was wohl einen alten Mann mehr erheitern könne, als die Hofnung, bey seinem Eintritte in das Jenseits so vieler treuen Liebe zu begegnen?

Dem Berufe seines Amtes blieb Sebastian bis in die letzten Tage seines Lebens treu. Das erkenne er für die größte Wohlthat Gottes, sagte er, daß er in seinem hohen Alter noch

die frohe Bothſchaft des Glaubens und der Liebe verkündigen dürfe. Der Ton der Glokken, die ihn zum Gottesdienſte riefen, erfreute ihn jetzt faſt noch mehr als ſonſt, vielleicht eben weil er nicht hoffen könne, ihn noch lange zu hören. Auch erquicke es ſein Herz ungemein, wenn er beym Geſange ſeine Stimme mit der Stimme ſeiner Gemeinde vereinigen könne. — Er ſprach auch in den letzten Jahren ſeines Lebens mit nicht weniger Kraft, und vielleicht mit noch gröſſerer Innigkeit, als in ſeinen frühern Jahren. Es war, als ob ein Vater zu ſeinen Kindern ſpräche. Auch war ja die Gemeinde unter ſeinen Augen aufgewachſen; er hatte ihre Ehen eingeſegnet, ihre Kinder getauft, im Chriſtenthume unterwieſen, und zum Abendmahle vorbereitet. Oft ſagte er, er könne nicht ohne Rührung daran denken, daß, während ſich Alles um ihn her mehr als Einmal verändert habe, doch der Glau-

be, den er zu lehren berufen ſey, in allen Gemüthern lebe, und daß er von Gott gewürdigt worden, ihn zu wecken und lebendig zu erhalten. Dieſes Feſtſtehn der Wahrheit, und deſſen was hier und dort dem Menſchen zum Heile gereiche, ſey ihm in dem Wechſel der Dinge und bey dem Auf- und Abwogen von Tod und Leben ein unausſprechlicher Troſt. Der Menſch wird gebohren und ſtirbt; die Wahrheit aber, die in ihm iſt, dauert ewig.

Sebaſtians letzte große Freude war, als er die Zuſicherung erhielt, daß unſer Andreas ſeine Prüfungen beyfallswürdig beſtanden, und zu ſeinem Nachfolger im Amte ernannt ſey. Andreas war immer recht nach ſeinem Herzen geweſen, und er wußte, daß er auch künftig nach ſeinem Sinn und Beyſpiel thun würde. Es war eben ein Sonntag, als er dieſe Nachricht erhielt, und er konnte in der Freude ſeines Herzens nicht umhin, ſie auch ſeiner

Gemeinde mitzutheilen. Nun, Herr, ſagte er am Schluß, läßt du deinen Diener in Frieden fahren. Den ganzen Tag war er unbeſchreiblich froh. Er ſprach mit Lebhaftigkeit von ſeinen Kindern, von der mannichfaltigen Freude, die ſie ihm gemacht, von ihren Ausſichten und Hofnungen, und von all dem Guten, das er ſich noch von ihnen verſprechen dürfe. Er wolle das ſelbſt noch einmal an alle ſchreiben, ſo bald er dazu komme; unterdeſſen mocht' ich es ihm. Elternliebe, ſagte er, ſpricht ja aus der Mutter Mund am beredteſten, und geht am beſten zu Herzen. —

Nach dieſem Geſpräche war er ſtill, als ob er noch weiter darüber ſänne; ruhte dann, als ſich die Sonne zum Untergange neigte, ſeinen Stuhl nach dem Fenſter, freute ſich der weißen Blüthen, die den Kirchhof bedeckten, und der letzten Sonnenſtrahlen, die an der Spitze des Kirchthurms zitterten, und

als Alles in die Dämmerung verſunken war, ſagte er: Die Freude hat mich ungewöhnlich müde gemacht. Auf ſo frohe Tage pflegen ruhige Nächte zu folgen. — Dann gab er mir die Hand, küßte mich auf die Stirn, und legte ſich nieder. Er war ſchnell eingeſchlafen, aber am Morgen erwachte er früh und mit Fieber. Er verſuchte aufzuſtehn; aber die Füſſe verſagten ihm den Dienſt. Ich denke, Gott ruft mich zu ſich, ſagte er. — Biſt Du ſo krank, Guter? fragte ich. — „Ich bin nicht krank, antwortete er, aber es regt ſich Etwas in mir, als ob mein Geiſt zum Leben durchbrechen ſollte.“ Dann, indem er ſeine heiße Hand auf die Meinige legte, fuhr er fort: Die Frühlingsſonne ruft jetzt den Schmetterling aus ſeinem dunkeln Gefängniß; mich die Freude. Kann ein Menſch glücklicher ſeyn? —

Als der Arzt kam, ſah er mich mit zweifelnder Miene an. Ich mochte mich verfärbt

haben. Sebaſtian bemerkte es, faßte mich bey der Hand und ſagte: Iſt es ſo, wie ich dachte? — Und da ich es nicht verneinen konnte, fuhr er fort: Nun, ſo laß uns Gott danken, und ihn bitten, daß er mir auch auf dem letzten Schritte helfe. — Wie ich nun weinte, ſagte er weiter: Sind wir nicht immer Eines Sinnes geweſen, mein gutes Weib? Wollteſt Du denn jetzt etwas anderes wünſchen als ich? Sieh ich gehe vor Dir her und werde immer umſchaun nach Dir. Wie kurz iſt der Weg, der hinter uns liegt! wie nah das Ziel, das uns wieder vereinigt! —

Dieſe Worte frommer Ermunterung riefen meine Kraft wieder auf. Ich konnte in der Nähe des geliebten Kranken ruhig ſeyn; ich konnte ſeine frohen Hoffnungen theilen, und den Schmerz vergeſſen, der mich erwartete. Dieſe Faſſung ſchien ihn ſehr zu freuen. Er lag meiſt ſtill, betete leiſe für ſich, oder bat

mich, ihm vorzulesen. So brachte er zwey Tage zu, mit immer steigendem Fieber, aber ohne Schmerzen. Am dritten Abend zog er mich sanft an sich, drückte mich an seine Brust und sagte leise: Eh die Mitternacht kömmt, ist mein Weg vollbracht. — Dann dankte er Gott mit schwacher Stimme, aber mit vernemlichen Worten für alles Gute, was er ihm auf seiner irdischen Laufbahn erwiesen hatte; für den Segen seiner Amtsverwaltung, die Freude an seinem Berufe, seine glückliche Ehe, die Gesittung und das Gedeihn seiner Kinder, und zuletzt für die Freudigkeit, mit der er von dem Leben scheide. — Bey diesem Gebete belebten sich seine Augen mit einem ungewöhnlichen Glanz; sein Angesicht war wie verklärt; es war, als spiegle sich der Himmel darinn ab. Von diesem Augenblick an sprach er nicht mehr. Meine Hand aber hielt er leise in der seinigen, und sah mich

oft mit liebenden Blicken an. Als es Eilf ſchlug, zog er meine Hand an ſein Herz und ſagte: Es ſchlägt ruhig und recht froh. — Dann ſanken ihm die Augenlieder wie von ſchwerer Ermüdung zu; mit Mühe erhob er ſie noch einige Mal — der Todes-Engel berührte ihn — ſeine Bruſt ſtieg höher — und das ſchönſte Herz voll unendlicher Liebe ſtand ſtill.

Ich weinte nicht, ſondern ſank nieder auf meine Knie und bat Gott um einen Tod, wie das Entſchlummern dieſes Gerechten war.

* * *

Mit dem Tage, welcher den Freund meiner Jugend von mir genommen hat, ſeh' ich meine irdiſche Laufbahn als geſchloſſen an. Meine Blicke ſind nach der Vergangenheit gerichtet, in der ich mit ihm vereint war, und mit der Zukunft, die mich, wie

ich hoffe, wieder mit ihm vereinigen wird. Mit jedem Morgen erwacht der Gedanke an ihn, der so lange mein Lehrer und Muſter war; ich freue mich von ihm mit meinen Kindern und Freunden ſprechen zu können; und oft füllt auch ſein Bild und die Erinnerung an ihn die Träume meiner Nächte aus. So iſt denn meine Trauer um ſeinen Verluſt nicht herbe, ſondern mit allen Freuden der Erinnerung und Hofnung gemiſcht, ſo wie auch die ſeinige um die Geliebten ſeines Herzens war. Gewiß iſt auch dieß eine der glücklichſten Folgen einer guten Ehe, daß, wenn der Wille der Vorſehung ſie trennt, ſie dennoch in dem Gemüthe des zurückgebliebenen Theils fortbeſteht, und den Schmerz der Wunde durch ein heiteres, troſtvolles Andenken lindert. Die Liebe überwindet den Tod und das Grab, und aus den Thränen, die ſie über dem Staube der Abgeſchiedenen weint, blüht eine Saat

ſchöner und heiliger Freuden auf. Wenn ich Dich, Du Unvergeßlicher, nicht mehr mit meinen Armen erreichen kann, wenn ſie nur den kalten Hügel umfaſſen, der Dein ſchönes und frommes Herz bewahrt, ſo reicht doch meine liebende Sehnſucht in die Ewigkeit hinaus, und findet Dich und Deine Tugenden, und alle die glücklichen Tage, die das Licht unſrer Liebe durchſtrahlte. Dann lächeln mich noch Deine liebenden Blicke an; ich vernehme noch die Stimme, die mich ſo oft entzückt, belehrt und getröſtet hat; und all Dein Thun, Dein ganzes ſtilles und harmoniſches Daſeyn ſteht vor mir, wie in den Tagen unſers irdiſchen Zuſammenſeyns. So biſt Du auch noch jetzt, wie ſonſt, meine Freude und mein Troſt, und indem ich ſo mit Dir fortlebe, klage ich nicht über Deinen Verluſt, ſondern danke Gott, daß er mich Dir zugeführt, und Deiner Lie-

be und Deiner Lehre so lange hat genießen lassen.

Indem ich nun selbst meinem Grabe nahe stehe, in das ich wie in eine zweyte Brautkammer einzugehen hoffe, mit der Heiterkeit, welche die Umgebung meiner geliebten Kinder und Enkel nährt, wende ich oft meine Blicke nach dem zurückgelegten Wege, und finde überall Ursache zu Dank und Freude. War ich nicht schon recht glücklich in der engen Beschränktheit meiner ersten Jugend, und in jener genügsamen Armuth, die durch den hohen und großen Sinn meines Vaters zum Reichthum ward? Hab' ich nicht in diesem edeln und treflichen Manne den treusten Lehrer, und in meiner sanften Mutter das Muster jeder häuslichen Tugend gehabt? Und blühten mir nicht in der Einsamkeit, in der ich erwuchs, und die wohl vielen traurig und öde scheinen mochte, eben durch den

Sinn und die Liebe meiner Eltern ſo viele Freuden auf, daß ich ihrer nicht ohne dankbare Rührung gedenken kann? In dieſer ſtillen Zurückgezogenheit führte mir die göttliche Güte meinen Sebaſtian zu, welcher die Freude und der Stolz meiner Eltern wurde, und mich auf dem Wege erhielt, den dieſe mich zu wandeln gelehrt hatten. In ſtiller Verborgenheit, ja, uns ſelbſt unbekannt, war unſre Liebe aufgewachſen; aber nachdem ſie uns Einmal kund geworden war, ſenkte ſie ihre Wurzeln immer tiefer in unſere Herzen, und umgab uns ſo ganz, daß uns die Welt und unſre Liebe nur Eins ſchien. Nachdem ich nun mit dem geliebten Manne vereinigt war, und mit ihm in ein Verhältniß geſetzt war, das ich mir nicht erfreulicher hätte wünſchen können, vermehrte auch dieß mein Glück, daß meine Eltern mehrere Jahre hindurch Zeuge unſrer Zu-

friedenheit seyn, und in einem gewissen Sinne die Früchte dessen, was sie gesät hatten, ernten konnten. So finde ich überall Ursachen des Dankes in den einfachen Verhältnissen meines Lebens, und erkenne mit tiefer Rührung in allen seinen Ereignissen die Hand der väterlichen Liebe, der ich mein Daseyn verdanke, und die mich bis zu diesem Ziele geführt hat. Nur Ein Wunsch bleibt mir noch übrig, und ich glaube seine Erfüllung hoffen zu dürfen — daß das stille, harmlose und unschuldige Leben, das mir so viele Freuden gebracht, und aus dem ich nun bald zu noch höhern Freuden abscheiden werde, auch auf meine Kinder als Erbtheil übergehe, und daß diese, wenn sie einst, so wie ich, an der Grenze ihrer Tage stehn, mit eben so großer Heiterkeit in ihr verfloßnes Leben zurückblicken mögen.

Zerstreute Blätter

von

Odos Hand

Unter der Aufschrift Zerstreute Blätter lassen wir hier eine Auswahl von Aufsätzen und einzelnen Gedanken folgen, die von Otto's Hand, aber, wie der Augenschein lehrte, in sehr verschiedenen Zeiten geschrieben waren. Das Meiste und Aelteste bestand aus Erinnerungen an Otto's ersten Aufenthalt in der Schweiz vor seiner Verbindung mit Amanden, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dasjenige, was darunter mit einiger Sorgfalt ausgeführt ist, für dies se bestimmt gewesen ist. Nur dieses ist hier von uns aufgenommen, bloße Andeutungen aber, deren sich viele auf einzelnen Zetteln fanden, zurückgelegt worden. Ein Tagebuch der Reise, das über persönliche Verhältnisse hätte aufklären können, fand sich nicht.

Der Herausgeber.

Ob es wohl eine anmuthigere Gegend geben mag, als das Land um Bern? Wie oft hab' ich hier die Sonne auf- und untergehen sehen, und doch bin ich immer mit neuer Lust dahin zurückgekehrt. Diese goldnen Saatfelder, wenn der milde Himmel des Herbstes über ihnen ruht: dieser liebliche Wechsel von Auen und Wiesen, von schwellenden Hügeln und buntem Gebüsch, die der leise Hauch des Abends wie ein weiches, durchwebtes Gewand umfließt, alle diese jungfräuliche Anmuth mit ihren reinlichen Dörfern, von hohen Bäumen umschirmt; die einzelnen Höfe, um die her auf üppigen Wiesen das schwere Hornvieh wandelt: die herrlichen Landhäuser, wo aus hohen, hellen Fenstern und von zierlichen Balconen herab Reich-

thum und Wohlleben ſchaut — man kann die Blicke, wenn ſie ſo nach Abend und Norden gerichtet ſind, nicht davon abziehn; und ich habe nie hier geruht, ohne daß mich die heiterſten Bilder eines wohlgeordneten Lebens, tiefen Friedens und erquickender Ruhe beſucht hätten. — Aber welch' ein Contraſt, wenn Du Dich nach Süden wendeſt zu jenen uralten Veſten der Erde, den hellgeſchliffenen ewigen Eismauern mit ihren ſchroffen Zinnen, den erſtarrten Wellen der Erde, an denen die Sonne ſeit Jahrtauſenden die Kraft ihrer Strahlen, und der Sommer ſeine Gluthen verſchwendet! Wie ſtolz und kalt ſchauen dieſe cryſtallnen Rieſen in das ſanfte Gefild, das ſich zu ihren Füſſen gelagert hat, und dem ſie die unverſieglichen Ströme wie ein Almoſen ſpenden, das der Reiche aus unerſchöpflicher Fülle dem Dürftigen zuwirft, ohne ſich ſelbſt etwas zu entziehn, und ohne Be-

wußtſeyn! Mit welchem Entzücken hab' ich hier oft von der Höhe eines Hügels herab, im Schatten herrlicher Bäume gelagert, den Abſchied eines ſonnigen Tages gefeiert, wenn er noch Einmal ſeine Liebesaugen auf die ſanfte Landſchaft warf, jedes zitternde Blatt vergoldete, ſich in funkelnden Bächen und in blanken Fenſtern beſchaute, und zuletzt mit der ganzen Fülle ſeines Glanzes an der ſtarren Wand der Eisberge ruhte! Still glitt hier das goldne Licht an dem ſchroffen Spiegel hinauf; die Tiefe verſank in Dämmerung; aber während ſich die Füſſe der Rieſen mit Nacht umhüllten, ſtrahlten ihre Häupter von Rubinen-Diademen und goldnen Kronen. Längſt war die Sonne in Weſten hinabgeſunken; aus dem tiefen Blau brachen die Sterne, wie Augen des Himmels hervor; der Mantel der Nacht hatte das Land umher bedeckt — aber noch waren die Zinnen des Gebirgs von dem zö-

gernden Licht wie mit Rosen gekrönt. Erst wenn der letzte Schimmer erloſch, und das erhabne Gebäude der Natur ſich nur noch durch die Erinnerung an dem Himmel zeichnete, ging ich mit ſtiller Bewundrung nach Hauſe und in Gedanken verſenkt. Ich dachte an Dich, meine Amande; Dein holdes Bild ſtand in meiner Seele über all den herrlichen Erſcheinungen; heller ſtrahlte es mich aus der Tiefe des bewegten Gemüthes an. An der Bruſt der Natur träumte ich am ſüßeſten von Dir. Dein Andenken gab ihrer Schönheit Leben und Seele. Wie treu mich doch dieſes Andenken überall begleitet! wie es mir jeden Genuß erhöht, und in der Sehnſucht ſelbſt, die es erzeugt, die Freuden der Vergangenheit und die frohen Erwartungen der Zukunft verſchmilzt! — —

Eines Tages hatte ich mich ziemlich weit von der Stadt entfernt; die Nacht hatte mich überraſcht, und ich war zu ermüdet,

um zurückzukehren. Alſo kehrte ich im nächſten Dorfe ein. Hier fand ich im Wirthshauſe alles ungewöhnlich aufgeregt. Denn vor wenigen Stunden war von den Gerichten ein junger Einwohner des Ortes abgeholt worden, der einen Bewohner des nächſten Dorfes erſchlagen hatte. Die Urſache des Mordes war Eiferſucht. Uebrigens waren alle Stimmen für den Gefangenen. Er ſey der rechtlichſte Menſch, hieß es, aber immer etwas in ſich gekehrt geweſen und ſtill. Seit einiger Zeit ſey er ganz ſchwermüthig geworden. Das Mädchen, das er geliebt, habe ſich ohne Urſache von ihm abgewendet, und die Beſuche eines andern Liebhabers angenommen, der nicht einmal aus demſelben Orte geweſen ſey. Auf dieſen letzten Umſtand legten Alle ein großes Gewicht, und die jungen Leute insbeſondre ſchalten auf die Dirne, und behaupteten, es ſtreite gegen alle Zucht, ſo aus bloßer Leichtfertigkeit mit

den Kiltgängern zu wechseln, und die nächsten um eines Fremden willen hintanzusetzen.

Nachdem dieses Gespräch eine Zeitlang mit heftiger Theilnahme geführt worden, indem Einige, wie gesagt, den Verfall der Sitten beklagten, Andre der Bejahrten hingegen sich an ähnliche Geschichten erinnerten, die sich zu ihrer und der Väter Zeiten zugetragen, sagte endlich einer: „Laßt das nun gut seyn; wir haben genug davon gehört. Ich meine, es hat zu allen Zeiten brave Mädchen und schlechte gegeben, so wie jetzt auch, und die Altvordern haben auch über den Verfall der Zucht geklagt, wie wir jetzt thun. Wäre das nun wirklich so in Wahrheit begründet gewesen, so müßten die Menschen vor einigen hundert Jahren Engel gewesen seyn, oder wir wären sammt und sonders Teufel, und die ganze Eidgenossenschaft ein Höllenpfuhl. So ist's aber

nicht. Es mag wohl damit ſeyn, wie mit der Witterung. Wenn einmal der Sommer kälter iſt, als wir's gewohnt ſind, oder der Winter ungewöhnlich warm — gleich heißt es: die Welt hat ſich umgekehrt; ſo war' ſonſt nicht. Wenn man aber die alten Chroniken mit Verſtand lieſt, ſo ſieht man, daß es immer ſo geweſen iſt, und daß es Räuber und Mörder, Bubler und Ehebrecher gegeben hat, wie noch jetzt." — Dann wendete ſich der Redende an einen alten Mann, welcher an dem mittelſten Tiſche den Ehrenplatz einnahm, und bis jetzt keinen Antheil an dem Geſpräche genommen hatte, als indem ſeine Mienen Mißbilligung oder Beyfall zu erkennen gaben. Dieſe Zeichen blieben auch nicht unbeachtet, und immer ſchienen die Sprechenden mehr oder weniger ihre Rede an den Greis zu richten, deſſen langer weißer Bart und graues Haar Ehrfurcht gebot. — „Nun, Rudi, ſag-

te der, welcher zuletzt gesprochen hatte, Ihr sagt nichts zu dem Allen. Was meint Ihr davon? Man hört doch gern, was Ihr über eine Sache denkt und sinnt."

Bey dieser Aufforderung legte der Alte die Hände flach vor sich auf den Tisch und sagte: „Ich kann Euch nicht Unrecht geben, Heini, wegen der alten und neuen Zeit; denn ob es mir schon auch manchmal dünkt, als sey es vordem besser gewesen, so merk ich doch bald, daß der Unterschied nur darinn liegt, daß ich jetzt alt bin und vormals jung. Nun ist aber auch genug über den wüsten Handel gesprochen worden, und damit Euch die Gedanken daran vergehen, will ich Euch eine Geschichte erzählen, die sich vor dreyhundert Jahren und länger zugetragen hat, und aus der ihr abnehmen könnt, wie es damals mit Liebessachen hier in diesem Lande hergegangen ist."

Dieſer Vorſchlag kam Allen ſehr erwünſcht. Ein dumpfes Murmeln kündigte die Beyſtimmung an. Die näher Sitzenden rückten ſich zu; die Entfernteren rückten heran; und nachdem der Alte noch einen Schoppen Wein verlangt hatte, hub er ſeine Erzählung folgendermaaßen an:

„Es mögen wohl wenige unter Euch ſeyn, die auf der Straße von Almatingen, rechts nach Kunitz hin nicht das alte Gemäuer geſehen haben, das ſo grau und düſter aus dem Gebüſch hervorragt; ein verfallnes Thürmlein iſt es und einige Fenſter, in denen Fliederbüſche gewachſen ſind; inwendig aber ſieht man, daß es ein großes Gebäude geweſen, denn es liegt vieles Geſtein in einer weiten Strecke umher, und der Hof, wo jetzt Dornen und Diſteln ſtehn, iſt geräumig und weit. Mancherley Reden gehen von dem Steinhaufen umher, und niemand geht gern zur Nachtzeit daran hin;

und Manche wollen ein Wimmern darin vernommen haben, und rauhe Stimmen dazwischen. Ich habe dergleichen nie gehört, ob es schon eben kein Wunder wäre nach Allen dem, was sich vor Zeiten da begeben hat."

Da der Alte hier inne hielt, um zu trinken, bestätigten Viele das, was er von dem alten Schlosse gesagt hatte. Die Trümmern kannten sie Alle; auch hatten sie von Wanderern gehört, die in später Nacht des Wegs gekommen, und weiße Gestalten in den Fenstern gesehn hatten, die sich vorwärts und rückwärts neigten. Und so waren denn Alle desto begieriger auf die Geschichte, die der Alte aus der Chronik wußte; und dieser, nachdem er getrunken hatte, fuhr also fort:

„Der letzte Besitzer des Schlosses war also der Graf Ulrich von Bollingen, ein tapfrer Degen, aber von rauhem Gemüth

und hart gegen Jedermann. Nachdem er bis in sein fünf und funfzigstes Jahr ehelos gelebt hatte, meint' er, es sey Zeit, auf Erben seiner Habe zu denken, und warb deshalb um die Hand des schönsten Fräuleins zwischen der Aar und Saane, Walpurg von Lussi genannt, die aber arm und eine Waise war. Hätte die nun schon an sich wenig Freude an dem alten rauhen Rittersmanne gehabt, so war sie noch überdieß in Liebe zu einem Junker entbrannt, der edel und mannhaft, und nur wenige Jahre älter als das Fräulein war. Der hieß Werner von Herise. Er hatte ihr von Kindheit auf wohlgewollt, und sie ihm, und es war auch der Eltern Wille gewesen, daß sie sich ehlichen sollten, wenn die Zeit käme. Nun starb aber dem Fräulein von Lussi Vater und Mutter binnen kurzer Frist, und sie war in die Hände eines hartherzigen Oheims gekommen, der Humbert von Ar-

burg hieß; und da dieser ein alter Waffenfreund des Grafen von Bollingen war, wollte er seine Nichte zwingen, seiner Bewerbung Gehör zu geben. Diese aber hatte ihrer Gesinnung kein Hehl, sondern sagte, daß sie den Junker Werner liebe und nicht von ihm lassen könne; was ja auch ihrer Eltern Wille gewesen; und bat ihren Oheim, sie nicht zu zwingen. Diese Bitten rührten ihn nicht; sondern er schwur in seinem Zorn, daß, so lange er lebe, sie nie diesen Fant ehlichen solle. Der Ulrich habe sein Wort, und dabey müsse es sein Bewenden haben."

„Da war nun wohl großer Jammer bey dem Fräulein, und auch der Junker war tief betrübt. Denn hatte sein Herz schon früher an ihr gehangen, so entbrannte es jetzt noch mehr, da sie ihn mit so standhafter Treue dem reichen Grafen von Bellingen vorzog. Und da sie sich jetzt nicht

mehr ſehen konnten, und auch ſonſt nur wenig von einander vernahmen — ſo ſtreng ließ der Humbert das Fräulein bewachen — ertrug der Junker ſeinen Unmuth nicht, ſondern ſchnallte den blanken Harniſch um, und beſtieg ſein gutes Roß, und zog nach Africa, wo eben der Cardinal Ximenes mit dem ſpaniſchen Heere vor Oran lag, und Krieg mit den Mohren führte. Als nun hiervon die Nachricht dem Grafen zu Ohren kam, berathſchlagte er ſich mit dem Oheim des Fräuleins, und ſie dangen falſche Boten, welche melden mußten, der Herſo ſey von den Mohren gefangen, und da er habe entfliehen wollen, von ihnen erſchlagen worden. Und dieſe Geſchichte wurde mit ſo vielen Umſtänden verbrämt, daß Niemand daran zweifeln konnte. So glaubte denn auch Walpurg den Betrug; und da der Vollingen nicht abließ zu werben, und der Oheim früh und ſpät, bald mit freundli-

chen Worten und bald mit Schelten, in sie drang, so entschloß sie sich endlich mit Jammer im Herzen zu dem schweren Schritt."

„Wer nun bey dem Hochzeitmale gegenwärtig war, und das zarte Fräulein mit dem Myrtenkranze in den blonden Locken neben dem finstern Grafen sah, dessen schwarzes Haar schon reichlich mit weißen Stoppeln gemischt war, der konnte wohl sehn, daß dieses Paar nicht sonderbar schicklich zusammengefügt war, und die Knappen und Diener stießen sich, als der Hochzeitpokal herumging, lächelnd an, und scherzten im Vorgemach über die Vermählung des Winters mit dem Lenz. Dem Ulrich gingen nach der Hochzeit auch die Augen auf, und da er sah, daß sein Weib oft traurig war, wenn sie im Stillen an ihren Werner dachte, und wie glücklich sie mit dem würde gewesen seyn, da entbrannte eine Eifersucht in seinem Herzen, die noch heftiger war, als

vorher ſeine Liebe; und des Auflauerns und Bewachens, des Forſchens und Quälens war jetzt kein Ende. Zu entdecken war freylich nichts; denn Walpurg war dem Grafen als ihrem Ehgemahl treu, ob ſie ihn gleich nicht liebte, weil ſie Zucht und Ehrbarkeit achtete und Gottes Gebot fürchtete; aber der alte Herr war darum nicht weniger voll Verdacht, und meinte, nach der Weiſe der Eiferſüchtigen, daß, je weniger er gewahr würde, deſto mehr verborgen ſeyn möchte. So war wohl ein ganzes Jahr vergangen mit wenig Freude, und das Leben wurde immer trüber in dem Schloß, da ritt eines Tages der Vollingen auf die Jagd, und Walpurg ſaß am Fenſter, und ſchaute nach der Straße hin, auf welcher ihr Gemahl zurückkehren ſollte. Und wie ſie hinabblickt, wird ſie einen Pilger gewahr, der unterhalb der Mauer an einem Baume ſitzt, das Geſicht tief herabgeſenkt, ſo daß der

Rand des breiten Hutes ihm die Bruſt berührt, wie Einer, der recht krank iſt, und das Haupt nicht mehr erheben kann. Da hatte ſie Mitleiden mit dem Manne, und rief ihrer Magd, und ſchickte ſie hinab, um nach dem Kranken zu ſehn, und ihm Erquickung anzubieten, wenn er deren bedürfe. Die Magd ging alſo hinab, um den Befehl ihrer Herrin auszuführen; aber ſie hatte kaum den Pilger begrüßt, da kam Ulrich herangeritten, und als er die Magd bey dem Pilger ſah, fragte er, was es gäbe. Dieſe verſchwieg nun, daß ſie von ihrer Herrin abgeſchickt ſey, obgleich in guter und chriſtlicher Abſicht, und gab einen andern Gang vor, auf dem ſie den kranken Mann hier getroffen habe. Nun wendete ſich der Graf an den Pilger ſelbſt, und fragte ihn, woher er käme, und was das Ziel ſeiner Wallfahrt ſey. Dieſer antwortete, wie es der Wahrheit gemäß war, er ſey mit dem

ſpaniſchen Heere in Africa geweſen, und habe Oran erobern helfen; dann ſey er, um ein Gelübde zu erfüllen, nach Compoſtella gewallfahrtet, und wenn er noch ſeine Andacht zu Marie-Einſiedeln verrichtet habe, wolle er nach dem heiligen Grabe ziehn. Wie nun der Graf von Africa und Oran hörte, ſchlug es ihm gewaltig an das Herz; denn er gedachte der Lüge, mit der er ſein Weib berückt hatte, und fürchtete die Rückkehr des Junkers von Heriſe; deshalb nahm er eiligſt den Pilger mit ſich in das Schloß, und fragte ihn aus: erſt von Weiten nach dem Kriege überhaupt, und wer ſich darinn hervorgethan; dann was für Völker außer den Spaniern dabey geweſen, und endlich auch, woran ihm das Meiſte lag, nach dem Junker Werner von Heriſe. Da ſagte der Pilger, er kenne den Junker gar wohl, und wiſſe, daß er ſich gut gehalten, aber wie Einer, dem

das Leben zur Laſt iſt, und der den Tod ſucht. Da ſey er denn auch einſtmals von den Mohren, die einen Ausfall gethan, umringt und gefangen worden, habe ſich aber wieder befreyt, und ſey endlich ſiegreich mit dem übrigen Heere in die Feſtung eingezogen. Jetzt ſey er, ſo viel ihm bekannt, auf der Rückreiſe begriffen. — Dieſe Worte machten den Grafen noch beſtürzter; doch verbarg er ſeine Unruhe, und ſagte dem Pilger, er ſolle die Nacht in ſeinem Schloſſe bleiben, und ſich gütlich thun; den folgenden Morgen wolle er ihn von ſeinen Reiſigen nach Einſiedeln geleiten laſſen. Dieß that er aber deswegen, damit der Pilger Niemanden etwas von der bevorſtehenden Rückkehr des Heriſo erzählen könnte, wodurch ſeine Lüge kund würde, eh' er Vorkehrungen getroffen hätte. Und da ihm die Eiferſucht keine Ruhe ließ, beſchloß er alsbald mit Walpurgs Oheim Rath zu pflegen,

wie ſie den Rückkehrenden fangen und ihn in Sicherheit bringen wollten. Nachdem er alſo wegen des Pilgers Befehl gegeben, und ihm zwey Knechte beygeſellt hatte, die ihn bewachen ſollten, damit er mit Niemanden ſpräche, ſagte er zu ſeiner Frau, er wolle zum Oheim reiten, und eine groſſe Jagd mit ihm beſprechen. Dann ſetzte er ſich zu Pferde, und jagte, von zwey Knechten begleitet, ohne Raſt, nach dem Schloſſe des Junkers von Arburg."

„Wie nun der Graf ſeiner Burg den Rücken gewendet, und die Gräfin allein war, erzählte ihr die Magd von dem Pilger, wie blaß und abgehärmt er ausſehe, und daß er weit herkomme — ſie hatte die Mohren und den Rahmen Oran gemerkt — und nach dem heiligen Grabe zu wallfahrten vorhabe. Bey dem Nahmen von Oran ſchlug der Gräfin das Herz nicht weniger, als es ihrem Manne geſchlagen hatte, nur aus ei

nem andern Grunde, und ſie wurde voll Verlangens den Pilger ſelbſt zu befragen, ob er etwas von ihrem Geliebten wüßte, der ja dort, wie die falſchen Boten berichtet hatten, begraben war. Sie ſagte auch der Magd von ihrem Verlangen; aber den Geliebten nannte ſie nicht aus Züchtigkeit; ſondern ſagte nur, ſie möchte wohl einen frommen Mann ſprechen, der an dem Grabe des heiligen Jacob ſeine Andacht verrichtet habe, und möchte ihm auch einen Auftrag nach dem heiligen Lande geben. Da meinte die Magd, ein ſo frommes Verlangen zu fördern, ſey ſelbſt eine fromme Pflicht, und nahm es daher auf ſich, den Pilger in aller Stille zu ihrer Herrin zu bringen. Als ſie aber die Stiegen hinabgegangen, erfuhr ſie an der Thür des untern Gemachs, was der Graf befohlen hatte, und daß der Pilger ſo gut als in Haft ſey. Da ſie ſich aber einmal vorgenommen hatte, ihrer Her-

rin zur Erfüllung ihres gottesfürchtigen Wunsches zu helfen, ließ sie sich nicht abschrecken, sondern ging zu dem Kellner, mit dem sie heimliche Liebe pflog, und sagte zu ihm: Deine Herrin hat vernommen, daß die Knechte morgen in der Frühe einen frommen Pilger nach Einsiedeln geleiten sollen, und befiehlt ihnen zur Stärkung auf den Weg einen Krug guten Weins zu geben. Der Kellner saß nun eben mit andern Dienern bey den Würfeln, und hatte nicht Lust aufzustehn, sondern gab der Magd die Schlüssel und sagte: Sieh Du selbst; Du weißt Bescheid, und hole einen Krug vom vorjährigen herauf. — Dieß war der Magd eben recht. Sie stieg also in den Keller hinab, und nahm zwey der größten Krüge von einem Weine, welcher funfzehn Jahre alt war, und von gutem Gewächs; die brachte sie den Knechten und sagte: Das trinkt; Eure Herrin schickt es Euch.

— Dazu lieſſen ſich nun, wie leicht zu erachten, die Knechte nicht groß nöthigen, ſondern zechten ſo tapfer, daß, eh' ſie noch dem zweyten Kruge auf den Boden gekommen waren, ſie ſchon ſelbſt trunken auf der Erde lagen. — Als nun die Magd gegen Mitternacht hörte, daß es ſtill geworden in dem Gemache, öffnete ſie leiſe die Thür, ſchritt über die Schlafenden weg, und faßte den Pilger bey der Hand, der traurig in der Ecke ſaß, und nur Waſſer aus ſeiner Kürbisflaſche trank, und auch die Speiſen nicht berührt hatte, die ihm vorgeſetzt worden, außer das Brod, und ſie ſagte zu ihm: Die Herrin gebietet Euch zu ſich. Kommt jetzt, da Alles ſchläft in der Burg. — Bey dieſen Worten ergoß ſich ein glühendes Roth auf die blaſſen Wangen des Pilgers; und dann erblaßte er wieder noch mehr als zuvor, und als er die Stiegen hinauf ſchritt, verſagten ihm faſt ſeine Füſſe den Dienſt.

Die Maad aber ging wohlgemuth mit der Leuchte voraus, und öffnete die Thür des Gemachs, wo Walpurg bey der Lampe saß, und stellte den Pilger, der die Kappe seines Gewandes über die Stirn gezogen, vor sie hin. Da fragte ihn denn die Gräfin, wie sie sich vorgenommen hatte, nach den Gnadenorten, die er besucht hatte, kam dann auch auf Oran zu reden, und fragte ihn endlich mit wankender Stimme nach den Landsleuten, die dem Kriege beygetreten hätten. Den Junker von Herise aber nannte sie nicht. Der Pilger aber, nachdem er andre Eidsgenossen erwähnt, die den Spaniern ihren Arm geliehen, nannte zuletzt auch den Junker, und daß er noch lebe, und in sein Vaterland zurückgekehrt sey, um es noch Einmal zu begrüssen, und dann auf ewig davon zu scheiden. Und indem er dieses sagte, warf er die Kappe zurück, und sah die Gräfin mit glühenden

Blicken an. Und an diesen Blicken erkannte sie den Geliebten ihrer Jugend, den sie für tod gehalten, und erschrack so, daß sie blaß und sprachlos auf ihren Sitz zurücksank. Da warf sich der Pilger vor ihr auf die Knie, faßte ihre Hand, und beschwor sie mit rührenden Worten nur noch Einmal die Augen aufzuschlagen, und ihm das letzte Lebewohl zu sagen. Dann wolle er unverzüglich nach Osten wandern, und sich der Wache des heiligen Grabes weihen, und nie zurückkehren. Bey diesen Worten schlug Walpurg die Augen auf, und ein Strom von Thränen ergoß sich daraus, und ihre Stirn senkte sich gegen die seinige; und der Junker umfaßte die Geliebte, und drückte den ersten Kuß auf die Lippen der ihm gestohlnen Braut." —

Nachdem der Alte so weit in seiner Erzählung gekommen war, hielt er inne, sah die um ihn versammelten Zuhörer rund her-

um mit fragenden Blicken an und sagte: „Was meint Ihr nun, ob eine Frau zu verdammen sey, die man durch Lug und Trug von ihrem Geliebten gerissen, dann durch Gewalt und List in den Ehestand gebracht, und sie darinn ohne Grund und Ursach mit Eifersucht gepeinigt hat, wenn sie nun den ganzen schändlichen Betrug mit Einemmale erkennt, und nach so langer Frist des Geliebten auf kurze Augenblicke froh wird: ob ein Weib, frage ich, groß zu verdammen wäre, wenn es seiner Pflicht vergessen hätte?"

Nein, nein, riefen die jungen Leute, wie aus Einem Munde.

Man müßt' es ihr verzeihen, sagten die Männer, wenn's auch schon nicht recht wäre.

Der Junker, sagte Einer, hätte sie nur gleich unter den Arm nehmen, und mit ihr davon gehen sollen, damit der Graf

bey der Heimkehr das Neſt leer gefunden hätte.

Er hätte ſie ihm im Kampfe abgewinnen ſollen, ſagte ein Andrer.

Es ſoll uns verlangen, wie es ausgegangen iſt, ſagten die Meiſten.

Der Alte fuhr fort: „Der Bollingen war, wie geſagt, ſpornſtreichs zum Oheim geritten, und gegen Abend angekommen, und wie er eben in das Gemach trat, und die erſten Grüſſe gewechſelt waren, ſagte der Humbert: Weißt Du, Ubli, daß der Werner heimgekehrt iſt? — Daß er bald heimkehren wird, erwiederte der Graf, hab' ich eben vernommen, und es iſt deshalb, daß ich zu Euch komme, um Rath mit Euch zu pflegen. Denn Ihr könnt glauben, daß der Bube der Walpurg noch immer im Herzen ſitzt, und daß, wenn ſie trauert, es ihm gilt. — Da verſetzte der Humbert halb zürnend: Wie ſagſt Du nur, er wird

heimkehren, da er ja ſchon im Lande iſt, und wahrhafte Leute ihn geſehen haben, und er nach Euch und Euerm Weibe gefragt hat. Im Pilgerrocke zieht er in der Gegend umher, wie der Wolf im Schaafpelz, und Du wirſt wohl thun, ein Aug auf Dein Lamm zu haben, und es zu hüten."

„Wie der Graf dieſe Worte hörte, war es ihm eben, als würde ihm das Herz durchbohrt, und er ſah, wie unverſtändig er ſich ſelbſt mitgeſpielt hatte. Darum lief er auch wie wahnſinnig in dem Gemache umher, ſchlug ſich vor die Stirn und rief einmal über das andremal: O ich Dummkopf! hätt' ich das denken ſollen! — Dann, nachdem er wieder ein wenig zu ſich gekommen, befahl er die Roſſe augenblicklich wieder aufzuzäumen, und erzählte dem Oheim, daß er eben einen Pilger bey ſeinem Schloſſe gefunden, und was er von dieſem gehört und mit ihm gethan habe, und wie er nun gar nicht zweif-

le, daß dieſes eben der Junker ſelbſt geweſen, zumal er die Magd der Gräfin mit ihm im Geſpräche gefunden. — „Und ſo hab' ich denn, fuhr er fort, wie ein unverſtändiger Narr, den Wolf in den Schaafſtall geſperrt, und damit er recht nach Luſt ſchalten könne, bin ich gar auf und davon geritten." Dann, als ob er ſich beſänne, ſagte er ganz wohlgemuth: „Nun entrinnen ſoll mir der Bube nicht. Hab' ich ihm doch eine Wache beſtellt, der er nicht entlaufen mag; und hab' ich ihn nur erſt ergriffen" — Und damit nahm er Abſchied von dem Oheim, ſchwang ſich wieder auf das Roß, ſetzte ihm die ſcharfen Sporn in den Leib, und jagte wie beſeſſen davon."

„Gegen Mitternacht kam er an bey der Burg, ſtieg aber in einiger Strecke davon vom Pferde, und ließ es ſammt den Knappen draußen, gab dann dem Thorwärtel ein

Zeichen ihm zu öffnen, und ſchlich unbemerkt in das Haus. Ob nun gleich das Lämpchen der Gräfin noch brannte, ging er doch zuerſt nach dem Gemache, in welches er den Pilger gewieſen, und da er hier ſeine Knechte trunken auf dem Boden liegen, und die Weinkrüge auf dem Tiſche fand, den Pilger aber nirgends, da errieth er ſchnell, wie ſich die Sache begeben, meinte aber, es käme Alles von der Gräfin her, die im Einverſtändniß mit dem Junker ihn hierher gelockt habe. Und ſo ſtieg er denn, mit blutiger Wuth im Herzen, aber auch im Grimme ſeiner Herr, leiſe die Treppe hinauf. An der Thür blieb er ſtehn, aber nicht lange; denn da ihm war, als ob er Küſſen hörte, riß er haſtig die Thür auf, und fand den Pilger, wie ich vorhin beſchrieben, zu den Füßen der Gräfin liegend, und ihre Hände haltend, und ihre Stirn nach der ſeinigen geſenkt."

„Wie groß nun bey dieſem Anblicke der Zorn des Grafen geweſen, iſt leichter zu denken, als zu beſchreiben. Wie er aber hereinſtürmte, und ſeine wüthenden Worte noch vor ihm voraus, ſank die Gräfin, die ja kaum eben von dem freudigen Schrecken zu ſich ſelbſt gekommen war, leblos zu Boden; dem Pilger wurden Hände und Füſſe gebunden; die Magd aber, welche entſchlüpfen wollte, wurde von den herbeygerufenen Dienern feſtgehalten. Hierauf befahl der Graf Nägel herbeyzubringen und dieſe in einen der Balken des Gemaches einzuſchlagen, und nachdem dieſes geſchehen war, verſuchte er, die Gräfin aus ihrem Todesſchlummer zu erwecken. Das war aber vergebens; und ſo gebot er denn der Magd, was er ſeinem armen Weibe zuzumuthen Willens geweſen, mit den allergreulichſten Drohungen, den ehebrecheriſchen Buben, dem ſie den Weg in ſein Ehebett gezeigt, mit eignen Händen

aufzuhängen. Die Maad warf ſich nun zwar vor ihm nieder, und beſchwor ihn bey ſeiner Seele und allen Heiligen, nicht einen ſolchen Mord zu begehn, und betheuerte die Unſchuld ihrer Herrin und des Junkers von Heriſo. Aber umſonſt. Denn mit entſetzlicher Wuth und flammenden Blicken ſchwur ihr der Graf, daß er ſie lebendig würde verbrennen laſſen und den Junker zugleich mit ihr, wenn ſie nicht ſeinen Befehl vollzöge."

„Wie nun der Junker dieſe wilden Worte hörte, indem er gebunden auf dem Boden lag, und die Maad nun gezwungener Weiſe und unter tauſend Thränen Hand an ihn legte, und die Diener ihn zu dem Balken hinaufhoben, ſprach er folgendermaaßen: Da mich mein Unſtern, und nicht meine Schuld in Deine ungerechte Gewalt gebracht hat, Graf von Bollingen, ſo weiß ich wohl, daß Du nicht ablaſſen wirſt, bis Du Dein Bubenſtück vollbracht und Deiner ruchloſen

Wuth Genüge gethan haſt. Darum darfſt Du nicht fürchten, daß ich Dich, wie ein Feigling, um mein Leben bitte, das mir zur Laſt iſt, ſeitdem Du mir durch ſchändliche Lügen die verlobte Braut geſtohlen, und die, welche mein war vor Gott, mir entriſſen haſt. In Deiner Lüge beharrend ſchiltſt Du mich einen Ehebrecher: aber wiſſe, der Ehebrecher biſt Du, und in kurzer Friſt klag' ich Dich an vor Gott, wie Dein Weib wohl jetzt ſchon in ihrer reinen Unſchuld vor ſeinem Throne thut. Vollbringe nur den Mord, den Du beſchloſſen haſt; aber der Tag der Rache kömmt bald, wo mein Blut gegen Dich ſchreyen wird; dann werden die Trümmern dieſes Hauſes über Dir zuſammenbrechen, und die Vögel des Himmels werden ſich mit Deinem Fleiſche ſättigen."

„Während der Junker ſo ſprach, hatten ſie dem Unglücklichen die Schlinge um den Hals gelegt, und zogen ihn an den Bal-

ken hinauf, und als ſie die Hände von ihm liefen und er nun da hing, ſchrie ihm der Graf mit Hohngelächter zu: Jetzt, Bube, weiſſage noch! — Dann ging er hinaus, verriegelte das Gemach, und befahl es augenblicklich zuzumauern. Dieß war bald vollbracht: denn unabläſſig trieb der Graf die Maurer an, und ſpottete dazwiſchen des Jammergeſchreyes der Magd, die neben ihrer Herrin kniete, und Gott zum Zeugen ihrer Unſchuld nahm. Und als die Mauer vollendet war, wurden auch die Fenſter von außen mit Bretern zugeſchlagen. Und jetzt züchtigte der Graf die trunkenen Knechte, und ließ den Kellner geißeln, und ſtieß ihn dann zum Hauſe hinaus. Denn Alle, meint er, wären mit der Gräfin gegen ſeine Ehre verſchworen geweſen."

„Am folgenden Morgen erſcholl die grauenvolle Kunde von dem Morde des Junkers von Herſa durch das Land, und daß die Ge-

mahlin des Grafen zum schmählichen Hungertode neben dem Leichname des Ermordeten sammt der Magd verurtheilt wäre; und als der Oheim sie vernahm entsetzte er sich, und schickte Boten an den Grafen mit dem Begehren, sein Weib der Haft zu entlassen und ihm zurückzusenden. Der Graf aber gab zur Antwort: Die Strafe der Ehebrecherin läge in seiner Hand. Da machte sich denn der Humbert von Aarburg selbst auf, so alt und kraftlos er auch war — denn sein Gewissen schlug ihm wegen der frühern Theilnahme an dem Betrug, und wiederholte sein Begehren. Aber der Graf gab ihm schnöde Antwort, führte ihn vor die zugemauerte Thür und sagte, sein Herz werde sich seinem Verlangen öffnen, wenn sich diese Steine öffneten. Und dabey legte er das Ohr an die Wand und glaubte das Jammern seiner Frau zu hören. — Während der Zeit aber, und als Jene noch mit einander stritten, kam

ein Eilbote mit der Nachricht, Walter von Luſſi, der Gräfin Vetter, rufe ſeine Mannen zuſammen, um gegen Bollingen zu ziehn; und kurz darauf ein zweyter, der Walter komme mit einem Fähnlein Reiter und Fußknechte gerade nach dem Schloſſe zu. Dieſem zweyten Boten folgte ein Herold des Walter auf dem Fuße nach, und begehrte im Nahmen ſeines Herrn, was auch der Oheim gefordert hatte. Hierüber brach der Graf in wilden Zorn aus, ſchalt den Oheim einen Verräther und Feind, und warf den alten und kraftloſen Mann in das Verließ; dann ſchloß er die Thore der Burg und waffnete ſein Volk. Der Kampf war ungleich und kurz. Nachdem die Belagerten ſich verſchoſſen hatten, that der Graf mit ſeiner muthloſen und verdroſſenen Schaar einen Ausfall und ſtieß auf ſeinen Feind. Dieſer ergriff ihn mit gewaltiger Fauſt, rang eine Zeitlang mit ihm, und ſtürzte ihn den ſchroff-

fen Abhang in die Tiefe hinab. Ulrichs Knechte ergriffen die Flucht, die Burg ward eingenommen, und die Mauer niedergeriſſen, die Walpurgs Gemach verſchloß. Dieſe war von der treuen Magd auf ihr Lager gehoben worden, und ſchien zu ſchlummern; zum Leben war ſie nicht zurückgekehrt. Die Magd aber lag vor ihr auf der Erde mit aufgelößtem Haar und gefalteten Händen, der Kopf auf die Bruſt herabgeſunken, mehr tod als lebend. Walpurg wurde neben dem Junker von Heriſe zur Erde beſtattet. Der Leichnam des Grafen wurde den Thieren Preis gegeben und ſein Schloß zerſtört. Humbert beſchloß kurze Zeit darauf den Reſt ſeiner Tage im Kloſter."

Jetzt ſchwieg der Alte, und ſah ſinnend vor ſich hin, als ob er noch Einmal in ſeiner Seele die alte Zeit vorübergehen lieſe. Die ihm zugehört hatten, waren lange ſtill. Endlich ſagten Einige die Köpfe ſchüttelnd:

So etwas hört man doch heut zu Tage nicht mehr. — Da aber ein Anderer ſagte: Das war wohl der wüſteſte Kiltgang, den je ein Menſch gemacht hat! — da fiel das Geſpräch wieder, wie vorher, in den alten Ton, und manche Geſchichte von fremden Kiltgängern und ihren Züchtigungen wurde vorgebracht. Und als Einer erzählte, wie man einſtmals einen ſolchen angezogen, in ein Fiſchnetz geſteckt, einigemal in den See geſenkt und dann ſo bis zum andern Morgen in dem Netze an einem Baume aufgehenkt habe, war keiner, der nicht über den ſonderbaren Fiſch gelacht hätte, und die ganze Verſammlung löſte ſich wohlgemuth und ſcherzend auf.

Ich durchzog einmal mit einer Geſellſchaft, wie ſie ſich in der Reiſezeit leicht zuſammenfindet, das Oberland. Die Wit

terung war vortreflich, und mehrere Tage nach einander, was dort nicht häufig iſt, gleichförmig gut. Da wir nun ſo in dem herrlichen Lande alle unſre Plane ausführen konnten, jeder Tag in dem ergötzlichſten Wechſel von Bergwandrungen zu Fuß und zu Pferd, in Luſtgängen und Waſſerfahrten, und mannichfaltigen kleinen Abentheuern verſtrichen, und faſt jeder Schritt etwas neues und ſchönes zeigte, ſo waren wir alle in der beſten Laune, und konnten nicht müde werden, die Schönheit des Landes und zugleich das Glück zu preiſen, das uns den Genuß ſo vieler Herrlichkeit ſo ungeſtört und auf die bequemſte Weiſe geſtattete. So wurde denn auch eines Abends, wo wir nach einer ziemlich langen Wanderung der Ruhe bedürftig in einem Bauernhauſe eingekehrt waren, nachdem wir uns in dem engen Local unter Scherz und Lachen nach Möglichkeit eingerichtet hatten, jener

unerſchöpfliche Gegenſtand von neuem vorgenommen, und eine unſerer Begleiterinnen, eine Frau von großer Lebhaftigkeit, bemerkte, daß nach dem Genuſſe der großen und weiten Natur, die den Blick in's Unendliche riſſe, und das Gemüth unbegreiflich erweiterte, die Beſchränkung auf ein enges Obdach etwas unendlich ſüßes habe. Ach, rief ſie mit geſteigerter Begeiſterung aus, indem ſie ſich an unſern Wirth wendete, der mit ausgeſpreizten Beinen, die Daumen unter den Armen eingebeugt, und mit gedankenloſem Blicke in der Stubenthür ſtand — Ach, ihr glücklichen Menſchen! ihr auserwählten Kinder der Natur! Ihr habt das Paradies hier auf Erden, und alle Glückſeligkeit, die ſich ein unſchuldiges Herz nur wünſchen mag! — Iſt es nicht wahr, fuhr ſie zudringlicher fort, daß dieſes Land ein Paradies, und das Leben darinn ein Himmel iſt? — „Ja, ja, entwortete der

Bauer, für eine vornehme Frau, wie Sie da ist, die in der Stadt dergleichen nicht zu sehen bekömmt, und nun auf ein Paar Tage, wenn eben die Sonne scheint, in der Kutsche herausfährt, mit guter Küche im Kutschkasten und schwerem Gelde im Beutel! Das wäre uns Bauern auch schon recht." — Und nun ergoß sich der Mann in eine weitläuftige Schilderung der mannichfaltigen Noth, mit der die Bewohner dieser Bergländer zu kämpfen haben, der langen und harten Winter, der Ueberschwemmungen im Herbst und Frühling, der Schlaglawinen und was dergleichen mehr ist. „Und dabey, schloß er endlich, hat der Bauer zu dreschen, Mist zu fahren, die Erde umzuwühlen, bey Sonnenschein und Regen, bey vielem Schweiß und magrer Kost. Zum Herumgaffen in dem Paradies, wie Sie's nennt, hat unser einer da keine Zeit." —

Ben dieſen derben Worten erröthete die Sprecherin ver Unwillen; die jungen Herrn der Geſellſchaft aber, die vornemlich ben der Tafel und mit dem Glaſe in der Hand nicht aufhören konnten, die hehe Einfalt der Natur und ihre göttliche Schönheit zu beſprechen, entrüſteten ſich faſt über die Aeuſserungen unſers unſentimentalen Wirthes, und warfen die Frage auf, wie nur in aller Welt in einem Lande voll ſo hoher poetiſcher Schönheit ein ſo unausſprechlich gemeiner und proſaiſcher Sinn aufkommen könne? — Es iſt die Folge des ſchnöden Eigennutzes, ſagten die Einen, den die Freunde der ſchönen Natur, die dieſes himmliſche Land mit freygebiger Hand bereiſen, den Herzen ſeiner Kinder allmählig eingeimpft haben. — Es mag die leidige Folge der Gewohnheit ſeyn, ſagte ein Andrer. — Oder eines unglücklichen Gegenſatzes —. Oder einer abgeſchmackten Affectation, wie man ja wohl

überall auf Menschen stößt, die ein unseliges Vergnügen daran finden, das zu verachten, was Andre bewundern, und selbst gegen das Schönste Gleichgültigkeit zu erkünsteln.

Nachdem nun diese Untersuchung einige Zeit mit geringem Erfolge fortgetrieben worden war, sagte eine junge Frau von großer Bescheidenheit und sanftem Wesen, die, fast immer mit ihrem Manne beschäftigt, nur selten an dem Gespräche der Uebrigen Antheil nahm: Wenn ich die Wahrheit gestehen darf, — und warum sollt' ich ein Gefühl verbergen, das mir natürlich ist? — der Anblick dieser ungeheuern Felsen, das Schauen in die unermeßlichen finstern Schluchten, das Brausen der Ströme in diesen geheimnisvollen Tiefen und das Donnern der Wasserfälle — das Alles erschreckt mich, ja, ich kann sagen, es macht mir Entsetzen und Grausen. Wenn ich weg davon bin,

erſcheint es mir freylich anders, und ich freue mich ſchon jetzt auf die Zeit, wo ich mich mit meinem Manne im Stillen an dieſe Reiſe erinnern werde. Aber der Gedanke hier wohnen zu müſſen, könnte mich krank machen.

Dieſes Geſtändniß, das mit den begeiſterten Ausrufungen der erſten Rednerin, und mit den wiederholten Verſicherungen der Uebrigen einen ſchneidenden Gegenſatz bildete, machte einen unerwarteten Eindruck. Die jungen Philoſophen unſrer Geſellſchaft ſahen ſich befremdet unter einander an; Einige hatten Luſt zu lachen; andre zuckten leiſe die Achſeln; die Frauen aber erklärten ihrer paradoxen Gefährtin geradezu den Krieg. Dieſe aber, ohne ſich irren zu laſſen, ſetzte hinzu: Andre mögen anders fühlen; ich habe nichts dagegen; ich aber, die ich keinen Anſpruch auf Heldenmuth mache, ſchäme mich meines Gefühls oder meiner

Schwachheit nicht; und ich will noch überdieß bekennen, daß mich das erste Lächeln meiner Kinder, ihr erstes verständiges Lallen und ihre zutraulichen herzlichen Reden
ben mehr entzückt hat, als alle Gletscher und Wasserfälle in der Welt thun können, und daß ich mich auf kein neues Wunder der Natur so freue, wie auf die Rückkehr zu diesen geliebten Wesen. —

Dieser Zusatz brachte die Mütter der Gesellschaft etwas mehr auf die Seite der jungen Frau; die Männer aber fingen wiederum an nach ihrer Weise über die Erscheinungen der Natur und ihre Wirkungen zu vernünfteln. Sie kamen bald überein, daß in der Paradoxie der jungen Frau doch viel Wahres sey; daß allerdings in diesen Schluchten und Klüften, an diesen schroffen Felsen und Abgründen, auf diesen engen und schwindelnden Stegen recht eigentlich das Grausen wohne, so daß Einem oft

der Schrecken in den Füssen zittre, und in den Haaren sich sträube — und daß es doch in der That wunderbar genug sey, von dem, was seiner Natur nach zurückstößt, so unbeschreiblich angezogen und begeistert zu werden.

Auch hierüber wurde gar Manches hin und her gesprochen. Einige meinten, das Entzücken entspränge aus dem Contraste des Gefahrvollen, Todtdrohenden und des Anmuthigen, das die Natur meist auch ihren grausenden Erscheinungen beygesellt habe. Das paßte nun allerdings auf Einiges, wie auf die Wasserfälle, wenn sie im Sonnenglanze ihre schäumenden Strahlen mit Regenbogen umziehn; oder auf das ewige Eis, an das sich Blumen und Pflanzen drängen; aber das Meiste andre wollte diese Erklärung durchaus nicht zulassen. — Daher meinten Andre, das Bewußtseyn der Sicherheit, daß ja auch schon ein alter Dichter zur Er-

klärung des erhebenden Gefühls beym Anschaun des Gefahrvollen zu Hülfe gerufen habe, möchte doch wohl das Räthsel noch am Besten lösen. Denn die rechte Freude an diesen Gegenständen trete ja doch nur dann ein, wenn man sie wirklich aus einem sichern Standpunkt beschauen, oder wenn man die Gefahr besiegt habe, wo denn noch die Freude als Verstärkung hinzukomme. Diese Erklärung fand im Anfange den meisten Beyfall, weil fast alle sie mit ihren Erfahrungen übereinstimmend fanden; doch zeigte sich auch hier bald genug, daß die selbstsüchtige Freude, die man bey vermiedner Gefahr fühlt, *nichts gemein habe mit* dem Entzücken, dessen Quellen wir aufsuchten; daß eine gewisse Sicherheit freylich eine unerlaßliche Bedingung bey dem Genusse sey, indem das über dem Scheitel hängende Schwerd die Schaugerichte der Natur wie die Mahlzeiten der Könige verderbe; daß

aber ſchlechterdings keiner von uns beym Beſchauen jener großen und furchtbaren Erſcheinungen ſich des Gefühles der Sicherheit mit beſonderer Luſt, oder gar mit Begeiſterung bewußt ſey. Man mußte alſo andre Erklärungen aufſuchen — das Ungewöhnliche — die Mannichfaltigkeit der Erſcheinungen — und ich weiß nicht mehr was Alles. Es hielt aber nichts Stich. —

Ein etwas bejahrter Mann, der bey unſerer Geſellſchaft war, und weil er ſchwer hörte, nicht oft an dem Geſpräche Antheil nahm, trat jetzt näher und ſagte: Sie haben ſich vorhin, denk' ich auf einen alten *Dichter berufen, der die ſtreitige Frage* nicht recht gelöſt hat; ein andrer möchte vielleicht eher auf den rechten Weg führen, wenn er ſagt, daß den gerechten und ſelbſtſtändigen Mann auch der Einſturz des Himmels unerſchreckt läßt. Gewiß hat Niemand unter uns die herrlichen Worte unſers

Freundes Flaccus gelesen, ohne bey dem Gedanken des Mannes, den er schildert, sich begeistert zu fühlen; und wenn wir die Quelle dieses Gefühles entdeckt hätten — was nicht sehr schwer scheint — so möchte dadurch auch wohl die vorliegende Frage beantwortet seyn. —

Der Redende schwieg hier, als ob er die Beantwortung jetzt von uns erwartete. Geben Sie uns die Auflösung, sagte Einer; wir haben uns schon durch unnützes Suchen ermüdet.

Erlauben Sie mir also, fuhr Jener fort, Ihnen einen Vorfall zu erzählen, von dem *ich Augenzeuge gewesen bin, und der eine* Art von Commentar zu den Worten des römischen Dichters ist. Zu der Zeit, wo ich mich in Norwegen aufhielt, — einem Lande, das, beyläufig gesagt, noch ausserordentlichere Erscheinungen darbietet als die Schweiz — geschah es einmal, daß ein

fremdes Schiff, welches in den Hafen von Chriſtianſand einlaufen wollte, zwiſchen den Inſeln und Klippen jener Küſte in Gefahr gerieth. Wiederholte Nothſchüſſe kündigten dem Lande ſeine ſchlimme Lage an; aber die See war ſo ſtürmiſch, daß kein Lootſen es für möglich hielt, ſich dem Schiffe zu nähern und es herein zu führen. Unterdeſſen füllte ſich die Küſte mit Menſchen an, die jede Bewegung des Schiffes beobachteten, und ſie mit ihren eignen theilnehmenden Bewegungen begleiteten. Die Zeichen wurden wiederholt; der Sturm ſchien etwas nachzulaſſen; da warf ſich ein bejahrter Lootſen, der ſchon geraume Zeit mit allen Zeichen der Ungeduld in das ſtürmiſche Meer hinausgeſehen hatte, in ſeinen Nachen, und ſtieß vom Lande ab. Die Theilnahme der verſammelten Menge wendete ſich jetzt von dem Schiffe auf den nähern Gegenſtand, und ſie wurde noch vermehrt, als der Alte

des alten Lootſen herbeyeilte, und durch das Wagſtück ſeines Vaters erſchreckt, dieſen beſchwor, ihm ſeinen Platz einzuräumen. Aber dieſer wieß ihn mit den Worten zurück: Die Reihe kann auch noch an Dich kommen — und ſteuerte mit feſter Hand vorwärts durch die empörte Fluth. Der leichte Nachen ging auf und ab — alle Blicke hingen an dem kühnen Greis, und ſchon ſchien das Schwerſte beſiegt, ſchon näherte er ſich dem bedrängten Schiffe, da erhob der Sohn, der mit ſcharfem Blicke jede Wendung des Nachens verfolgte, beyde Arme, beugte ſich mit dem Leibe nach der Rechten, ſtieß einen Schrey des Entſetzens aus — der Nachen hatte eine verborgene Klippe berührt, ſchlug um und begrub ſeinen Führer in der tobenden Fluth. Alle Zuſchauer waren ergriffen, und man konnte von fern bemerken, wie groß die Beſtürzung auf dem Schiffe war, deſſen Mannſchaft zagend auf

dem Verdecke ſtand. Aber in dem Augenblicke der Verwirrung, wo wir alle das Fahrzeug verlohren glaubten, löſete der junge Lootſen die Kette von ſeinem Kahn und ſprang hinein, indem er ausrief: Es iſt zu retten! alſo mit Gott. —

Ich würde etwas vergebliches unternehmen, wenn ich das Gefühl ausſprechen wollte, das ſich bey dieſem Anblicke aller Gemüther bemächtigte. Jede andere Rückſicht ſchwand jetzt vor der Bewunderung ſo herrlicher Kühnheit, die ſich ohne Furcht durch das ungeſtüme Meer, jetzt das Grab des Vaters, ſchwang. Die fremdeſten Menſchen hielten ſich umfaßt; einige beteten laut, andre weinten; faſt alle, indem ihre Blicke auf den herrlichen Schiffer geheftet waren, begleiteten die Bewegungen ſeines Nachens mit den ihrigen. Jetzt näherte er ſich der Stelle, die ſeinen Vater verſchlungen hatte — er vermied ſie mit ſichrer Leitung und

erreichte das Schiff. Jetzt legte sich der Sturm, die schäumenden Wellen streckten sich länger aus, und noch vor Abend wurde das Schiff in den Hafen bugsirt. Die Freude, der Jubel war unbeschreiblich. Niemand war von der Stelle gewichen; jedermann wollte noch Einmal den kühnen Lootsen sehn, ihm die Hand drücken oder ein preisendes Wort sagen. Während aber Alle seine That bis zum Himmel erhoben, blieb er selbst kalt. Es ist mein Beruf, sagte er, Vater und Großvater hat die See verschlungen; die Reihe kann auch mich bald treffen. Bis dahin thu' ich was meines Amtes ist. — Einige fragten ihn, ob er sich nichts aus dem Leben mache. — Das Leben ist mir wohl so lieb wie einem andern, antwortete er; hab' ich nicht ein junges Weib und zwey Kinder? und jetzt nun noch die Sorge für eine alte Mutter, die ich zu trösten habe über meines wackern Vaters Tod. — Bey die-

ſen Worten ſtiegen ihm die Thränen in die Augen; er ſah noch Einmal in die See; ſeine Blicke ſuchten die Stelle, die ſeinen Vater begraben hatte. — Um zwey Striche, ſagte er, kam er zu weit links. Gott ſey ihm gnädig! Er war der liebevollſte Vater und der beſte Lootſe im ganzen Königreich! —"

Hier endigte unſer Begleiter ſeine Erzählung. Sie hatte uns alle ergriffen; aber indem man, wie es zu geſchehn pflegt, ſie wieder vornahm, und ſie von dieſer und jener Seite betrachtete, nahm das Geſpräch eine andre Richtung. Aber, mein Herr, ſagte endlich eine der Frauen, Sie ſind uns die Anwendung Ihrer Geſchichte ſchuldig geblieben. — Sie macht ſich von ſelbſt, antwortete er. Was war die Urſache der Begeiſterung, mit der wir den unerſchrocknen Lootſen den Abgrund befahren ſahen, in den keiner von uns ohne

Entsetzen blicken konnte, und von dem ihn eben in diesem Augenblicke das Schicksal seines Vaters wegzuschrecken schien? Was war es anders als die Freude an der sittlichen Kraft des Menschen, die eben durch die Gefahr aufgerufen, und durch sie bewährt wird; diese Kraft, die bey dem Einsturze der Welt aufrecht und unerschüttert bleibt; die Furcht und den Tod, die Natur und die Welt besiegt? — Was ist der stärkste Mensch der gewaltigen Natur gegenüber? oder wer könnte sich nur einfallen lassen — wenn er nicht wahnsinnig ist — seine Körperkraft einer Macht entgegenzusetzen, die ihn mit der geringsten ihrer Bewegungen zermalmt? Oder ist etwa das, was uns den Tod bringt, in den meisten Fällen etwas mehr, als ein leiser Hauch der Natur, oder einer ihrer Pulsschläge, der feindlich mit dem Pulsschlage des Herzens zusammentrifft? Und dennoch

darf ſich der Menſch dieſer überſchwenglichen Macht entgegenſtellen; und ob ſie ſchon ſeiner Ohnmacht ſpottet, wenn ſie ſich ſtarr in Rieſengebirgen erhebt, oder im Sturm zerſtörend wüthet, oder in Waſſerfällen herabdonnert, ſo darf er ihr doch dreiſt die Bruſt voll Freyheit, das iſt, voll des Bewußtſeyns ſeiner höhern Abkunft bieten. Zu dem Blitze darf er ſagen: Du kannſt mich zerſchmettern: aber ich überlebe dich. Zu dem tobenden Meere: Du kannſt mich in deinen Tiefen begraben; aber du kannſt mich nicht hindern einem Berufe zu folgen, der mir von oben gegeben iſt, und Pflichten zu erfüllen, die mir heiliger als mein Leben ſeyn müſſen. — Und daß wir dieſes ſagen können, daß wir von einer ſolchen Kraft in uns wiſſen, daß wir ſie in herrlichen und kühnen Thaten zu erkennen vermögen — das erhebt uns über die Natur, wie gewaltig ſie immer

seyn mag. In dieses Gefühl strömen alle Quellen unsrer höhern Natur ein, und es ist demnach, wie mich dünkt, kein Wunder, wenn uns der Anblick von Erscheinungen, in denen die Natur ihre überschwengliche Macht offenbart, eben indem sie uns erschrecken, doch anzieht, ja entzückt und begeistert. Dieß ist denn ganz etwas anders als das Bewußtseyn der Sicherheit, das nur bey jenem Entzücken vorausgesetzt wird, während seine eigentlichen Quellen weit höher liegen.

Diese Erklärung stellte uns sehr zufrieden, und Jeder wußte noch das Eine und das Andre hinzuzusetzen, bald als Bestätigung, bald als nähere Bestimmung. Der jungen Frau, die zu diesem Gespräche Veranlassung gegeben hatte, strahlte die Freude aus den Augen; denn sie glaubte ihr Gefühl durch die Bemerkung unsers bejahrten Begleiters bestätigt und erklärt zu

ſehn. Nachdem Jener geſchwiegen hatte, ſagte ſie mit leiſem Erröthen: Ich bin von Natur furchtſam, und die Vorſtellung von allen den furchtbaren Kräften, die in dem Schooße der Erde und den weiten Räumen des Himmels ſchlummern, kann mich ordentlich ängſtigen. Dann iſt es mir wohl bisweilen, als ob ich an dem Rande eines der Abgründe ſtände, die wir geſtern und heute zu unſern Füſſen geſehn haben, und als ob ich eine unſichtbare Hand hinter mir fühlte, die mich mit der geringſten Bewegung hinabſtoßen könnte. Aber wenn ich dann an die ſtärkere Hand denke, die den ſchwachen Menſchen auf ſeiner ganzen Wallfahrt hält und trägt, da ſchwindet mir alle Furcht, und ich fühle eine Freudigkeit in mir, die ich nicht ausſprechen kann. Und das kömmt ja wohl mit dem, was uns dieſer Herr ſo eben geſagt hat, auf Eines hinaus. Denn

die sittliche Kraft, die Alles besiegt und überdauert, ist ja doch wohl nur das in dem Menschen, was ihm von Gott kömmt, und an Gott bindet. Woher könnte auch sonst die Begeisterung kommen? Das Irdische mag ergötzen; entzücken, begeistern kann nur das Ueberirdische und Göttliche. —

Der alte Mann nickte dieser Erläuterung Beyfall zu; meine Gedanken aber flogen zu Amanden, die wohl auch so gesprochen hätte. Ich hielt mich seitdem näher an die junge Frau. Aber nur noch zwey Tage ging unser Weg gemeinschaftlich. Mich riefen frühere Verabredungen nach Zürch; ein Theil der Gesellschaft begab sich nach Solothurn; das junge Paar aber kehrte über Basel in die Heimath zurück. Keinen von Allen hab' ich je wieder gesehn.

* * *

Was gibt es denn nur in aller Welt da drüben in Ihrer Nachbarſchaft? fragte ich die Wirthin zum Fallen. Das Fahren nimmt ja kein Ende, und man kann allenfalls ſchon aus der Erleuchtung abnehmen, daß kein alltägliches Feſt im Gange iſt. — Allerdings kein alltägliches, antwortete die Wirthin. Wenigſtens kömmt es nicht gar zu oft vor, daß ein kaum vierzigjähriger Mann ſeine vierte Hochzeit begeht. — Die vierte? fragte ich verwundert. Wie iſt denn das zugegangen? Hat er ſeine Frauen ſo ſchnell nach einander verlohren? und hat er ſich ſo wenig aus ihnen gemacht, daß er ihnen ſo geſchwind wieder Nachfolgerinnen gegeben hat? — Die Wirthin lächelte: Es war ziemlich beydes, ſagte ſie. Wenn ich nicht fürchten müßte, Ihnen lange Weile zu machen, ſo könnte ich Ihnen hier einen Ausſchnitt aus dem menſchlichen Le-

ben aufſtellen, der freylich nicht ganz ſo glänzend iſt, wie das heutige Feſt unſers Nachbars, aber doch vielleicht als ein Gegenſtück zu den Eheſtandsgeſchichten eines Engliſchen Königs, von dem ich als Kind in der Penſion habe erzählen hören, der Aufbewahrung nicht unwerth ſeyn dürfte.

Die Wirthin zum Falken iſt eine freundliche und gebildete Frau. Sie bleibt an der Wirthstafel niemanden eine Antwort ſchuldig, und unterhält die Geſellſchaft oft mit kleinen Geſchichten, die ſie beym Vorlegen recht geſchickt zwiſchen ihr Geſchäfte einſchiebt, und mit Laune erzählt. Ich nahm daher ihren Vorſchlag mit deſto größerem Vergnügen an, da ich hoffen konnte, während ihrer Erzählung vor der Muſik, die jetzt aus dem Nachbarhauſe herüberzuſchallen anfing, einige Ruhe zu haben.

Der König des heutigen Feſtes, hub die Wirthin an, iſt der Sohn eines Krämers, welcher vormals einen kleinen, düſtern Laden auf der Nydeck beſaß, und nachdem er ſich durch große Sparſamkeit einiges Vermögen erworben hatte, aus ſeinem einzigen Sohne, wie wohl die meiſten Väter wünſchen mögen, etwas Beſſeres machen wollte, als er ſelbſt war. Die Abſicht war gut, aber die Ausführung mislang aus mehr als einem Grunde. Der junge Auguſtin — dieß war der Nahme des jungen Menſchen — hatte von der Natur nichts als eine feine Geſtalt bekommen; Geiſt wenig genug, und wo möglich, noch weniger Gemüth; und unglücklicher Weiſe begnügten ſich auch die Lehrer, denen er in die Hände gefallen war, ſein Aeuſſeres abzuſchleifen, und unbekümmert um ſeinen innern Gehalt, ihm den Anſtrich einer feinen Bildung zu ge-

ben. Die erste Folge dieser Erziehung war, daß er sich seines Vaters schämte, ihn seinen Kram aufzugeben nöthigte, und selbst, theils mit dem väterlichen Vermögen, theils mit dem Gelde, das er mit seiner ersten Frau erheirathete, in der Mattgasse einen Grosshandel einrichtete.

Augustin war vier und zwanzig Jahre alt, da er zum erstenmal heirathete. Seine Wahl schien vollkommen passend zu seyn. Die Frau war gleicher Abkunft wie er, reich, wohlgestaltet, und von dem besten Herzen, aber ohne die Bildung der vornehmen Welt. Während sie sich in dem Besitze eines so feinen Mannes, wie Augustin war, überaus glücklich fühlte, sah er mit Geringschätzung auf eine Person herab, die er nur um des Geldes wegen geheirathet hatte, übrigens aber weit unter sich glaubte, weil sie mit ihren bürgerlichen Sitten, in der Art von Gesellschaft, die

er jetzt allein ſeiner würdig hielt, keinen paſſenden Maß fand. Seine Eitelkeit ertrug dieſes nicht. Er ſchalt die arme Frau im Hauſe, verſpottete ſie in Geſellſchaft, und behandelte ſie durchaus mit ſolcher Geringſchätzung, daß ſie immer mehr und mehr verſchüchtert, ſich dem Anblicke der Welt entzog. Stumm und in ſich gekehrt, ging ſie als ein Bild des Grames umher — keine Klage kam über ihre Lippen, und während ihr Mann ſich nicht um ſie bekümmerte, bewahrte ſie doch die Liebe zu ihm und die Hoffnung. Ihr Herz brach nach kurzer Zeit. Eine alte Mutter überlebte ſie, und ein Kind, das der Pflege dieſer Frau anheim fiel.

Auguſtin hatte die Trauerkleider noch nicht abgelegt, als er ſeine Augen auf ein Fräulein warf, das alle Eigenſchaften beſaß, die er an der verſtorbenen Frau vermißt hatte. Mit einem gefälligen Aeuſſern verband ſie

die Bildung der vornehmen Welt; ja, man ſagt, daß ſie Verſe gemacht, und recht geläufig über Kunſt und Geſchmack geſprochen habe. Vermögen beſaß ſie nicht; aber man glaubte, daß ihr die Erbſchaft einer reichen, ſehr devoten Tante nicht entgehen könne. Sie ſelbſt folgte bey dieſer Verbindung mehr den Wünſchen der Ihrigen, als ihrer eignen Neigung, obſchon auch dieſe durch die Ausſicht auf eine glänzendere Lage beſtochen wurde. Das erſte, was Auguſtin jetzt that, war, daß er ſeine Schwiegermutter aus dem Hauſe trieb, das er mit ihrem Gelde gekauft hatte, und ihr die einzige Freude, die ſie noch hatte, die Erziehung ihrer Enkelin, nahm, damit dieſe nicht auch von dem kleinſtädtiſchen Weſen der alten Krämerfrau angeſteckt würde. Dieſe arme alte Frau, die jetzt ihres letzten Troſtes beraubt, und durch den Undank ihres Schwiegerſohnes tief

verwundet war, ſtarb, noch ehe ſie ſein Haus räumen konnte; das Kind wurde in der franzöſiſchen Koſtſchule, in die es ſein Vater gethan, verwahrloſt, wuchs aus, und ſtarb nach wenigen Jahren, ohne von Jemand beklagt zu werden. Uebrigens ſah ſich Auguſtin durch dieſe zweyte Verbindung bald von einem Glanze umgeben, der ihn ſchwindeln machte, und indem er ſeine Eitelkeit vermehrte, ſein Herz noch mehr verhärtete. Die geſellſchaftlichen Annehmlichkeiten ſeiner Frau zogen den jungen Adel in ſein Haus und an ſeinen Tiſch, welcher bald der Mittelpunkt der feinen und vornehmen Welt wurde, die hier in Concerten und Bällen, in Vorleſungen und Schauſpielen reiche Unterhaltung und Zeitvertreib fand. Auguſtin ſelbſt kam dabey freylich nicht ſehr in Betracht, aber er bemerkte es nicht, oder fühlte ſich noch ſonderbar geehrt, wenn ihm ein Pa-

trizier oder ein Fremder von Rang im Spiele ſein Geld abnahm. Das Schlimmſte dabey war, daß er ſeine Geſchäfte über den Zerſtreuungen vernachläſſigte, und mehr ausgab, als ſeine Einnahme trug. Auch die reiche devote Tante wurde in dem Gedränge der Ergötzungen ziemlich vernachläſſigt, und vermachte im Unmuthe ihr ganzes Vermögen dem Hospitale, indem ſie erklärte, daß ſie es eben des Weges ſchicke, den Auguſtin und ſeine Frau mit ſolcher Sicherheit eingeſchlagen hätten. Es währte auch gar nicht lange, ſo traten Verlegenheiten ein; dieſe zogen Einſchränkungen nach ſich — und die vornehmen Gäſte blieben, wie es ſich von ſelbſt verſteht, einer nach dem andern aus. An die Stelle der geiſtreichen Ergötzungen zog Langeweile, Verdruß und Unmuth in das Haus. Die Frau kränkelte, der Mann murrte; und da ſich ſein Credit nicht wieder heben

wollte, war er grausam genug, der Unglücklichen ihre Armuth und Verschwendung vorzuwerfen. Jedermann beklagte sie; denn ihre Eitelkeit abgerechnet, die man entschuldigen konnte, war sie gutmüthig und treu. Auch ertrug sie die Unbilden ihres Mannes mit Gedult, und setzte seinem Schelten nur Thränen und sanfte, versöhnende Worte entgegen.

Niemand weiß wohl, wie groß die Leiden einer Frau sind, die an einen rohen und gefühllosen Mann gebunden ist, und zu gleicher Zeit von den Launen ihres Mannes, ihren traurigen Gedanken und einer schwachen Gesundheit bestürmt wird. Augustins Frau war in diesem unglücklichen Fall. Eine leichte Neigung zur Hektik ward schnell durch den Gegen zur Reife gebracht. Auf einen heftigen Auftritt mit Augustin folgte ein Blutbusten, der sich mehrmals auf dieselbe Veranlassung wie-

derholte, und sie bald in das Grab war
Ihr Tod war voll Jammer, wie ihr L
ben gewesen war. Zwar das Abscheide
von dem Leben fürchtete sie nicht; abe
was sollte aus den Kindern werden, di
sie zurückließ? diesen Kindern, an dene
ihre Seele hing, und denen ihr Vater
gar nichts war?

Als Augustins Frau begraben wurde
lag er selbst an einem heftigen Fieber nie
der; und mehr als Einmal gaben ihn di
Aerzte auf. Dennoch kam er zum Lebe
zurück. Die Gewalt des Fiebers hatt
seine starre Natur geschwächt, und da man
ihm erzählte, wie nah er dem Grabe ge
standen, fühlte er Mitleiden mit sich selbst
Das mochte ihn wohl weicher machen, s
daß er auch an seine eignen Sünden dach
te, und an die Leiden, die er seiner Fra
bereitet hatte. Einige Tage war er ganz
still, freundlich und sanftmüthig, und end

lich, als er ſein Zimmer wieder verlaſſen konnte, führte er einen Entſchluß aus, den Niemand von ihm erwartet hatte.

Die Sache war ſo. Auguſtins Frau hatte eine Jugendfreundin, Agathe genannt, mit welcher ſie aufgewachſen war. Beyde liebten ſich innig; und wenn Agathe auch bisweilen — wie in den Zeiten des Glanzes und Wohllebens wohl geſchah — vernachläßigt wurde, ſo führte ſie doch die Liebe immer wieder in die Arme ihrer Freundin zurück. Hatte das Glück ſie getrennt, ſo knüpfte das Unglück ein deſto feſteres Band; und als die Freundin erkrankte, wich Agathe nicht mehr von ihr. Wer ſie an dieſem Krankenbette geſehn hatte, ſprach mit Bewunderung von ihrer Beſonnenheit und Ausdauer; von der zärtlichen Sorgfalt, mit der ſie die Kranke, von der milden Liebe, mit der ſie die Kinder pflegte. Von dieſen Kindern war oft die Rede zwi-

ſchen ihr und der bekümmerten Mutter; ſi
theilte ihre Sorge, ſie verſprach ihr, fü
die Verlaſſenen nach ihren Kräften zu ſor
gen. Aber ſo oft ſie auch dieſes Verſpre
chen wiederholen mochte, immer kehrte di
Unruhe der armen Kranken zurück. An
deinem Willen, ſagte ſie oft, zweifl' ich
nicht. Aber ach — — Und dann ſchwieg
ſie und ſeufzte, und ſchien die Bürde, di
ihr Herz belaſtete, mehr zu fühlen.

Nach dem Tode der Freundin nun wä
Agathe, ihres Verſprechens eingedenk, täg
lich bey den Kindern, ordnete ihre kleinen
Angelegenheiten, beſchäftigte und belehrte
ſie. Auch liebten ſie die Kinder wie ihre
Mutter. Da trat nun Auguſtin eines Ta
ges in die Kinderſtube, als Agathe eben auf
dieſe Weiſe beſchäftigt war, ſchickte die
Kinder hinaus und trug Agathen ſeine Hand
an. Und da ſie über das Unerwartete des
Antrags betroffen ſchwieg, drang er unab

läßig in ſie, machte die groſſen Verpflichtungen geltend, die er ihr ſchon jetzt habe, die Wünſche ſeiner Frau und das Wohl ſeiner Kinder, denen ſie bisher eine zweyte Mutter geweſen ſey. Dieſe Gründe ſiegten. Die Heiligkeit des Verſprechens, das ſie der ſterbenden Freundin gegeben hatte, und die Ueberzeugung, daß ſie nur auf dieſe Weiſe den ſtillen Wunſch der geliebten Abgeſchiedenen erfüllen könne, überwanden ihre Bedenklichkeiten; und je unerwarteter ihr Auguſtins Antrag gekommen war, deſto mehr glaubte ſie darinne eine Fügung des Himmels zu ſehn. An ſich ſelbſt dachte ſie nicht. So erklärte ſie auch dem Oheim, in deſſen Hauſe ſie als Waiſe lebte, wie ſie ſich in ihrem Gewiſſen verpflichtet glaube dieſe Verbindung einzugehn. Der Oheim, ein rechtlicher und frommer Mann, unterließ nicht, ihr ſeine Bedenklichkeiten auseinanderzuſezzen; den geſunkenen Credit ſeines Hauſes, den

nachtheiligen Ruf des Freyers, ihren eigenen milden Sinn, der dem Kampfe mit einem solchen Manne schwerlich gewachsen sey; da sie aber ihre Liebe zu den Kindern, die Pflicht sich der Verlassenen anzunehmen, den Wunsch der Verstorbenen und den Wink des Himmels anführte — auch die Vermuthung endlich, daß Augustin vielleicht durch eine höhere Lenkung zur Einsicht seines Unrechts gekommen sey, willigte endlich der Greis mit innerm Widerstreben ein, indem er hinzufügte: Gott gebe, Kind, daß Dich Dein Entschluß nie gereut, den Du in so frommer Gesinnung gefaßt hast. Geht aber die Sache, wie ich fürchte, gegen Dein Erwarten aus, so komme bey Zeiten zu mir, damit ich Rath schaffe, und Du nicht auch ein Opfer Deines guten Willens wirst.

Nach wenigen Wochen wurde die Hochzeit vollzogen. Agathe weinte sehr; der Oheim sah ernst; aus den Mienen des Bräu-

tigams konnte man nicht recht klug werden. So viel war indeß ziemlich klar, daß er nicht eben in einer Festtagslaune war. Die Dienstleute waren ohne Ursache an demselben Morgen ausgescholten, die Kinderfrau wegen geringen Widerspruchs fortgeschickt, die Kinder selbst, man wußte nicht warum, in die dunkle Kammer gesperrt worden. Verweinte Augen und niedergeschlagene Gesichter empfingen die Braut; schlimme Vorbedeutungen eines Ehestandes, der, wie Sie bald hören werden, einen noch schlechtern Ausgang als die vorigen nahm.

So wie sich nemlich Augustins Gesundheit wieder befestigt, und die Erinnerung an seine Todesgefahr sich verlohren hatte, waren die mildern Gefühle und der flüchtige Anhauch guter Vorsätze seinem natürlichen Starrsinn und der nie besiegten Rohheit seiner innern Natur gewichen. Obgleich seine Geschäfte jetzt einen bessern Fortgang ge-

wannen, auch ſein Haus durch die verſtändige Obhut ſeiner Frau in eine bequeme und ſichre Ordnung kam, ſo betrieb er doch Alles mit Unmuth, und wer mit ihm in Berührung kam, fand Urſache über ſeine Launen zu klagen. Die Quelle dieſer Stimmung kannte man nicht. Nur die unglückliche Agathe bemerkte allzubald, daß er der Liebe zu ſeinen Kindern, oder dem menſchlichen Gefühle, das ihm jetzt eine Schwachheit ſchien, ein allzugroßes Opfer gebracht zu haben glaubte, und daß die Reue darüber immer mehr und mehr jede andere Rückſicht überwuchs. Dieſe Entdeckung war ſchrecklich. Sie hätte ſich gern beredet, daß ſie irre; aber das Benehmen ihres Mannes, die harten Aeuſſerungen, die ihm im Unmuth entfielen, entriſſen ihr ſelbſt den Troſt der Täuſchung. Was nur ein armes Weib in einem ſolchen Verhältniſſe thun kann, nichts blieb unverſucht. Liebe, Theilnah-

me, freundliches Zuvorkommen, Aufmerkſamkeit auf Alles, raſtloſe Thätigkeit — in Allem war ſie das Muſter einer trefflichen Frau. Wer ſich ihr näherte, liebte ſie; die Kinder hingen an ihr; die Dienſtleute kamen jedem ihrer Winke zuvor; Allen war ſie ein Engel der Milde und Güte. Nur über den finſtern Sinn ihres Mannes hatte ſie keine Gewalt.

So war eine geraume Zeit traurig genug vergangen, als Auguſtin durch ſeine Geſchäfte nach Paris geführt wurde. Er verweilte hier länger, als man geglaubt hatte; aber man meinte, dieſes Verweilen auf die erweiterten Geſchäfte ſetzen zu müſſen, von denen die günſtigſten Nachrichten einliefen. Agathe ſchien in dieſer Zeit aufzuleben. Nie ſah man ſie anders als in der Geſellſchaft ihrer Kinder, die immer an ihren Händen und an ihren Augen hingen, und keinen andern Wunſch hatten, als mit ihr zuſam-

men zu ſeyn. Sie wären Alle glücklich ge
weſen, hätten ſie keinen Vater gehabt. —
Mitten in dieſes ſtille Glück fiel, wi
ein Blitzſtrahl aus heiterer Luft, ein Brie
Auguſtins mit der Nachricht, daß er in Pa
ris für ſeine Kinder eine Penſion gefunde
habe, in welcher ſie eine ihrer künftigen Be
ſtimmung angemeſſene Erziehung bekomme
würden. Die weibliche Aufſicht ſey für ih
jetziges Alter nicht mehr paſſend, zumal Aga
the nicht Franzöſiſch ſpräche, was jetzt be
einer guten Erziehung das erſte Erforderni
ſey. Dieſer Brief, welcher Agathen un
das ganze Haus in die größte Beſtürzung
ſetzte, wurde von einem Reiſenden über
bracht, welcher den Auftrag hatte, bey ſei
ner Rückkehr von einer Handelsreiſe, die e
noch in einige andre Gegenden der Schwei
zu machen hatte, die Kinder mit ſich nac
Frankreich zu nehmen. Dieſen kurzen Auf
ſchub ließ Agathe nicht unbenutzt. Sie be

ſchwor ihren Mann bey Allem, was ihm heilig ſey, bey dem Andenken an die Mutter ſeiner Kinder, bey den Pflichten, die er gegen dieſe Kinder ſelbſt habe, ſeinen Entſchluß, wo nicht ganz aufzugeben, doch noch einige Jahre hinauszuſetzen, bis dieſe Kinder, die ſich ſo erfreulich entwickelten, den Einflüſſen der Fremdartigkeit etwas mehr widerſtehen könnten. Auch das Schickſal ſeiner älteſten Tochter und ihren frühen Tod berührte ſie mit leiſer Andeutung, und machte zuletzt auch den Schmerz geltend, den eine ſolche gewaltſame Trennung ihr ſelbſt und ihren geliebten Zöglingen verurſachen würde.

Alle dieſe Gründe, die auf ein väterliches Herz und ein menſchliches Gemüth berechnet waren, fanden keinen Eingang bey dem entarteten Vater, deſſen Entſchluß durch ganz andere Rückſichten als das Wohl ſeiner Kinder beſtimmt worden war. Die Antwort

kam schnell. Augustin schrieb kurz und tr
ken und ohne sich auf Erörterungen ein
lassen, daß es bey seiner ersten Bestimmu
bliebe, und daß ihm die Kinder ohne wei
re Widerrede überschickt werden müßte
Fast zu gleicher Zeit mit diesem Briefe ka
auch der Reisende wieder an und nahm
Kinder in Empfang. Die Trennung zer
jedes Herz. Der armen Agathe, die d
wahren Zusammenhang der Sache nic
ahndete, obgleich schon manches davon
der Stadt umherging, blieb nur noch d
leise Hofnung, einst durch freundliche Wo
te die Kinder zurückzuschmeicheln, und se
che Vorschläge wegen ihrer Erziehung g
machen, die ohne die Nothwendigkeit ein
Trennung, allen Wünschen des Vaters en
gegenkommen sollten.

Als die Wirthin in ihrer Erzählung
weit gekommen war, hielt sie inne. Ihr
Blicke fielen auf die erleuchteten Fenste

hinter denen die Tanzenden wie Schatten ſchwebten, während einzelne Takte der Muſik gellend herübertönten. — Die arme Agathe! ſeufzte ſie. Iſt es doch, als ob Geſpenſter auf ihrem Grabe einen Reigen aufführten! —

Sie iſt tod, die Arme? fragte ich. — Freylich iſt ſie tod, antwortete die Wirthin, und, wenn man auf ihre irdiſchen Verhältniſſe ſieht, ſo war der Tod das Beſte, was ihr zu Theil werden konnte. Aber freylich — Nun Gott wird ihr gnädig ſeyn; denn ſie war ein Engel an Güte, Demuth und Frömmigkeit. Aber das iſt eben das Unglück, wenn ein ſo weiches Herz in eine rohe und unbarmherzige Fauſt fällt. Glauben Sie mir, mein Herr, nur wenige Männer ſind im Stande zu erkennen, was für einen Schatz ſie an einer ſolchen Frau beſitzen; ja, oft iſt es eben die Milde der Frau und ihre Sanftmuth, die die Männer recht hart und

grausam macht. So ein Mann quält dan
eine Frau tod, wie das Kind einen bunte
Wurm, zum Zeitvertreib. —

Entsetzlich, rief ich aus, aber wahr vie
leicht!

O ganz gewiß wahr, fuhr die Wirthi
fort. Ich habe gar Manches dergleiche
gesehn, und alle meine Erfahrungen stim
men darinn zusammen, daß, wenn dem re
nen Silber einer weiblichen Natur nicht ei
härteres Metall beygemischt ist, es durch d
rauhen Hände der Männer allzuschnell z
Grunde gerichtet wird. — Verzeihen Sie
aber ich rede, wie ich denke, und nicht all
Männer sind von so schlimmer Art. — Ei
gutes Herz ist eine gute Sache; aber ohn
einen festen Willen, der zur rechten Ze
Widerstand thun kann, ist es eine Quell
von unsäglicher Noth. Man hat un
Frauen oft mit den Bienen vrglichen; d
gibt kein arbeitsameres und nützlicheres Ge

ſchöpf — und ich kann hinzuſetzen, auch kein folgſameres und gefügigeres in ſeiner Haushaltung — aber die Biene hat einen Stachel. Wohl mag manche von dieſer Waffe keinen Gebrauch machen; aber ſie hat ihn doch, und ihre Gegner wiſſen, daß ſie ihn hat. Das iſt genug. —

Ich muß hier beyläufig der Wirthin zum Falken das Zeugniß geben — das man bey weitem nicht allen Lehrern der Wahrheit und Weisheit ertheilen kann — daß ihr Leben mit ihrer Lehre zuſammenſtimmte. Bey meinen mannichfaltigen Ausflügen nach Oſten und Weſten, war immer der Falk der Mittelpunkt, von dem ich ausging und zu dem ich zurückkehrte, und immer fand ich hier die erfreuliche Bequemlichkeit, die aus einer wohlgeordneten, feſtſtehenden Haushaltung entſpringt. Die Wirthin war die Seele des Ganzen. Alles hing von ihrem Winke ab. Nie hab' ich ſie ſchmälen hören,

aber ihre Befehle waren bestimmt und unwiderruflich, und da sie sich der Kraft bewußt war, ihre Worte geltend zu machen, so bewegte sich Alles nach Ihrem Willen mit der größten Stille und Sicherheit. Ich habe oft gesehn, daß sie mit einem ernsten Blicke die gestörte Ordnung herstellte; und wenn sie ganz still auf die Schwelle der Küche trat, regte sich jede Hand schneller, das müssige Geschwätz verstummte, und Jeder stand an seinem Platz. Ihr Mann, der seine Thätigkeit auf die Schreibstube beschränkte, wußte, was er an ihr hatte, und ehrte sie nach Verdienst. Dabey war sie die Gutmüthigkeit selbst, und wie sie in ihrem Hause Alles mit Besonnenheit lenkte, so sorgte sie auch für die, welche ihrer Hülfe bedurften, mit verständigem Rath und zweckmäßigem Beystand. So war die Wirthin im Falken, und ich denke, daß wer so wie sie die Sphäre seines Berufes ausfüllt,

auch vor Fürſtinnen und gekrönten Häuptern aufrecht ſtehn darf. —

Faſt dürfte es mich gereuen, fuhr die Wirthin jetzt fort, indem ſie ihre Blicke langſam von den erleuchteten Zimmern ihres Nachbars abzog, Ihnen die Erzählung einer Geſchichte verſprochen zu haben, die mir immer mehr an das Herz greift, je mehr ich mir ſie vergegenwärtige. Das arme Weib ſelbſt hab' ich nur wenig gekannt; aber Alles, was ich von ihr gehört habe, — und unſer eines hört Vieles von mancherley Leuten — ſtimmte zu ihrem Lobe zuſammen. Von ihrem Manne klang es ganz anders. Ich mag ihn nicht anſehn, und ſeine Nachbarſchaft könnte mir faſt meine Wirthſchaft verleiden, wenn ich Zeit hätte viel am Fenſter zu ſtehn. Ein ſolcher Nachbar, mein' ich, bringt keinen Segen.

Doch ich muß zu meiner Erzählung zurückkehren, damit Sie ſehn, daß ich nicht

Unrecht habe. Auguſtin war in Paris durch ſeine Geſchäfte mit einem Manne in Verbindung gekommen, der ihm bey einigen gewagten Unternehmungen ſeine Einſichten lieh, und ſie dadurch zu einem erwünſchten Ziele führte. In dem Hauſe dieſes Mannes lernte er eine Verwande deſſelben kennen, die nicht mehr in der erſten Blüthe ihrer Jahre ſtand, aber noch immer recht artig war, und noch mehr durch ihr Betragen und ihre Unterhaltung, als durch ihre Reize anzuziehen verſtand. Mehr als Einmal war ſie verſprochen geweſen; aber nie war es, ich weiß nicht warum, zum Abſchluß der Heirath gekommen. Der alte Herr, bey dem ſie lebte, wünſchte ſie verſorgt zu ſehn, und da das Weſen des deutſchen Kaufmanns nach ihrem Sinne war, ſpannte ſie alle ihre Netze auf. Das Unternehmen gelang. Auguſtins Eitelkeit fühlte ſich durch das Entgegenkommen einer Pariſerin, eines witzi-

gen, gebildeten und liebenswürdigen Mädchens geschmeichelt: die Verpflichtungen gegen den alten Herrn kamen dazu, und was der Sache den Ausschlag gab, war die Aussicht auf die Erbschaft des Herrn. So war der Handel schnell abgeschlossen. Nichts stand im Wege als Augustins Frau, und die Kinder der vorigen Ehe. Die Kinder zu entfernen war jetzt der erste Gedanke. Ach, der Hartherzige kannte das Gemüth seiner Frau. Er wußte, daß, wenn er ihr die Kinder genommen hätte, die Scheidung keine Schwierigkeiten haben würde.

Die arme Agathe, die von diesen verrätherischen Planen keine Ahndung hatte, — denn die dunkeln, durch Reisende verbreiteten Gerüchte kamen ihr nicht zu Ohren — erwartete die Rückkehr ihres Mannes mit gemischter Bangigkeit und Hoffnung. Er kam. Sie empfing ihn mit gewohnter Freundlichkeit; sein Benehmen

war gezwungen und kalt. Man konnte sehn, daß ihm etwas auf dem Herzen lag, und daß er ein Geheimniß verbarg, das ihn beunruhigte. Auf der Schreibstube war er mehr als gewöhnlich thätig. Seine Geschäfte hatten sich nach allen Seiten erweitert, und da sein Haus, wie er sagte, nicht mehr Raum genug hatte, kaufte er das größere Haus hier gegenüber, und richtete es auf das zierlichste ein. Seine Frau bekam ihn in dieser Zeit nur selten zu Gesicht. Daß er sie über etwas befragt, ihr etwas gezeigt hätte, daran war nicht zu denken; es war eben, als ob das neue Haus und seine Einrichtung gar keine Beziehung auf sie haben sollte. Und während Jedermann davon sprach, und es besah, das schöne Geräth, die kostbaren Tapeten und Teppiche bewunderte, die zu seinem Schmucke aus Paris ankamen, saß Agathe, unbekannt mit Allem, in ih-

rer einſamen Kammer und dachte an ihre entfernten Pfleglinge. Man ſah ihren Kummer, aber ſie ſelbſt ſprach nicht davon. Selbſt gegen ihren Oheim hatte ſie geſchwiegen. Sie hatte ſeine Warnungen nicht gehört; ſo wollte ſie auch jetzt ſein väterliches Herz nicht mit Klagen kränken, denen er nicht abzuhelfen im Stande war.

In dem neuen Hauſe war nun Alles ſo weit eingerichtet, daß es bezogen werden konnte. Man bemerkte, daß ſich Auguſtin zum Einzuge rüſtete, und ſeine Hausgenoſſen erwarteten mit Neugierde, was er über ſeine Frau beſchloſſen haben möchte. Einige hofften, er werde ſie überraſchen; andre, die ihn beſſer durchſchauten, fürchteten Nachtheiliges. Im Allgemeinen hatten ſie das getroffen; das aber, was er wirklich that, hatte Niemand erwartet.

Als nemlich alle Anſtalten zum Auszuge gemacht waren, trat er gegen Abend

in das Zimmer ſeiner Frau, die ihn ſchon ſeit einigen Wochen nicht geſehen hatte. Sie ſtand auf, und ging ihm entgegen, ſchweigend und ernſt, wie es der Vernachläßigten ziemte. Er bat ſie niederzuſitzen, weil er mit ihr zu ſprechen habe; nahm dann ihr gegenüber Platz, und vor ſich hinſehend, mit übereinandergeſchlagenen Füſſen, die goldne Doſe in beiden Händen haltend, fing er folgendermaßen an:

Das, was ich Ihnen heute zu ſagen habe — ich habe es vielleicht ſchon allzulange aufgeſchoben — iſt Etwas, das Sie ſich ſelbſt ſchon längſt geſagt haben können, und Sie alſo auf keine Weiſe überraſchen darf. Ich weiß, daß ich Ihnen Verpflichtungen habe — ich bin nicht undankbar, nicht unerkenntlich dagegen — Sie haben nach Ihren Kräften für meine Kinder geſorgt, und ſo lange dieſe Sorge hinreichend war, hab' ich mich gefreut, ſie in Ihren Händen zu

wiſſen. Dieſer Rückſicht hab' ich jede andre nachgeſetzt. —

Nach einer kurzen Pauſe fuhr er mit geſenkter Stimme fort: Sie müſſen längſt, Sie müſſen ſeit den erſten Tagen unſrer Verbindung — die mehr ein Werk der Todten als der Lebenden war — die Bemerkung gemacht haben, daß wir nicht für einander geſchaffen ſind. Der Menſch iſt nicht Herr über ſeine Gefühle; er kann ſich eine Liebe nicht einreden, die er nicht hat; die Zuſammenſtimmung der Neigungen, ſo wie das Gegentheil davon, iſt ein Geheimniß der Natur, über das wir bey dem beſten Willen nicht gebieten können. Ich habe mir nie verhehlt, was ich nur zu deutlich ſah, daß dieſe Stimmung gegenſeitig war; ob Sie gleich, beſſer als ich, die Kunſt beſitzen, Ihre innern Geſinnungen unter einem freundlichen Aeußern zu bergen. Der Mann gibt ſich, wie er iſt,

und ich habe am allerwenigſten das Talent ein Gaukelſpiel zu treiben, das im Grunde Niemanden täuſcht, und in jedem Falle ſich über lang oder kurz ſelbſt zerſtört. Ich habe Ihnen vielleicht durch dieſen Mangel an Verſtellungskunſt trübe Stunden gemacht. Ich beklage dieß; aber es iſt Zeit, daß dieſer geſpannte Zuſtand endige. Mein Beſuch und der Vorſchlag, den ich Ihnen zu thun habe, hat keine andre Abſicht. —

Hier hielt Auguſtin wiederum inne. Agathe wollte ſprechen; aber die Stimme verſagte ihr den Dienſt. Ihr Mann fuhr fort:

Das Mittel, das uns beyden unſre Zufriedenheit wiedergeben kann, iſt — Sie ſehen es ſelbſt ein — kein anderes als die Trennung; und da Sie ſich in meiner Nähe ſo wenig glücklich fühlen, ſo kann ich nicht zweifeln, daß Sie meinen Vor-

ſchlag mit Bereitwilligkeit ergreifen werden. Das, was Sie bewogen hat, ſich mit mir zu verbinden, war doch zuletzt nur der Wunſch, Ihre Sorge den Kindern Ihrer Freundin widmen zu können, und ich habe nie die Eitelkeit haben können, Etwas von dieſem Entſchluſſe auf meine Rechnung zu ſetzen. Ich ſelbſt war, als ich dieſe Verbindung ſchloß, krank, nervenſchwach, von Phantaſien und Träumen heimgeſucht. Ich hatte nicht die Kraft eine Sache zu bedenken, die ſehr reiflich bedacht ſeyn will; und ſo will ich denn nicht leugnen, daß ich nach vollendeter Geneſung von meinem eignen Entſchluſſe überraſcht war. Was ich Ihnen jetzt vorſchlage, iſt mit mehr Beſonnenheit berathen worden. Sie können Ihre Einwilligung einem Entſchluſſe nicht verſagen, an dem mein Glück, und ich darf ſagen auch das Ihrige hängt. —

Jetzt schwieg Augustin zum drittenm
faßte seine Frau mit scharfen Blicken, u
erwartete ihre Antwort. Sie antwort
nicht. Ihr Herz war empört und käm
fte umsonst. Wen hätte auch dieses G
misch von Wahrheit und Lüge, diese tie
hartherzige, hochmüthige Falschheit ni
empören sollen? —

Da nun wiederum keine Antwort erfol
te, sondern Agathe still vor sich hin sa
und ihre Thränen auf ihren Schooß fa
len ließ, fuhr Augustin nicht ohne Bitt
keit fort: Es wird Ihren Entschluß vi
leicht fördern, wenn ich Ihnen erkläre, da
wenn Sie mich aller Verpflichtungen en
lassen, ich Ihnen — wie sich von sel
versteht — einen anständigen Gehalt au
setze, und überhaupt kein Opfer scheue, u
eine Sache zu endigen, die — ich wied
hole es — nothwendig geendigt werd
muß. Ich beziehe in diesen Tagen ein neu

Haus; dieſes hier wird, ſogleich nach mei nem Auszuge, von einem andern Eigen thümer in Beſitz genommen. Es würde unpaſſend und eine unnütze Mühe für Sie ſeyn, wenn Sie jetzt mit mir die neue Beſitzung beziehen wollten, um ſich vielleicht nach kurzer Friſt wieder von mir zu trennen. Weit ſchicklicher wird es ſeyn, wenn Sie ſich gleich jetzt zu Ihrem Oheim begeben, der Sie ohne alle Unbequemlichkeit bey ſich aufnehmen kann, da ſich ſeit Ihrer Verheirathung nichts in ſeinem Hauſe verändert hat. In dieſem Falle könnten Sie morgen ſchon von den beſtellten Trägern Gebrauch machen, um das, was Ihr Eigenthum iſt, dorthin bringen zu laſſen." —

In dieſem letzten Abſchnitte von Auguſtins Rede fand Agathe die Kraft zur Antwort. Sie hatte vorher geweint; jetzt

waren Ihre Augen plötzlich trocken, u
mit der tiefsten Verachtung sagte sie: I
sehe, Sie haben Alles so wohl überle
daß es das größte Unrecht seyn würde,
nem so gut durchdachten Plan den gerin
sten Zweifel entgegenzusetzen. Nie hab'
meinen Willen gegen den Ihrigen gelte
gemacht. Es soll auch jetzt nicht gesche
und da Sie die Rückkehr Ihres Glü
und Ihrer Zufriedenheit nur von unsr
Trennung erwarten, da Sie mit gerech
Ungedult schon die nächsten Tage daß
festgesetzt haben, so bin ich bereit, Sie o
ne Aufschub in den Besitz dieses Glücks
setzen. Ich spreche Sie hiermit von all
Verbindlichkeiten frey, die Sie je geg
mich gehabt haben, oder gehabt zu hab
glauben, und ich habe jetzt keinen Wuns
mehr, als daß nie eine Zeit kommen m
ge, wo Sie mit Reue an diese Stunde de
ken müssen —

So zufrieden nun auch Auguſtin mit dem Inhalte dieſer Erklärung war, ſo fühlte er ſich doch durch die unerwartete Kälte betroffen, mit der ſie gegeben wurde. Er ſtammelte einige verwirrte Worte von Achtung und ewiger Dankbarkeit, wünſchte ihr dann wohl zu ſchlafen, und verließ das Zimmer. Agathe aber raffte unverzüglich einiges Linnen für die Nacht zuſammen, gab es dem Dienſtmädchen, das im Nebenzimmer Alles mit angehört hatte, ſchickte dieſes damit zu ihrem Oheim, und befahl ihm zu ſagen, daß ſie bald ſelbſt nachkommen würde, ihn um ein Nachtlager anzuſprechen. Dann nahm ſie ihren Mantel um, band den Hut feſt, und verließ das Haus, ohne weiter mit Jemand geſprochen zu haben.

Das Mädchen hatte den Auftrag ausgerichtet, und dem beſtürzten Oheim aus dem, was ſie ſelbſt gehört hatte, die Er-

klärung ihrer Botschaft mit Thränen gegeben. Der Oheim ging von Mitleiden und Zorn hin und her gerissen im Zimmer auf und ab, und bedachte, was er zu thun habe. Das Mädchen erwartete seine Herrin. Aber die Nacht brach an und Agathe erschien nicht. Voll von ängstlichen Ahndungen eilt das Mädchen nach Hause zurück, und hört mit Bestürzung, daß die Frau schon längst das Haus verlassen habe. Wohin sie gegangen, wußte Niemand. Die Nacht verstrich unter fruchtlosem Suchen. —

Am folgenden Morgen trieb die Aar einen weiblichen Leichnam an das Land. Man erkannte Augustins unglückliche Frau, und trug sie in das alte Haus. Hier war Alles in gröſster Verwirrung des Auszugs; für einen Todten war kein Platz mehr da, und so mußte sie nach dem neuen Hause gebracht werden. Das war ihr Einzug;

und der kalte Leib der gemordeten Frau war der erste Gegenstand, der dem neuen Besitzer bei seinem Eintritt in die Augen fiel. Nie werd' ich den Eindruck vergessen den diese Begebenheit machte; den Jammer des Mädchens, die Thränen der Diener, Augustins starres Staunen, die Verwirrung im ganzen Hause. Es war schrecklich und herzzerreißend.

Ob sich nun das arme Weib absichtlich in den Fluß gestürzt, oder ob sie durch Zufall hineingerathen — Niemand weiß es. Nach der Erzählung des Mädchens war das Erstere nur allzuwahrscheinlich; die Meisten glaubten es, und Augustin konnte sich nicht sehen lassen, ohne das Murren des Volkes zu hören und Zeichen des Unwillens zu sehn. Auch wär' es wohl kein Wunder, wenn ein braves und rechtschaffnes Weib durch solche Mishandlung in Verzweiflung geriethe. Gott kann es

ihr nicht zurechnen, wie unrecht es auch ist. Aber was dürfen die erwarten, die sie mit hartherziger Kälte zu einem solchen Schritte getrieben haben? —

Und was that der Mann? fragte ich.

Der Mann steckte sich in tiefe Trauer, stellte ein feyerliches Leichenbegängniß an, und holte nach Verlauf von drey Monaten die Pariser Braut. Vor acht Tagen sind sie angekommen; einige Tage haben sie ausgeruht; dann sind sie Besuch gefahren und haben Besuche angenommen, und heute geben sie der Stadt einen Ball — —

Der mich mit Hülfe Ihrer Geschichte eine Nacht Schlaf kosten wird, fiel ich ein. — Die Wirthin entschuldigte sich. Ich aber stellte sie durch die Versicherung zufrieden, daß ich Ihre Geschichte sehr lehrreich gefunden, und daß, wenn ich jemals heirathete, ich bey jeder Anwandlung von

männlicher Härte an Auguſtin und Agathe denken würde.

Meine Beſorgniß traf übrigens nur allzugut ein. Die einförmige, ewig ſich wiederholende, gellende, zerſtückelte Tanzmuſik, die ſo von Fern gehört wohl Jedem zuwider iſt, kam mir jetzt wie ein Gelächter der Hölle vor, das dem Sünder, über den es erhöben wird, zum Hohn ordentlich Takt hält, und, um die Höllenhunde ſeines Gewiſſens immer wach zu erhalten, ſich bald unmäßig verſtärkt, bald tief herabſinkt, jetzt nur liſpelt, dann wieder aufſchwellend ſchreyt, ſich durch einander wirrt und wieder auflößt, und dann von neuem verwirrt, und wie es ſelbſt nicht ermüdet, auch Andern keine Ruhe gönnt. Wenn ich nun aber auch einen Augenblick einſchlummerte, war es mir eben, als ob ich für Auguſtins Sünden mit büßen müßte, oder als ob ich mit helfen ſollte, ihn in

dem Don Juans Tanze in die Flammen der Hölle hinabzureißen; und da es mir unmöglich war, dieſes fantaſtiſche Treiben länger auszuhalten, warf ich meinen Mantel um, und ging hinaus in die Nacht. Es war mir ſchon recht, daß ſie nicht zu ruhig war. Das Brauſen des Sturms, dem ich entgegenging, vertrieb die Töne der widrigen Muſik aus meinen Ohren, und die Flucht der zerriſſenen Wolken über den Himmel hin, und die ſtille Leuchte des Mondes, die ihnen entgegenzog, beruhigte mein Gemüth. Als aber die Aar zu meinen Füſſen ſchäumte, und bald ihre blinkenden Wellen im Mondenlichte wirbelte, bald ſich in tiefes Dunkel verbarg, da trat mir Agathens Bild vor die Seele, die vielleicht eben hier, vielleicht auch in einer ſolchen Nacht aus dem Leben ſchied. Ach, die tobende Flut war ihr freundlicher als die Menſchen, und der Todes-Engel, der

ſie in die ſchäumenden Wogen tauchte, war barmherziger, als der Mann, der ihr Herz mit ſchonungsloſer Fauſt zerdruckt hatte.

* * *

Nach Verlauf von zwanzig Jahren kam ich wieder nach Bern mit andern Erfahrungen und andern Gefühlen. Der Falk genoß noch seines alten Ruhms, aber meine gute Wirthin war längst begraben, und ihr bejahrter Mann hatte sich zur Ruhe gesetzt. Kein einziges Gesicht war mehr da aus der vorigen Zeit. Augustins Haus hatte sich in eine Fabrik verwandelt. Ich fragte den Marqueur nach seinem vormaligen Besitzer. Der Marqueur wußte nichts von ihm, und fragte den Oberkellner; der Oberkellner fragte die Köchin — Niemand wußte etwas. Endlich, da der Nahme Augustin mehrmals genannt worden, erhob sich aus der Ecke des Speisezimmers ein bejahrter Mann in grauem unscheinbarem Ueberrocke, legte die Zeitungen bey Seite, nahm die Brille ab, und sagte: Der Augustin, nach dem der fremde Herr fragt, ist ein ver-

dorbner Kaufmann, und logirt gegenwärtig draußen im Hospital. Er hat mir gute Erinnerungen hinterlassen, stattliche Wechsel auf die Ewigkeit gestellt. Hat der Herr vielleicht auch dergleichen? Es nimmt sie ihm Niemand ab, nicht mit fünf und neunzig Procent Verlust. —

Ich kam jetzt mit dem Manne, der ein Jude war, in's Gespräch, und sagte ihm, ich hätte nichts durch den Kaufmann Augustin verloren, als eine Nacht Schlaf durch seinen Hochzeitball. — Da sind Sie besser weggekommen, als ich, antwortete der Jude. Mich hat es mehr gekostet als Eine Nacht, und das Geld obendrein. Er war ein eben so schlechter Handelsfreund, als er ein schlechter Hausvater war. Aber die Heirath mit der Pariserin — man hätte meinen sollen, sie wäre eine Prinzessin, so groß [illegible] es bey ihr her, die hat ihn zu Grunde gerichtet. Nun, er hat es an seinen ersten Frauen verdient

Wäre das nicht gewesen, man hätte Mitleiden mit ihm haben müssen — so arg spielte ihm die französische Xantippe mit. Auch war er bisweilen ordentlich wie verrückt; machte Alles verkehrt, und kam so natürlich zurück. Am Ende kam es zum Bruch. —

Mit der Frau? fragte ich.

Mit der Frau und mit dem Hause, und beydes fast zu gleicher Zeit.

Und was wurde aus der Frau?

Die hatte sich vorgesehn. Nach dem Tode ihres Großoheims in Paris erbte sie ein feines Vermögen, womit sie ihrem Manne hätte helfen können. Aber sie behielt es lieber für sich, und half sich damit zu einem neuen Manne, einem französischen Officier, mit dem sie an einem schönen Morgen auf und davon fuhr. Sie hatte vergessen von ihrem Manne Abschied zu nehmen, aber die kostbaren Geschenke, die sie von ihm hatte, und was sie noch sonst etwa in der Nähe

fand, vergaß ſie nicht. Nun kam Eines nach dem Andern. Die Gläubiger fielen über den Mann her; die Einen bekamen wenig, die Andern nichts — und Er wanderte in das Hospital. Ein Anderer hätte ſich lieber in's Waſſer geſtürzt — ſeine dritte Frau hatt' es gethan.

Und was iſt aus Auguſtins Kindern geworden?

Für die hat Gott geſorgt, beſſer als ihr Vater. Der älteſte Sohn iſt bey Hohenlinden geblieben, der zweyte jüngſt bey Austerlitz. Ihnen iſt wohl.

Ich ſagte ſtill bey mir Amen! und betete in meinem Herzen die göttliche Vergeltung an.

Ich war an einem heitern Nachmittage mit La Barte nach dem Lusthause des Prinzen von * * gefahren, das er mes delices nennt, und im Sommer mit einer Geliebten bewohnt. Ich benutzte die Zeit, wo beyde auf einer Lustreise begriffen waren, um diesen Aufenthalt verbotener Freuden zu besehn, den man mir als ein Feenschloß gepriesen hatte. Der Ruf hatte nicht zu viel gesagt. Die Lage des Hauses auf einer sanften Höhe in der anmuthigsten Gegend voll mannichfaltiger Aussichten; die blühenden Umgebungen, von fremden Bäumen und Pflanzen gebildet; die schäumenden Bäche, die sich durch den Schatten duftender Büsche drängen, dann einen Absturz herab über Felsen rauschen, durch sammtgleiche Wiesen wirbeln, in spiegelhellen Seen sich sammeln, oder in metallene Röhren gedrängt, zum Himmel emporstrahlen; der Park mit seiner üppigen

Blumenflor, ſeinen goldnen Vogelhäuſern voll von der Farbenpracht des ausländiſchen Gefieders; ſeinen zierlichen und reichgeſchmückten Kiosken; und endlich das Schloß ſelbſt von einem marmornen Periſtyl getragen, über dem ſich ein vergoldeter Balcon erhebt, oben mit einem Kranze von Standbildern umgeben, die von dem Gelender des flachen Daches wie Lilien in den blauen Aether treten; die breiten bequemen Stiegen von farbigem Marmor, das den Wänden eingefügte allegoriſche Bildwerk, die hohen ehernen Candelaber auf den Podeſten; dann die langen Reihen heitrer Zimmer, an deren Decken reizende Genien Blumen herabſtreuen, während die Wände blühende Lauben, oder Tempel und Pagoden zu bilden ſcheinen: Alles mit Divans von den koſtbarſten Stoffen, mit Hausgeräth von den ſeltenſten Hölzern, reichen Kronleuchtern, goldnen Lampen und prachtvollen Gefäßen geſchmückt; und alle

dieſe zierliche Pracht verſchmolzen durch das roſenfarbene Licht, das von ſeidenen, reichgefalteten Vorhängen ausfließt; die harmoniſchen Concerte der Flötenuhren; die Rieſenartigen Sträußer von ſeltenen Blumen, die ſich auf vergoldeten Geſtellen in den Ekken der Zimmer erheben, und die mit dem Glanze dieſer Blumen wetteiſernden Lorys in ihren goldnen Ringen; die übrigen Gemälde endlich, die in den geheimſten Zimmern die Wände bedecken, und ſich in dem Kryſtalle mächtiger Spiegel vervielfältigen — Alles das, und noch vieles andre, was ſich Arabeskenartig durch die größern Gegenſtände ſchlingt, erinnert an die Zaubergärten der Armiden und Alcinen, wie ſie Arioſtos und Taſſos glühender Pinſel geſchildert hat.

La Barte, der nach Künſtlerweiſe einen guten Theil ſeiner Seele in den Augen hat, konnte ſich gar nicht ſatt ſehn an aller der

Herrlichkeit, zog mich bald zu diesem bald zu jenem Gegenstande, kehrte mit neuer Bewunderung zu dem zurück, was er eben erst bewundert hatte, und hörte nicht auf zu betheuern, daß es ganz unmöglich sey, den Reichthum auf eine geschmackvollere und würdigere Weise anzuwenden. Ich war andrer Meinung und früher gesättigt. Die Menge aller dieser Werkzeuge der Herrlichkeit ermüdete mich, und bey dem ersten Erscheinen der Langenweile, konnte ich, nach meiner Weise, nicht umhin auch dem Unwillen über die Bestimmung aller dieser Anstalten Gehör zu geben. Ich sah die rechtmäßige Gemahlin des Prinzen in ihrem einsamen Hause traurig und unmuthvoll des ungetreuen Gatten denken, der sie auch einmal geliebt und ihr Treue geschworen hatte; den Unwillen seiner Söhne über diese verschwenderischen Ausschweifungen, die sie dereinst vielleicht nachahmen werden; die Verach-

laſſigung der heiligſten Pflichten; die Gleichgültigkeit gegen das Elend, das ſich aus dem Beyſpiele ſchlimmer Sitten ergießt — Alles das wurde ſo lebendig in meiner Seele, daß ich von Zeit zu Zeit an das Fenſter treten mußte, um Luft zu ſchöpfen, und meine Blicke auf der anmuthigen, unſchuldigen Gegend auszuruhn.

Wir hatten dieſem Wohnſitze der Wolluſt ſchon längſt den Rücken zugekehrt, als mein Begleiter mit ſeinen Gedanken noch immer darinne verweilte, das Schönſte, was er geſehn, wiederholte, es mit Begeiſterung und Kennerſchaft beurtheilte, ohne in ſeinem Entzücken zu bemerken, wie wenig ich ſeine Stimmung theilte. Ich fand es nicht nöthig, ihm die meinige aufzudecken. Es iſt dem Künſtler nicht zu verargen, daß er ſich an Werken der Kunſt erfreut, ohne nach ihrer Anwendung zu fragen; daß er die freygebige Kunſtliebe auch unabhängig von ihrem ſittlichen

Werthe schätzt, und nicht darnach fragt, mit wie vielem Schweiße des Elends diese Farbenpracht aufgetragen sey: wie viele Seufzer sich mit diesen süßen Düften mischen, oder wie viele Thränen an dem funkelnden Prunkgeräthe zittern. — Vor der Stadt stiegen wir aus: ich, um den Abend noch im Freyen zu genießen; La Barte, um mit einigen Freunden in der Vorstadt zu essen, aufgeräumten Leuten, wie er sagte, bey denen auch mir die Zeit nicht lang werden würde. Mir lag nichts an lustigem Zeitvertreib. Ernste Gedanken verfolgten mich: und je länger ich so mit mir allein auf und abging, desto heftiger ergrimmte mein Inneres gegen die, welche in trägem Müssiggange das Mark der Länder verschwelgen.

Es war Nacht geworden, als ich in die Stadt zurückkehrte. Während ich nun, in meine Gedanken versenkt, langsam unter den Arcaden weg nach Hause ging, vernahm ich

zu gleicher Zeit ein inneres Weinen, und ſtreifte an ein menſchliches Weſen, das ſich in einen Winkel an die Wand gedrückt hatte. Ich blieb ſtehn. Was gibt es hier? fragte ich. — Da erhob ſich bey dem ſchwachen Scheine der Laterne, die an einem gegenüberliegenden Hauſe brannte, ein blaſſes Kind, in ſchlechte Lumpen gekleidet, und ſagte, die Hände nach mir ausſtreckend: Haben Sie Erbarmen, gnädiger Herr! — Was fehlt Dir? was machſt Du hier? — Ich ſuche Hülfe, antwortete das Kind, und finde keine. — Für wen? fragte ich. — Für Mutter und Vater, die zu Hauſe Hungers ſterben, und ich auch. — Aber warum ſitzeſt Du hier in der einſamen Ecke, ſtatt Hülfe bey Menſchen zu ſuchen? — „Ich kann mich bey Tage nicht ſehn laſſen, antwortete das Kind, und wenn ich zur Nachtzeit in ein Haus käme, würde man Arges denken. Da ich nun Niemanden gefunden habe, den

ich um Hülfe hätte bitten können, hab' ich mich hier in den Winkel geſetzt." — Und dabey weinte es bitterlich.

Die Rede des Kindes, der Ton ſeiner Stimme, auch ſeine ganze Geſtalt, ſo viel ich davon erkennen konnte, begleitigte ſeine Klagen. Ich that noch einige Fragen, und wurde überzeugt, daß ſich hier ein tiefes Elend verberge, dem durch ein dargereichtes Almoſen nicht geholfen werden könne. Führe mich zu Deinen Eltern, ſagte ich. — Das Kind raffte ſich zuſammen, that einige Schritte vorwärts, zauderte dann, und blieb unentſchloſſen ſtehn. — Warum bedenkſt Du Dich? fragte ich. Da brach das Mädchen wieder in Thränen aus und ſagte: Ach, unſer Elend iſt gar zu groß: wie kann' ich Sie da hineinführen? — Armes Kind, dachte ich bey mir ſelbſt, auf Dir laſtet nicht blos Hunger und Armuth: auch die Scham der Armuth quält Dich, und der Anblick de-

rer, die, wie Du meinst, zu glücklich sind, um Zeugen Deines Elends zu seyn! — Dann faßte ich ihre abgezehrte Hand, und sprach ihr Muth ein. Sie sah mich zweifelnd an — der Trost des Mitleids mochte ihr fremd seyn — dann ging sie wieder einige Schritte vorwärts, blieb wieder stehn, und sagte mit niedergeschlagenen Blicken: Vater und Mutter haben den ganzen Tag nichts gegessen, und gestern auch wenig. — Du hast recht, sagte ich, armes Kind. Fast wäre das Erste und Wichtigste vergessen worden. — Dann kaufte ich einige Brode, und gab dem Mädchen etwas davon. Sie verschlang es mit Heißhunger, und ging nun schneller voraus: auch eine Flasche Wein nahm ich im Vorübergehn aus einem Wirthshause mit. Der Weg ging durch schmutzige und enge Winkel in eine Gegend der Stadt, die ich noch nie betreten hatte. Nah am Thor war das Ziel. Meine Führerin

that einige schnellere Schritte, schlüpfte durch die Thür eines baufälligen Hauses, blieb auf der Schwelle stehn, und sagte, indem sie mir die Hand zutraulich reichte: Hier gehen Stufen hinab: nehmen Sie sich in Acht. — Eine feuchte Kellerluft umgab mich jetzt; die Stufen waren schlüpfrig; kein Schimmer von Licht erleuchtete den Weg; wir kamen an eine zweyte Thür. Hier sind die Eltern, sagte das Kind, indem es die Thür aufstieß. Alles war dunkel. Nur von einer Laterne auf der Straße fiel ein Streifen blassen Lichtes in einen Winkel der Stube, in welchem sich zwey Leichenähnliche Gestalten regten. Kömmst Du endlich, Therese, sagte eine schwache weibliche Stimme. Ich bin fast vergangen aus Angst. Aber mit wem sprichst Du denn? — Ach, Mutter, antwortete das Kind, da ist ein guter Herr; der will uns helfen. Er bringt auch Brod mit, und ich habe schon davon gegessen.

Wenn wir nur erſt Licht hätten! — Nun ſuchte ſie tappend in dem Winkel eines Fenſters, fand ein Stümpfchen, zündete es an der Laterne auf der Straße an, und kam zurück, um die düſtre Scene des Jammers zu beleuchten. Eine Stube im Unterbau des Hauſes, mehr einem Kerker ähnlich; in dem Winkel ein Lager von Stroh mit einigen dürftigen Kiſſen, auf die ſich zwey Kranke ſtützten, Bilder des Hungers und Elends. Die Frau richtete ſich ein wenig auf; ihre großen ſchwarzen Augen ſtarrten mich wie eine fremde Erſcheinung an; mich anzureden hatte ſie nicht den Muth. Thereſe lief emſig hin und her; eine irdne Schüſſel wurde herbeygeſchafft, und das mitgebrachte Brod in den Wein geweicht. Alle griffen zu, und die Gier, mit der dieſe armen Menſchen ihren Hunger ſtillten, preßte mir Thränen aus. Thereſe weinte vor Freuden. Jetzt reckte der Mann, der noch kein Wort ge-

ſprechen, ſondern nur geſeufzt hatte, ſeine linke abgezehrte Hand in die Höh, und ſagte: Gott vergelt es Ihnen, mein Herr. Sie ſehen hier eine ſehr elende Familie! — Ich fragte, wie ihnen zu helfen wäre. — Das wird nicht leicht ſeyn, antwortete der Kranke; wir ſind allzu tief in Armuth verſunken; obgleich, Gott weiß es, nicht durch unſre Schuld. Ich bin ein armer Invalid, fuhr er fort, indem er zugleich den Stummel des rechten Armes empor hob; dieſes Weib theilt mein Elend, und hat es bis jetzt nach Kräften gemildert; aber ſie iſt ſelbſt krank geworden, und wir haben kein Verdienſt, ſo gern wir auch arbeiten möchten. Alle unſre Habe iſt verkauft oder im Leihhaus; ſelbſt der nothwendigſten Kleidungsſtücke haben wir uns begeben müſſen, nur um dieſes elende Leben zu friſten. —

Wenn ich geſtorben wäre, ſetzte die Frau hinzu, ſo wäre mir wohl; aber wer hätte dann für dieſen armen Mann Sorge getragen? Darum wünſchte ich mir Geſundheit; aber nun hat die Krankheit Alles aufgezehrt, und wir ſind zu Bettlern geworden, ohne Hülfe, ohne Kleider und ohne Verdienſt. — Bey dieſen Worten rang ſie die Hände und weinte bitterlich. Ich ſuchte ihr Muth zu machen, verſprach das Möglichſte für ihre Rettung zu thun, und nachdem ich ihnen noch einiges Geld zurückgelaſſen hatte, entzog ich mich den Dankſagungen dieſer Unglücklichen. Thereſe geleitete mich wieder die dunkeln Stufen hinauf, bedeckte meine Hände mit Küſſen und Thränen, und ſah mir nach, bis mich die Ecke der Straße ihren Augen entzog.

Schon am folgenden Morgen gelang es mir mit Hülfe einiger Beamten der

Stadt, mit denen ich in Verbindung ſtand, dieſen Verlaſſenen die nothdürftigen Kleider wieder zu ſchaffen, ſie aus ihrer ungeſunden Wohnung in eine beſſere zu bringen, und als der arme Invalid wieder von ſeiner Krankheit geneſen war, ſeinen Unterhalt auch für die Zukunft durch eine Anſtellung beym Zollamt zu ſichern. Wie unbedeutend war doch der Aufwand, deſſen es bedurfte, um drey Menſchen zu retten, die im Begriffe waren zu verſchmachten! Verzehrt nicht in Monarchien ein Tag, was für ein Jahr und länger den Wohlſtand einer ganzen Familie nähert? und fordern nicht die Augen und Ohren des Prinzen mehr Nahrung, Aufwand und Pflege, als eben ſo viele Menſchen, die keinen Wunſch haben, als nur genugende Arbeit, um ihr beſchränktes Leben ehrlich zu friſten?

Nach kurzer Zeit waren meine Schützlinge wieder auf einen rechtlichen Fuß geſetzt, und mit ihren Sorgen wich auch der Reſt ihrer Krankheit. Der Invalid, der mich jetzt bisweilen beſuchte, war ein verſtändiger und wohlgeſinnter Mann, der, obgleich nur einarmig, doch ſeinem Geſchäfte mit emſiger Gewiſſenhaftigkeit oblag. Seine Frau aber war die Emſigkeit ſelbſt, und Thereſe ſah gar heiter und zierlich aus, nachdem ſie wieder in ganze und reinliche Kleider gekommen war. Wie glücklich waren jetzt dieſe Menſchen, und wie wenig bedurften ſie zu ihrem Glücke! Ihre Liebe zu einander konnte man nicht ohne Rührung ſehn.

Das frühere Unglück dieſes Paares hing an dem Fehltritte der Mutter des Weibes, die als ein unerfahrnes Kind von einem jungen Patricier verführt, eine Tochter zur Welt gebracht, kurz darauf aber

vor Gram geſtorben war. Der Vater, ein geſchickter Tiſchler, und ein Ehrenmann in ſeiner Zunft, auch wohl etwas hochfahrend im Gefühle ſeiner Geſchicklichkeit und ausgebreiteten Kundſchaft, insbeſondre aber voll Stolz auf ſeine mit großer Schönheit begabte Tochter, ſah durch einen Fehltritt, welcher damals weniger noch als jetzt verziehen wurde, ſeine bürgerliche Ehre befleckt und ſeinen Stolz gedemüthigt. Die Freudigkeit, mit welcher er ſonſt ſein Handwerk getrieben hatte, war dahin; der Friede des Hauſes geſtört; die Frau wurde, als eine unachtſame Mutter, mit Vorwürfen überhäuft; und das Kind, das man doch nicht verſtoßen konnte, ging als ein lebender Vorwurf umher, der jede Freude verbitterte. Der wackre Sohn, in ſeiner Kunſt ebenfalls vorzüglich geſchickt, durch den Fall ſeiner einzigen Schweſter, die er auf das zärtlichſte liebte, tief

gekränkt, wurde theils durch seinen Gram, theils durch das Schelten des Vaters und die Thränen der Mutter aus dem Hause getrieben, und ging zum zweytenmale in die Fremde, um nie wieder in die Heimath zurückzukehren. Da sich nun der Meister mit schlechten Gesellen behelfen mußte — denn die guten verließen den grämlichen Mann immer gar schnell — kam er in seinem Wohlstand zurück, und starb, von Kummer und Unmuth aufgerieben, in seinen besten Jahren. Nach nicht langer Zeit folgte ihm auch seine Frau unter die Erde nach. Jetzt war das Kind, das nie seine Eltern gekannt hatte, allein noch übrig. Sie war jung und schwach, und kaum zum Dienste geschickt; doch mußte sie dienen, um ihr Leben zu fristen, meist für geringen Lohn bey schwerer Arbeit, und oft, wegen des Fleckens ihrer Geburt, mit unverdienter Verachtung be-

handelt. In diesem harten Druck hielt ihre Unschuld sie aufrecht, und sie blühte schön und anmuthig auf. Demüthig ertrug sie die unverschuldete Schmach, mühte sich rastlos in ihrem Dienste und widerstand entschlossen jeder Versuchung, mit der die Lüste der reichen und vornehmen Jugend ihrer Armuth und Unschuld nachstellten. Ein junger Maurergesell, der in ihrer Nachbarschaft wohnte, und da er sie täglich sah, auch Zeuge ihrer Tugenden war, warf die Augen auf das schöne und züchtige Kind, und faßte allmählig eine so große Liebe zu ihr, daß ohne sie zu leben ihm unmöglich schien. Lange trug er seine Liebe in stillem Herzen mit sich umher; denn er hatte nicht den Muth es ihr zu sagen, und ob er sie schon täglich grüßte, konnte er doch nie mit der Arbeitsamen in ein Gespräch kommen. Endlich geschah es einmal, daß sie Wäsche an

einem Brunnen wusch, an dessen Mauerwerke er etwas auszubessern hatte; da faßte er sich ein Herz, half ihr den schweren Wäschkorb vom Rücken nehmen, goß Wasser in den Zuber, und leistete auf alle Weise hülfreiche Hand; endlich sprach er auch von seiner Liebe, und fragte Mariannen, ob sie ihn wohl leiden könnte? Nun war der Maurergesell der feinste Pursch in der Stadt, wohlgewachsen und groß, von männlicher Bildung, und dabei bescheiden und sittsam; so daß es schwer war, ihm nicht geneigt zu seyn. Auch war ihm Marianne von ganzem Herzen geneigt, und sie hatte längst merken können, wenn er immer die Gelegenheit suchte ihr zu begegnen, und sie dann mit besondrer Freundlichkeit grüßte, daß er ihr gut sey. Als er aber jetzt am Brunnen von seiner Liebe zu sprechen anfing, erschrack sie so heftig, als ob sie etwas ganz unerwartetes vernähme, und

antwortete lange nicht, ſondern wuſch immer emſiger an ihrem Zeuge fort, bis er endlich ganz betrübt und beſtummelt ſagte: Sie kann mich alſo wohl gar nicht leiden? — Da ſchlug das arme Mädchen die großen ſchwarzen Augen verſchämt nach ihm auf und ſagte: Wie kann Er ſo reden, Thomas? Was kann es Ihm denn helfen, wenn ich Ihm auch noch ſo gut bin? Weiß er denn nicht — — ? — Sie konnte nicht ausreden. Denn das, was ſie ſagen wollte, trieb eine glühende Röthe auf ihre Wangen, und Thränen perlten von ihren Augen herab. Ach das, was ſie nicht ausſprechen konnte, war die Schande ihrer Mutter und der Flecken ihrer unglücklichen Geburt. Thomas wußte das nicht; aber er erfuhr es nur allzubald. Sein Schrecken war nicht zu beſchreiben. Er hatte ſich angeſchickt das Meiſterrecht zu erlangen, und hatte ſich

darauf gefreut, um dann Mariannen zu heirathen. Nun war dieſe Freude dahin. Durch ein ſtrenges Geſetz der Zunft war die Heirath mit einem unehlichen Kinde durchaus unterſagt. Dieſes Geſetz zu umgehen, gab es kein Mittel; ſeiner Liebe zu entſagen, vermochte er eben ſo wenig. Sein Zuſtand war traurig. Was früher ſeine gröſßte Freude geweſen, Mariannen zu ſehn und ſie zu grüſſen, war ihm jetzt eine Quelle des Schmerzes der ihn faſt zur Verzweiflung trieb. Und doch konnte er nicht umhin, nach ihr auszuſehn. Es war auch ſein einziger Troſt.

Während er ſich nun auf dieſe Weiſe quälte, brachen die Unruhen in Frankreich aus. Eine neue Ordnung der Dinge begann; die alten Sitten machten neuen Platz, und der Vorfahren mühſamer Bau brach zuſammen. Dieſe unerwarteten, dieſe ungeheuren Ereigniſſe beſchäftigten die gan-

ze Welt. Es gab keine gleichgültigen Zuſchauer mehr. Jedermann nahm Parten, die Einen jubelnd und von frohen Hofnungen beſeelt, die Andern zweifelnd und misbilligend. In allen dieſem Getöſe vernahm Thomas nur Eines: die Aufhebung des Zunftzwangs und aller Geſetze und Gebräuche, die an dem Zunftzwange hingen. Wenn doch Gott gäbe, daß das hier auch ſo wäre! dachte er erſt. Dann: Ach, wer doch ſo glücklich wäre in Frankreich zu ſeyn! da könnt' ich ſie ja gleich zur Frau nehmen! — Und endlich: Je, was hindert mich denn nach Frankreich zu wandern? Sie reißen dort viel ein, ſo werden ſie auch viel zu bauen haben. Einem tüchtigen Maurer kann es nimmer an Brod und Arbeit fehlen.

Der Tag, fuhr Thomas in ſeiner Erzählung fort, wo mir dieſer Gedanke klar geworden war, war mir nach langer Zeit

wieder ein hoher Feſttag. Ich ſagte Niemanden etwas von meinem Vorhaben, ſondern, nachdem ich meine Vorbereitungen gemacht hatte, ſchnürte ich mein Bündel in der Stille, und ſtellte mich in die Hausthür, um die Zeit abzupaſſen, wo Marianne an den Brunnen ging. Ich hatte lange nicht mit ihr geſprochen; aber ſo ſcheu ich früher immer gegen ſie geweſen war, ſo redet' ich ſie jetzt ganz dreiſt und wohlgemuth an. Ich ſagte ihr nochmals, daß ich keine andre Liebe faſſen könnte, als zu ihr, und daß ich jetzt mein Glück in einem Lande verſuchen wolle, wo man nicht nach Geburt und Abkunft frage, ſondern Jeden für ehrlich hielte, der ehrlich wäre. Wenn es mir nun dort gelingt, fuhr ich fort, wie gar nicht zu zweifeln ſteht, ſo komm' ich zurück, und hole Sie mir als meine Frau ab, wenn ich nur weiß, daß Sie mir gut iſt, und mir Ihr Wort dar-

auf gibt. — Auf diese meine Reden schlug Marianne die Augen nieder, und sagte verschämt: Warum sollt' ich Ihm denn nicht gut seyn; ist Er doch ein braver Mann, und ich hoffe, daß Er immer rechtschaffen gegen mich seyn wird. Macht Er dann in der Welt sein Glück, wie er sagt, und darf mich heirathen, ohne daß es ihn um Ehre und Reputation bringt, wie hier zu Lande, so will ich Ihm in Gottes Nahmen folgen. — Da sie nun so sprach, schlug mir das Herz vor unsäglicher Lust, und ich küßte sie und sagte: Bleibst Du mir treu, wie ich Dir, so finden wir uns, nach kurzer Frist, hier wieder, und alle Freude ist unser.

Das war unser Verlöbniß.

Am folgenden Morgen, so früh der Tag graute, nahm ich mein Bündel auf die Schultern, freute mich des heitern Morgens, und trat auf die Straße heraus.

Da ſtand Marianne ſchon an der Hausthür, und nickte mir zu, und reichte mir die Hand. Wir konnten aber nichts zu einander ſagen, als Gott erhalte Dich, und Gott geleite Dich — das Uebrige, was wir auf dem Herzen hatten, blieb auch darinn. Ich ſah mich noch ſo lange um, als die Straße dauerte, und ging dann mit ſchwerem Herzen zum Thore hinaus. Im Freyen aber wurde mir wieder leicht, und da Mariannens Bild immer mit mir ging, ſo ergötzte ich mich an den Luftſchlöſſern, die ich recht nach Hexensluſt für mich und meine Marianne baute. Ich ſchritt dabey immer raſch zu, ſo daß, wer mich gehen ſah, glauben mußte, ich jagte irgend einem nach: und ſo kam ich denn bald genug in das gelobte Land, wo ich Ströme von Milch und Honig zu finden hoffte. Dieſe fand ich nun zwar nicht, aber doch Arbeit die Fülle, und das war

mir fürs Erste genug. Das Leben war ziemlich wohlfeil, und da ich sparsam wirthschaftete, so konnte ich bald Etwas zuzücklegen, womit ich mir ein Patent lösen wollte. Darauf allein waren meine Gedanken gerichtet. Von dem, was sie ihre Freyheit und Gleichheit nannten, ihren rothen Mützen, ihrem ça ira, und was weiter damals unter ihnen Mode war, verstand ich wenig, oder machte mir doch nicht viel daraus; ob ich schon auch, guten Anstands halber, an den republicanischen Festtagen die Carmagnole mit tanzte, und ein Glas Wein auf das Wohl der Republik leerte. Freude war indeß bey dem republicanischen Lerm und Treiben nicht gar zu viel; weshalb ich denn auch lieber, wenn es gehn wollte, zu Hause blieb, an Mariannen dachte, und mich mit Planen von Einrichtung meines künftigen Haushalts beschäftigte.

So war ohngefähr ein Jahr und etwas darüber vergangen; ich hatte mein Geld zusammen, und berechnete schon die Zeit, wo ich wieder in meiner Heimath seyn, und alle meine Wünsche erfüllt sehen könnte. Meine Freude war unaussprechlich. Aber ach, als ich schon den Tag meiner Abreise bestimmt hatte, brach der Krieg aus. Ganz Frankreich schien sich in ein Lager, jede Werkstatt in eine Waffenschmiede umzuwandeln, und weit entfernt, daß ich an die Rückkehr nach Hause hätte denken können, wurde ich vielmehr zum Kriegsdienste gezwungen und mit dem Heere an die Gränze geschickt. Meine Verzweiflung will ich nicht schildern. Es war aber nichts zu thun, als mich wohlgemuth zu stellen; denn an das Fortlaufen, wozu ich die größte Lust hatte, war nicht zu denken. Die französische Sache ging indeß gut vorwärts; nur nicht für mich; denn bey einer geringen Affäre, bey

welcher faſt niemand von unſern Leuten blieb, bekam ich einen Schuß in den Unterleib, der mir das Gehn noch jetzt erſchwert, und zu gleicher Zeit zerſchmetterte mir eine Kartätſchenkugel den rechten Arm. Ich kam in das Lazareth, und wurde nach einem Jahre daraus entlaſſen, aber ſo wie Sie ſehn. Da ich nun auf nichts mehr hoffen konnte, auch die Sachen in Frankreich ſich immer mehr verwirrten und verſchlimmerten, kam ich nach mancherley Zufällen, mit denen ich Sie nicht ermüden will, ohne es recht zu wiſſen und zu wollen, hier an. Der Ort gefiel mir, und da ich mich mit meinem Handwerke nicht mehr nähren konnte, beſchloß ich meinen Unterhalt auf eine andre Weiſe zu ſuchen. Mein Chriſtenthum hatte ich immer rechtſchaffen getrieben; des Rechnens war ich auch kundig; und da man aus der Noth eine Tugend machen muß, hatte ich auch gelernt mit der linken Hand zu ſchrei-

ben. Ich errichtete alſo eine Winkelſchu-
le, und erwarb mir, wenn ich den ganzen
Tag Unterricht gab, nothdürftig ſo viel, als
ich zu Nahrung und Kleidung brauchte.
Von Mariannen hatte ich ſeit einigen Jah-
ren nichts mehr gehört. Ich dachte ohn'
Unterlaß an ſie, und dieſer Gedanke betrüb-
te mich; aber was ich auch immer thun
mochte, mich ſeiner zu entſchlagen, es war
Alles umſonſt. Ich war in die Welt ge-
gangen, um ihr ein Glück zu bereiten, und
es mit ihr zu theilen; ſtatt deſſen hatte ich
einen verſtümmelten Körper, Armuth und
Elend zurückgebracht. Die alte Liebe war
noch wie ſonſt da; aber die alten Wünſche
wurden durch meine elende Lage und die
Schaam erſtickt.

An einem Feiertage, der für mich meiſt
ein Faſttag war — denn meine Schüler be-
zahlten mich Stundenweiß — ging ich zur
Abendzeit vor die Stadt, und da mich das

Gehen ſchnell ermüdete, und ich gerade heftige Schmerzen an meinen alten Wunden fühlte, ſetzte ich mich in den Schatten der Bäume an dem Gerber-Brunnen nieder, und dachte an den Abend, wo ich auch an einem Brunnen zum Erſtenmale mit Mariannen von meiner Liebe geſprochen hatte. Dieſe Erinnerung machte mir das Herz weich, und da ich zugleich an alles das Unglück denken mußte, das mich ſeitdem betroffen hatte, an die Vereitelung aller meiner Hofnungen, und daß es jetzt ſo gar nichts mit mir ſey, und ich dabey in den tiefen dunkeln Brunnen ſah, wandelte mich eine Verſuchung an, mich hinabzuſtürzen, und ſo mit Einemmale dem elenden Leben ein Ende zu machen. Mit halbem Leibe ſtand ich über die Lehne gebeugt, und ich glaube, ich hätte der Verſuchung nicht widerſtanden, hätte mich nicht mit Einemmal aus der Tiefe des Waſſers eine weibliche Geſtalt ange-

ſchaut, die ſich meinem abgezehrten bleichen Geſichte gegenüber erhob. Ich ſah in die Höh, und an der andern Seite des Brunnens ſtand, eben im Begriff den Eimer herabzulaſſen, ein Mädchen, das ich auf den erſten Blick für Mariannen erkannte. Bey meiner raſchen Bewegung erhob ſie ihre Augen auf mich, wendete ſich aber, ohne mich erkannt zu haben, ſogleich wieder zu ihrem Geſchäfte, ſo daß ich unentſchloſſen war, ob ich ſie anreden ſollte. Auch war ich ſo beſtürzt und verwirrt über dieſe unverhoffte Erſcheinung, gerade in dieſem Augenblicke und bey ſolchen Vorſätzen, daß ich lange keine Worte finden konnte. Endlich, da ſie den ſchweren Eimer mühſam heraufwand, wurden meine innerſten Gedanken laut, und ich ſagte, ohne recht zu wiſſen, daß ich ſprach: Ehedem, Kind, konnt' ich Dir bey ſolcher Arbeit helfen, aber jetzt! — und dabey hob ich den Stummel mei-

nes rechten Arms in die Höh, indem ich zugleich die Linke nach ihr ausstreckte: Du mußt diese schon für beyde nehmen, sagte ich; auch kömmt sie vom Herzen. — Bey diesen Worten faßte mich das Mädchen mit scharfen Blicken, der Eimer entglitt ihrer Hand, und stürzte mit seiner Last in die Tiefe hinab; sie aber ergriff die dargebotene Hand mit ihren beyden, und sagte: Ist das möglich, Thomas? — Und dann sah sie mich wieder an, und die Thränen stürzten aus ihren Augen, und sie verhüllte sich das Gesicht. — Das ist das Glück, das ich Dir versprach, sagte ich, und Alles, was ich mitgebracht habe. Mich selbst nur halb, und sonst Nichts. Aber wie steht es mit Dir, Kind?

Marianne erzählte mir nun mit eiligen Worten — denn langes Verweilen erlaubte ihr Dienst nicht — wie es auch ihr schlimm ergangen, zumal seitdem sie nichts mehr von

mir gehört habe, denn vorher hätte ſie Alles in froher Hofnung ertragen; wie ſie dann, um mannichfaltiger Kränkungen willen, den Entſchluß habe faſſen müſſen, ihre Heimath zu verlaſſen und hierher zu ziehn. Jetzt ſtehe ſie bey einem Lohgerber im Dienſt, und hätte, obgleich der Arbeit viel ſey, doch über nichts zu klagen, wenn nicht der Sohn vom Hauſe ein Aug auf ſie geworfen hätte, und ihr unabläſſig mit Heirathsvorſchlägen anläge. Sie hätte darauf natürlich nicht hören wollen, weil ſie ja mit mir verlobt ſey; da er aber doch nicht abgelaſſen, in der Meinung, ich käme doch nimmer zurück, hätte ſie ihm endlich auch den Mangel ihrer Geburt geſagt. Er aber habe ihr geantwortet, man nehme das hier zu Lande nicht ſo genau, wie anderwärts, und er wolle ſchon machen, daß es nicht an den Tag käme. Hierauf habe ſie den Eltern die Abſichten ihres Sohnes entdeckt, ihre Abkunft aber aus Scheu ver-

ſchwiegen; doch da die Eltern, aus Liebe zu dem einzigen Sohne, ſich ſeinen Wünſchen gar geneigt bewieſen, und auch in ſie gedrungen hätten, hätte ſie ihnen auch ihr Geheimniß geſagt. Anfänglich hätte dieſes Geſtändniß großen Eindruck auf ſie gemacht, und es ſey eine geraume Zeit nicht mehr die Rede von der Sache geweſen; da aber der Sohn ganz tiefſinnig geworden, hätten die Eltern ſich auch wie er über jene Bedenklichkeiten hinweggeſetzt, und lägen ihr nun ſeit geſtern noch heftiger an. Und doch kann ich ja nicht, ſetzte ſie hinzu, und jetzt noch weniger als je.

Wir mußten uns nach dieſen flüchtigen Mittheilungen trennen, nachdem wir ein zweytes Zuſammenkommen verabredet hatten. Wie ich aber an jenem Abend nach Hauſe gekommen, weiß ich nicht. Alle meine Gedanken waren in Aufruhr, und einer ſtritt gegen den andern. Ueber Alles

aber leuchtete die Treue des Mädchens und mein eigner armſeliger Zuſtand heraus; ſo daß, wenn eine frohe Hofnung in mir aufkeimen wollte, ein einziger Blick auf mich ſelbſt mich wieder in die tiefſte Schwermuth zurückwarf. Eine Woche lang hatte ich mich mit dieſen Gedanken umhergetragen, als wir uns wieder zuſammenfanden, und Marianne mir erzählte, ſie habe einen neuen Sturm auszuhalten gehabt, und nun mit Einemmale der Sache durch die Erklärung ein Ende gemacht, daß ihr Verlobter zurückgekehrt ſey. Hierauf hätten ſie ihr den Dienſt aufgeſagt, und ſo freundlich dieſe Leute ſonſt gegen ſie geweſen, ſo hart wären ſie jetzt in ihrem Unwillen gegen ſie. In einigen Wochen müßte ſie abziehn.

Bey dieſer Nachricht, fuhr der Invalid fort, ſtand ich ſo beſtürzt, wie ein kranker kraftloſer Bettler, dem das Glück einen groſſen Schatz zuwirft, und da er ihn weder

fortſchaffen, noch irgendwo bergen kann, ihn auf der Landſtraße zurücklaſſen muß. So unausſprechlich ich Mariannen liebte, oder eben, weil ich ſie ſo heftig liebte, konnte ich den Gedanken nicht ertragen, ſie zur Theilnehmerin meines Elendes zu machen; und ich glaubte mich vor Gott verpflichtet, um ihres Unglücks willen den großen Schmerz, ſie an einen andern zu verlieren, ertragen zu müſſen. Auch hatte ich in Erfahrung gebracht, daß der Geſell, welcher ſich um ſie bewarb, ein wackrer Menſch war von guten Geſinnungen und ſehr leidlichem Weſen, und noch überdieß mit der Ausſicht auf ein anſtändiges Vermögen, ſo daß eine Verbindung mit ihm von vielen gewünſcht, für ein ſo armes Mädchen aber, wie Marianne war, ein ſeltnes Glück zu ſeyn ſchien. Ich ſagte ihr das Alles mit redlichem Gemüthe, und indem ich ihr die Vortheile ſchilderte, die ſie um meinetwillen ausſchlüge, ſtellte

ich dieſen mein ganzes Elend gegenüber, von dem ich ſelbſt der weſentlichſte Theil war. Nachdem ich nun Alles erſchöpft hatte, um ihren Sinn umzulenken, ſagte ſie: Ich erkenne auch in dem, was Du ſagſt, Dein rechtſchaffenes Gemüth, und liebe Dich darum nur noch mehr; und eben weil Du jetzt Hülfe bedarfſt, weich' ich nicht von Dir. Wollteſt Du auch Dein Verſprechen zurücknehmen und eidbrüchig werden, ſo bleib ich doch bey dem meinigen feſt.

Da ich ſie nun ſo feſten Sinnes ſah, drang ich mit Vorſtellungen nicht weiter in ſie, ſondern ſagte: Morgen Abend wollen wir weiter einen Rath faſſen. Und ſo trennte ich mich von ihr, und ging wieder nach Hauſe bekümmerter als je. Hatte ich Mariannen je geliebt, ſo war es jetzt, wo ſie eine ſo ſchwere Prüfung beſtand; aber ich konnte den Gedanken nicht ertragen, dieſe große Treue zu ihrem Verderben, wie es mir ſchien,

zu misbrauchen, und sie der größten Vortheile zu berauben, um sie in meine Armseligkeit hineinzuziehn. Nachdem ich mich also die ganze Nacht mit mir berathen und schmerzlich gekämpft hatte, faßte ich einen herzhaften Entschluß, verkaufte meine geringe Habe an einen Trödler, schrieb dann einen Brief an Mariannen, worinn ich sie beschwor mich zu vergessen, und dem Winke der Vorsehung zu folgen, die ja ihr Glück augenscheinlich auf einem andern Wege begründen wollte. Zugleich nahm ich auf immer Abschied von ihr, und nachdem ich den Brief einem meiner Nebenschüler zur Bestellung gegeben hatte, ergriff ich meine Krükke und ging mit dem Vorsatze, in meine Vaterstadt zurükzukehren, zum Thore hinaus. Nicht leicht hatte wohl ein Mann diesen Weg mit betrübterem Herzen betreten, und Wenigen ist es wohl schwerer geworden, die Thränen zurükzuhalten, die ihn überwälti-

gen wollten. Indeß mochte wohl dieſe groſſe Traurigkeit und der heftige Kampf, den ich überſtanden hatte, Schuld daran ſeyn, daß ich im erſten Nachtquartiere — es waren nur wenige Meilen Wegs und ich hatte mich anſtrengen müſſen, es zu erreichen — daß ich hier krank wurde, und am folgenden Morgen meinen Weg nicht fortſetzen konnte. Ein heftiges Fieber brach aus; ich hoffte auf den Tod; auch gaben mich Alle verlohren, die mich ſahen. Dennoch ſiegte die Natur, und als ich wieder zum Bewußtſeyn erwachte, ſaß der Engel der Treue und Liebe, meine himmliſche Marianne, an meinem Lager, und trocknete den Schweiß von meiner Stirn. Ich meinte zuerſt, es ſey ein Traum oder ein Fieberwahn; und da ich ſie mit ſtarren und ungläubigen Augen anſah, ſagte ſie mit unendlicher Freundlichkeit: Wenn Du auch noch ſo weit von mir fliehſt, ich finde Dich doch. — Haſt Du nicht einen Brief

von mir bekommen? fragte ich. — Wohl, antwortete sie; aber ich habe Deine Liebe daraus gelesen, und nichts anders: denn das Andre war aus Deinem Kopfe und nicht aus dem Herzen geschrieben. Darum hab' ich nicht Deinen Worten gelacht, sondern meinem Sinn. — Und nun erzählte sie mir, wie sie unablässig gesorgt habe, wo ich hingegangen, und endlich durch Zufall von meiner Krankheit hier gehört habe. Ihre Erscheinung hatte die Gewalt des Fiebers gebrochen. Ich kehrte zum Leben zurück, und da ich sah, daß ihre Treue jede Prüfung bestand, fasste ich, im Vertrauen auf Gott, einen ruhigen Entschluß, und nahm, als ich vom Krankenlager aufgestanden war, die, welche mir lieber als mein Leben war, zur Genossin meines Elends.

Jetzt kehrten wir wieder hierher zurück. Ich setzte meine Schule mit gutem Erfolge fort; meine Frau half mir, wo sie konnte,

und arbeitete mit unermüdlicher Emſigkeit Tag und Nacht. Wir lebten wie die Engel im Himmel; Ein Herz, Eine Seele, Ein Sinn war in uns beyden, und da wir mit Wenigem zufrieden waren, hatten wir immer genug. Der Himmel ſchenkte uns ein Kind; und dieß war ein neuer Zuwachs zu unſrer Glückſeligkeit. So hatten wir neun Jahre zuſammen gelebt, ohne daß etwas unſre Zufriedenheit ſtörte; als eine ſcheinbare Verbeſſerung unſerer Lage uns in das grenzenloſe Elend ſtürzte, aus dem Sie uns, durch Gottes wunderbare Fügung, wie durch ein Wunder gerettet haben.

Die Sache verhielt ſich ſo. Ein groſſer Theil des Verdienſtes meiner Frau beſtand in Muſſelinſtickereyen für eine hieſige Fabrik, deren Inhaber ein Mann von Einfluß iſt. Da ſie ihre Arbeit wöchentlich dort ablieferte, kam ſie dem Fabrikherrn zu Geſicht. Ihre Geſtalt mochte ihm gefallen, und ſo ſuchte

er ſich durch freundliches Benehmen gegen ſie, und durch die guten Preiße, die er ihrer Arbeit machte, bey ihr in Gunſt zu ſetzen. Von ſeinen böſen Abſichten ließ er nichts merken; vielmehr ſchien Alles, was er that, reines Wohlwollen zu ſeyn; ſo daß, als er mir durch meine Frau unter vortheilhaften Bedingungen die Stelle eines Hausmeiſters in ſeiner Fabrik anbieten ließ, wir dieſen Antrag mit Freuden annahmen. Im Anfange hatten wir auch alle Urſache, uns einer Veränderung zu erfreuen, die unſre Lage weſentlich verbeſſert hatte, und wir arbeiteten mit größerer Luſt, weil es für einen ſo guten und wohlthätigen Herrn geſchah. Aber leider dauerte dieſer glückliche Wahn nur kurze Zeit. Die geheimen Abſichten unſers Herrn traten nur allzubald an das Licht, erſt in ſcherzhaften Anſpielungen, und dann in Anträgen, die zu deutlich waren, um einen Zweifel übrig zu laſſen. Wei

ne Frau verſchwieg mir nichts. Sie war die Erſte, die mir rieth, lieber meine Stelle mit allen ihren Vortheilen aufzugeben, als in einem Verhältniſſe auszudauern, das doch über lang oder kurz in offenbare Feindſeligkeit ausarten müßte. Ihr Rath ſtimmte mit meinen Anſichten überein, und ich verſchob ſeine Ausführung nur ſo lange, bis wir einen tauglichen Vorwand der Trennung gefunden hätten.

Während wir mit dieſen Gedanken beſchäftigt waren, und Plane für die Zukunft machten, verhängte die Vorſehung eine harte Prüfung über uns. Zu dem Haushalte unſers Herrn gehörte eine Perſon, mit der er eine Reihe von Jahren hindurch in unziemlichen Verhältniſſen gelebt, und die jetzt ihre Reize, aber noch nicht ihre Anſprüche verlohren hatte. Meine Anſtellung in dem Hauſe war nicht nach ihrem Sinne; als ſie aber anfing, die Neigung ihres Herrn zu

meiner Frau zu bemerken, konnte sie ihrer Eifersucht kein Maaß, und beschloß unsern Untergang. Der Verstellung gewohnt, bedeckte sie ihre Gesinnungen mit Freundlichkeit, süßen Worten, und so übertriebnen Freundschaftsversicherungen, daß sie bey mir der arglosen Menschen Verdacht hätten erregen müssen. Immer machte sie sich bald dieses bald [illegible] fassen, lud meine Frau [illegible] machte ihr kleine Geschenke, und zeigte ihr bey jeder Gelegenheit die Ausbarkeiten ihres Herrn, die sie unter Beschluß hatte. In welcher Absicht dieß geschah, [illegible] wir nicht; und so fiel es uns auch nicht ein, irgend eine Vorsicht haben anzuwenden. Nun war ich am Sonnabend Zehnmit Tage mit meiner Frau und [illegible] das Thor gegangen: und wir hatten, wie immer in dieser Zeit geschah, [illegible] unsre Lage gesprochen, und den Entschluß gefaßt,

unſer Verhaben nicht länger aufzuſchieben, ſondern noch in derſelben Woche unſern Abſchied zu fordern. Wie groß aber war unſre Beſtürzung, als wir bey der Rückkehr nach Hauſe unſre Wohnung geöffnet, und eine Amtsperſon darinne fanden, die uns Verhaftung ankündigte. Auf mein Befragen nach der Urſache hieß es, der Herr hätte, ſeitdem wir im Hauſe wären, bald Dieſes bald Jenes vermißt; erſt Kleinigkeiten, dann bedeutendere Dinge, endlich eine koſtbare Nadel und einen Ring. Der Verdacht habe auf Niemanden fallen können, als auf uns; und habe ſich nun auch, da man zu einer Nachſuchung geſchritten, ſo vollkommen beſtätigt, daß alle vermißten Gegenſtände in den Winkeln unſrer Wohnung verſteckt gefunden worden wären. Es half nicht, daß wir unſre Unſchuld betheuerten; auch nicht, daß ich mich gegen ein Verfahren

erklärte, welches aller Ordnung zuwider lief. Der Beamte zuckte die Achseln, berief sich auf höhern Befehl, und ließ uns einsperren. Unglücklicher Weise für uns waren gerade in dieser Zeit mehrere bedeutende Diebstähle in der Stadt verübt worden, deren Urhebern lieber ohne allen Erfolg nachgespürt worden war; und da man jetzt einen Faden zu haben glaubte, welcher wohl zu weitern Entdeckungen führen könnte, wurde die Untersuchung mit grosser Strenge vorgenommen. Zwar erklärte unser ehemaliger Herr bey den Gerichten, er sey mit der Wiedererlangung seines Eigenthums zufrieden, und verlange nicht die Sache auf das Aeußerste getrieben zu sehn. Aber diese Erklärung hatte keinen Erfolg. Man wollte unser Eingeständniß, um uns strafen zu können: und so vergingen acht peinliche Monate, in denen wir mit fruchtlosen Verhören

gequält, und bald mit Drohungen geſchreckt, bald mit Verſprechungen gelockt wurden. Da gelang es mir endlich den Richter von meiner Unſchuld zu überzeugen, und ihm den innern Zuſammenhang der Sache eben ſo klar zu machen, wie er mir vom Anfange an geweſen war; und ſchon war man im Begriff, die Anſtifterin unſers Unglücks gefangen zu ſetzen, als dieſe plötzlich ſtarb. Unſre Sache endigte nun ſchnell; wir waren frey, aber brodlos; und was uns mehr als der Mangel drückte, war der unbeſtimmte Verdacht, der bey den meiſten Menſchen gegen Beſchuldigte zurückbleibt, auch wenn ihre Unſchuld erkannt worden iſt. Die Folgen hievon zeigten ſich bald. Alle frühern Quellen unſers ſpärlichen Unterhaltes waren verſiegt; wir hatten keine Arbeit, weil uns das Vertrauen der Menſchen fehlte, und die Abnahme dieſer Urſache

machte uns Menschenscheu. So sahen wir uns bald genöthigt, um dieses armselige Leben zu erhalten, zuerst unsre entbehrliche Habe zu veräußern, bis es allmählig auch an das Unentbehrlichste kam. Der Gram warf mich auf das Krankenlager; auch meine Frau fing an zu siechen; nur die Sorge um mich hielt sie aufrecht, und ein schwacher Schimmer von Hofnung, daß Gott den Unschuldigen doch nicht ganz verlassen werde. Was sie in dieser Zeit für mich gethan, das kann nur ein Engel thun; es ihr zu vergelten, geht weit über meine Gedanken hinaus. So kläglich unser Zustand war. Sie haben selbst unser Elend gesehn, so ging doch keine Klage über ihre Lippen; vielmehr tröstete sie mich, sprach mir Muth ein, und verwies mich auf Gott. Endlich, da uns gar nichts mehr übrig war, und sie selbst die Kraft sich aufrecht zu hal-

ten verlohren hatte, ergab sie sich in den Tod, ermahnte auch mich zur Ergebung, und lag betend und weinend still vor sich hin. So wären wir auch wohl dahin gestorben, wenn nicht der Jammer unsers Kindes gewesen wäre. Dieser brach das mütterliche Herz. Sie schickte sie aus auf die Straße, um das Mitleiden der Vorübergehenden anzuflehn. Ach, sie hatte nicht betteln gelernt, und wäre ohne Hülfe zurückgekehrt, um mit uns zu verschmachten, wenn sich der Himmel unser nicht eben in dem schrecklichsten Augenblicke erbarmt hätte. — —

Dieses ist die Geschichte des wackern Thomas und seiner trefflichen Frau. Wie rauh sind doch oft die Wege des Himmels; aber wie tröstlich ist auch die Erscheinung einer treuen, tiefen und reinen Liebe mitten in dem Jammer so unaussprechlichen Elends! Wo bewährt sich die unvergängli-

che Kraft der Liebe als im Leiden? und iſt nicht eben eine ſolche Bewährung auch ſchmerzlicher Leiden werth? Was iſt alle irdiſche Luſt, was ſind alle Erinnerungen an üppige Feſte voll Rauſch und Sinnenluſt gegen das Wort, das den Grabſtein eines treuen Paares ſchmückt: Wir haben unausſprechlich gelitten und uns unausſprechlich geliebt; aber die Liebe hat die Leiden beſiegt.

Auf der rechten Seite des Bartholomäussees, unfern der Eiskapelle, zieht sich ein Weg tief in das Gebirg hinein. Auf der einen Seite steigen die Felsen, behauenen Wänden gleich, nackt und schroff zum Himmel empor: auf der andern lagern sich abgerissene Wacken, wie Stufen für ein Titanenvolk, über einander, zwischen denen mageres Nadelholz wurzelt. Auch über diesen starren kahle Spitzen in das Gewölk, die Wohnung der Adler und Lämmergeyer, die oft mit ihrem Raube in den Klauen über den See schweben, und kreischend den harrenden Jungen im Nest ihre ersehnte Ankunft verkündigen. Ein schmaler Fußsteig führt an der Waldseite dieser Schlucht immer tiefer in den Schooß des Gebirgs, über den hier und da dünne Wasserfäden im Bogen springen, und den Wanderer mit zartem Was-

ſerſtaube netzen, bis er zu einer Stelle gelangt, wo ſich ungeheure Marmorwürfel über ſeinem Haupte wölben, und ein Thor bilden, in welchem ſich Felſen an Felſen wie die Wände einer Bühne reihen. Von allen Seiten hängt hier üppiges Geniſt herab: Ranken von Epheu, auf und ab wie Kränze ſich ſchlingend, flattern umher, und umziehn das hohe Gewölbe, das an einigen Stellen den Weg finſter überbaut, an andern wieder ſich in breiten Spalten dem gaukelnden, zitternden Himmelslicht öffnet: ein wunderbarer Tempel der Natur, in welchem die tiefe Stille nur durch einzelne Tropfen geſtört wird, die in langen Pauſen von der Höhe herabfallen, oder durch das Aufflattern eines Schneehuhns von ſeinem Neſte in dem Felſenſpalt. Am Ende des unermeßlichen Doms ſenkt ſich der Fußſteig wieder herab einer ſteilen Felſenwand zu, die den Ausgang

zu ſchließen ſcheint. Das Gewölbe öffnet ſich über dem Haupte des Wanderers, und indem er heraustritt und ſich von der Felſenwand nach der Linken wendet, wird er durch den Anblick eines offnen Thals überraſcht. Ein grüner Teppich bunter Wieſen, wie in einen weiten Schooß des Gebirgs eingeſenkt, breitet ſich vor ihm aus, von zitternden, hüpfenden Silberfäden eines Baches geſtickt, der ſich nach allen Seiten zieht, und nachdem er die duftende Menthe und die bunten Waſſerlilien an ſeinem Rande getränkt hat, ſich zur Rechten über eine Reihe ſchwarzer Marmorſtufen breitet, und unter üppigem Dornengebüſch ſchäumend und brauſend verliehrt. Am Rande der weiten Wieſe ſchwillt der Boden zur Linken und Rechten zu ſanften Hügeln auf, die ſich von Büſchen gekrönt über einander bauen, und an die Felſen lehnen, die nackt und bunt hinter

ihnen aufſteigen; und zwiſchen dieſen Hügeln ſchlingen ſich neue Thäler hin, einer Reihe von Gemächern gleich, die von den mächtigen Bollwerken der Natur geſchützt, ein anmuthiges Bild der Sicherheit, des Friedens und der Ruhe geben.

In der Tiefe eines dieſer Seitenthäler lachte mich ein rothes Dach aus einem grünen Strauße von Caſtanien und Nußbäumen an, die es mit einem zweyten Dache ihrer Zweige überbaut hatten. Lange offne Gänge liefen an dem Hauſe weg, auf denen große Büſchel von Kräutern an Fäden trocknten; eine Tenne öffnete ſich in der Mitte, und zu beyden Seiten luden helle Fenſterſcheiben das Tageslicht freundlich ein. Vor dem Hauſe aber lag ein reinlicher Hof, von buntem Stakettenwerk eingefaßt. Ermüdet wie ich war und der Erquickung bedürftig, näherte ich mich dem kleinen Feenſchloß, vor dem einige

rothbäckige, schwarzäugige Kinder sich mit zwey jungen Geisen neckten und stießen. Vor der Thür des Hauses, unter einer Laube von Geisblatt, saß ein schlankes, blühendes Weib am Rocken, mit einem kleinen schlummernden Kinde neben sich in einem Korbe, den sie von Zeit zu Zeit mit dem Fuße bewegte. Ich näherte mich ihr, und fragte an, ob ich hier ausruhen dürfte. Ey warum denn nicht? antwortete sie mir mit dem gutmüthigsten Tone, machte mir dann neben sich Platz, und nachdem sie die Wiege ihres Säuglings noch Einmal angestoßen hatte, ging sie mir Brod und Milch vorzusetzen. Langt in Gottes Nahmen zu, sagte sie, und laßt es Euch schmecken. Ich habe jetzt im Hause zu schaffen; aber mein Mann wird gleich kommen und Euch Gesellschaft leisten. Mit diesen Worten nahm sie die Wiege unter den Arm, und verschwand

in das Haus, aus Scheu, wie ich glaube, mit einem fremden Manne allein zu seyn. Die Kinder frieten unbekümmert fort, bis die jungen Geisen, durch den Geruch des Brodes gelockt, sich mir näherten, und an meiner Mahlzeit Antheil nahmen. Da kamen denn die Kinder auch hintendrein, und sahen mich mit ihren großen beiden Augen an, und aufmerkten auf jede meiner Bewegungen so unbefangen, als ob sie mich schon von lange her kennten.

Ich hatte eben meine wohlschmeckende Mahlzeit geendigt, als ein großer kurzlicher Mann in den Hof trat, mit kurzer Jacke und grünem Hute, nach der Weise des Landes. Seine Farbe war braun, wie die eines sonngebrannten Mannes, sein Haar schwarz und kraus. Eine Tasche hing ihm über den breiten Schultern, und auf beyden Seiten war Geflügel und kleines

Wild an eine Schnur gebunden, das er auf der Jagd erlegt hatte. Ein Knabe von etwa zwölf Jahren folgte ihm, ebenfalls mit einem Gewehr und einiger Beute beladen. Sobald er in den Hofraum trat, verließen die Kinder ihr Spiel, liefen auf ihn zu, und hingen sich an ihn: er aber nahm eines nach dem andern in die Höh, herzte es, und nachdem er einige Fragen gethan, setzte er es wieder auf den Boden ab. Dann begrüßte er mich mit einem einfachen „Willkommen" und „Woher des Landes?" aber so freundlich und wohlmeinend, wie man nur einem Bekannten thun könnte. Nun ging er in das Haus, mit den Kindern an beyden Händen, und kehrte nach kurzer Frist, seiner Bürde entladen, zu mir zurück. Nach wenigem Hin- und Her-Reden lud er mich ein, ihm zu folgen, und da es nun doch zu spät sey, nach Berchtesgaden

zurück zu kehren, die Nacht mit ſeinem Obdach und ſeiner Bewirthung vorlieb zu nehmen.

Wenn mich auch der ſinkende Abend nicht bewogen hätte, dieſe Einladung anzunehmen, ſo hätte es das gefällige Weſen des Mannes gethan. Es hat mich nicht gereut. Ich brachte einen freyen Abend und einen Theil des folgenden Tages bey dieſen heitern und verſtändigen Menſchen zu, die in ihrem ſtillen und herzlichen Verkehr unter einander das Bild eines patriarchaliſchen Hausweſens gaben; und als ich mich von ihnen trennte, hatte mein Wirth die Gefälligkeit, mich auf einen andern Weg zu geleiten, der minder beſchwerlich, einen angenehmen Wechſel von Bergen, Thälern und Waſſerfällen bot. Seine Geſpräche verkürzten mir die Zeit. Von einem unbeſtimmten Verlangen die Welt zu ſehn — einem Verlan-

gen, das, wie er sagte, in seiner Familie einheimisch war — war er kaum aus den Kinderjahren getreten, als er mit einem kleinen Kram Berchtesgadner Waaren auf dem Rücken in die Fremde zog. Er durchwanderte Städte und Länder, beachtete die Sitten der Menschen und ihre Lebensart, weniger aufmerksam auf Gewinn, als auf Erfahrung und Kenntnisse. Da er aber mit offnen Augen reiste, und mäßig und nüchtern war, so konnt' er auch auf seinen Vortheil merken; und sein Handel ging im ersten Jahr so gut von Statten, daß er seinen Kram auf ein Maulthier, und etwas weiter hin auf einen Karren laden konnte. So kam er bis an das Ufer des Meeres; und da er eines Abends, nach vollbrachtem Geschäfte, die Sonne in den Wellen untertauchen sah, und der lange goldne Streif über die unermeßliche Ebene bis zu seinen

ſchoß, und die kleinen leiſen Wellen ſo
ſüß flüſternd den Sand beſpülten, und im-
mer wieder zurückglitten und wie erſtarben, da
war es ihm, als ob ihn Etwas von Jenſeits
riefe, und er konnte der Sehnſucht nicht wi-
derſtehn, zu ſehen, wie es dort drüben in
der Ferne wäre. So fuhr er denn mit der
Sonne über das Meer, hatte mit vielen
Menſchen Verkehr, und erfuhr immer von
neuem, wie er ſagte, daß Ehrlichkeit wei-
ter hilft als Glück. Mehr als Einmal, fuhr
er in ſeiner Erzählung fort, war ich ver-
ſucht, mich in fernen Gegenden unter vor-
theilhaften Verhältniſſen niederzulaſſen; aber
ſo lockend auch oft die Ausſichten waren,
und ſo geneigt ich den Anerbietungen ſeyn
mochte, die mir gemacht wurden, ſo traten
mir dann doch immer die Berge meiner Hei-
math vor die Seele, und der Hof, wo ich
als Knabe geſpielt, der Bach, in welchem
ich geſiſcht, und der ſtille Heerd, wo ich ſo oft

bey der Lampe auf die Geſchichten meines Vaters und Grosvaters gehorcht hatte, die eben ſo wie ich in der Fremde umhergezogen, und doch zuletzt wieder in den Hafen der einſamen Heimath zurückgekehrt waren. Und ſo groß meine Begierde war, immer etwas neues zu ſehn, ſo lag doch immer unſer einſames Thal als das Ziel aller meiner Wanderungen im Hintergrund, und an jede Freude, die ich über die Herrlichkeit prächtiger Städte und ſchöner Länder hatte, hing ſich immer das Bild der Heimath an, und meine Liebe zu ihr. Darum hab' ich auch nie meine Landtracht abgelegt, noch mich ſonſt der väterlichen Sitten begeben; und wenn ſie gleich den Menſchen zuerſt ſonderbar vorkamen, ſo hab ich doch oft wahrnehmen können, daß ſie mich eben wegen meiner Treue gegen die Heimath lieber hatten. Denn es gibt wenige Menſchen, die, was das Vaterland betrifft, nicht im Herzen ge-

ſinnt wären, wie wir, wenn ſie es ſich auch nicht immer ſo merken laſſen. So war ich nun bis in das ſechſte Jahr umhergezogen, hatte Glück und Unglück gehabt — doch des Glückes immer mehr — als ich nach London kam, eben als die dem Prinzen von England verſchriebene Braut anlangte. Ich verkaufte wenig von meinen Waaren, ſah aber viel, und hörte noch mehr, ſo daß mir am Abend immer der Kopf um und um ging von allem dem unbändigen Getös und dem wilden Jubel, der mir, wenn ich die Braut geweſen wäre, ſicher mehr Angſt als Freude gemacht hätte. Wie ich aber von der Trauung in meine Herberge zurückkam — denn ich hatte keine Ruh, wenn ich nicht Alles ſah — da zog mir die ganze Nacht die Braut mit ihrem funkelnden Juwelenſchmuck, und alle die Prinzen und andern großen Herrn mit den breiten Bändern und blitzenden Sternen ohn' Unterlaß durch den

Kopf, und ich mußte an die Hochzeiten denken, wie ſie bey uns gehalten werden, und ſagte zu mir: Auf meiner Hochzeit geht es ſchon ſo prächtig nicht her, ob es ſchon auch nicht an Bändern und Flinkern fehlen ſoll, aber weit ſchöner und luſtiger. Und über den Gedanken konnt' ich die ganze Nacht nicht ſchlafen, ſo groß wurde mein Verlangen, wieder zu Hauſe zu ſeyn, eine Frau zu nehmen, der Jagd obzuliegen und der Heerde zu warten. Ich blieb noch einige Tage in London; aber die ungeheure Stadt kam mir unbeſchreiblich langweilig vor; denn ich hatte nichts im Sinn, als die Braut, die ich mir ausſuchen, und die Berge, die ich künftig wieder mit meiner Büchſe durchwandern würde. Sobald ich alſo eine Gelegenheit fand, ſchiffte ich mich ein, und eilte, ohne mich aufzuhalten, durch die Niederlande der geliebten Heimath zu. Ich will niemanden ſagen, wie mir zu Muthe war,

als ich bey München vom Gasteig herab unſere Alpen zum erſtenmale wieder ſah, und das ganze lange ſchroffe Gebirg mit ſeinen Zacken und Hörnern, wie eine blaue Krone der Erde, vor mir am Horizonte aufſtieg. Ich mußte niederknien und die Arme nach dem Lande ausſtrecken, das mich ausgeſendet hatte, und nun wieder zu ſich einlud; nicht anders als ob hinter mir alles verſunken, und nur dieſer einzige Ausſchnitt der Erde übrig geblieben wäre; und die Sonne war am andern Morgen noch nicht aufgegangen, als ich ſchon auf dem Wege nach Waſſerburg war. Nach einigen Tagen, in denen ich mir kein Ausruhen gönnte, kam ich glücklich in die Heimath zurück; nicht viel reicher, als ich ausgegangen war, aber etwas klüger, und von meiner unendlichen Wander- und Schau-Luſt geheilt. Ich fand Vater und Mutter noch am Leben: auch den hochbejahrten Grosvater, dem ich

aber wenige Wochen nach meiner Rückkehr die müden Augen zudrückte. Meine Heirathsgedanken hatten mich nicht verlassen; vielmehr wurden sie in dem väterlichen Hause durch die lebhafte Erinnerung an die Kinderjahre, und den Anblick der elterlichen Liebe recht lebendig aufgefrischt.

Noch als Knabe und nicht lange vor dem Antritte meiner Wanderung, hatte ich einst im Pusterthale, als ich sehr durstig an das Wirthshaus kam, von der Tochter des Wirths ein Glas Wein bekommen. Ich war damals etwa funfzehn Jahre alt, das Mädchen kaum eilf; aber sie war schlank und über ihre Jahre groß, und es kam mir vor, als hätt' ich nie ein anmuthigeres Gesicht, schönere Augen und einen feinern Wuchs gesehn. Ich sprach damals nicht weiter mit dem Kinde, sondern ging, nachdem ich meinen Wein getrunken und bezahlt hatte, meines Wegs. Kurz darauf trat

ich meine Wanderung an. Da waren nun Jahre hingegangen, ohne daß ich wieder an das liebliche Kind gedacht hatte; aber als mir in London die Heirathsgedanken aufſtiegen, war ich auch mit Einemmale wieder im Puſterthale vor dem Wirthshauſe, und Nanny reichte mir wieder das Glas, und es war mir, als ob ich auf allen meinen Reiſen nichts Schöneres geſehn, und auf der Welt niemand anders lieben könnte. Von dieſem Augenblicke an und auf meiner ganzen Rückreiſe hatte ich nichts in Gedanken als meine Tyroler Braut; und es kam mir nicht in den Sinn, daß ſie in der langen Zeit einen andern geheirathet haben, oder wohl gar geſtorben ſeyn könnte. Ich war meiner Sache gewiß, und die Zweifel überliefen mich erſt, als ich wieder zu Hauſe ſaß, und mir meine künftige Wirthſchaft recht ausmahlen wollte. Sobald alſo der Grosvater zur Ruhe gebracht war, hatte ich

ſelbſt keine Ruhe mehr, ſondern trat an einem hellen Morgen meine Wanderung nach dem Puſterthale an. Ich ging und ging faſt ohne zu raſten; aber ſo wie ich mich meinem Ziele näherte, wurden mir die Füſſe ſchwerer, und als ich gar gegen Abend von fern die Nußbäume erblickte, die das Wirthshaus beſchattéten, und den Rauch über dem Dache aufſteigen ſah, da klopfte mir das Herz ſo gewaltig, daß ich keinen Schritt weiter thun konnte, ſondern mich auf einen Stein ſetzen mußte. Das Haus, das von der Sonne beſchienen wurde, behielt ich mit ſeinen ſchimmernden Fenſtern und ſeinen röthlichen Rauchſäulen immer im Geſicht, und es ging in meinem Kopf und Herzen ſo wunderbar durch einander, daß ich es niemanden zu beſchreiben wüßte. Es half nichts, daß ich mich wegen meiner Feigheit ſchalt, und mir Muth zu machen ſuchte; denn da die Sonne plötzlich hinter den Berg

trat, und ein tiefer Schatten das Haus überdeckte, war es mir mit Einemmale, als ob alle meine Hofnungen vereitelt wären, und ich gerieth in eine solche Verwirrung, daß ich meinen Kopf auf beyde Hände stützen und bitterlich weinen mußte. Indem ich nun so da saß in meiner Armseligkeit, und nicht wußte, ob ich vorwärts oder zurückgehen sollte, hörte ich hinter mir das Klimpern einer Guitarre, und ein mir wohlbekanntes Italienisches Liebesliedchen, und in Kurzem waren die Sänger selbst hinter mir und grüßten mich. Da schämte ich mich denn vor den fremden Männern meiner Schwachheit, nahm mich zusammen, so gut ich konnte, und fragte: Wohin des Weges, ihr muntern Herrn? – Nicht weit hin, antwortete der Citharschläger, und zeigte mit der Guitarre nach dem Wirthshause. Da können wir ja Gesellschaft machen, sagte ich froh und bang zugleich; denn ich heißte etwas

von dem zu hören, was mir am Herzen lag. Die Sänger hatten jetzt ihre Muſik eingeſtellt, und ich frug von weitem her, wie es denn in dem Hauſe beſtellt ſey, ob die Leute freundlich und ihre Wirthſchaft gut ſey. — „Das Haus, ſagte der Jüngere meiner Begleiter, ein ſchwarzäugiger munterer Geſell, iſt leicht das beſte im ganzen Tyrolerland, und die Wirthſchaft reinlich und nett, obſchon der Wirth ſeit ein Paar Jahren ſchon geſtorben iſt. Aber die Wittbe mit ihrer Tochter hält die ganze Wirthſchaft zuſammen." — Das Herz ſchlug mir; die Hofnung regte ſich wieder. Der Sänger fuhr fort: „Aber die Alte — das iſt ein Satan! Seit ich hier im Lande herumziehe und Proſpecte mahle, komme ich wenigſtens alle vierzehn Tage einmal hierher; und jedesmal denk' ich, daß es mir nun mit dem Mädel glücken ſoll. Aber das hat gute Wege. Kaum daß man ſie zu ſehen bekömmt,

und will man eben anfangen ein vernünftiges oder unvernünftiges Wort mit ihr zu ſprechen, gleich iſt die Alte mit ihren Falkenaugen bey der Hand, und ſchickt ſie auf den Boden und in den Keller. — Hat ſie denn eine hübſche Tochter? fragt' ich ganz ſchüchtern. — Ey ſo fragt, antwortete der Mahler. Wo kommt Ihr denn her in aller Welt, daß Ihr noch nichts von dem Mannerl im Puſterthale gehört habt, die mir und noch vernünftigern Leuten als mir den Kopf verrückt? — Ich bin lange vom Hauſe weg in der Fremde geweſen, antwortete ich, und weiß von nichts. Sagt mir doch etwas von dem Wunder, wenn es Euch beliebt. — Ihr werdet's gleich ſehn, ſagte der Aeltere meiner Begleiter. Zwar bin ich nicht in das Mädchen verliebt, wie dieſer arme Burſche hier; aber, wenn ich nicht mein Theil hätte, ich glaube, es ginge mir auch wie ihm. Ihr mögt noch ſo viel in der Welt

herumgewesen seyn, aber dergleichen Schönheit habt Ihr schwerlich schon gesehn. — Und nun schilderte mir der berede Gesell das siebzehnjährige Kind, wie schön und anmuthig es sey, und wie sittsam und verständig zugleich. Ich verlohr kein Wort. Das ist sie, dacht' ich, nur gröſser, schöner, blühender — und meine Gedanken trieben mich jetzt so rasch vorwärts, daß mein Begleiter sagte: Seht doch, kaum habt Ihr von dem schönen Kinde gehört, so kömmt Euch auch schon die Ungeduld in die Füsse. Aber zum Laufen hilft nicht schnell seyn. Noch hat von Allen, die ihr zu Gefallen gehn, reiten und fahren, kein Einziger sich eines Vortheils vor dem Andern zu rühmen gehabt.—

Dieser letzte Zusatz ergänzte, was mir noch zu der Erzählung meines Begleiters gefehlt hatte. Ich war wieder voll froher Hofnung, und da der Mahler jetzt in der Nähe des Hauses seine Guitarre wieder in

den Arm nahm, und ein neues Lied anſtimmte, fiel ich wohlgemuth ein, und ſang vorzüglich den rückkehrenden Vers, der einer langen Treue Belohnung verhieß, als eine Weiſagung guten Erfolgs, mit ganz vorzüglicher Erbauung und lauter Stimme mit.

Das Lied war zu Ende, als wir eben bey dem Hauſe ankamen, und da ſtand auch ſchon die Wirthin in der Thür — eine ſtattliche Frau, die vormals ſchön muß geweſen ſeyn. Sie grüßte die Sänger als alte Bekannte, und kaum waren die erſten Reden gewechſelt, ſo war ein Geſpräch im Gang, in welchem ſich die Neckereyen und Einfälle wie Schneeflocken jagten. Der Mann wurde auch gedacht. — Ihr ſperrt ſie uns doch nicht wieder ein? ſagte der Wirthinne. Wenn ſie ſchon ein Zuweel iſt, ſo ſind wir doch keine Diebe. Ihr könnt ſie hier herauskommen laſſen. Wann ihr auch

eben keine Diebe ſeyd, antwortete die Wirthin, ſo ſeht Ihr doch aus Euern ſchwarzen Augen nicht gar zu ehrlich aus; und ich habe immer gehört, daß Gelegenheit Diebe macht. Die Nanny iſt gut da, wo ſie iſt, und Euch wird der Wein auch ohne ſie gut ſchmecken. — Die Sänger ſchüttelten den Kopf, und nachdem ſie ſich im Hauſe vergebens umgeſehn hatten, beliebte es ihnen, da der Abend warm und heiter war, vor dem Hauſe unter den Nußbäumen Tafel zu halten. Die Guitarre wurde auch wieder geſtimmt, und manches beziehungsreiche Lied geſungen. Ich konnte jetzt nicht mitſingen. Die Unruhe war wieder zu groß in mir, und das luſtige Geſchwätz meiner Begleiter hatte mich wieder ganz traurig gemacht.

Der Geſang war im beſten Gange, als ihn ein ängſtliches Rufen nach Hülfe von eben her aus dem Hauſe unterbrach, und

in demſelben Augenblicke ſchlug eine Flamme aus dem Schornſtein empor. Ich faß der Thür zunächſt — und da ich keinen Augenblick zweifelte, daß die um Hülfe Rufende Nanny ſey, ſtürzte ich in das Haus, feſt entſchloſſen, ſie, wenn es ſeyn müßte, auch aus einem glühenden Feuerofen zu retten. Die Flamme fuhr aus der offnen Thür der Rauchkammer oberhalb der Stiegen, und drohte die Treppe zu ergreifen, an welcher der brennenden Kammer gegenüber, auf der Schwelle der Schlafkammer, ein Mädchen ſtand mit aufgehobenen Händen, von Schrecken wie erſtarrt, und von der Flamme, die ihr entgegenſchoß, wie ein Muttergottesbild von einer Glorie umringt. Ich war mit zwey Sprüngen hinauf, faßte ſie um den Leib, und riß ſie durch das Feuer, das mir Haare und Jacke verſengte, ſetzte ſie vor dem Hauſe ab, und kehrte dann zurück, um nach der Alten zu ſehn. Dieſe

hatte ſich aus der Küche durch die Hinterthür gerettet. Unterdeſſen war der Mahler und ſein Freund auch nicht müſſig geweſen, und da es an Waſſer nicht fehlte, gelang es unſerm gemeinſamen Bemühen, die Flamme in kurzer Zeit zu überwältigen. Für mich war das ein glückliches Ereigniß. Nanny — denn wer hätte die Gerettete anders ſeyn können? — ſah mich von dieſem Augenblicke wie einen Freund an, dem ſie die Rettung ihres Lebens verdanke, und da ich ihr am folgenden Tage erzählte, wie lange ich ſie im Herzen getragen, und all mein Glück auf ihren Beſitz gebaut hätte, gewann ich ihre Liebe ganz und gar. Nachdem wir nun unter uns des Handels eins waren, gab auch die Mutter ihren Segen dazu; und nach Verlauf von ſechs Monaten folgte mir Nanny als mein Weib, in die einſame Heimath, wo Sie ſie unter ihren Kindern geſehn haben. Von da machen wir

jährlich eine Wanderung in das Puſterthal — alle wie wir ſind, auch die kleinſten Kinder, um die alte Mutter zu beſuchen, die noch immer in der Wirthſchaft hilft. Außerdem aber verlaſſen wir das Haus nur an Feſttagen, um in die Kirche zu gehn; ja bisweilen hält uns der Winter Monate lang gefangen; aber doch leben wir in unſrer Einſamkeit ſo ſtill und glücklich, als ob ſie ein Paradies, und wir die Könige der Welt wären. Unſere Kinder ſind unſre Geſellſchaft und unſre Erheiterung. Schon regt ſich in dem Aelteſten auch die an ebolrene Wanderluſt, und ich halte ihn nur noch einige Jahre zurück, damit ſich Körper und Geiſt mehr in ihm befeſtige. Dann mag er ſich auch verſuchen. Aber ich weiß ſchon zum voraus, daß er eben ſo wie ich enden, und wenn er die Welt lang genug durchzogen und ſich lang genug umgeſehn hat, er in ſeine Heimath

zurückkehren, ein Weib nehmen, und sein Leben als Hirt und Jäger beschließen wird. —

So lautete die einfache Geschichte dieses verständigen Reisers!

Wie oft hat sie mir zu denken gegeben! wie oft bin ich träumend und wachend mit meinen Gedanken in diese Oasis zurückgekehrt, zu diesen einfachen und glücklichen Menschen, die nichts zu ihrer Zufriedenheit bedurften, als die einfachsten Gaben der Natur, den stillen Verkehr der Liebe unter einander, und die Erinnerung an ihre freye Jugend. —

Fürwahr, es ist ein seltsamer Gegensatz in der Natur des Menschen! Unzählige Erfahrungen — fremde und eigne — lehren ihn, daß seine Wohlfahrt und Ruhe an Beschränkung gebunden ist — an Beschränkung der Begierden, des Genusses, des Besitzes, der Bestrebungen — und doch hat er kaum sein Haupt über die nächste Gegenwart erhoben, als sich auch

der Haß gegen Beschränkung in seinem Innern erhebt. Er stürmt, so bald er es vermag, aus der engen Heimath hinaus in die Welt; beflügelt seine Schritte mit Rossen und Wagen, und bald dünkt ihm selbst das leicht beschwingte Schiff zu träg. Er möchte mit dem Adler über die Wolken hinaus; ja, mit den Wolken selbst möchte er ziehn, und von Stern zu Stern schreiten können. Mit der Erkenntniß ist es eben so. Kaum hat er angefangen in sich und in die Natur zu schauen, als er sich von Finsternissen umfangen sieht, und wenn er sich kühn in die Wellen wirft, und rastlos kämpft, endlich doch erkennt, daß das Meer des Wissens Schranken und Ufer hat, die den unerschrockensten Schwimmer zurückwerfen; daß er hier, um nur Etwas zu ergründen, sein Streben beschränken, und daß er sich darein ergeben muß, den Vielen, was seinen Zor-

ſchungstrieb reizt, vor dem verſchleierten Heiligthume der Wahrheit ſtehen zu bleiben. Glücklich noch, wenn er durch ſeine Anſtrengung dieſe Ueberzeugung gewinnt! — Mit größerer Sehnſucht kehrt der Weltumſegler in die früher verachtete Heimath zurück, führt ein Weib in die enge warme Hütte, und findet in dem Austauſche gegenſeitiger Liebe, in der Erziehung ſeiner Kinder, in der Erfüllung der Pflichten des Bürgers und Freundes, in freygewählter Beſchränkung, das Glück, das ſich ſeinem unruhvollen Jagen über Land und Meer entzog. Auch das redliche Streben nach Erkenntniß raſtet wohl an einem ähnlichen Ziel. Wohl dem, der es findet, eh' er im Irren verſchmachtet! der nach langem Bemühen um der Kenntniß ſeiner Schranken gelangt, und die unendliche Weisheit auch in dem Dunkel verehren lernt, das ſie umhüllt.

Es ist ein großer Unterschied zwischen
er Beruhigung, die aus der Ueberzeugung
ntspringt, und der Ruhe des Trägen,
r sich nicht um Wahrheit kümmert —
wischen der Gewißheit, etwas nicht wis
n zu können, und der Gleichgültigkeit
gen das Wissen überhaupt. Ein Epik-
t unterwirft sich der Nothwendigkeit, die
n zum Sclaven macht, und bleibt frey;
uch sein phrygischer Mitsclav unterwirft
h ihr, und bleibt, auch wenn er ent-
ssen wird, ein Knecht. Jener ist ein
Weiser, und dieser kaum ein Mensch. —

Der trägen Armuth folgt die Verach-
ung nach; Krates, der sich freywillig sei-
r Güter begibt, um als ein Weiser zu
ben, ist fast ein Gott.

* * *

Wie die Natur um uns her nach Aus-
eitung strebt, so auch die Natur in uns.

Wie aber dort eine Kraft die andre hemmt und beſchränkt, ſo ſteht der Begierde des Menſchen nach dem Unbegränzten die Beſchaffenheit der Dinge ſelbſt entgegen, die ſein Streben wechſelſeitig anziehn und abſtoßen, woraus ein endloſes Kämpfen entſteht, das zur Verzweiflung führen müßte wenn nicht in der Mitte der kämpfenden Kräfte eine Vermittlerin aufträte, mit Maaß und Geſetz in der Hand, die den wilden Strom des Triebes in Ufer faßt, und indem ſie den Widerſtreit der Kräfte benutzt, das heftige Streben mit Sicherheit zu einem beruhigenden Ziele führt. Ein ſolches Ziel iſt jedem Menſchen geſteckt. Die geſunden Augen einer Frau finden es am leichteſten in der Mitte ihres Hausweſens und in der Liebe zu Mann und Kindern; der Mann in der Erfüllung der Pflichten, die ſich an ſeine Verhältniſſe reihn. Alle Prüfungen führen zu dieſem

Ziel. Bey ihm wohnt Ruhe in erfreulicher Thätigkeit, und in der Mitte der Sorgen heitre Genüge. Ein Mensch, der sich auf dem Wege zu diesem Ziele weiß, kann nicht unglücklich seyn; wer es erreicht hat, ist schon hienieden so selig, als ein sterblicher Mensch auf Erden werden kann.

* * *

Die meisten Menschen schnitzen sich, meist ungeschickt genug, ein hölzernes Bild, setzen es auf ihren Altar, und beten es unter dem Nahmen der Wahrheit an. Vielen ist auch der rohe Klotz als Fetisch gut genug. Mögen sie doch! Wenn sie aber den anfeinden, der ihrem Götzendienste den Rücken kehrt, wenn sie ihn zwingen wollen, mit ihren Augen zu sehn, und da Achtung zu fühlen, wo sie verachten müssen; wenn sie wohl Gewalt brauchen, um den Andersgesinnten zu den Füssen ihres Fetisches zu treiben — dann

fordern ſie jedes rechtſchaffene Herz zum Widerſtand auf, damit der Menſchheit nicht das heiligſte Recht, das Recht freyer Prüfung und freyer Wahl, entriſſen werde.

* * *

Viele klagen in unſern Zeiten die Philoſophie an, und reichen dem Sokrates den Giftbecher, die es in der Weisheit nicht einmal ſo weit gebracht hätten, als Simon der Schuſter. Man kann ihnen den Ruhm gönnen, Mitgenoſſen eines Anytus und Melitus zu ſeyn. Schwer zu erringen iſt er nicht. Und welcher Menſch von geſundem Gefühl wollte nicht lieber Savanarola als Alexander der ſechſte, nicht lieber Huß, als der meineidige Kaiſer ſeyn, der ihn verbrennen ließ?

* * *

Die Grundlage aller Religion iſt der Deismus, d. h. der Glaube an einen, durch die Vernunft dem Menſchen geof-

ſenbarten Gott. Dieſer Glaube, ohne den es gar keine poſitive Religion geben könnte, geht nothwendiger Weiſe vor jeder poſitiven Religion voraus, und enthält das Schema, nach welchem die größere oder geringere Vortreflichkeit jeder gegebenen Religion beurtheilt werden muß. Eine Religion, die ſich von jener Grundlage ablöſt, verirrt ſich unfehlbar in Aberglauben, oft in Fanatismus und nicht ſelten in Wahnſinn.

* * *

Der Gott, welcher dem Menſchen einen lebendigen Odem in die Naſe blies, ſchrieb ihm auch das ewige Geſetz der Gottesfurcht, und den Glauben an die Tugend in das Herz. Die geſchriebenen Offenbarungen ſind die klare Wiederholung dieſes Geſetzes, ſie ſind das in Wort und Schrift ausgeſprochene Geſetz ſelbſt, und werden mit Recht Offenbarungen Gottes

genannt, ohne doch etwas zu lehren, das nicht ſchon in dem Geiſte des Menſchen lag. Nur auf dieſe Weiſe wird die göttliche Weisheit und Güte gerechtfertigt, und Gott erſcheint als der Vater des ganzen Menſchengeſchlechts. Iſt die Offenbarung nur Einem Volke, iſt ſie nur in Einer Sprache gegeben und an Eine Zeit geknüpft, und iſt dennoch durch ſie die Seligkeit derer bedingt, denen ſie nicht zugänglich iſt, dann erſcheint Gott als ein Despot, welcher einige ſeiner Kinder unendlich begünſtigt, andre unendlich zurückgeſetzt hat, und die unverſchuldete Unwiſſenheit der zurückgeſetzten mit den härteſten Strafen belegt. Er würde dann einem Könige gleichen, welcher ſeine Geſetze in ſeiner Bruſt verſchlöſſe, und doch ihre Verletzung mit grauſamen und endloſen Strafen belegte.

Iſt denn der Farbenreiz, der auf der Oberfläche des Körpers ſpielt, ſo viel werth, daß ihr ihn ſogar durch einen ekelhaften Anſtrich erlügt?

Nur die Seele iſt der Anmuth Quell. Was man auch an ihre Stelle ſetzt, ſeine Wirkung iſt nur auf Augenblicke beſchränkt, und das Lügenhafte dieſer Wirkung ſtellt das geſunde Gefühl noch mehr zurück, als der Reiz die Sinne anzieht mag.

Wie eine gleichgültige Geſtalt durch geſuchten Putz widrig wird, ſo das Betragen durch einen falſchen Anſtrich von Anmuth. Die wahre Anmuth aber, die aus der Seele quillt, kann, wie durch Zauber, die Geſtalt verklären, indem ſie die Blicke auf das Innere zieht. Selbſt das Häßliche kann ſie verſchönern.

Die Lieblichſten ſind aus der Miene genommen; die Augen und Armen ſpre-

ken nur noch in den Liedern der Vorzeit; kein Weib wird mehr einen Ulyß oder Rinaldo auf jene Weiſe gewinnen wollen. Aber iſt es denn ſchlimmer und ſchändlicher ſich durch Gaukeley und Liebeszauber mit einem trügeriſchen Scheine von Schönheit zu umgeben, als die friſche Blüthe der Jugend durch einen falſchen Anſtrich zu erheucheln, oder durch andre Mittel Reize zu lügen, die die Natur oder das Alter verſagt?

* * *

In einer wahrhaften Liebe glaubt Jedes leicht, daß es zu wenig liebe, und dann auch wieder, daß das Andre nicht genug liebe. Die Urſache iſt, weil man zu dem Unendlichen vergebens einen Maasſtab ſucht.

* * *

Was kann man zum Lobe der weiblichen Natur ſchöneres ſagen, als daß ſich

die mütterliche Liebe durch ihre Schmerzen und Leiden nährt!

* * *

Es ist eine artige Lehre vernünftiger Leute, daß man sich einander recht kennen lernen soll, ehe man sich liebt. Wer sie befolgt, wird mit der Liebe wenig Noth haben. Das Leben geht dann über dem Kennenlernen hin, und man kommt nie zum Schluß. Aber nicht aus dem Kennen kömmt die Liebe, sondern aus der Liebe das Kennen. Es ist das auch eines der Wunder unsrer innern Natur, und eines ihrer genialischsten.

* *

Wer in der Liebe nur den Zweck der Natur erkennt, das menschliche Geschlecht zu erhalten und fortzupflanzen, der mag auch in einem Mozartischen Requiem nur eine Veranlassung sehn, Oracle zu bauen,

Geigen und Flöten zu machen, und dergleichen.

* * *

Es mag wohl wenige Freundſchaften geben, die ſich nicht zuerſt, wie die Häckchen des Weinſtocks, an irgend eine Stütze des Bedürfniſſes hängen, ehe ſie auf die rechte Weiſe erſtarken, um das zu werden, was ſie ſeyn ſollen. Die Rebe iſt darum nicht ſchlechter, weil ihr die Ulme zur Stütze dient; aber ihr köſtlicher Wein würde ohne dieſen Verband nicht gedeihen. Ach, oft vertrocknet das Alter den Baum, an dem ſie ſich emporgewunden hat, und doch ſchmücken ihn noch dankbar die frischen Blätter, und ſchmiegen ſich liebend an ſeine ſtarren Arme, wie ein treues Weib den Mann, der einſt ihr Stolz und ihre Stütze war, auch wenn er ihr keinen Schutz mehr gewähren kann, doch noch ſo innig liebt, und ſo liebend

für ihn sorgt, wie zu der Zeit, da er in der Blüthe seiner Kraft und seines Ruhmes stand.

* * *

Ich träumte einstmals, und dieser Traum hat sich mit wenigen Veränderungen öfters bey mir eingefunden, als ging ich längst einer Felsenwand, auf einem schmalen Fußsteige, der immer höher und höher hinauf zu dem schwindelnden Gipfel führte. Tiefe Dämmerung oder ein dichter Nebel lag um mich her. Nur das konnt' ich erkennen, was mir zu aller nächst war, und auch das nicht deutlich. Aber ich wußte, daß zu meiner Rechten der Fels schroff emporstieg, und zu meiner Linken sich eben so schroff in die unermeßliche Tiefe senkte. Für mich war nur eben ein Fußbreit Raum. Indem ich nun hier bang und zagend vorwärtsschritt, fühlte ich mit meinem Stabe schroffe Fel-

ſenſpitzen, die in den Weg hineinragten, und an die ich nur Einmal anzuſtoßen brauchte, um auf der andern Seite in den bodenloſen Abgrund zu ſtürzen, über dem mein linker Fuß ſchwebend hing. Noch zittern mir die Knie, wenn ich an dieſen angſtvollen Traum denke, aus dem mich nur eine noch größere Angſt rettete, indem ich wankend nach der Felſenwand griff, der Stein, auf den ich mich ſtützte, meiner Hand folgte, und ich mit ihm in den Abgrund hinabrollte. — —

Lange hat mich die Erinnerung an dieſen Traum verfolgt, und es war eine Zeit, wo ich immer vor dem Einſchlafen zu mir ſagte: Nur um Gotteswillen den ſchrecklichen Traum nicht! — Und doch was war am Ende dieſer Traum, als das Bild des Lebens und des ängſtlichen Wegs, der mit Dunkel umbaut, auf der einen Seite den Tod, und auf der andern eine

Stüße hat, die wenige Sicherheit und gro-
e Gefahr beut? Keine Geschicklichkeit,
lebung und Fertigkeit reicht hier hin, das
Gleichgewicht zu halten, und wenn man
ich wund gegangen und blutrünstig gestoßen
at, wirft uns bald ein roherer, bald ein
eiserer Stoß, zusammen mit andern Opfern
n die Tiefe hinab.

* * *

Die Grundsätze der Selbstsucht, des
Eigennutzes und der Genußsier, welche in
er Nacht des Lebens die Leitsterne unzäh-
iger Menschen sind, gleichen den tückischen
Sinen, die dem verirrten Wanderer Hülfe
ieten, ihn auf den Rücken nehmen, und
ndlich in einer Sandwüste abwerfen, wo
r vor Durst und fern von menschlichem Tro-
le verschmachtet.

* * *

Es gibt Menschen, die zur Liebe weder
er Augen, noch des Herzens bedürfen; die

Einbildungskraft thut Alles. Sie lieben das Phantom, das ſie ſelbſt geſchaffen haben, und in dieſem Phantome ſich ſelbſt. Man kann nicht eigentlich ſagen, daß ſie auf Betrug ausgehn; denn, ohne es zu ahnden, betrügen ſie ſich ſelbſt um das Beſte, was der Menſch erlangen kann. Oft bewundert dann die Welt eine Leidenſchaft, die ſo weit über ihren Gegenſtand hinausgeht, bis die Wahrheit endlich doch ihre Rechte behauptet, und der neue Pygmalion den Thon zertrümmert, vor dem er ſo eben gekniet hatte.

* * *

Der Geiſt iſt einem glühenden Funken gleich, der, wenn man ihn ruhen läßt, immer in Gefahr iſt, von den Schlacken und der Aſche, die das Leben abſetzt, erſtickt zu werden. Man muß ihn alſo ohn' Unterlaß in Bewegung erhalten; in der Jugend, damit ſeine Gluth zur Flamme werde; im Alter, damit ſie nicht abſterbe. Die Einför-

nigkeit, die dem alternden Körper so zu-
träglich iſt, iſt für den Geiſt durchaus töd-
lich.

* * *

Neue, kühne, begeiſternde Ideen erzeugt
nur ein heller Kopf, der über einem glühen-
den Herzen ſteht. Der köſtlichſte Wein ge-
deiht auf Vulcanen.

* * *

Der ſchöpferiſche Geiſt ſtrömt, wie der
Nil, aus unbekannten und geheimen Quel-
len hervor, bricht ſich Bahnen durch Felſen
und über Gebirge hin, befruchtet die Gegen-
den, die er durchzieht, mit wunderbarem
Reichthum, und vermehrt endlich, wenn
er ſich aus zahlloſen Mündungen ergießt,
das Meer der Wiſſenſchaft.

* * *

In dem Geiſte der meiſten Menſchen
liegt eine ſchöpferiſche Kraft, die nur des
rechten Augenblicks bedarf, um Funken zu

geben. Aber die äußere Gewalt, die unabläßige Einwirkung deſſen, was man Civiliſation nennt, die Mechanik der Staats-Einrichtungen, das ewige Lehren und Predigen bey den wenigſten Gelegenheiten zum Handeln — alle die Preſſen, die dem Menſchen von Klein auf angelegt werden, um alle in ein Format zu bringen, und ſie dann bequemer neben einander zu ſtellen; alle das endloſe Reiben und Schleifen, wodurch man gebildete Menſchen zu machen meint — das und jenes und vieles andre noch erſtickt die lebendige Kraft des Menſchen; und ſo wie dieſer Verſtümmelungs-Proceß fortgeſetzt wird, wird auch die Anzahl der Menſchen wachſen, die, in der Trägheit ihres entnannten Geiſtes, um doch etwas zu haben, nach fremden Geboten, fremdem Anſehn und fremden Gedanken ſchmachten. Wenn dieſe Art der Bildung ihr höchſtes Ziel erreicht haben wird, dann wird die Welt in

er gepriesenen Ruhe eines allgemeinen Pa-
ganai ſchlummern; es wird nur Eine Kir-
he und nur Eine Lehre geben, und es wird
leichgültig ſeyn, ob ein vernünftiges Ge-
chöpf, oder ein Kempeliſches Automat den
Staat und die Kirche verwaltet.

Wer ſich nur in dem Urtheile andrer er-
ennt, der beſchaut ſich in verfälſchten Spie-
eln, und wird bald an ſich irr werden.
Wer aber, ohne auf andre zu achten, immer
nur in ſich ſelbſt ſchaut, iſt auf dem Wege
um Narciß. Die Mittelſtraße iſt auch hier
u finden ſchwer. Die Hauptſache aber iſt,
ie Wahrheit über Alles zu lieben, und der
Täuſchung, ohne weichliche Selbſtſchonung,
unabläßig den Krieg zu machen.

Selten kann die Erfahrung dem etwas
helfen, der ſie nicht auch entbehren kann.
Nichts iſt unwahrer als das Sprichwort,

das den Narren durch Schaden klug macht. Der Narr fühlt nur den Schaden; aber von der Urſache des Schadens, von ſeiner Narrheit, wird er dadurch noch nicht geheilt. Um die Gaben der Erfahrung recht zu benutzen, bedarf es eines wahrſagenden Geiſtes, der Dir das Geſchöpf der Erfahrung ſchon vor ſeinem Erſcheinen zeigt, ſo daß Du es, wenn es in die Wirklichkeit tritt, auf den erſten Blick erkennen, und beym Schopfe faſſen kannſt.

* * *

Die Misgunſt der Menſchen findet beym Anblicke eines groſsen und leuchtenden Verdienſtes nicht eher Ruhe, als bis ſie es getheilt, und den Koloß in mehrere Stücke von gewöhnlicher Menſchengröſse zerſchlagen hat.

* * *

Das Leben iſt eine Seifenblaſe, die aus dem dunkeln Schlunde des Nichts aufſteigt, eine Zeitlang an dem Rande des Abgrundes

flattert, und vor dem Hauche des Todes zerſtiebt.

Die Hofnung der Seligkeit iſt eine Brüke aus Sonnen-Strahlen und Regenbogen-Farben gewebt, die uns über die furchtbare Kluft des Todes hinwegführt.

* * *

Ohne Grundſätze kämpfen unſre Gefühle gegen das Böſe, wie ein Heer, das keinen Führer hat, und weit öftrer zurückgeworfen wird, als ſiegt.

* * *

Es gibt Menſchen genug, die von den herrlichſten Eigenſchaften, mit denen ſie begabt ſind, doch keinen rechten Gebrauch machen können, weil Alles nur glänzende Einzelheiten ſind, denen der Zuſammenhang fehlt. Wie in einem Gewölbe, wenn es ſich halten ſoll, alle Theile nach dem Schluſſteine ſtreben müſſen, ſo muß auch in dem Menſchen ein Mittelpunkt ſeyn, der jedes

Einzelne in ihm gleichsam an sich zieht. Wo dieser fehlt, da ist weder im Glück, noch im Unglück ein Halt. Alles zerflattert und zerstiebt. Und so geschieht es nicht selten, daß Menschen, die in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge etwas Rechtes zu seyn schienen, mit allen ihren glänzenden Gaben, bey der geringsten Prüfung ganz nichtig erscheinen, die Hofnung der Welt täuschen, und zu ihrer eignen Verwunderung in der Unbedeutenheit untergehn.

* * *

Ein Mädchen, dem eine gesunde und einfache Erziehung zu Theil geworden ist, die ihren Anlagen eine natürliche Entfaltung verstattete, und das Störende wegräumte, ohne selbst etwas zu stören, oder unberufener Weise anzubilden, entwickelt meist seinen Character, zugleich mit dem Körper, in vollkommener Uebereinstimmung nach allen Richtungen, wie ein Gewächs, aus ge-

ſundem Saamen erzeugt, auf einem freyen Raume in geſunder Luft ſeine Blätter und Blüthen entwickelt. Dieſe freye Entfaltung, dieſe natürliche innere Harmonie der Gefühle und Grundſätze, der Empfindungen und Gedanken gibt einem ſolchen Weibe die wunderbare Feſtigkeit, mit der es dem Andrange der Täuſchungen, der Verſuchungen, der Widerwärtigkeiten weit ſo beträchtlichen Widerſtand thut. So ſieht man oft kleine, aber kunſtreich gebaute Fahrzeuge, die auf glattem Meere leicht und lebende dahin ſchweben, im Sturm auf den ſchäumenden Gipfeln der Wellen tanzen, und ſelbſt durch ſtarrende Riffe und wilde Brandung den Weg in den Hafen finden. Bey den Männern iſt dieſe Harmonie der Entwickelung aus vielen Gründen ungleich ſchwieriger, und darum auch ſeltner. Sie ſegeln überall mühſamer, weil ſie ſchwerer, und nur gar zu oft ungleich beladen ſind, und

Manchen reißt ein einziger Windstoß in den Grund, weil er, um schnell zu gehn, seine Segel zu hoch gespannt hatte. Bey dem Einem fehlt es an dem Ballast, bey dem Andern an dem Takelwerk; und oft, wenn das prächtige Fahrzeug im Sonnenglanze prunkt, und seine bunten Wimpel lustig flattern läßt, fehlt ihm ein tüchtiger Pilot am Steuer, und kräftige Hände, seinen Lauf zu richten und zu sichern.

* * *

La L....., der ein gelehrter Mann und treflicher Mathematiker war, aber durch und durch ein Geck, sagte mit der heitersten Miene von der Welt: „Ich bin Atheist. Ich glaube nichts.“ — und war dabey so guter Dinge, wie Einer, der sagen darf: Ich habe Alles, was mein Herz wünscht; Friede mit Gott, meinem Herzen und der Welt. — Dieser Ungläubige, dieser Doyen der Atheisten, wie er sich in seiner Thorheit zu

nennen liebte, war übrigens ein ſehr rechtſchaffener, zuverläßiger und wohlthätiger Mann. In der Schreckenszeit der franzöſiſchen Revolution ſchützte und verbarg er die Geächteten mit Gefahr ſeines eignen Lebens, und machte ſich kein Verdienſt daraus. Sein ſittlicher Inſtinct leitete ihn richtiger als ſeine verworrene Philoſophie; und hätte er nicht geglaubt, dieſe aus Eitelkeit feſt halten zu müſſen, ſo würde ihm eben dann, wenn er um einer rechtſchaffnen That willen ſein Leben auf's Spiel ſetzte, der Glaube an Gott in die Hände gegangen ſeyn.

* * *

Miſanthropie und Philanthropie ſcheinen ſo feſt an einander gewachſen, wie jenes Zwillingspaar, das man nicht trennen konnte, ohne beyde zu tödten. Von beyden gibt es der Arten und Farben mehr als Eine. Welch' ein Unterſchied zwiſchen der Miſanthropie eines Pascal; und eines Chamfort,

und zwiſchen der Philanthropie eines Fenelon und Baſedow!

* * *

Wer die Vernunft nur in dem Augenblicke der Noth zu Hülfe ruft, wird wenigen Troſt von ihr haben. Mit der Religion iſt es eben das. Nicht das Werkzeug macht den Künſtler, ſondern die Uebung. Was hilft dem ein Arſenal, der nie eine Flinte abgeſchoſſen hat. Die Feinde fallen über ihn her, eh' er ſein Werkzeug in Stand geſetzt hat, und richten es gegen ihn. Kann doch wohl ſelbſt der, der Religion und Weisheit zum täglichen Geſchäfte ſeines Lebens gemacht hat, in ſo feindſelige Verhältniſſe gerathen, daß er ſich von dieſen Tröſterinnen wie verlaſſen glaubt.

* * *

Jedes große und edle Gefühl, das wir uns aneignen, jede tugendhafte Handlung, die wir vollbringen, iſt eine Sproße an der

Leiter, welche zu Gott führt. Alle Erkenntniß Gottes geht von der Tugend aus. Die Tugend aber iſt eine Gabe Gottes. Ohne Gott gibt es weder Weisheit, noch Heiligkeit; und Gott iſt der Weisheit und Heiligkeit Mittelpunkt.

* * *

Das Glück iſt ein Uſurpator, das Verdienſt ein legitimer Beſitzer. Man muß ſich frühzeitig gewöhnen, den legitimen Beſitz in den Händen des Uſurpators zu ſehn, wenn man zufrieden leben will.

Das Verdienſt liegt meiſt, wie die edelſten Metalle, in der Tiefe, und es bedarf einer eigenthümlichen Gabe, um ſein Daſeyn zu ahnden. Wer Großes ausführen will, muß dieſe Wünſchelruthe zu führen wiſſen. Alexander der Große, Julius Cäſar, Friedrich der Zweyte und Napoleon haben ſie beſſer geführt, als die meiſten andern ihres Standes, und ein guter Theil

des Großen, das ſie ausgeführt haben, kömmt auf die Rechnung dieſer unſchätzbaren Gabe.

* * *

Wenn die Aſtronomie die erhabenſte aller Wiſſenſchaften iſt, ſo iſt wohl die Wappkunde die allerarmſeligſte. Und doch was iſt auf der Rangliſte der Welt ein Wappen, herold für ein ganz andrer Mann als Copernicus und Kepler!

* * *

Das reichſte menſchliche Glück iſt doch nur eine Blume, die auf Dornen wächſt. Oft iſt es ſo hinfälliger Natur, daß es ſich kaum gezeigt hat, als es ſchon hinwelkt. Und doch müht man ſich auch um dieſen kurzen Genuß! Aber nur das Glück hat einen Werth, das, wenn es vergeht, einen Saamen zurücklaßt, welcher Früchte für die Ewigkeit trägt.

* * *

Die wahre Bescheidenheit ist darum so schön, weil sie die Herrschaft der Idee des Vollkommnen im Gemüthe verkündigt, und zugleich der Aufrichtigkeit und Wahrheit den Sieg über die Macht der Eitelkeit gibt.

Stolz, Dünkel und Anmaaßung ist eben darum gemein, weil er die Abwesenheit der Idee des Vollkommenen verräth, ohne die es nichts Großes und Edles gibt.

Wenn die Undankbarkeit die Wohlthätigkeit vernichten dürfte, so müßte die Welt tödtlich Einmal in einer Sündfluth oder in Flammen untergehn.

Gemeine Seelen verhärtet der Undank, den sie erfahren; zarten Gemüthern ist er eine Aufforderung zu neuer Wohlthätigkeit.

Wohlthätigkeit, die der Undank auslöschen kann, ist keine Tugend, sondern wie ein schlechter und lockrer Zunder, auf den die Ei-

telkeit einen Funken geworfen hat, der eben so schnell erlischt, als er gezündet hat.

* * *

Die wahre Herzensgüte nährt sich an dem Guten, das sie an andern thut. Der Gute liebt den, welchem er Gutes erweißt, wie der Böse den haßt, dem er ein Unrecht zugefügt hat.

* * *

Man kömmt nicht weit auf seinem Wege, wenn man, wie die Kinder, jeder Blume und jedem Schmetterling nachjagt. Die Eitelkeit, die, von dem Reize des Augenblicks bezaubert, bald zu diesem, bald zu jenem Ziele flattert, richtet die besten Kräfte zu Grunde. Niemand hat es in irgend einer Sache zu etwas Bedeutendem gebracht, der nicht früh Ein Ziel in das Aug gefaßt, und die gewählte Richtung mit Beharrlichkeit verfolgt hat.

* * *

Wie mancher haßt seinen Nachbar aus keinem andern Grunde, als weil er sich bewußt ist, den Haß seines Nachbars zu verdienen!

* * *

Das tiefste Wesen der Menschheit tritt in der Liebe hervor. Wahre Liebe ist die Mutter wahrer Tugend. Nichts Schlechtes kann neben ihr bestehn. Sie ist ein Kind des Himmels, und führt zum Himmel. Während alle Eroberungen des Verstandes nur ein unbefriedigtes Verlangen nach Erweiterung entzünden, gibt die Liebe in ihrer reichen Fülle jene Befriedigung, die der Seligkeit analog ist. Selbst eine unglückliche Liebe hat davon so viel, daß, um dieses Restes willen, selbst ihre Schmerzen uns theuer sind.

* * *

Für ein Herz, das sich der Dankbarkeit nicht entschlagen kann, ist es bar

größte Misgeschick Menschen verpflichtet zu seyn, die es verachten muß.

* * *

Wer sich fürchtet, Andre nöthigenfalls zu beleidigen, wird nie der Erfüllung seiner Pflicht gewiß seyn. Wer ohne Noth beleidigt, wird die Hülfe Andrer oft entbehren müssen, wo er sie am nöthigsten braucht. Wer oft ohne Grund beleidigt, kauft für ein schlechtes Vergnügen, wenn er die Beleidigung nicht gut macht, Haß; wenn er sie gut macht, Geringschätzung.

* * *

Da alle menschliche Wissenschaft, wie umfassend sie auch seyn mag, es niemals weiter bringen kann, als zu einer gründlichen Erkenntniß der menschlichen Unwissenheit, so kann das Streben nach dem Wissen nicht das Höchste und Letzte seyn. Das letzte Ziel dieses Strebens ist und bleibt Gott, dessen Erkenntniß und Glau-

ben in dem Schooße jener unbesieglichen Unwissenheit, wie das Licht in dem Schooße der Nacht gebohren wird.

* * *

Die Kluft zwischen Gott und dem Menschen ist so groß, daß der Mensch verzweifeln müßte, je zu dem Anschaun des Höchsten zu gelangen, wenn ihm Gott nicht entgegenkäme. Dieses geschieht, indem er sich in großen, frommen und reinen Seelen offenbart. Eine solche Offenbarung ist Christus gewesen. Mit Recht sagte dieser und eben in diesem Sinn: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kömmt zum Vater als durch mich.

* * *

Wie durch den Ungehorsam die Sünde in die Welt gekommen ist, so kommt die Seligkeit aus dem Gehorsam. Das Gesetz, dem Du Dich unterworfen hast, ist

in Dein Herz geſchrieben; es iſt in göttlichen und heiligen Worten ausgeſprochen, und wenn Du es nur vernehmen willſt, kömmt es Dir von allen Seiten entgegen. In Dir und auſſer Dir ſind die Tafeln des Geſetzes aufgeſtellt. Aber was könnte es helfen, wenn auch die Steine predigten, wenn die wilde Begierde, die kein Geſetz ehrt, wenn die Leidenſchaft, die es mit Füſſen tritt, Dein Ohr umbrauſt; wenn Dein Stolz den Gehorſam eine Knechtſchaft ſchilt, und Dein Zorn die Tafeln des Geſetzes ſchonungslos zerſtört? Darum muß die Erziehung des Menſchen von der Zucht ausgehn, damit der Gehorſam möglich werde. Aus dem Gehorſam aber erwächſt die Liebe, und Liebe reinigt jede Begierde und Leidenſchaft, ſo daß, was ohne Liebe zerſtörend wüthete, nun mit ihr dem Geſetze dient. Denn was iſt Begeiſterung anders, als die Leidenſchaft des

Buten? Und wie kann Beaciſſerung mög-
ich werden, auſſer durch den mit heiliger
Liebe vereinten Glauben an das Wahre,
n die Stimme Gottes in uns und den Wie-
erſchein einer höhern und heiligern Welt,
ie wir, bis wir in ſie zurückkehren, wenn
uch nur mangelhaft, doch nach unſrer
Kraft, in uns und auſſer uns herzuſtel-
en ſuchen müſſen.

* * *

Die Seligkeit des Menſchen beſteht in
em vollkommenen Zuſammenklange ſeiner
Befühle und Gedanken, ſeines Wollens
nd Thuns. Jedes von dieſen einzeln ge-
nommen gleicht dem einzelnen Tone, der,
ie rein er auch ſey, doch nur ein gerin-
ges Vergnügen gewährt, während das Zu-
ammenſchmelzen mehrer ſolcher Töne uns
n Entzücken ſetzt. Wie aber die mannich-
faltigſten Töne der verſchiedenartigſten Werk-
zeuge durch die Einheit einer Idee, nach

deren Darstellung sie gemeinschaftlich streben, in Zusammenklang gebracht werden, so ist auch in dem Innern des Menschen ein idealer Mittelpunkt, nach welchem sich die ganze Mannichfaltigkeit seiner Gedanken und Neigungen, seiner Bestrebungen und Wünsche hinneigen muß. Dieser Mittelpunkt ist die Idee der göttlichen Heiligkeit, durch die sich der Mensch auf Gott bezieht, welcher die Quelle aller Seligkeit ist.

* * *

Ich habe irgendwo gelesen, es sey ein heroischer Gehorsam die Gesetze Gottes zu beobachten, bloß weil es Gottes Gesetze sind, ohne einer zeitlichen Belohnung gewiß zu seyn, oder auf eine künftige mit Sicherheit zu hoffen. Es scheint in der That, daß dieser Heroismus bey einer reinen Tugend vorausgesetzt wird, und daß jede andre, indem sie auf Belohnung zählt

u einem wucherlichen Handel wird, bey
em man für einige Anſtrengungen und
Opfer unendlichen Gewinn beſitzt. Soll
arum die Hoffnung der Seligkeit und der
Glaube an ein Verhältniß unſers künfti-
en Zuſtandes mit unſerm gegenwärtigen
hun und Laſſen unverträglich mit der Tu-
end ſeyn? Keineswegs. Wie Dein
Mund ſingt, wenn Dein Herz fröhlich iſt,
wirſt Du auch tugendhaft ſeyn, wenn
Du fromm biſt. Du thuſt es nicht um
ohn, aber der Lohn iſt in dem Thun
lbſt. Wie Du nun weißt, daß es auch
enſchen kein Glück ohne Tugend giebt,
erwarteſt Du auch in einem höhern Le-
n eine erhöhtere Seligkeit, als die un-
ittelbare Folge einer vollkommeneren Hei-
keit. Dieß iſt ganz etwas Anderes, als
omm und tugendhaft ſeyn, um des Loh-
s willen, ſo wie es etwas Anderes iſt
ch Bildung ſtreben, um irgend eines

äußern Vortheils willen; und etwas Andere, weil es schön ist gebildet zu seyn. Das wahre Christenthum weißt auch hier auf das Rechte hin, indem ihm die guten Werke, als solche, und ohne einen frommen und heiligen Sinn, zur Seligkeit unzulänglich sind. Das falsche kehrt die Sache um.

* * *

Da die Furcht vor dem Bösen heftiger wirkt und länger anhält, als die Freude an dem Guten, so ist es kein Wunder, daß es mehr Aberglauben als Glauben gibt. Denn es ist das Eigenthümliche des Aberglaubens, daß er sich, um wirkliche oder erträumte Uebel abzuwehren, um seiner Sicherheit willen unbedenklich sogar an das böse Princip wendet, oder von dem guten Princip durch jedes, auch das unsittlichste Mittel Schutz gegen irdische Uebel zu gewinnen sucht.

* * *

Man kann ſich gar wohl denken, daß in einer künſtlich geordneten Despotie — einer byzantiniſchen etwa — der Autokrat geſtorben war, ohne daß das Volk das geringſte davon inne wurde. Die zahlreiche Dienerſchaft drängt ſich nach wie vor in den Räumen des Pallaſtes; die Wachen wechſeln nach wie vor, die Speiſen werden bereitet wie ſonſt und in das Heiligthum ſeines innern Gemaches getragen; auch das Räderwerk der gewöhnlichen Regierungsgeſchäfte kann geraume Zeit noch fortgehn, nachdem die anregende Kraft zu wirken aufgehört hat. Ein Stern erliſcht; aber die Boten ſeines Daſeyns, die Strahlen ſeines Glanzes wandern noch tauſende von Jahren hindurch zu unſern Augen, und wir ſind alle auf das Daſeyn des erloſchenen Sterns zu ſchwören bereit. Auf ſolche Art kann auch mit den Geſtalten des Aberglaubens geſchehen. Umringt ein Ge-

ßenbild, wie fraßenhaft es auch ſey, mit Altären und Tempeln; ordnet ihm lange Reihen von Dienern in mannichfaltigen Abſtufungen zu; ſchreibt dieſen Dienern ein ſtrenges Geſetz von Unterwürfigkeit und ſeltſamen Gebräuchen vor; häuft Feſttage auf Feſttage, und laßt dieſe mit eben ſo vielem blendenden Prunk als geheimnißvollen Ernſte begehn — und ihr werdet dem unförmlichen Götzen gläubige Anhänger und fanatiſche Verehrer verſchaffen, die auf die Göttlichkeit ihres Unholdes ſchwören und jeden Zweifler zu erwürgen bereit ſind. Durch die Macht dieſer Aeuſſerlichkeiten dauerte das Heidenthum eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch, und wich erſt der Zerſtörung ſeiner Tempel und der Auflöſung ſeiner Prieſterſchaft. Da erſt ſtarb der Glaube an das Alte ab, und machte dem beſſern Glauben Platz, welcher ſchüchtern in ſtiller Verborgenheit

erwachsen für strafbare Gotteslästerung galt, weil er dem todten Götzen, der im Besitz war, den wahren und lebendigen, aber durch keinen Prunkdienst gefeyerten Gott vorzuziehn wagte.

* * *

Die Abergläubischen, welche Gott nach ihren Leidenschaften modeln, und diesem Gebilde — dem Götzen ihrer Verkehrtheit und Selbstsucht — nicht nur selbst die Ehrfurcht zollen, die dem Heiligsten gebührt, sondern auch andern gleiche Ehrfurcht aufzwingen wollen, diese Scheinfrommen sind die wahren Prediger des Atheismus.

Prediger des Atheismus sind auch die, welche das Aeussere des Cultus mit unnachlaßlicher Strenge beobachten, und auch wohl andere zu beobachten zwingen, während sie das Innere der Gottesfurcht durch Falschheit, Frevel, Betrug, Habsucht und böse Lüste verleugnen.

Der theoretiſche Atheismus verträgt ſich mit ſtrenger Tugend. Er iſt ein Irrthum des Verſtandes, den bey wohlgearteten Menſchen das Herz täglich und ſtündlich Lügen ſtraft. Er befolgt das Geſetz und leugnet den Geſetzgeber. Er bringt ohne Murren den Tribut ſeiner Opfer, und weißt die Huld des Empfängers von ſich. Er will lieber in troſtloſer Nacht wandeln, als dem Lichte folgen, das ihm die ewige Güte anbietet. Er iſt ein Wahnſinn, aber kein Verbrechen.

* * *

Es iſt dem Menſchen eigenthümlich nach Urſachen zu fragen, und in dieſem Forſchen nicht ruhen zu können. Wozu? Glücklicher wird er durch dieſes Forſchen nicht, wohl aber oft unzufriedner. Kinder und ſinnliche Menſchen, denen die Erſcheinung genügt, befinden ſich ohne Zweifel in einem behaglichern Zuſtande als der-

jenige, der sein ganzes Leben hindurch in den Tiefen der Wissenschaft wühlt, um zuletzt, nach unendlicher Anstrengung, wahrzunehmen, wie wenig er weiß. Da es nun aber dieser unbezwingliche Hang ist, der uns auf der Leiter der Ursachen endlich auf den absoluten Grund aller Erscheinung und alles Daseyns führt, so muß sich wohl in ihm auch die Bestimmung des Menschen kund thun, der er ohne weitere Rücksichten folgen muß. Diese Bestimmung aber ist nichts anders als das Aufsteigen von dem Irdischen zu dem Ewigen, von der Welt zu dem Schöpfer der Welt.

* * *

Wie die Wahrheit in Gott ist, so ist auch das Streben nach Wahrheit ohne alle weitere Rücksicht — ein Streben, das gemeinen Menschen eine Thorheit scheint — göttlich, dämonisch und ein sichres Unterpfand einer höhern Bestimmung.

* * *

Es iſt ein groſser Unterſchied, ob man an einer Sache nicht zweifelt, oder ob man ihrer gewiß iſt. Wem eine heilige Inquiſition das Zweifeln verbietet, und bey jeder Annäherung des Zweifels Ketten und Martern, Kerker und Scheiterhaufen, Aechtung und Beraubung, und im Hintergrunde von Allem die ewigen Flammen der Hölle zeigt, der kann doch keinen Augenblick ſicher ſeyn, daß ihm ſein anbefohlner und eingeſchreckter Glaube nicht wie Schnee in der Hand zerrinne.

Es iſt gar nicht unvereint anzunehmen, daß Gott dem Weltall eine Seele gegeben, welche die nächſte Urſache aller Formen und Erſcheinungen ſey. Der ganze Mechanismus der Natur kann ihr Werk ſeyn; was aber auſſerhalb dieſes Mechanismus in dem Gebiete der Freyheit liegt, iſt unmittelbare Wirkung eines Weſens,

das über die Weltſeele unendlich erhaben, welches Gott iſt. Jene Seele der Welt, die wir auch Natur nennen, ſchafft das Leben in ſeinen mannichfaltigſten Formen, und ihr Streben iſt eben auf Mannichfaltigkeit und Wechſel, und auf Erhaltung durch Zerſtörung gerichtet. Sie kann Alles ſchaffen, nur Tugend nicht. Daß aber die Tugend, d. h. die ſittliche Freiheit, einer höhern Abkunft iſt, erhellt ſchon daraus, daß ſie die Macht der Natur überwinden kann, und um ihre Heiligkeit zu behaupten, die Form der phyſiſchen Caſerne, an das ſie gebunden iſt, aufreiben muß.

* * *

Wenn die Natur mit ihrem raſtloſen Schaffen und Wirken uns nicht von Kindheit auf und ohn' Unterlaß umgäbe, wir würden in Bewunderung und Staunen untergehn. Excat doch ſchon menſchliche Kunſt ein ſo gewaltiges Staunen; und

was iſt alle menſchliche Kunſt gegen die der Natur? Der Künſtler wählt einen ihm bequemen Stoff, in welchem er eine Form darſtellen will, die er meiſt auch ſelbſt wählt, und dieſe Darſtellung muß ſich begnügen mit Verähnlichung der Oberfläche. Das Innere bleibt roh, formlos, ungeſtaltet. Dahingegen drückt die Natur jedem Stoffe nach Gutdünken eine beliebige Form auf, bildet ihn aber zugleich in ſeinem Innern durch und durch bis auf den erſten, ſterblichen Augen verborgenen Keim. Und jedem ihrer Werke, das ſie organiſch bildete, gibt ſie einen Antheil ihres Lebens, das ſich mit wunderbarer Kraft immer von neuem erzeugt, endlos vermehrt, und bey dem mannichfaltigſten Wandel immer dauert. Das kleinſte, wie das größte Geſchöpf, auch nur als Maſchine betrachtet, zeigt eine Tiefe des Verſtandes der Natur, dem auch

nur nachzuſpüren wenigen ausgezeichneten und unermüdlichen Forſchern gelingt. Wenn ich mich in dieſen Betrachtungen verliehre, wenn ich von der unendlichen Mannichfaltigkeit der Geſchöpfe, die dieſe kleine Erde füllen, zu dem grenzenloſen Weltgebäude emporſteige, von der Sonne zu dem Sirius und bis in die Nebelſterne der Milchſtraße hinaus, da erſcheint mir alle menſchliche Kunſt — wie herrlich ich ſie auch denken mag — ſo arm und klein, und die Erforſchung der Natur ſcheint mir das einzige, des Menſchen würdige Geſchäft.

* * *

Ich möchte tauſendmal lieber tod ſeyn, als mich in den Wahn hineinalbern, daß es nichts Großes und Reines auf Erden gäbe. Darum iſt es auch warlich kein Unglück früh zu ſterben, wenn noch die ganze Kraft des Geiſtes das Höchſte umfaßt; wenn der Menſch noch nicht ſo feſt an der Erde

Erde hängt, und ſich noch nicht ſo gemein gemacht hat mit dem Gemeinen, daß er die Ideale ſeiner Jugend vergäße oder wohl gar verlachte.

* * *

Die Tugend iſt nicht das letzte Ziel des Menſchen, ſondern die Vereinigung mit Gott durch die Tugend. Auf dieſem Wege trifft Moral und Religion zuſammen. Wahre Religion will nur durch Tugend und Heiligung zu Gott dringen; die falſche will die Vortheile der Seligkeit durch Hofdienſt, Werkheiligkeit und kleine Opfer für großen Lohn erobern.

Die, welche Tugend üben, nur um der Tugend willen, ohne Beziehung auf Gott, ſind hoch zu achten, aber ſie bleiben auf halbem Wege ſtehn, und verſchließen die Augen vor dem Glanze des Ziels, das am Ende ihrer Laufbahn ſtrahlt.

* * *

Durch die ganze Natur, von Gottes Thron aus, geht ein Strom der Harmonie, der das, was irdisch geschieden ist, geistig eint. Wo wir in dem Mannichfaltigen der Erscheinungen diese Harmonie finden, da scheint sich unserm Geiste eine unendliche Tiefe zu öffnen, in welcher wir mit Entzükken die Gottheit ahnden, welche die Quelle aller Eintracht ist.

* * *

Fast durch alle Jahrhunderte des Christenthums geht der Wahnsinn, daß ein gewisser Glaube das Recht habe zu verfolgen und zu quälen, um sich allein geltend zu machen. Neben dem Baume der Liebe, welcher Mittel gegen alle Uebel trägt, ist der Giftbaum des grimmigsten Hasses, und auf ihm alle nur denkbaren Greuel gewachsen.

Das sittliche Wesen des Menschen und seine Tugenden sind zunächst an die mensch-

liche Geſellſchaft geknüpft, und es gibt keine Liebe zu Gott, die nicht mit der Liebe der Menſchen zuſammen hinge; wie denn auch dieſe des Chriſtenthums erſtes Geſetz iſt. Eine Religion alſo, die nicht aus dieſer Wurzel erwächſt, mag alles andere ſeyn, nur Chriſtenthum iſt ſie nicht. Die Wurzel des Fanatismus aber iſt Haß, ein recht bitterer, eigenliebiſcher und hochmüthiger Haß, der keinen Widerſpruch, ja, keinen Zweifel duldet; was ihm nicht anſteht, mit Gewalt bekämpft; lieber mordet als belehrt, und in dem Wahnſinne ſeiner Mordluſt mit blutbefleckten Händen von dem Gotte der Liebe Belohnungen fordert. Wenn ihm aber zu ſolchen Glaubensthaten die Gelegenheit mangelt, trennt er ſich von den Menſchen, ſeinen Brüdern, die er verachtet; brütet in der Einſamkeit ſeinen Hochmuth groß, und wähnt ein Heiliger zu ſeyn, weil er nichts für Andre thut, keine Pflichten erfüllt, ja,

die ſchönſten und heiligſten Gefühle der Menſchheit aus ſeinem Herzen geriſſen hat.

Wo man des Glaubens iſt, daß die Seligkeit durch Meinungen bedingt werde, da ſind die Torquemadas und das Arſenal ihres entſetzlichen Gerichtes unentbehrlich. Dann iſt Einheit in dieſen Meinungen — wie ſie auch immer erfunden ſeyn mögen — das Erſte; und es iſt in der Ordnung, Jeden, der dieſe Einheit ſtört, durch alle Mittel auf den ſchmalen Weg der übrigen Heerde zurückzuzwingen. Dann iſt Mord, an Andersgeſinnten verübt, ein Gott gefälliges Opfer, und es iſt recht mit Pascha zu ſagen: „Fluch dem, der nicht ſeine Hände in dem Blute der Sünder gewaſchen, und ſich geheiligt hat in dem Blute der Unheiligen!“

Das Chriſtenthum iſt ſeiner ganzen Entſtehung nach die Religion der leidenden

Menſchheit. Die Alten hatten keine Hospitäler; in chriſtlichen Ländern iſt die Beſorgung der Kranken ein Hauptgegenſtand der öffentlichen und Privat-Sorge geworden. Wie oft haben Fürſtentöchter aus Demuth und chriſtlicher Liebe ihren Schmuck abgelegt, um Wunden zu heilen, Schmerzen zu lindern, und den Bettler auf ſeinem Dornenlager zu pflegen, zu erquicken, zu tröſten! So hat die Religion, die zunächſt nur den Himmel in den Augen zu haben ſcheint, auch das Leben hienieden erleichtert.

* * *

Vergebens trauerſt Du über das Gute, das, wie Du wähneſt, untergegangen und vernichtet iſt. Es geht nichts unter und es wird nichts vernichtet, das werth iſt zu leben. Stoße die Wahrheit bis in den Grund des Meeres hinab; ſie arbeitet ſich doch wieder herauf, und erſcheint dann meiſt geläuterter und ſchöner. Wie arg ſie

uch der Blödſinn verkennen, oder wie
ef er ſie in die Erde vergraben mag, im-
er entgeht ihm ihre göttliche Kraft, und
mmer bietet ſie der Menſchheit, die ſie
it unerſchütterlicher Treue liebt, von
euem ihre Blüthen und Früchte dar.
Lebt man die Geſchichte des menſchlichen
Geiſtes, das heißt ſeiner Meinungen und
eberzeugungen, durch, ſo ſollte man faſt
einen, daß der Gottheit die zufällige Ver-
eitung des Wahren angenehmer ſey, als
e methodiſche; oder, um beſſer zu ſa-
n, ſie will, daß ſie ſich den Menſchen
ey und ohne Zwang anbiete, und von
nen in freyer Liebe umfaßt werde. Es
t nie an Menſchen gefehlt, die der Wahr-
it, oder dem, was ihnen Wahrheit ſchien,
ren Arm und ihr Schwerd anboten; ſie
wangen auch wohl eine Art von Ehe
t ihr, aber dieſe Ehe trug keine Frucht.
war eben, als ob ſie einen Wald pflanz-

ten, wo jeder Baum von dem Pfahle der Gewalt gehalten wurde; aber keine Wurzel trieb in den Boden, und da ſich der Sturm erhob, lag Alles danieder. Auch Früchte waren daran gebunden, glänzend und lieblich anzuſehn; aber ſie fielen faul herab, und dann erſt ſtieg vielleicht aus dieſem und jenem frey gewordenen Saamenkorne, wo man es nicht vermuthend war, ein friſcher, kräftiger Schoß empor. Wie oft iſt ein flüchtiges Wort, zur guten Stunde geſprochen, in die Tiefen eines Herzens gedrungen, das früher keiner Lehre zugänglich war; wie oft hat ein anderes eine Welt von Gedanken erzeugt, und den hellen Tag der Erkenntniß in der Finſterniß angezündet? Du thuſt beſſer und frömmer, dieſen Zufall, welchen die göttliche Weisheit regiert, in Demuth anzubeten, als Deine Wahrheit den Menſchen aufzudringen. Jede Gewalt iſt hier

ſündhaft, ja, die gröſste der Sünden gegen den freyen Geiſt. Nur was ſich frey geſtaltet, erfreut ſich der Dauer. Darum ſind diejenigen die grauſamſten Feinde der Wahrheit, die ihren Acker mit dem Schwerde pflügen, und ſie ſelbſt an das Joch der Gewalt feſſeln; und mit welchen Titeln und Würden ſie ſich auch ſchmücken mögen, ſie ſind jenem Tyrannen gleich zu ſezzen, der in ſeinem ehernen Stier jede wehklagende Stimme in einen Lobgeſang umzuwandeln verſtand.

Verlaß einmal den Duft Deiner Bücher, und tritt unter die Menſchen, damit das tode Wort lebendig und Dein Glaube geprüft werde. Dieſe Wuth zu leſen, die ſich der Menſchen in unſerm Jahrhundert bemächtigt hat, kömmt mir oft wie die Wuth des wilden Jägers, wie eine wahre Verdammniß vor. Immer ver-

wärts nach einem Ziele, das, wie der Horizont, nimmer erjagt wird; immer nach Aussen getrieben, nie in das Innere schauend, ein Spielwerk der Meinungen, jedem festen Glauben entfremdet — das ist der Zustand dieser mit der Lesewuth behafteten Kranken. Viel Trägheit ist dabey, und auch des Hochmuths nicht wenig. Es ist ergötzlich zu wähnen, man denke das selbst, was man liesst, und die Verantwortung doch auf den zu schieben, der es uns zu denken gibt. Auch bequem ist es nur in sich aufzunehmen, wie ein Gefäß; aber auch nur bequem. Denn, wie das Gefäß, so erweitert auch der Geist sich nicht, der nur aufnimmt, und nährt sich nicht, und erhebt sich nicht. Auch füllt er sich nimmer an, und was er aus seinem Vorrathe spendet, weiß ihm niemand recht Dank. Das Wesen des Geistes ist der Flamme gleich; was Du ihm zuführst, soll die Flamme näh-

ren: aber wer die lebendige Kraft durch unabläſſiges Zugießen erſtickt, wird bald im Dunkeln ſitzen. Auch dem Samen entkeimt gleicht der Geiſt, das von Wärme und Feuchtigkeit genährt, Keime treibt, in die Luft aufwärts ſtrebt und Blätter und Blüthen entfaltet, aus denen neuer Same zur Erde fällt. Im Uebermaaße des Regens aber fault es dahin, oder es verdorrt im Uebermaaße der Hitze. Darum, wenn Dir um Bildung zu thun iſt, mäßige Deine Luſt nach fremden Gut, und verſäume nicht im Schweiße Deines Angeſichtes den eignen Acker zu pflügen, ſtatt die Ernte der Nachbarn in Deine Scheune zu führen. Denn nicht nach dem, was der Menſch hat, ſondern nach dem, was er thut und ſchafft, wird ſein Werth geſchätzt.

* * *

Ich halte nicht viel von der Wahrheitsliebe eines Menſchen, der über das, was er

denkt und glaubt, die mündliche Mittheilung scheut. Freylich beunruhigt der Widerspruch, und auf dem Pfühle des Wahnes liegst Du in Deinen vier Wänden ruhiger. Es mag Dir freylich oft begegnen, daß Du recht gewiß, recht stolz aus Deinem Studirzimmer wie aus einem Tempel untrüglicher Wissenschaft trittst, und wenn Du Deine Offenbarungen kund gethan hast, mit gesenktem Haupte und mit Zweifeln belastet nach Hause zurückkehrst. Aber so soll es eben seyn. Zerstöre den Bau der Ameise, zerreiß das Gewebe der Spinne, so oft Du willst; rastlos baut und webt sie es wieder; ja, sie setzt ihr Leben daran. So das Thier, das Du unvernünftig nennst. Und der vernünftige Mensch, er, der ein Zweig der göttlichen Natur zu seyn sich rühmt, er, dessen innerstes Wesen auf Wahrheit und Erkenntniß ruht, er sollte aus ruchloser Trägheit das Unhaltbare fest halten, das Zer-

störte nur bejammern, und lieber die Andersgesinnten fliehn und verletzern, als alle seine Kraft, und, wenn es seyn muß, sein Leben an den Bau der Wahrheit zu setzen?

Seitdem ich mich aus der Welt zurückgezogen habe, und nur mit wenigen lebe, genieße ich sie besser und reiner als vorher. Die Freuden und Genüsse, die sie mir geboten, die Erfahrungen, die ich in ihr gesammelt habe, Alles, was ich sah und hörte, ist mir geblieben, und hat sich durch die Zeit und die Ferne gereinigt. Was sich ehedem zu hart an mich drängte, mich gleichsam umschlang und gefangen nahm, ist jetzt, da es weiter von mir zu stehen scheint, zum bequemen Stoffe geworden, den meine Einbildungskraft nach Gutdünken bearbeitet, mein Verstand ruhig zerlegt, und mein Herz, ohne Verletzung, mit Freude und Wehmuth genießt. Es ist mir, als liebte ich die Men-

ſehen mehr, ſeitdem ich ſie mehr im Ganzen und aus der Ferne beſchaue, wo ihre einzelnen Gebrechen und Mängel verſchwinden; und das ganze Treiben der Welt, in dem mir oft bis zur Uebelkeit ſchwindelte, erſcheint mir jetzt wie eine luſtige Parodie, von Harletin und Columbine auf den Bretern aufgeführt. Ich ſehe ihre Thorheiten ohne Aerger, ihre Schlechtigkeiten ohne Bitterkeit, und dagegen das Gute und Große, da es ſich reiner von der Maſſe abſondert, mit einer größern und innigern Theilnahme. Die Verwirrung der Verhältniſſe hört auf feindſelig auf mein Inneres zu wirken; die Wage des Guten und Böſen liegt feſter in meiner Hand, und die ſittlichen Erſcheinungen ſtehen in ſchärfern und reinern Umriſſen vor meiner Seele. Die Nebel der Eitelkeit zerrinnen immer mehr; ich habe kein Intereſſe mehr mich oder Andre zu täuſchen: ich ertrage die unverbeſſerlichen Mängel meiner

Natur mit geringerem Verdruß, und ändere, was ſich ändern läßt, mit geringerer Mühe. Muthiger als ſonſt trete ich jetzt meinen Vorurtheilen entgegen, und ſcheue die Anſichten weniger, die den Meinigen entgegengeſetzt ſind. Der Kampf gilt jetzt der Wahrheit allein. Ich bin nicht beſchämt, mich beſiegt zu ſehn; ich triumphire nicht, wenn ich obſiege; aber ich freue mich in meiner Stille, wenn ich einen alten Wahn in mir gründlich zerſtört, einen alten Glauben von neuem befeſtigt habe. In dieſem Streben meiner Einſamkeit bin ich oft ſo glücklich, als ob ich ſchon geſtorben wäre, und die Erde mir wie ein leuchtender Hesperus, ohne ſchmutzigen Dunſtkreis, als ein Gegenſtand der Freude, der Bewundrung und der Wehmuth erſchiene.

* * *

Nichts iſt ehrwürdiger als ein Greis, der die Prüfungen der Eitelkeit, der Wol-

luſt, des Hochmuthes, der Rangſucht, des Geldgeizes rüſtig überſtanden, und ſeine Argo durch all dieſe Klippen ohne Leck geführt hat. Die Anzahl ſolcher Greiſe iſt ſehr gering. Die meiſten Menſchen, die nicht an ein Ruder angeſchmiedet, ſondern freye Herrn ihres Fahrzeuges ſind, bleiben gleich beym Ausfahren an einem jener Riffe hängen; arbeiten ſich dann zum andern und dritten hin, und ſo fort, bis ſie endlich auf der wüſten Inſel des Geizes ſizzen bleiben.

* * *

Um mit der größten Strenge wahr und rechtſchaffen zu ſeyn, muß man das Maaß ſeiner Kräfte genau kennen, und nichts unternehmen, was dieſem Maaße nicht angemeſſen iſt. Das Gegentheil führt mehr oder weniger zur Oſtentation, die allmählig das Urtheil wie den Character verfälſcht.

* * *

Für Einen Menſchen, welcher weiß, was er will, und ein beſtimmtes Ziel vor Augen hat, das ihm wie ein untrüglicher Polarſtern durch alle Syrten des Lebens leitet, gibt es immer hundert, die, wie ſchlaftrunken in der Finſterniß umher tappen, bald von einem Geſpenſte der Hoffnung vorwärts gezogen, bald von dem des Verzagens zurückgehalten; und ohn' Unterlaß das Haupt bald dahin bald dorthin werfend, wo neckende Stimmen lockend durch einander ſchreyen. Der weiſe Mann ſchreitet rüſtig durch den Spuk, nur auf die Eine Stimme in ſeinem Innern hörend, und gelangt zum Ziel. Die Andern verlaufen ſich, nach unſäglicher Mühe und vielem vergeblichen Schweiß, in die ſchmutzigen Untiefen des Lebens, wo ſie ihr Mißgeſchick anklagen, oder auf den Jammer des Lebens ſchelten, und, wenn ſie es

könnten, Gott wegen ihres Blödsinns zur Rechenschaft fordern möchten.

* * *

Die Gültigkeit der Gebote unsrer Vernunft anerkennen, ohne einen Gott über ihr, dessen Organ die Vernunft ist, heißt einen Frieden auf die härtesten Bedingungen mit einem Gesandten abschließen, der kein Creditiv aufzuweisen hat.

* * *

Der Himmel mit allen seinen Sternen und seinem ewigen Gesetz, alle diese Welten, die sich in regelmäßigen Kreisen um und durch einander drehn, diese Weltgebäude ohne Ende, neben- über- unter und hinter einander gebaut — dieß Alles hat gar nichts erhabenes an sich, als in so fern es an dem Herzen Gottes liegt, und ein sichtbares Zeichen seiner Unendlichkeit ist. Diese Idee des unendlichen Gottes, der die Unermeßlichkeit der Welt umspannt hält,

wird nicht durch Betrachtung des Himmels gefunden, sondern zu ihr hingebracht, und iſt eben die Vermittlerin des entzückenden und begeiſternden Gefühls, in das wir bey der Betrachtung des Himmels verſinken.

Für das, was den Menſchen zunächſt umgibt, iſt er blind; er kennt die Ereigniſſe des nächſten Augenblicks nicht, und wühlt ſich daher mühſam, dem Maulwurfe gleich, durch die Erſcheinungen hin, die ihm das reine Licht entziehn. Nur für das iſt ſein Aug hell, was jenſeits der Erſcheinungen liegt. So geht der blinde Oedipus an der Hand ſeiner Tochter bettelnd durch das Land; aber als er den Scheideweg des Lebens betritt, geht der Blinde, vom innern Lichte erleuchtet, vor den Sehenden her, und findet ohne Irrthum den Weg zu den Göttern.

Wer für eine Meinung sein Leben aufopfert, beweist nur, daß diese Meinung mit seiner ganzen Persönlichkeit auf das Innigste verwachsen ist. Uebrigens kann sie grundfalsch und ein grober Irrthum seyn. Das Fürwahrhalten einer Meinung hängt oft an den zufälligsten Verknüpfungen.

* * *

Eine Religion, die sich mit Ceremonien umgibt, diese mit hoher Wichtigkeit behandelt, und sie vermehrt und erweitert, stirbt eben an diesen Aeusserlichkeiten ab, wie die Korkeiche, wenn sie nicht ihrer Rinde entledigt wird.

* * *

Das, was die Annäherung des tausendjährigen Reiches am gewissesten erwarten läßt, ist das rasche Fortschreiten, die mächtige Erweiterung der Wissenschaften nach allen Seiten hin. Nie hat es in dieser Rücksicht eine so rege, so fruchtbare

Zeit gegeben. Jeder Tag deutet neue Wege in unbekannte Gegenden an; immer weiter dringt das Licht, immer tiefer zieht sich die Nacht zurück. Die Säulen des Herkules sind längst durchschifft, und was die Gränze der Welt schien, ist zu ihrer Mitte geworden. Unverdrossen schreitet der wißbegierige Geist von Insel zu Insel rund um die Kugel der Wissenschaft, und jede Umschiffung deckt neue Länder auf. Dieß ist erfreulich, wie irgend etwas; und der Geist, den dieses lebendige Treiben nicht mit ergreift und in seine Wirbel reißt, muß aus dem Schooße der Trägheit geboren seyn. Und doch spielt am Ende alles dieß Forschen nur auf der Oberfläche der Natur. Immer ist es nur eine andre Gestalt des unerforschlichen Proteus, den unser Scharfsinn zu fesseln heißt; er selbst entschlüpft unsern Banden und weiß sagt uns nicht. Ist aber darum dieses

ganze Seyn nur ein eitler Trug der alten Gauklerin, der Natur? Keineswegs. Es iſt wohl ein Weſen, eine Wahrheit in ihren Geſtaltungen, und eben dieſem Weſen trachtet der forſchende Geiſt nach; aber immer verſchwindet es ihm unter der Hand, wie dem Meſſer des Zergliederers an den Spitzen der Nerven die Quelle des Lebens entflieht. Du hörſt das Rauſchen dieſer Quelle, Du fühlſt die Kühlung, die ſie gibt, Du ſiehſt die Blumen, die ihr Naß nährt und tränkt: aber indem Du ihr nachgräbſt, weicht ſie der Forſchung aus, und zieht ſich in eine unerreichbare Tiefe zurück. — Was mein' ich alſo, wenn ich in dem endloſen Fortſchreiten der Wiſſenſchaft die Annäherung des tauſendjährigen Reiches ahnde? — Dieſe labyrinthiſchen Hallen, dieſe ſich immer weiter und weiter fortbauenden Tempel der Wiſſenſchaft führen ſie nicht alle zuletzt zu den

Myſterien der Unwiſſenheit, aber einer Unwiſſenheit, die ſich ſelbſt mit vollkommner Klarheit erkennt? Dieſes Erkennen iſt das letzte Ziel alles Forſchens in den Erſcheinungen; das Jenſeits deſſelben liegt nicht in der Menſchen Hand. Wenn ſich aber bey dieſem Ziele die Menſchheit verſammelt haben, wenn in allen Herzen die Ueberzeugung gegründet ſeyn wird, daß das emſige Forſchen in der Erſcheinung das ewig Wahre nie entſchleyert, und alle ein tieferes unauslöſchliches Verlangen nach dieſem ewig Wahren ergriffen haben wird, dann wird der Verhaßte aufſtehen, und der Herr wird erſcheinen in ſeiner Herrlichkeit, die Wahrheit an ſeiner Hand. Dann wird jener glühende Durſt an der unverſiegbaren Quelle lebendigen Wiſſens geſtillt werden; es wird Eine Heerde und Ein Hirte ſeyn, und wie jetzt alle edeln Gemüther Eins ſind im Streben, ſo

werden ſie es dann im Erkennen des Einen ſeyn.

* * *

Es gibt ein Genie der Wahrheit, das inſtinctartig wirkt, und dem Urtheile weit vorauseilt. Gleich der Wünſchelruthe zeigt es mit Beſtimmtheit das edle Metall in der Tiefe an, das dann Logik und Dialectik mühſam zu Tage fördern mag. Keine weitgreifende Entdeckung iſt je durch methodiſches Nachdenken gemacht worden. Der Genius ergreift ſie, wie der Tiger ſeine Beute, im Sprung.

* * *

Das was die edlern Kräfte des Menſchen in beſtändiger Spannung erhält, ſind jene erhabenen Räthſel der Natur, die ſich hinter jeder Erſcheinung verſtecken, ihn wachend und ſchlafend verfolgen und um Erlöſung flehn. Aber nicht anders, wie in Arioſtos bezaubertem Schloſſe, wo

der Gegenstand des Verlangens bald hier bald da sich zeigt und flehende Hände ausstreckt, eilst Du rastlos auf und ab, und wenn Du alle die labyrinthischen Gänge der Metaphysik durchirrt hast, öffnet sich doch der Tempel nicht, in welchem Du die Geliebte zu finden und Dir zu vermählen hoffest.

Wer kann zweifeln, daß bei weitem die meisten Menschen den Purpur am Könige, und überhaupt an Jedem den Rock höher achten, als das vernünftige Wesen, das darinne steckt? So ist es auch mit dem Ceremonienwesen. Immerhin mag ein hoher Sinn darein gebannt seyn: gar wenige bekümmern sich um diesen Sinn; der größern Anzahl ist die Ceremonie selbst der letzte Zweck und Alles in Allem. So ist es an Höfen, so in der Kirche. Und es sind eben die, welche das Geheimniß

am beſten kennen ſollten, die mit ihrem Beyſpiel am meiſten vorangehn. Der Ceremonienmeiſter rollt ſein Faß gedankenlos und mit leerem Gepolter fort, und nur von denen, die am entfernteſten ſtehn, ahndet hier und da Einer in dem dumpfen Poltern den myſtiſchen Sinn.

* * *

Die empörende Erſcheinung der Feindſeligkeit, mit welcher ſich die chriſtlichen Secten einander am heiligen Grabe behandeln, ſo daß nur die Peitſchenhiebe der Janitſcharen Mord und Gewalt abwehren können, iſt über die ganze chriſtliche Erde verbreitet. Das Kreuz, das die Völker vereinigen ſollte, ſpaltet ſie, und ſie verfolgen und haſſen ſich um deſſentwillen, der zu ihnen ſprach: Liebet euch unter einander, das iſt das erſte Gebot. Und wiederum: Daran will ich euch erkennen, daß ihr meine Jünger ſeyd, wenn ihr Lie-

be zu einander habt. — Soll man nun daraus nichts abnehmen, als die Verkehrtheit der Menschen, oder wohl gar dem Christenthum aufbürden, was die Schuld seiner Bekenner ist? Schwerlich mit Recht. Sollte nicht vielmehr jener gegenseitigen Feindseligkeit die allgemeine Misbilligung des Willkührlichen zum Grunde liegen, das die wahre Religion überall mehr oder weniger verunstaltet hat? Dieses Willkührliche hasst Jeder in den Meinungen des Andern, während er es sich selbst durch einen sehr natürlichen Selbstbetrug verzeiht. Mit seinem Verschwinden würde der Friede zurückkehren. Es ist daher die erste Pflicht eines wahren und aufrichtigen Christen das rechte Christenthum aus den Banden der Willkühr zu retten und es auf das zurückzuführen, was sein göttlicher Urheber gelehrt und geboten hat.

Ohne Gott iſt die Erde ein Kothklumpen, die Staaten Nothſtälle für die unbändige Menſchheit, der Krieg eine ſchändliche Schlächterey, die Wiſſenſchaften ein kindiſcher Zeitverderb, die Poeſie ein abgeſchmacktes Spiel mit Sylben und die Liebe ein ſchmutziges Bedürfniß.

* * *

Die Religion vereiniget die Geſinnungen, die Theologie ſpaltet ſie, der Glaubenszwang feſſelt ſie. Die Religion gleicht der ſtillen und milden Opferflamme; die Theologie dem Blitze in der Nacht; der Glaubenszwang einer ſternloſen Winternacht. Die erſte erleuchtet und erwärmt; die andre verwirrt; der Glaubenszwang tödet.

Druckfehler.

S. 69. Z. 2. lies Wortdrechsler, statt Wortwechsler.

S. 141. Z. 10. nachleben, st. nach leben.

S. 162. Z. 16. wie ich schon, st. wie schon.

S. 198. Z. 3. schmäht, st. schwächt.

S. 226. Z. 4. niedern, st. niedrern.

S. 242. letzte Z. Eurer, st. Eure.

S. 290. Z. 9. söhnte, st. sehnte.

S. 16[illegible]. Z. 5. haben, st. hat.

S. 4[illegible]. Z. 1[illegible]. vorgenommen. Zwar — st. vorgenommen; zwar —

S. 4[illegible]. letzte Z. nach seinen ist Füssen ausgefallen.

Die

beyden Marien.

Eine Geſchichte.

Herausgegeben

von

Friedrich Jacobs.

Leipzig,

bey [illegible]

1795.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Zuschrift an Warner.

Du wirſt Dich wohl wundern, mein wackrer und unvergeßlicher Warner, daß ich Dir einen Brief durch den Setzer ſchreiben laſſe, ſtatt wie ſonſt mit meiner eignen Hand; und mich ſelbſt wundert es — wegen der Urſache. Der Poſthalter von Unterwöllingen nemlich, welcher die Zeitungen ex officio lieſt, was ich, wie Du weißt, ſeit dem Jahre vierzehn nicht mehr thue, ſagte mir neulich bey einem freundſchaftlichen Beſuche, das Briefweſen käme ihm ſeit einiger Zeit ganz bedenklich vor, und kein Menſch könnte wiſſen, ob ſeine freundſchaftlichen Mittheilungen an Ort und Stelle kämen, ohne von der ganzen Académie Française

der neun und dreyßig oder vierzig Glieder des deutschen Bundes gelesen zu werden. Ich lachte darüber, und meinte, die großen Herrn und ihre Gesandten hätten wohl mit der Wiedergeburt unsers Vaterlandes mehr zu thun, als daß sie sich die Augen an meiner unleserlichen Handschrift verderben sollten; und thäten sie es, so könnte es mich auch nicht viel kümmern, da ich es mit der ganzen Welt, und auch mit den Regierungen ehrlich meinte. Der Postmeister schüttelte den Kopf und erwiederte, er sähe wohl, ich verstände das nicht. Die großen Herrn setzten sich freylich nicht über meine Schmiererey, sondern ihre Schreiber, wo es denn auch mancher damit zu etwas Großem brächte. Hätte sich so ein diplomatischer déchiffreur einmal die Mühe gegeben, so wollte er es nicht umsonst gethan haben, sondern klaubte zweydeutige

Stellen auf, die oft auſſer dem Zuſammenhange gar gefährlich klängen (der beleſene Poſtmeiſter führte Beyſpiele an) und ſende ſie höhern Orts ein; woraus denn dem Briefſteller und ſeinen Freunden gar groſſer Verdruß, und wenn auch kein weſentlicher Schaden, doch Plackerey genug erwachſen könnte. Meine ſchlechte Handſchrift und meine durchaus unpolitiſche Offenherzigkeit wären dabey noch ganz beſonders bedenklich. Er riethe mir daher als Freund, meine Maasregeln zu nehmen, wenn er ſchon als Poſthalter durch den verminderten Briefwechſel einige Einbuße haben ſollte. — Dieſe wunderlichen Reden gaben mir, ſo unwahrſcheinlich ſie mir auch vorkamen, (der Mann iſt ſeit einiger Zeit in der That ganz ſchwermüthig und gelbſüchtig geworden) mancherley zu denken, und da ich niemanden in der Welt unnöthige Mühe, am

wenigſten aber Dir, alter Warner, und mir ſelbſt einen Verdruß zubereiten möchte, ſo hab' ich den Entſchluß gefaßt, das, was ich Dir eben zu ſchreiben hatte, in ſaubern Druck zuzuſenden. Dabey kann doch niemand — mein' ich — etwas Arges haben; und ſollte ja einem bey der deutſchen Preßfreyheit angeſtellten Cenſor etwas anſtößig und bedenklich ſcheinen — was ich doch nicht erwarte — ſo kann er es ja ausſtreichen, eh' es gedruckt wird, und wir haben dann beyde keine Händel darüber beym Bundestag. — Dieß iſt die Urſache. Und nun zur Sache ſelbſt.

Du erinnerſt Dich noch von unſern Univerſitätsjahren in Jena her des ſtattlichen Freyherrn von Ratikan, der in den Vorleſungen am Tiſche ſaß, und dafür doppelt bezahlte, während wir andern, für ein geringeres Geld auf den Bänken

vorlieb nahmen. Er kam meist in dem ersten Vierteljahr ganz ordentlich in das Collegium, dann blieb er einzelne Stunden weg, und am Ende des Halbjahrs ganz. Mir war es dann immer, als ob mir etwas fehlte; denn ich hatte nach meiner eignen Art eine unsägliche Freude an seiner herrlichen Gestalt, und stattete freygebig diese schöne Gabe mit allen nur denkbaren männlichen und menschlichen Tugenden aus. — Du nanntest dieß meine Bethörung, und warst ganz anderer Meinung: und es kränkte mich nicht wenig, wenn Du sagtest: Wie in der Silenus Maske des alten Socrates, nach Alcibiades Ausspruch, eine Dreieinigkeit von Grazien gewohnt, so stäcke in diesem Vaticanischen Apoll ein Dutzend Faunen, wenn nicht noch etwas Schlimmeres. — Eines Tages, als wir uns recht lebhaft über diesen Gegenstand gestritten hatten,

ſprangſt Du plötzlich mit hochrothem Geſichte von dem Kirchenvater auf, über den Du gebückt geſeſſen hatteſt, faßteſt mich bey den Schultern und ſagteſt: Jetzt hab' ich es! und las't mir dann aus dem Folianten die Behauptung vor, daß in jedem alten Götterbilde ein Satan geſteckt, der aus ihm geweiſſagt und Wunder gethan habe. — Ich ſah Dich damals groß an, und wußte nicht, was Du wollteſt; aber Du zeigteſt wieder auf die Stelle und ſagteſt: Das iſt ja eben, wie mit Deinem Apollo, Deinem Ratikan, der jetzt auch Wunder thut und die Menſchen äfft, und ſie wohl künftig noch mehr äffen wird, bis er wie Dagon von ſeinem hohen Fußgeſtell zur Erde ſtürzt. — Ich weiß nicht, woher Dir der prophetiſche Geiſt gekommen war; aber Deine Weiſſagungen waren, wie die der Caſſandra, wahrhaft und verſpottet.

Ich wenigſtens glaubte Dir durchaus nicht, und blieb verſtockt in meinem Götzendienſte, und forſchte darum auch ſpäterhin unabläßig nach dem Freyherrn, voll der Hofnung, Deine Weiſſagungen zu Schanden zu machen. Endlich ging mir der Glaube in die Hand, und nun kannſt Du hier in dem Buche von den beyden Marien leſen, wie es mit dem Satan ſeine vollkommene Richtigkeit gehabt, und Du ein beſſerer Geſichts- und Zeichendeuter geweſen, als der weltberühmte Zopyrus, der Lavater Griechenlands.

Nun wirſt Du aber auch wiſſen wollen, warum ich die Geſchichte aufgeſchrieben, und durch meinen Freund, den Buchmacher in Gotha habe in Druck geben laſſen. Nicht, wie mancher, der Dir beym Leſen dieſes Briefes über die Schultern ſieht, glauben möchte, um Dir bey der Welt mit Deiner prophetiſchen Gabe

Ruhm und Ansehn zu schaffen; denn das glaubst Du selbst nicht, und wäre auch allzu nichtig für alte Männer, wie wir sind; sondern aus einem andern Grunde, der Dir einleuchten wird. Ich muß aber etwas ausholen, damit er auch Andern einleuchtet.

Du weißt, wie ich schon seit Jahren die Geschichte der Länder und Völker zu betrachten pflege. Mein erster Lehrer, der etwas auf Geschichte hielt, und seinen Essig, Zopf und Hübner auswendig wußte, hatte mich tüchtig auf all das Nahmen- und Zahlen-Wesen eingeübt, und that sich nicht wenig darauf zu Gute, wenn ich die Nahmen aller römischen Kaiser, und alle Schlachten und Händel der Menschen, von jener ersten Brüderschlacht an den Pforten des Paradieses bis auf die bey Roßbach, ohne Einhülfe, aufzusagen wußte. Auch ich that mir

nicht wenig darauf zu Gute, und trieb das eitle Wesen Jahre lang mit Eifer fort. Da geschah es einmal, daß mir ein stattliches Silberstück einer Königin, Philistis genannt, in die Hände fiel: auf der einen Seite ihr wohlgestaltetes Bild, auf der andern ein Siegeswagen; Name und Titel daneben mit großer Schrift. Da sucht' ich nun in meinem Gedächtnisse nach dieser Königin, die doch etwas bedeutet haben mußte; und fand sie nicht. Ich schlug die alten Geschichtschreiber nach — und fand sie auch nicht. Endlich erfuhr ich von einem alten Münzforscher, daß ohne diese Entdeckung, die wohl tausende von Jahren im Schooße der Erde müßten geruht haben, der Name dieser Fürstin eben so unbekannt geblieben seyn würde, als es ihre Thaten, die Zeit ihres Lebens und der Schauplatz ihrer Macht wären. Ich konnte das lange nicht

aus dem Sinne bringen, und da ich bedachte, daß ja wohl derselbe Fall mit unzähligen Menschen möchte gewesen seyn, die sich auf ihr Daseyn nicht wenig eingebildet hatten, kam mir mein historisches Wissen fast kindisch vor, und es hätte wenig gefehlt, so hätte ich meine Geschichtschreiber verkauft und meine Hefte in's Feuer geworfen.

Besserer Rath kam mir damals recht eigentlich über Nacht. Mir träumte, ich stände vor einem unermeßlichen, wunderlichen Gebäude, das mit seinen Zinnen und Thürmen, seinen Vorsprüngen und Erkern bis in die Wolken ragte, und dessen Wände über und über mit hieroglyphischen Bildern bedeckt waren. Ich betrachtete Alles mit großer Aufmerksamkeit, und sah bekannte und unbekannte Gestalten über einander geschoben, und unter ihnen auch meine verschleyerte Philistis und ihren Sieges-

wagen; aber es waren der Reihen so viel, daß wenn ich die höchste erreicht zu haben glaubte, sich immer wieder neue darüber aufbauten, und so immer fort, daß mir fast die Gedanken vergingen. Ermüdet lehnte ich mich an eine der Pforten an; die Pforte öffnete sich, und ich stand unter einem unermeßlichen Gewölbe, von einem Meere dunkler Wolken umflossen, das sich nach der Seite des Tempels hin theilte, um einem Lichtstrome Raum zu geben, der aus dem innersten Heiligthume drang. Was ich da gesehn weiß ich nicht; aber ein wunderbares, unnennbares Gefühl von Staunen und Ehrfurcht warf mich zu Boden. Ich betete das Licht und seine Quelle an, und die Wolken gingen aus einander, und die reine Flamme umdrang die Mauern, und all die todten Bilder an ihnen belebten sich in wunderbarer Verklarheit, und

aus jedem gingen neue Strahlen aus, die ſich klingend, wie Aeolsharfen, nach dem Heiligthume ergoſſen; ſo daß der ganze Tempel zu einem harmoniſchen Lichtmeere ward. Da erwacht' ich in unbeſchreiblichem Entzücken. Und es war mir ſeit jener Nacht, als wäre mir der Weg gezeigt, auf dem ich das Gebiet der Geſchichte durchwandern müßte.

Seitdem fing ich an den Wegen Gottes unter den Menſchen nachzuſpüren. Was ich bisher allein beachtet hatte, waren die Begebenheiten, und die mechaniſchen Mittel, aus denen ſich die Begebenheiten entwickelt hatten. Das Wachſen und Abnehmen der Länder und Reiche im Krieg und Frieden, der erzwungene, oder erkaufte, oder erſchlichene Erwerb einer Provinz oder Stadt; all die Veränderungen, die das Sparrwerk der Staaten

betroffen

betroffen haben, dieſes und Aehnliches war der Gegenſtand meiner Aufmerkſamkeit geweſen, und wie mich mein Lehrer auf nichts anders gewieſen hatte, ſo hatte ich auch in meinen Büchern immer nur dieſe Anſicht wiederholt gefunden. Jetzt erſchien mir das klein und nichtig. Die Menſchen, die ich bisher als Maſchinen betrachtet hatte, die durch das Triebwerk der Klugheit nur nach irdiſchen Zielen hin bewegt werden, waren mir erſt jetzt zu freyen Weſen geworden, deren Thun — ſie mögen es nun wiſſen oder nicht — ein Ziel jenſeits der Wolken hat; ich ſah Gott unter ihnen wandeln, lenkend und warnend, ſegnend und ſtrafend, und einen richtenden Engel, der auf unbegreiflicher Wage die Thaten der Großen wie der Kleinen wiegt.

Da erkannt' ich, daß die Geſchichte eine Lehrerin der Gottesfurcht ſey

Die Augen dieſer Lehrerin können, bey dem endloſen Gewühle der irdiſchen Dinge, nur auf das gerichtet ſeyn, was über den Boden emporragt, auf hochbegabte Menſchen, auf die Träger der Macht und den Aufbau der Thronen. Von hier iſt auch dem Blicke der Weg zu Gott näher, da über dem Throne der Könige eben nichts ſteht, als Gottes Thron. Warum waren denn aber — wie eben die Geſchichte lehrt — die Augen der Hohen faſt immer, wie die der alten Götterbilder, nach unten hin gerichtet, wo ſie, wie durch ein umgekehrtes Teleſcop, nichts Großes, ſondern nur das Inſectenartige Gewimmel der Völker ſahen, die nach ihrem Gebot und Willen, erobernd und zerſtörend gen Oſten und Weſten zogen? Warum war ihnen meiſt der Anblick des kleinen Blumen Moſaiks zu ihren Füſſen ſo theuer — denn Alles was unten liegt,

erſcheint aus jener Höhe klein, und ſelbſt ein Schlachtfeld mit ſeinen Blutſeen wie eine Wieſe mit rothen Blumen geſchmückt — und warum waren ihnen oft kleine Menſchen ſo lieb? Wäre es denn ihrer nicht würdiger geweſen, ſich zu ſtärken durch den aufwärts gerichteten Blick, nicht blos nach einem Heiligenbilde hin, oder nach dem das Salvum fac regem betenden Prieſter, ſondern zu Gott ſelbſt? Hat nicht, wie alte Weiſen ſchön geſagt haben, die Natur den Menſchen aufgerichtet, damit er den Himmel, und Gott in dem Himmel betrachten möchte? aber in dem irdiſchen Treiben um Genuß und des Genuſſes Mittel verlohren, ſchaut er nur ſelten hinauf, wenn nicht eine groſſe Freude ſein Angeſicht aufrichtet, oder ein ſchmerzliches Weh ihn zwingt, Hülfe an der Quelle zu ſuchen. Aber ach das Gemüth

der Mächtigen, von Kindheit an auf die Daunen üppiger Bequemlichkeit gebettet, wird ſelten von den Schwingen einer begeiſternden Freude gehoben, und gegen die kleinen Dornen, die ihnen etwa das Leben unterſtreut, ſind ſo viele ſanfte Hände in Bereitſchaft, daß nicht viel in ihnen aufkommen kann, außer dem Grimm über die Störung ihrer göttlichen Ruhe. Darum aber eben, weil es ſo iſt, und kaum anders ſeyn kann, ſoll die Geſchichte auf den Stufen eines jeden Thrones ſtehn, und denen die darauf ſitzen, den aufrichtigen, nicht zu pfäffiſchem Truge geſchliffnen Spiegel vorhalten, in welchen eben das Licht von oben fällt, und in dieſem Lichte das Bild des ewigen Richters wiederſtrahlt. Ein Fürſtenſohn, den dieſe ſtille Lehrerin, die nur durch Bilder und Beyſpiele züchtigt, mit den Rieſengeſtalten der Vorwelt umgibt, jeder, nach ihrem

Verdienſt, den Heiligenſchein der Tugend, oder das Cains Zeichen der Verwerfung auf die Stirn drükend, und auf die Genien deutend, die Lichtſtrahlenden wie die dunkeln, die ſie zum Himmel oder zur Hölle geführt haben — ein ſolcher wird vielleicht nicht ſicher ſeyn vor Fehltritten, aber vor Erniedrigung, nicht vor Sünden, aber vor Gemeinheit. Und wenn ſie ihn hinwiederum vor die Trümmern umgeſtürzter Throne und Reiche ſtellt, und auf die Dämonen deutet, die bey dem Umſturz geſchäftig geweſen, die Ungerechtigkeit, die Verachtung der Menſchen, den Leichtmuth, die Habſucht, die Grauſamkeit — iſt da nicht zu hoffen, daß wenn der Knabe zum Manne geworden, er ſich mit großen und würdigen Gedanken wie mit einer unſterblichen Kriegswaar, und mit einer heiligen Rache wahrhaft großer

Menſchen umgeben, und ſo das Gewürm von ſich bannen wird, das die Fugen der feſteſten Throne zernagt, bis ſie zuſammenbrechen?

Die Großen hätten alſo ihre Lehrerin, die unerbittlichſte und mildeſte, vor der zu zittern auch dem Mächtigſten nicht ſchimpflich iſt, ſondern ehrenvoll. Die Kleinen aber nimmt meiſt das Schickſal am beſten in die Lehre, und wenn einer allzukeck einherſchreitet, als ob Gott die Welt nur für ihn geſchaffen hätte, wirft ihn meiſt die Noth mit unſanfter Hand auf die Knie nieder. Doch reicht dieſe Schule nicht immer hin, und was die Schrift von den Narren ſagt, iſt auch von den Sündern wahr. Wie die Natur mit ihren Wundern und ihrer Herrlichkeit nur dem predigt, zu dem er ſchon im Herzen ſpricht, ſo erkennt auch nur der die Warnungen und Strafen des Höchſten

in der Menſchen Ihun und Leben, der den Glauben an eine warnende und ſtrafende Gottheit ſchon hat. Dieſer Glaube aber, der in der Bruſt eines jeden Menſchen ſchlummert, kann geweckt werden; und wer ihn hat, ſoll nicht ſäumen, ihn auch in Andern lebendig zu machen. Kein menſchliches Leben iſt ohne belehrende Beyſpiele, die dazu führen können; nur iſt es bedenklich, ſie in dem Leben Anderer aufzuſuchen, wo uns ſo oft der Zuſammenhang fehlt, und das Urtheil oft beſtochen und trügeriſch iſt. Daher Jedem zu rathen iſt, zuerſt bey ſich ſelbſt aufzumerken und in ſeinem eignen Leben. Dein eigenes Herz kennſt du, und fühlſt ſein unruhiges Schlagen, wenn das Gewiſſen dich anklagt; du kennſt auch ſeine geheimen Triebfeder, und nach welchem Ziele du deine Schritte lenkteſt, als dir Gott auf dieſe oder jene

Weiſe durch das, was man Zufall nennt, und doch nichts weniger als Zufall iſt, entgegentrat, und den Eilenden aufhielt. — Weſſen Blicke einmal hierauf gerichtet ſind, der weiß wohl, wie oft er Gott zu danken hat, für ein Hinderniß, das ſich einem ſündlichen Vorhaben in den Weg legte, für eine Demüthigung, die eben zur rechten Zeit dem frevelnden Uebermuth in die Zügel fiel; für irgend ein Unglück, das den empörten Willen unter das Geſetz beugte, und ihn noch am Rande des Abgrundes umzukehren zwang. Auch das weiß wohl mancher, wie ihm das trotzige Verachten ſolcher Warnungen ausgeſchlagen, wie dann Sünde ſich an Sünde gereiht, und endlich Thaten herbeygeführt worden, die er nun umſonſt mit herber Reue büßt. Läge das Leben anderer Menſchen ſo klar und ausgebreitet vor uns, wie das eigene, wie

viel könnten wir da für die Gottesfurcht lernen! Aber dieses klare Aufschauen eines fremden Lebens iſt uns ſelten gegönnt, und hier nach einzelnen und abgeriſſenen Zeilen, die uns etwa zu entziffern verſtattet iſt, das Mangelnde erahnen, Thaten, Vorſätze und Schickſale verbinden, und die Gerichte Gottes durchſchauen wollen, iſt, wenige Fälle ausgenommen, liebloſe Vermeſſenheit.

Da wär' es denn nun freylich am beſten, wenn jeder Menſch, der an Gottes Wirken unter den Menſchen glaubt, das Gewebe ſeiner eignen Geſchichte in Konfeſſionen oder Auguſtiniſchen Bekenntniſſen aufrollte, und ein Merkzeichen vor alle die Fälle ſetzte, wo ihm die ewige Liebe warnend oder beſtrafend entgegengekommen; denn auch der ſtrafende Vater ruft zu Ihr und

liebt. Aber ſo ein aufrichtiges Bekennen vor der Welt geht unter tauſend Fällen kaum Einmal, und ſchon darum nicht an, weil die offen hingeſtellte Demuth meiſt wie Hochmuth ausſieht. Ich ſelbſt wüßte aus meinem Leben manches anzuführen, was meiner Lehre zur Beſtätigung dienen würde, und was ich Dir, treuer Warner, | unter vier Augen ohne Scheu mittheilte; käme aber ein Dritter hinzu, ſo wäre mir der Mund verſchloſſen. Und gar ein ganzes Publicum, das eingeladen in den Beichtſtuhl träte! — Da es mir aber doch ſo ſehr am Herzen liegt, nach meinen Kräften einen Glauben zu nähren, der eine ſo kräftige Stütze der Gottesfurcht iſt, und da Beyſpiele beſſer unterweiſen als Lehren, ſo dacht' ich neulich in einer ſchlafloſen Nacht an die Geſchichte des Freyherrn, und ſagte mir, ſie

könnte wohl nützen, wenn die Welt sie so kennte als ich. Und da der Gedanke immer lebendiger in mir wurde, so konnt' ich es am Ende nicht lassen, sondern schrieb. Unternehmen durft' ich es schon, ohne Furcht, dem armen Toten Nesseln auf das Grab zu pflanzen, die er nicht gesät hatte: ja, ich habe überall, da wo die Wage zweifelnd zwischen Gutem und Bösem inne stand, aus billiger Menschenliebe, und — warum sollt' ich es Dir nicht gestehn? — aus alter Vorliebe für meinen Apollo, die Zunge nach der guten Seite hin ausschlagen lassen. Mein Gewissen ist hierüber vollkommen in Ruhe, und Du, der dem schönen Verführer früher als ich durch die verrätherischen Augen in das Herz gesehn hast, wirst mir sicher nicht verwerfen, den Pinsel zu tief in den schwarzen Trost ge-

tauchte zu haben. Seines Gleichen wandeln Viele auf der Erde — und auch darum iſt ſeine Geſchichte belehrend. In der Blüthe ihrer Jugend, ſo lange der friſch aufſchießende Strahl der phyſiſchen Lebenskraft noch mit einem Wahne von ſittlicher Erhebung täuſcht, halten ſie ſich gar nicht für ſchlimm, und nehmen ihre Selbſtſucht für das natürliche Gefühl ihrer Perſönlichkeit und aufrichtige Selbſtſchätzung. Dieſer tückiſche Dämon, der ſich, wenn er nicht bey Zeiten gebannt wird, immer rieſenmäßiger aufbläht, und eine Tugend nach der andern verdrängt, reißt ſeine Opfer von Stufe zu Stufe hinab, immer raſcher, immer gewaltthätiger, und ohne auf die Unſchuldigen zu achten, die der wirbelnde Sturz mit ergreift und hinabreißt. Steht er nun endlich der in ſich ſelbſt Bethörte, von

seinem Führer verlassen und verlobt, und von keinem schmeichelnden Weibe weich gewiegt, einsam in dem qualmenden Dampfe, die Opfer, die er seinem Gotte brachte, um ihn her, da sind sich die Reue neben ihn, zieht eine giftige Natter nach der andern aus ihrem Haar, und wirft sie ihm an die matt klopfende Brust. Die Zeit, welche alle Wunden heilt, hält nur die Wunden des Gewissens offen, und reißt, wenn die Vergessenheit eine Narbe darüber decken will, die Narbe mit unerbittlicher Härte auf. Für diese Schmerzen hat sie in ihrem Kelche kein Nepenthe, sondern nur Wermuth, der mit den Jahren immer bittrer, wie die Pest immer stechender wird. Einem solchen hilft es nichts, wenn alle Herrlichkeiten der Natur und Kunst um ihn her aufgebaut sind, und jede Lust in ihrem schönsten

Schmucke zu ihm berufen wird; denn wie Jener beym königlichen Mahle immer nach dem Schwerde sehen mußte, das über seinem Haupte hing, so muß dieser immer in sich hinein schauen, in die rothe klaffende Wunde, die sich durch jeden Herzensschlag erweitert. Wenigen wird sein innerer Jammer kund, und auch das schärft und mehrt ihn, daß er ihn niemanden ausklagen kann, als etwa unmittelbar vor dem Einsteigen zur letzten Reise in den Sarg, der endlich Alles enthüllt und Alles zudeckt; wo auch ein Philipp sich nicht scheute, den von gräßlichen Geschwüren zernagten Leib vor den Augen des erblassenden Nachfolgers aufzudecken mit den Worten: Sieh, wie Sünder und Könige sterben!

Solche Beyspiele soll, wer sie kennt, nicht untergehn lassen. Wenn sie auch nur an

Ein Herz mit heilsamen Schrecken schlagen, und seine fieberhaften Sprünge hemmen! Wenn sie auch nur Eine Unschuld retten vor der wilden Begier! Stände all der Jammer, welcher der Sünde folgt, und die lange Reihe der Unthaten, welche die Erste Polyperectia erzeugt, an den Pforten der Lust, wo wäre ein Mensch Teufels genug, um diese Pforten zu öffnen? — Ich hatt' es ja nicht so schlimm gemeint! sagt dann Einer zu spät. — Was hilft dein Meinen? Hier entscheidet die That.

So viel also, liebster Mann, über die Veranlassung meiner Antwort. Nimm das Buch freundlich auf, und wenn deine blühenden Enkelinnen es lesen, so schildre ihnen auch deiner Seite die arme Marie Wert, der Wahrheit gemäß, und wie ich in dem Buche

gethan. Es wird ſie freuen, auch aus Deinem Munde zu hören, daß ſich Alles ſo begeben hat, wie es hier geſchrieben ſteht. Und nun Gott befohlen.

Mainau, im Chriſtmonat.

Sebaſtian.

Erstes Buch.

In dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts lebte zu Jena ein zünftiger Maler in einem kleinen Hause der Johannisvorstadt, das er mit einer Hand von Außen grün und weiß, innen zu aber bis auf den Boden hinauf mit allerhand Figuren angestrichen hatte. Er war von seinem Lehrherrn in Landschaft- und Prospect-Malen unterwiesen worden, und bewahrte auch Einiges dieser Art zum Andenken an seine Lehrjahre in der Rumpelkammer auf, die eigentlich seine Rumpelkammer war: aber da dergleichen Waare in dieser kunstarmen Zeit nur wenig gesucht wird, so beschränkte er sein Talent auf das Anstreichen von Häusern und Zimmern, wobey er sich mit Lessing's bekanntem Spruche tröstete, „daß die Kunst nach Brod

gehe.“ Dieß war nun bey ihm faſt im wörtlichſten Sinne ſo; denn mit allem guten Willen konnte er es doch ſelten viel weiter als bis zum Brode bringen. Ganz ohne Schuld war er dabey freilich nicht. Was ihm zufällig einkam — es war niemals ſehr viel — legte er immer erſt auf das Entbehrlichſte, und dann auf das Nothwendigſte an. Er hatte nemlich eine ausſchweifende Liebe zu Singvögeln, die zum Theil frey in der Stube umherflogen, zum Theil in Käfichen ihre Nahrung mit Singen und Waſſerziehn verdienten. Er war unermüdlich ſie zu unterrichten, und machte ſich dabey weiß, er thäte es, um dieſe Wildfänge, wenn er ſie gehörig civiliſirt und zu Virtuoſen gebildet hätte, an Liebhaber abzulaſſen. „Wenn mir der Dompfaffe einſchlägt, ſagte er dann immer im Anfange der Lehrzeit, wie es alles Anſehn hat, ſo kann er mir ein ſchönes Geld einbringen.“ Aber wenn er nun eingeſchlagen und ein Meiſter geworden war, konnte

er, ſich nie überwinden, einen ſo wohlgerathenen Zögling für ſchnödes Gold von ſich zu thun. Man konnte ihm die blanken Goldſtücke in der offnen Hand hinzeigen — er drückte die Augen zu und ſagte: „Den nicht, lieber Herr! An dem hängt mein Herz. Ich könnte eben ſo gut mein Kind verkaufen. Aber bey dem Nächſten, den ich erziehe, kann Rath dazu werden.“ — Bey dem Nächſten aber war es wieder eben ſo, und ſo war er endlich von einer Capelle umgeben, die für ſeinen Hofſtaat viel zu groß war, und ihm das ſauer verdiente Brod ſo zu ſagen aus dem Munde nahm. — Nicht geringere Liebe aber trug er zu einem Pudel, welcher das häßlichſte, aber zugleich auch das treuſte und gelehrigſte Thier von der Welt war. Nie ging er ſeinem Herrn von der Seite, und dieſer brachte ihm in müßigen Stunden — er hatte deren viele — alle nur denkbaren Künſte bey, die ein Pudel lernen kann. Die Kunſtfertigkeit des Thiers und

der Eifer, mit dem er das Erlernte in Ausübung brachte, hatte ihm auf der Universität einen Nahmen gemacht, so daß kein Hund so oft genannt und so aufrichtig bewundert wurde, als der Pudel von Meister Werl. Oft wurde er um den Hund angegangen, und er erzählte gern, wie ein russischer Graf so erpicht auf ihn gewesen, daß er ihm erst 15, dann 20, endlich 30 Friedrichsdor für das Thier geboten habe. „Ich hätte sie schon brauchen können, setzte er dann lächelnd hinzu; aber hätte ich meinen Bello auch missen können, er hätte mich nimmermehr verlassen.“ Dann fragte er den Hund seine Meinung ab, und dieser, kein Aug von seinem Herrn verwendend, schüttelte mit dem Kopfe, und drückte sich so fest an seine Knie, als ob er ihm seine treue Liebe und die Bewahrung vor dem gräflichen Joche danken wollte.

Diese Hausgenossenschaft wurde im Frühling des Jahrs 17.. mit einem Gegenstande

vermehrt, der bey dem academiſchen Publicum die Andern in Vergeſſenheit, den armen Wirt aber, durch eine unglückliche Verkettung der Umſtände, um alle Freuden ſeines harmloſen Lebens, ja endlich um das Leben ſelbſt brachte. Dieſer Gegenſtand war ſeine Tochter und ſein einziges Kind. Als ſeine Frau ihm ſtarb — ſie war die Tochter ſeines Meiſters geweſen und er hatte das Häuschen mit ihr erheirathet — nahm eine Pfarrwittwe, die das Kind aus der Taufe gehoben hatte, die Waiſe zu ſich. „Das Mädchen iſt noch zu klein, um ſeinem Vater etwas zu helfen, ſagte ſie, und Er kann es bey ſeiner Handthierung nicht erziehn. Und wenn es ſo hübſch wird, wie es zu werden verſpricht, und wie ſeine Mutter war — was iſt es da nütz auf der Univerſität.“ Dieſe Gründe leuchteten dem betrübten Vater ein, und ob er gleich mit ganzer Seele an dem Kinde hing, gab er es doch der frommen Pathe hin, die ihm eine zweyte Mutter zu werden

verſprach. Aber meiſt alle Sonntage lief er hinaus — das Wetter kümmerte ihn nicht — und da er es gewöhnlich ſo einrichtete, daß er mit dem Ausläuten ankam, ging er immer erſt in die Kirche, und ſtellte ſich da in einen Winkel, von wo aus er den Pfarrſtand und Marien in den Augen hatte. Die verwendete er auch nicht von dem Kinde, und wie es ſo heran wuchs, kam es ihm vor — auch Andern mit ihm — als wenn es alle Tage ſchöner und lieblicher würde. Auch das erfreute ihn ſehr, daß ſie ſo fromm und züchtig da ſaß, und auf nichts Gedanken zu haben ſchien, als auf den Gottesdienſt. „Was gilt's, dachte er dann, die wird einmal eine ehrbare Pfarrfrau.“ — Wenn nun die Kirche vorbey war, und die Gemeinde allmählig das Gotteshaus verließ, gab er ſeinem Felle ein Zeichen, daß er ſich zwiſchen den Stühlen zu ſeiner Marie hindrückte, und ihr die Anweſenheit des Vaters verkündigte. Dieſer wartete nun ſchon an der Kirchthür,

und wenn seine Tochter heraus auf den Kirchhof trat, so war es immer ein Fest und eine Freude, als ob sie einander wer weiß wie lange nicht gesehen hätten. Wenn er dann einige Stunden bey der Pfarrwittwe zugebracht hatte, und das Capitel von Mariens Tugenden erschöpft war, kehrte er seelenvergnügt nach Hause zurück, und vertiefte sich bisweilen so in die Erinnerung an sein Kind, daß er nicht einmal auf die Sprünge achtete, mit denen Bello seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehn bemüht war.

So hatte Marie unter der Obhut ihrer Pathe das funfzehnte Jahr zurückgelegt, als die gute Frau plötzlich von der Welt abgerufen wurde. Sie hatte dem geliebten Pflegekind ihre Habe zugedacht; da sie aber versäumt hatte, ihren letzten Willen vor Zeugen und Notar kund zu geben — denn was sie Andern darüber sagte, und ein Blatt, worauf sie ihre Meynung niedergeschrieben hatte, war bey der Justiz so viel

als nichts — ſo kam Alles an weitläuftige Verwandte, die es, nach vielem Streit und Hader, unter ſich und mit den Gerichten theilten. Marien blieb nichts übrig, als ihre einfachen Kleidungsſtücke und die Rückkehr zu ihrem Vater.

Bey dem ging nun gerade die Arbeit beſonders gut. Da die Univerſität durch einige tüchtige und berühmte Lehrer zu einem ungewöhnlichen Flore gelangte, und von allen Gegenden reiche und vornehme Studenten nach Jena zogen, ließen viele Bürger, woran ſie lange nicht gedacht hatten, ihre Wohnungen ſtattlicher einrichten, Thüren und Gelender anſtreichen, und die weißgetünchten Zimmer mit Tapeten ſchmücken. Meiſter Werl hatte vollauf zu thun. Da er nun mehr einnahm, als je zuvor, und ſah, daß ſeine Tochter über ihre Jahre klug und verſtändig war, machte er ſie ohne Bedenken zu ſeinem Schaßmeiſter, und überließ ihr die ganze Sorge für ſein Haus. In kurzem hatte ſie Alles

beſſer eingerichtet, das Fehlende angeſchafft, die alte Unordnung verbannt, ſo daß ihr Vater, der ſich jetzt beſſer gepflegt ſah — ſeiner Wald-Capelle wurde auch nichts entzogen — gar nicht müde werden konnte, den Segen zu rühmen, den ihm ſeine Tochter in das Haus gebracht habe.

Das Alles wäre nun gut und erfreulich geweſen, hätte nur das ſchöne Mädchen den neugierigen Blicken der ſinnenden Jugend verborgen bleiben können. Aber wie wäre das möglich geweſen? Ausgehn mußte ſie wenigſtens zweymal in der Woche wegen der Wirthſchaft, und aus der Kirche konnte ſie Sonntags auch nicht wegbleiben. Ging ſie nun mit ihrem Körbchen am Arm die Straße hinab mit niedergeſchlagenen Augen, weder Rechts noch Links um ſich ſchauend, da blieben die Jünglinge ſtehn, und konnten ſich nicht ſatt ſehn an dem zarten und hehren Wuchſe des Mädchens, an ihrem ſittſamen und leiſen Gang, an der edeln und ſittſamen

Haltung. Eh man noch wußte, wer ſie war, ſprach Jedermann von ihr. Das blonde Haar, das unter ihrem netten Häubchen hervorquoll, das zierliche Oval ihres Köpfchens, die Lilienweiße ihrer Haut mit Roſenblute gefärbt — Alles wurde einzeln gerühmt, bewundert, angeſtaunt. Ueber die Farbe ihrer Augen war Streit. Keiner hatte ſie in der Nähe geſehn, und die langen ſchwarzen Wimper, die ſie beſchatteten, täuſchten das Urtheil. Den Einen ſchienen ſie blau, den Andern ſchwarz. Man ſtritt, man wettete, man ereiferte ſich; aber Niemand war, der den Streit hätte ſchlichten können.

Während nun die ganze lernbegierige Jugend der Univerſität, theils durch den Anblick der Unbekannten, theils von Hörenſagen, wie bezaubert war, kam Aekan, ein ſächſiſcher Edelmann, von einer Luſtreiſe zurück, und das Erſte, wovon er in dem Cirkel ſeiner Freunde und Bekannten hörte, waren eben die Preis- und Triumph-Lieder auf

das ſchöne Kind, das man nur mit dem Nahmen des unbekannten Engels zu bezeichnen pflegte. Er allein war ungläubig und verlachte die Thorheit der Andern, die, meinte er, nach beliebter Gewohnheit alles neue unmäßig übertrieben, und ſich dann in ihre eigenen Uebertreibungen vernarrten. Dieſer Spott reizte die Begeiſterten. Mit noch größerer Heftigkeit wurde nun die Unbekannte geprieſen, und weit über jede bemals blühende Schönheit der Stadt und Gegend erhoben; ja, einige gingen ſo weit, mit den kräftigſten Schwüren zu betheuern, daß man kein Menſch, ſondern eine Beſtie, keine Beſtie, ſondern ein Klotz ſeyn müßte, um dieſen Engel zu ſehn, und nicht im Herzen anbetend vor ihm niederzufallen.

Man wird leicht glauben, daß dieſe Uebertreibungen nicht geeignet waren, den Zweifel niederzuſchlagen. Aslan würdigte ſie keiner ernſthaften Antwort, ſondern, indem er mit den Fingern der rechten Hand durch die

braunen Locken fuhr, und mit der Linken das Halstuch in die Höhe zog, sagte er, mit zurückgeschlagenem Haupte einen Blick in den Spiegel werfend, „Seh ich etwa einem Klotz, oder einer Bestie ähnlich? und was gilt's, ich nehm' es auf mich, Euer Meerwunder anzuschaun, ohne zu blinzeln, und mich den Blicken dieses Basilisken Preis zu geben, ohne davon zu sterben."

Der Lerm wurde nun immer ärger. Man kam überein — es war gerad Sonnabend — am folgenden Morgen die Kirchen zu durchmustern; denn daß sie in einer Kirche zu finden seyn würde, daran zweifelte niemand. — Dann wollen wir sehn! riefen beym Abschiede noch die Preisenden dem Verneinenden zu. — Nun wir wollen sehn! antwortete Asklan, und kehrte, an dem Arme eines Freundes, lachend und der überspannten Thoren spottend, nach Hause zurück.

Aber — sonderbar genug — so unbefangen, wie er scheinen wollte, war er doch

nicht mehr. Der Enthuſiasmus ſteckt an, und die lodernde Begeiſterung, mit der ſeine Freunde von dem unbekannten Engel geſprochen hatten, hatte Etwas in ihm zurückgelaſſen, das mehr als Neugier war. Unruhig ging er im Zimmer auf und ab, und ſo lächerlich ihm dieſe Unruhe ſchien — er konnte ſie nicht weglachen. Es kam ihm ſo lang vor bis zum folgenden Morgen; es ſchien ihm ſo ungewiß, ob er da das Original des anmuthigen Bildes finden werde, das die Magie begeiſterter Worte in ſeine Seele geworfen hatte. Und je mehr er dieſe Gedanken hin und her warf, je länger er beym auf und ablaufen mit ſich beſprach, deſto mehr feſtete ſich bey ihm die Ueberzeugung feſt, er könne ohne den Engel nicht leben — der Engel müſſe ſein werden, was es auch koſten möge.

Es war nun freylich nicht das Erſtemal, daß ſolche Ueberzeugungen in Roland Herzen Wurzel geſchlagen, und dann andern und

wieder andern gewichen waren; und zum Unglück für ihn und Andere war die Quelle dieser Ueberzeugungen nicht sowohl die allzugroße Empfänglichkeit seines Herzens, oder ein reges Bedürfniß zu lieben, sondern die unersättliche Eitelkeit, die immer mit sich beschäftigt, auch Andre in den Kreis dieser Beschäftigung ziehen wollte. Ein schönes Weib galt ihm für einen Spiegel, aus dem ihm sein eigenes Ich mit dem Heiligenscheine ihrer Liebe umglänzt erschien; und diese Erscheinungen waren der Stoff, mit denen er seine Selbstliebe nährte. Noch zu jung, um sich selbst zu kennen, täuschte er sich mit dem Wahne ungewöhnlicher Leidenschaftlichkeit, in der er eine Quelle unsäglicher und unbeschreiblicher Schmerzen beklagte. Denn die kleinen Leiden, die ihm die Liebe verursachen mochte, schlug er unglaublich hoch an; die größern, welche er verursachte, machten ihm keinen Kummer. Er war mit dieser Selbstliebe auf dem besten Wege zum Egoismus.

Die

Die Unruhe, mit der er ſich jetzt zu Bette legte, und die auch am andern Morgen ziemlich früh mit ihm wieder erwachte, war aus keiner andern Quelle entſprungen. Es war ihm lieb, daß es endlich Tag geworden; da aber noch einige Stunden hin waren, ehe er die Ankunft der Freunde erwarten durfte, die den unbekannten Engel mit ihm in den Kirchen aufſuchen wollten, und durchaus kein Zeitvertreib anſchlug, nahm er den Hut und lief in der Morgenkühlung um die Stadt herum. „Wer weiß, dachte er, ob ſie mir nicht gar begegnet! Lieber wäre mir das auf alle Fälle, als ihr mit den andern Gaffern in den Kirchen nachzuſpüren.“

Sein Wunſch betrog ihn nicht. Als er die Runde zum drittenmale machte, und ſchon nichts mehr erwartete, und ſich ſelbſt einen Narren ſchalt, öffnete ſich leiſe die Thür des kleinen grün und weißen Hauſes, das den ehrlichen Werl mit ſeiner Capella und ſeinem Bello barg. Ein weiblicher Fuß trat

auf die Schwelle, und jetzt ſtand in der Oeffnung der Thüre, wie in einer Blende, eine ſchlanke, zarte Geſtalt von ſo unbeſchreiblicher Lieblichkeit, daß ſie mehr einer Heiligen des Paradieſes, als einem ſterblichen Weibe glich. Als ſie heraus auf die Straße trat, und die Thür hinter ſich zuzog, ſuchten ihre Blicke den Himmel. Sie ſchien ſich des heitern blauen Morgens zu freun; lächelnd und unbefangen ſchaute ſie umher; denn, den unruhigen Askan ausgenommen, genoß Alles noch den ſchönen Morgen in behaglichem Schlaf. Aber jener Eine erblickte die wunderſame Erſcheinung, ſelbſt ungeſehn. Er war betroffen, faſt beſtürzt. So hatte er ſie nicht gedacht. Zwar konnte er nicht zweifeln, daß dieſes eben die Unbekannte ſey, nach der er forſchte; aber alle Beſchreibungen, alle Dithyramben ſeiner Freunde ſchienen ihm jetzt allzu wenig zu ſeyn. Er ſtand ohne Bewegung, um ſie ſo recht in's Aug zu faſſen; nichts ſollte ſeine Nähe verrathen,

oder ſie ſtören. Sie trat auf die Straße, kehrte aber noch einmal um, und rief mit einer Stimme, ſo rein und mild wie Harmonika-Töne, durch die halbgeöffnete Thür in das Haus: Nein, Vater, verlaßt Euch darauf, ich vergeſſe nichts.

Meiſter Wirl war nemlich in der Nacht nicht recht wohl geworden, und bedurfte einer Arznei; auch war ihm das Futter für einige ſeiner Capelliſten ausgegangen. Das ſollte nun Marie zuſammen einkaufen, und er rief ihr eben die verſchiedenen Sorten noch Einmal nach. „Ich vergeſſe gewiß nichts,“ ſagte ſie noch Einmal, zog dann die Thür nach ſich zu, und ging nach der Stadt. Aſkan ſah ihr, noch immer unbeweglich, nach; aber als ſie durch das Thor verſchwand, hielt er ſich nicht länger, ſondern eilte ihr nach, und ſtand, eh' er noch recht wußte, wie ihm geſchehn war, mit dem Mädchen in demſelben Kram, vor demſelben Tiſch, und forderte, er wußte ſelbſt nicht was, und dann wieder

etwas und noch etwas, und immer hoffte er, die Blicke des Mädchens ſollten auf ihn fallen, und er wollte ihr dann eine Rede abgewinnen. Aber Mariens geſenkte Augen erhoben ſich nicht auf ihn; in ihr Geſchäft vertieft, achtete ſie nicht auf das, was neben ihr geſchah, und als der Baron eben noch Etwas forderte, das aus einem entfernten Winkel herbeygeholt werden mußte, ſchlüpfte ſie zur Thür hinaus, und war ſchon wieder zu Hauſe angelangt, als Aſkan noch vor der Auslage des Krämers ſtand, und den Platz, den Marie berührt hatte, mit ſeinen Augen feſt hielt. Als er ſie nicht mehr auf der Straße ſah, kehrte er nach Hauſe zurück, um ſich an der Erinnerung zu ergötzen, und für das Weitere Plane zu machen. Das glückliche Zuſammentreffen war ihm eine gute Vorbedeutung des fernern Gelingens, und ſo ſpielte er jetzt das Thema des vorigen Abends, „daß der Engel ſein werden müßte" ſeinem Herzen mit unendlichen Variationen froher Hoffnungen vor.

Mit der beabſichtigten Kirchenviſitation war es für heute nichts. So in dem erſten Aufſieden der neuen Liebe, wo er noch ſelbſt daran glaubte, wär' es ihm unmöglich geweſen, mit den ſchwärmenden Freunden zugleich die Holde zu begrüßen. Er ſchloß alſo ſein Zimmer ab, und da die Freunde kamen, ihn abzuholen, that er, als wär' er nicht zu Hauſe. Die ſtreiften denn nun ohne ihn von Kirche zu Kirche, und hatten auch nicht mehr davon. Denn Marie ſaß an dem Kopfkiſſen ihres Vaters, und las ihm mit ihrer melodiſchen Stimme, die durch das fromme Herz noch ſchöner wurde, eine erbauliche Predigt vor.

Askan ſann unterdeſſen auf Mittel, Bekanntſchaft mit dem Engel zu machen, der ihm jetzt nicht mehr unbekannt war. Da er nun wußte, daß ſie dem alten Maler angehöre, deſſen Weſen und Thun ihm von Hörenſagen vollkommen bekannt war, ſo dünkte ihm die Sache nicht ſchwierig zu ſeyn.

Er durfte ſich ja nur ſtellen, als ob er einen Dompfaffen oder Finken aus Werls Schule kaufen wollte! War ſo die erſte Bekanntſchaft gemacht und ein Faden angeknüpft, ſo war ihm wegen des Uebrigen nicht bang, und in Rückſicht auf dieſes Uebrige ging ſeine Phantaſie weit. Lange zu zögern liebte er nicht. Er beſchloß alſo noch an demſelben Tage den erſten Schritt zu verſuchen, und ſich dem unvergleichlichen Weſen zu nähern, von deſſen Liebe er ſich für dieſe letzten Monate ſeines academiſchen Lebens einen Himmel voll Seligkeit verſprach.

Mit dieſen Gedanken machte er ſich gegen Abend auf den Weg. Immer mehr und immer heftiger klopfte ſein Herz, je näher er dem kleinen bunten Hauſe kam, das ein blühender Kirſchbaum, der unter den Fenſtern hin ſeine weißen und grünen Kränze aufgehängt hatte, noch bunter machte. Ein Fenſter ſtand offen; er lauſchte, ob er nicht Mariens Stimme vernähme; aber nur Meiſter Werl

war zu hören, der aus dem Bette seinen aufmerksamen Schülern Unterricht gab. In dem Augenblick, wo sich Askan der Hausthüre näherte, reichte eine kleine weiße Hand zu dem Fenster heraus, um einen davor hängenden Käfich hereinzunehmen; und schon hatte sie ihn von dem Nagel abgehoben, als ach! das Thürchen aufsprang, und der Insasse des Käfichs herausburrte. Jetzt kam auch Mariens Köpfchen zum Vorschein. Den Käfich noch in der Hand haltend, sah sie den Flüchtling zwischen den Zweigen des Kirschbaums hinabgleiten, fuhr dann schnell wieder zurück, und sprang leichten Fußes die Treppe hinab, nach der Hausthür zu, als ihr Askan, den zitternden Vogel in den hohlen Händen haltend, entgegentrat. „Dieser Flüchtling, redete er sie an, hat es auf sich genommen, mich bey Ihnen einzuführen. Ich werde ihm tausend Dank schuldig seyn, wenn Sie seine Fürsprache annehmen wollen.“ Ueberrascht und fast erschreckt beantwortete

Marie die artige Anrede mit einer leichten Verbeugung, nicht ohne Erröthen; aber als ſie die Geſtalt des Sprechenden in die Augen faßte, und denſelben jungen Mann erkannte, der ſich am Morgen neben ihr in dem Laden des Krämers zu ſchaffen gemacht hatte, erröthete ſie noch mehr, und eilte die Stiegen wieder hinauf, ohne den entflohenen Vogel aus Askans Händen zurückgenommen zu haben. Dieſer eilte ihr nach, und beyde traten faſt zugleich in die Stube, wo Werl im Bette lag und auf die fremde Stimme horchte, die er im Vorhaus vernommen hatte.

In der Gegenwart des Vaters bekam das ſchüchterne Kind wieder Muth. Sie erzählte ihm lächelnd, was eben geſchehn war, und indem ſie erzählte, ließ Askan den Finken in den hingehaltenen Käfich ſchlüpfen. Seine Hand berührte dabey, nicht ohne Abſicht, die ihrige; und zugleich begegneten ſich ihre Blicke, und Marie erröthete, ohne zu wiſſen

warum, von neuem, und ſenkte die Augen: aber auch geſenkt, leuchtete ihr tiefes, dunkles Blau, wie ein Azur des Himmels, durch das Netz ihrer langen ſeidnen Wimper hervor.

Der Vogel war nun wieder in dem Käfich, und der Käfich an ſeiner Stelle, und der ehrliche Werl wußte ſeines Dankes kein Ende. So ein Finke, ſagte er, ſo ein Doppelſchlag, ſey auf Erden nicht mehr zu finden. Schon mancher Kenner habe ihn darum beneidet, und es ſey ihm vieles Geld für den Finken geboten worden. Aber, ſetzte er hinzu, der alte Werl iſt kein Narr. Es könnte mir einer das ganze Herzogthum anbieten, und ich ließe doch nicht von dem Vogel. — Dieſe Rede — und Werl verbreitete ſich noch viel weiter — klang dem Freyherrn anmuthiger, als das ſchönſte Concert, und die luſtigſten Hoffnungen gingen ihm daraus auf. Die Dankbarkeit des Alten und ſeine leidenſchaftliche Liebhaberey — das waren zwey Handhaben, an denen er den koſtbaren Schatz zu

heben hoffte; und auch Marie freute ſich, daß ihr Vater die Schuld der Dankbarkeit für ſie zu zahlen übernahm. Selbſt zu blöde, um Etwas von dem ihrigen hinzuzufügen, wünſchte ſie doch, daß der ſchöne junge Mann nicht unzufrieden hinweggehn möchte, und die artigen Worte, die er zu ihr geſprochen, ſummten, ohne daß ſie es ſelbſt recht wußte, in ihrem Herzen fort. Sie hatte ſich wieder an das Fenſter zur Arbeit geſetzt; Aſkan aber führte das angefangene Geſpräch mit dem Alten weiter, und da er zu Hauſe, auf dem Gute ſeines Vaters, dem Vogelfange fleißig obgelegen hatte, ging er mit Sachkenntniß und Kennerſchaft auf den Gegenſtand ein, der dem Alten nach ſeiner Tochter, das Liebſte auf Erden war. Dieſer war außer ſich, einen ſolchen Herrn mit ſo gründlicher Kenntniß ſprechen zu hören; und ſeine Freude ſtieg noch höher, als ihm jener verſprach, einige ſeiner Gegend eigenthümliche Sangvögel für ihn zu beſtellen,

und ihm durch Fieranten bringen zu laſſen.

Jede Liebhaberey iſt eine ſchwache Stelle in dem moraliſchen Bau des Mannes, und das Kindliche, was darinne liegt, artet leicht in ein Kindiſches aus. Werl kannte die Gefahren, die ein Mädchen auf einer Univerſität bedrohen, und hütete ſeine Tochter mit ſtrengem Ernſt. Aber in dieſem Augenblick vergaß er Alles. „Sie ſind ein Mann, wie es wenige gibt, ſagte er zu dem überglücklichen Freyherrn; Sie ſchätzen die Kunſt und verſtehn ſich auf das, was ſchön und ſelten iſt Jetzt iſt es Abend und meine Capelle ſchläft. Aber kommen Sie morgen wieder, und Sie ſollen ihre Freude haben. Und der Doppelſchlag, den Sie mir heute wiedergeſchenkt haben, wird Ihnen nicht am ſchlechteſten gefallen.“ — So öffnete er dem Wolfe die Thür, ohne zu ahnden was er that. Ein ſolcher Freund ſeiner Lieblinge, meinte er, ein ſo feiner Kenner der zarten

Nüancen des Finkenſchlags könne kein gefährlicher Mann ſeyn.

Man kann leicht glauben, daß der Freyherr die Einladung des Alten nicht von ſich wieß; in der That nahm er ſie mit einer Freudigkeit an, die jenem hätte bedenklich ſeyn müſſen, wenn er ſie nicht unglücklicher Weiſe nach ſeiner eignen Freude gedeutet hätte. Recht herzlich ſchüttelten ſich beyde beym Abſchied die Hände, und Marie mußte, da es dunkel geworden war, dem fremden Herrn die Stiegen hinab leuchten. Sie wär' es gern überhoben geweſen. Denn ſo ſehr ſie vermieden hatte, ſeinen Blicken mit den ihrigen zu begegnen, ſo hatte ihr doch die Richtung ſeiner Stimme geſagt, daß er mehr mit ihr, als mit ihrem Vater beſchäftigt war. Sie ließ die Thür hinter ſich offen, und blieb mit dem Licht in der Hand auf der oberſten Stufe ſtehn; aber Aslan, ſchon die halbe Treppe hinab, kehrte haſtig um, faßte ihre Linke mit ſeinen beyden Händen,

und ſagte, indem er ihr feſt in die Augen ſah: Wenn Sie wüßten, ſchönes Kind, wie glücklich mich dieſer Zufall gemacht hat, würden Sie mir zürnen? — Marie ſchwieg und zog ihre Hand zurück. — Darf ich wiederkommen? fuhr Adam fort. — Mein Vater hat ſie eingeladen, antwortete ſie mit zitternder Stimme. — Und geben Sie Ihre Einwilligung dazu? — Er wollte ihre Hand noch einmal ergreifen. Sie wich aus, und eilte mit klopfendem Herzen in die Stube zurück.

Werl war den ganzen Abend unausſprechlich vergnügt. Er konnte nicht aufhören, den ſchönen jungen Mann zu preiſen, der ſo vornehm und doch ſo freundlich ſey: und es war ihm nicht recht, daß ihn Marie immer allein ſprechen ließ, und die dankbaren Ergießungen ſeiner Freude nicht durch ihre Beyſtimmung theilte. Sie aber hörte nur halb was ihr Vater ſprach. Die Aeußerungen des Freyherrn machten ihr

bang; ſie fing an ſeine Neigung zu ahnden, und es war ihr, als ob ſie dieſe Ahndungen ihrem argloſen Vater mittheilen müßte. Sie hätt' es auch gethan, hätte die freudige Redſeligkeit des alten Mannes ihren erſten Entſchluß aufkommen laſſen. Aber wie ſie erſt mit ſich ſelbſt zu Rathe ging, und hin und her bedachte, was ihr zu thun gezieme, da trat ihr der Zweifel, die Schaam und die Furcht eines möglichen Irrthums entgegen. So ſchwieg ſie, nach langem Beſinnen, und während der Berathung hatte ſich das Bild des ſchönen und liebenswürdigen Freyherrn nur etwas tiefer in ihrem Herzen eingedrückt.

Der ſittliche Beruf des Menſchen zeigt ſich nirgends auf eine ſo unverkennbare Weiſe, als in den Augenblicken, wo ſich unſrer Wahl unbekannte Wege eröffnen. In einem reinen und wohlgebildeten Herzen iſt die Entſcheidung faſt immer ſicher und ſchnell, und die erſte Antwort aus ſeinem Heiligthume iſt wie eine Stimme der Wahrheit,

oder wie ein Aufflammen des ewigen und unwandelbaren Geſetzes, das aus ſeiner geheimnißvollen Tiefe mit Einemmal klar in die Gegenwart tritt. Wohl dem, der ſein Gebot in dem Augenblick, wo er es vernimmt, dem Willen übergibt, ohne auf die Einwendungen der Neigung oder der Eitelkeit zu hören, die erſt leis und flüſternd Zweifel erregt, und wenn ſie Gehör findet, immer dreiſter und kecker, endlich den Sieg erſtürmt. Dann erblaßt das klar geſchriebene Geſetz, und die Stimme des Rechtes verſtummt, um, wenn das Unrecht ſeinen Triumph gefeyert hat, als ſtrafende Richterin von neuem zu erſcheinen, und die allzuſpäte Reue aufzuwecken.

Wenn indeß Marie den Gedanken, ihren Vater zum Vertrauten ihrer ängſtlichen Vermuthungen zu machen fallen ließ, ſo war es doch weniger eine keimende Neigung, die ſie zurückhielt, als die ſittſame Blödigkeit des jungfräulichen Herzens, das ſich vor männ-

lichen Augen — wären es auch die eines Vaters — zu entschleyern scheut. Sie schlief wenig in dieser Nacht, und indem sie Alles noch Einmal überdachte, faßte sie den Vorsatz, ohne ihren Vater durch eine bedenkliche Mittheilung zu beunruhigen, dem Freyherrn auf alle Weise aus dem Wege zu gehn. Dieser Vorsatz stillte die Bewegung ihres Herzens, und als die Nacht entwich, und der Morgen hell und freundlich in ihr Kämmerchen blickte, war sie so heitern Sinns, daß sie sich selbst über alle ihre Beängstigungen ein thörigtes Kind schalt.

Meister Werl, der nun auch von seiner leichten Unpäßlichkeit vollkommen wieder hergestellt war, ging eine Stunde früher als gewöhnlich an die Arbeit, um früher endigen zu können, da er die Rückkehr des Freyherrn mit Zuversicht und Freude erwartete. Marie setzte Alles in Ordnung und säuberte Alles, damit der Vater bey seinem Besuche Ehre hätte; sie selbst aber ging, ihrem Vorsatz

getreu,

getreu, eh die beſtimmte Stunde ſchlug, zu einer Nachbarin aus. Adam von Unduld getrieben, kam früher, als er verſprochen hatte; aber ſeine Augen ſuchten Waren umſonſt, und er wäre lieber gleich wieder weggegangen, wenn er nicht auf ihre Rückkehr gehofft hätte. Seine Erwartung blieb unerfüllt. Er verließ das Haus in der Stimmung eines Menſchen, den man zum Narren gehabt hat, wo der ſich nun ſeine Rolle ſchämt. Der Alte hätte ſeinen unbändig verſteckten Verdruß bemerken müſſen, wenn er nicht ſo vertieft in die Geſchichte der Tugenden ſeiner Vögel geweſen wäre; aber Adam, als er an der Thür Abſchied genommen, und auf die Straße getreten war, murmelte unmuthig zwiſchen den Zähnen, und ärgerte ſich, daß ſich der alte Narr nun einbilde, er wäre um ſeinetwillen gekommen. Als er indeß auf ſein Zimmer zurückkam — er hatte noch einen Gang um den Graben gemacht — dachte er mit kühlerem Blute: Vielleicht iſt ſie wider

ihren Willen vom Hauſe weggeweſen! — und eine Viertelſtunde darauf, als die alte Eitelkeit ſich wieder auf den Thron geſchwungen hatte, ſagte er zu ſich: „Die Hexe geht mir wohl nur aus dem Wege, um mich nach ſich zu ziehn. Denn das muß ſie doch weg haben, daß ſie mir gefällt.“ An dieſen Gedanken hielt er ſich feſt, und ſchwang ſich mit ſeiner Hülfe ſo glücklich zu den luftigſten Hofnungen hinauf, daß er mit der heiterſten Laune und ohne allen Groll zu Bett gehen konnte.

Was der Tag verſagt hatte, gewährte die milde Nacht auf das Freygebigſte. Bald faß er ihr in einer dämmernden Laube gegenüber, und las in ihren Augen das Geſtändniß der Liebe; bald zog er ſie an ſeine Bruſt und küßte die Sträubende; endlich träumte er, auf dem Gute ſeines Vaters zu ſeyn, und unruhig ſuchend durch den Wald zu ſtreifen. Da warf ſich ihm Marie mit aufgelöſtem fliegendem Haar aus dem Gebüſch

entgegen, stürzte in seine Arme, und flehte, an seine Brust geschmiegt, um Erbarmen und Hülfe. Der Schrecken weckte ihn auf; aber das Bild des Mädchens, vom Traume verklärt, wich den ganzen Tag nicht von ihm. Wachend suchte er den Traum, und mit größerer Ungedult als je sehnte er sich nach ihrem Anblick, einer Zusammenkunft und einer Erklärung.

Mehrere Tage waren umsonst verstrichen; da kam ihm der Zufall zu Hülfe. Wir haben oben von dem Pudel erzählt, den Werl mit so brüderlicher Zärtlichkeit liebte, und nur selten von der Seite ließ. Eines Tages, als er in einem vornehmen Hause arbeitete, wo fremden Hunden der Zutritt versagt war, lag das treue Thier schlummernd vor dem Hause, die Rückkehr seines Herrn zu erwarten. Marie war bey der Nachbarin. Während dem geht ein auswärtiger Soldat vorüber, ein Freybeuter und Ausreisser. Dieser, des Raubens kundig, bemächtigt sich des Pudels, schnürt

ihm mit einem behenden Griffe den Mund zu, und bringt ihn, trotz alles Widerſtandes, glücklich in Sicherheit. Wie nun Werl von der Arbeit nach Hauſe kömmt, und ſein Bello ihm nicht wie gewöhnlich entgegenſpringt, und er ihn auch in dem Hauſe nicht findet, und nicht in der Nachbarſchaft, und er auch bey Marien nicht iſt, ſo daß er nun nicht mehr an einem Diebſtahle zweifeln kann, da überläßt er ſich dem unmäßigſten Schmerz, läuft durch alle Straßen, fragt alle Begegnenden aus, und theilt den Bekannten mit jammernden Worten ſeinen Verluſt mit. — Unterdeſſen ſaß Aslan einſam unter dem Laubdache einer Linde, die ein ſtilles Haus am Eingange des Mühlthals beſchattete, ſah in das vorbeyrauſchende Waſſer, und dachte an Marien. Da kam der Soldat vorübergezogen, den widerſtrebenden Hund mühſam am Stricke nach ſich ſchleppend, grüßte den Träumenden und bot ihm ſeinen Raub zum Verkauf an. Aslan

fuhr wie aus tiefem Schlafe auf, erkannte das Thier auf den erſten Blick, und kaufte es, mit der ſichern Ahndung des Glücks, das es ihm bringen würde, ohne weitere Erörterung. Der Ausreiſſer legte das empfangene Geld ſo gleich in Brantwein an; Askan aber kehrte unverzüglich nach der Stadt zurück. Der Pudel folgte ihm ohne Widerſtand; und als er beym Anblick des Hauſes ſeines Herrn, froh und luſtig anſchlug, fuhr Marie an das Fenſter, und ſtand mit einem Schrey der Freude auf der Straße, ehe ſie noch den Retter des geraubten Hausgenoſſen hatte erkennen können.

In dem Augenblick, wo ſie auf die Straße trat, ſtand der Freyherr vor ihr. Sie wich einen Schritt zurück. Es war ein Gefühl des Schreckens, das ſie rückwärts trieb, und ſie wäre entflohn, hätte nicht des Hundes ausgelaſſene Freude, der bald an ihr aufſprang, bald ſich ziemend zu ihren Füſſen wand, ihre Flucht gehemmt. Ganz kurz er-

zählte ihr Askan, indem er in das Haus trat, wie er den Hund, weil er ihn gekannt, einem Diebe abgejagt habe, und ließ ihr nicht lange Zeit, ihrer Dankbarkeit mit Worten Luft zu machen. Während des Erzählens war er die Stiegen hinaufgegangen. Sie konnte nicht umhin ihm zu folgen, und als er ihr nun in dem engen Stübchen gegenüber stand, faßte er sie muthig bey den zitternden Händen, und mit forschenden Blicken ihre niedergeschlagenen Augen fassend, sagte er mit weicher und bittender Stimme: „Gute Marie, dieß ist das zweitemal, daß mich der glücklichste Zufall in Ihre Nähe bringt. Sollte dieß nicht mehr als Zufall, sollte es nicht die Fügung eines höhern Willens seyn, der meine Wünsche begünstigt?" — Marie zitterte immer heftiger, und sie vermochte nicht ihre Hände den seinigen zu entziehn, die sie umschlossen hielten. — „Du zitterst, holdes Kind, fuhr der Freyherr mit noch gröſserer Innigkeit fort.

Warum fürchteſt du mich? Kannſt du den fürchten, der dich liebt; der dich mehr als ſein Leben liebt? Eh ich dich ſah, hab' ich dich geliebt, und ſeit ich dich geſehn, iſt jeder Augenblick meines Daſeyns mit dem Gedanken an dich erfüllt geweſen. Im Traum erſchien mir dein Bild; da warſt du mild und freundlich gegen mich; willſt du hart und ſtreng gegen den Bittenden ſeyn?" — Ich darf ſie nicht weiter anhören, antwortete Marie mit bebender Stimme, indem ſie ihre Hände den ſeinigen entwand; ich hätte ſchon dieß nicht anhören ſollen. Und dann mit ſteigender Aengſtlichkeit und flehendem Ton: „Verlaſſen Sie mich, ich beſchwöre Sie bey Allem, was Ihnen heilig iſt." Dabey hob ſie ihre gefalteten Hände zu ihm auf, und indem ſie ſich demüthig bittend nach ihm neigte, rollten ihre Thränen von den ſeidnen Wimpern auf ſeine ausgeſtreckte Hand.

Kein Menſch, wie hartherzig er auch wäre, hätte die Bangigkeit des lieblichen

Mädchens und ihre Demuth ohne Rührung geſehn. Auch der Freyherr war etwas gerührt; aber in ihren Thränen ſah er ſich den Farbenbogen der Hofnung aufgehn, und ihre Furcht machte ihm Muth. Er ergriff von neuem ihre gefalteten Hände, und führte ſie, zwiſchen den ſeinigen, zu den glühenden Lippen. — „O Maria, ſagte er, wie kann das Bekenntniß der frömmſten Liebe Sie ängſtigen? Wem wollen Sie vertrauen, wenn es nicht einer ſolchen Liebe iſt? — Marie antwortete nicht. Ihr glühendes Geſicht zur Seite beugend — er hielt noch immer ihre Hände feſt — ſuchten ihre Blicke Hülfe vom Himmel. — „Sagen Sie mir ein freundliches Wort, damit ich nicht ohne Troſt von Ihnen ſcheide!“ — Sie ſah ihn flehend an, und ſagte wieder: Um Gottes Willen verlaſſen Sie mich. Ich darf dieſe Sprache nicht hören; ich darf Ihnen nicht antworten.

In dieſem Augenblicke ſchlug Bello an, der den Fußtritt ſeines rückkehrenden, be-

kümmerten Herrn von der Straße herauf gehört hatte. Marie fuhr in heftigem Schrecken zusammen und wendete sich nach dem Fenster; der Freyherr that einen Schritt nach der Thür, zu der Werl herein trat. Cinzia mit dem Wiedergefundenen beschäftigt, wurde dieser weder den Freyherrn noch seine Tochter gewahr. Aber als ihn jener zuerst begrüßte, und mit dem Worten „Heute, Freund Werl, hab' ich wohl noch ein besseres Geschäfte gemacht, als am vorigen Sonntag" die Geschichte seiner Gegenwart einleitete, und nun umständlich erzählte, wie er den Pudel gerettet hätte, auch durch einige kleine verschönernde Umstände, die er dazulog, aus dem Zufall ein absichtliches Verdienst machte, — da wäre ihm der ehrliche Werl gern um den Hals gefallen, wenn es sich nur hätte schicken wollen. Was er konnte, das that er. Er beschwor in der Fülle seiner Dankbarkeit den Freyherrn, seinen besten Finken von ihm zum Geschenk anzunehmen, den er ja so bloß

ihm verdanke, und der eigentlich bey ihm, als einem Kenner, erſt an ſeiner rechten Stelle wäre. Da half kein Weigern. Der Käſich wurde von ſeiner Stelle genommen, und Werl trug ihn ſelbſt dem Freyherrn nach, um ihn in deſſen Zimmer ſchicklich zu befeſtigen. Den ganzen Weg über ſprach er wie im Rauſch, bald von ſeiner Dankbarkeit, bald von den Tugenden des Hundes, bald von der Außerordentlichkeit des Vogels, bald von der Vortreflichkeit ſeines Wohlthäters; und das Alles warf er ſo durch einander, daß man oft nicht wußte, ob er von ſich, oder von dem Hunde, oder vom Freyherrn ſprach.

Als ſich Askan wieder allein ſah, warf er ſich auf den Divan, und kehrte mit ſeinen Gedanken zu Marien zurück. Eine freudige Hofnung war in ſeinem Herzen aufgegangen, und er unterließ nicht dieſe Hofnung zu pflegen und groß zu ziehn. Emſig durchſann er die ganze Geſchichte dieſes Abends; ſorg-

fältig deutete er jede Bewegung und Miene des Mädchens, ihre Worte und ihr Schweigen, ihre Thränen, ihre Bitten, und Ihr „ich darf Ihnen nicht antworten“ aus. Je günstiger ihm diese Ausdeutung schien, desto inniger wurde seine Freude, und diese Freude rief gute und edle Vorsätze in seiner Seele auf. Mariens Bild stand vor ihm in der Glorie ihrer Demuth; wie eine zarte Blüthe kindlicher Unschuld erschien sie ihm, noch verschlossen in sich selbst, wie die Rosenblüthe, die nur die roheste Hand abzubrechen wagt. Jetzt verstand er ihre Bangigkeit, und warum sie ihn früher gemieden, und er fing an zu fürchten, sie möchte ihn nun noch mehr fliehn. Diese Furcht, das Symptom wahrhafter und aufrichtiger Liebe, beunruhigte ihn auf das Heftigste, und was er versuchen mochte, dieser Unruhe Herr zu werden, war umsonst. Lang ging er im Zimmer auf und ab, und als die Mitternachtsstunde schlug, sagte er zu sich selbst:

„Was es auch koſte, ſie muß mein werden, und auf einem ehrlichen Wege. Kenn' ich nicht der Weiber genug? und iſt unter Allen, die ich kenne, auch nur Eine, die mit ihr zu vergleichen nicht Läſterung wäre?" — Dann erwog er das Alter ſeines Vaters; ſeine eigene unabhängige Lage in dem Beſitze einträglicher Güter; das Glück, ſolche Freyheit mit einer ſchönen und guten Frau zu genießen. — „Den Henker frage ich dann nach dem Hofe, dachte er weiter; den Henker nach den geſchminkten Geſichtern, die die Weiber als ein Bekenntniß ihrer verwahrloßten Natur ausſtellen; den Henker nach den bunten Zeichen der Knechtſchaft, mit denen ſich die Männer behängen. Was brauch' ich mich zum Diener zu machen, wenn ich Herr ſeyn kann? Oder kann mir ein Fräulein von ſechzehn Ahnen mehr Adel und Tugend mitbringen, als meine herrliche Marie?" Und nach einer Pauſe ſetzte er hinzu: „Warlich, das muß auch mein Vater einſehn,

wenn ich es ihm abhörig verstelle, und ich denke, er wird mich nicht auf seinen Tod warten lassen, um mich so glücklich zu machen, als ein Mensch es nur werden kann.“ — So sprach er die halbe Nacht recht herzhaft mit sich, und es war ihm voller Ernst, und er hatte keinen heißeren Wunsch, als den einer frühen Entscheidung. Die Gelegenheit zur Entscheidung kam früher, als er geglaubt hatte.

Das Heraustreten des Freyherrn nemlich aus Werls Hause in der Nacht war zufällig von einigen Vorübergehenden bemerkt worden, nicht aber die Begleitung des Alten, den man so kurz vorher nach seinem Hause [illegible] in der Stadt gesehn hatte. Noch an demselben Abend wurde verbreitet, der Herr [illegible] vom Ratikan, als glücklicher Abenteurer nicht unberühmt, mache in der Nacht Besuche bey Werls Tochter; und da sich sein Zurückziehn seit mehrern Tagen, und eine gewisse Heimlichkeit seines Wesens mit dieser Nachricht

ſehr bequem in Verbindung ſetzen ließ, ſo galt es ſchon am folgenden Morgen für eine ausgemachte Sache, der Freyherr habe dem unbekannten Engel ſeine Schwungfedern ausgeriſſen; ſie nehme in der Nacht Beſuche von ihm an, und ſey folglich nicht im geringſten beſſer, als Andere, die nicht ſo ſcheinheilig und tugendſam einherſchritten. Bald war die Sache das Geſpräch des Tages. Misgunſt und Eiferſucht waren geſchäftig; der Muthwill blieſs Feuer zu, und ſo wurde in einem lermenden berauſchten Vereine beſchloſſen, die Scheinheilige zu züchtigen, und den ſtolzen hinterhaltigen Freyherrn zu demüthigen. Mehrere Vorſchläge wurden gethan, mehrere verworfen. Endlich beſchloß der edle Verein, ein altes Gaſſenlied dem Gegenſtande anzupaſſen, Mariens und Askans Nahmen einzuſchieben, und das Ganze noch mit einigen rohen, leicht verſtändlichen Anſpielungen zu würzen. Und als dieſes Werk unter ſchallendem Gelächter vollendet, abgeleſen und

abgesungen worden, kehrten die Verschwo-renen, nach Einbruch der Nacht, in die Stadt zurück, griffen unterwegs einige Musicanten auf, und nahmen unter dem Fenster der armen Marie Platz, die emsig bey ihrem düstern Lämpchen spann, während ihr der Vater aus der Bibel las. Eine entsetzliche Musik erhob sich jetzt, so daß Bello heulend auffuhr, und die erschreckten Vögel durch-einander kreischten; und auf die wilde Musik folgte das schmähliche Lied, laut und ver-nemlich aus vier oder fünf Kehlen ausge-stoßen. Daß alle Fenster der Nachbarschaft sich öffneten, daß jeder Vers unter dem Ge-lächter der Zuhörer endigte, daß sich bald eine dichte Schaar um die Sänger gedrängt hatte, Alles das brauchen wir nicht zu sagen. Werl wußte nicht, wie ihm geschah, und ob er gleich von dem innern Zusammenhange der Sache nichts begriff, so verstand er doch so viel, daß es auf eine Beschimpfung seiner Tochter abgesehen sey. Er wollte hinab-

Marie hing ſich an ihm; auf die Erde geſunken umfaßte ſie ſeine Knie und hielt ihn zurück.

Der Freyherr war unterdeſſen, wie er oft that, einſam umhergeſchweift, und nahm jetzt den Weg nach dem Hauſe, das alle ſeine Wünſche umfaßte, um wenigſtens den Schein von Mariens Licht, vielleicht ihren hin und her webenden Schatten, oder, wenn ihn das Glück noch höher begünſtigte, ſie ſelbſt hinter den kleinen Fenſtern zu ſehn. Mit nicht geringem Erſtaunen vernahm er von fern die wilde Muſik und das wiehernde Jauchzen und Lachen einer verſammelten Menge; und da der Lerm offenbar von der Gegend kam, nach welcher er ſteuerte, ſo verdoppelte er, von böſer Ahndung beflügelt, ſeine Schritte, horte, fern noch, ſeinen und Mariens Nahmen, erreicht das Uebrige, und ſtürzte wüthend in den Kreis. Schnell warf er die neugierigen Gaffer zur Seite, zerſchlug den Muſicanten ihre Geigen auf dem Rücken,

riß

riß einen der Sänger zu Boden, und jagte die andern mit Fauſtſchlägen in die Flucht. In wenigen Augenblicken war das ganze Getümmel zerſtreut, und nur von Fern her hörte man noch die wilden Drohungen der Fliehenden. Was frag te Arkan nach dieſen? Sein Zorn war befriedigt; und die Freude über eine muthige, für die Geliebte vollbrachte That trieb jetzt ſein Blut noch heftiger, als der Zorn vorhin. Ohne Verweilen ſtürmte er die Treppe hinauf. Marie lag noch am Boden, ihr verhülltes Geſicht auf die Knie ihres Vaters geſtützt, der, fern vom Fenſter ſitzend, ängſtlich den Ausgang erwartete. — Marie fuhr auf, als der Freyherr die Thür aufriß, und da ſie ihn erkannte, rief ſie ihm mit flehender Stimme zu: Um Gottes willen, ſchützen Sie, retten Sie uns! — Ich komme deshalb, ſagte der Freyherr näher tretend. Wie beklag ich Sie um die Angſt, die Ihnen dieſe wüſte Rotte gemacht hat. — Was konnten ſie aber nur

wollen? fragte Werl mit weinerlichem Ton. Was hatte ihnen nur meine Tochter gethan? — Es ist jetzt nicht Zeit, antwortete Askan, hierüber Untersuchungen anzustellen. Denn ich müßte diese Wüstlinge schlecht kennen, wenn sie nicht bald in verstärkter Anzahl, und gewiß mit weit heftigerer Wuth zurückkehren sollten. — Marie zitterte; ihr Vater ging ängstlich auf und ab. — Wenn sie nun in Ihr Haus eindrängen? fuhr er fort, sich an den Maler wendend, würden wir sie abwehren, würden wir Ihre Tochter gegen neue, vielleicht noch ungemessenere Beleidigungen schützen können? — Aber was sollen wir anfangen? rief Marie ängstlich die Hände ringend. Hätte mich Gott doch sterben lassen, eh' ich solche Schmach erlebte!

Als sie nun bey diesen Worten ihr Gesicht mit dem Tuche verhüllte, und Ströme von Thränen ihren Augen entquollen, trat Askan vertraulich zu ihr, faßte ihre emporgehobenen Arme und sagte: „Warum verzweifeln über

eine fremde Schuld? Laſſen Sie uns einen Entſchluß faſſen, eh' es zu ſpät wird. Hier dürfen Sie nicht von den Zurückkehrenden gefunden werden. Vertrauen Sie ſich mir an. Ihr Vater begleitet uns. Meine Wirthin iſt eine wackre Frau. Dieſe kann Ihnen bey ſich eine Freyſtatt geben, bis Morgen wenigſtens. Dann können wir uns weiter berathen. Rechnen Sie in allen Dingen auf mich und meinen unbegrenzten Eifer Ihnen zu helfen." — Dieſer Vorſchlag war ehrlich gemeint; und da Werk, der die Wirthin des Freyherrn kannte, freudig einſtimmte, hatte dieſer, nach wenigen Augenblicken, das bebende, weinende Mädchen am Arm, und führte ſie, wie eine Beute des Sieges, mit klopfendem Herzen und nicht ohne freudigen Dank gegen die Fügungen des Zufalls, durch einen Umweg in ſein Haus. Der Vater folgte ihm auf dem Fuße nach.

Ueber die Abſichten der trunkenen, von ihm in die Flucht geſchlagenen Rotte hatte

ſich der Freyherr nicht geirrt. Jene hatten in einigen Wirthshäuſern, in denen Studenten verſammelt waren, Lerm gemacht, und durch einen wohlerſonnenen Roman, der ihren Muth in ein günſtiges Licht ſetzte, ihre Freunde und die Liebhaber wüſter Abentheuer aufgerufen. Eine gröſſere Schaar als vorher zog jetzt lermend und drohend nach der Vorſtadt hin, feſt entſchloſſen, das Haus des Malers zu ſtürmen, und ſich an dem Freyherrn zu rächen, den ſie dort zu finden hofften. Die Thür wurde aufgeſprengt und jeder Winkel des Hauſes durchſucht. Da ſie aber niemanden fanden, zogen ſie nach der Stadt zurück, wo einige von ihnen der Polizey in die Hände fielen, die, nach kurzer Unterſuchung, die Anſtifter fortſchickte und die andern mit Gefängniß beſtrafte, wodurch die Sache erſt recht bekannt, und mit unendlichen, für Mariens Ruf nachtheiligen Zuſätzen verunſtaltet, in den Mund der Leute kam.

Während dieſes geſchah, hielt ſich Marie in dem Hauſe des Freyherrn verborgen. Er ſah ſie täglich unter den Augen ſeiner Wirthin, und da er aus ſeiner Liebe kein Geheimniß machte, und die Wirthin ſelbſt, eine rechtliche, gutmüthige, aber ſchwache Frau, ihm das Wort bey Marien redete, ſo war dieſe Zeit nicht verlohren. Die Dankbarkeit hatte der Liebe vorgearbeitet. Marie ſah in dem Freyherrn ihren Beſchützer, und daß er die Veranlaſſung zu dem ruchloſen Angriff auf ihre Ehre geweſen, war nicht ſeine Schuld. Sie konnte nicht an einer Liebe zweifeln, die er ihr ohn' Unterlaß mit den heiligſten und feurigſten Schwüren betheuerte; und wir wollen geſtehn, daß ſie ſich gern dem Zuge der Liebe zu dem ſchönen und beredten Jünglinge hingegeben hätte, hätte ſie nur die Bedenklichkeiten ihres zagenden Herzens überwinden können. So ſah er ſich nach mehrern Tagen, die er ihr faſt ausſchließend gewidmet hatte, faſt noch eben ſo weit vom

Ziel als vorher. Kein Geſtändniß hatte er ihr zu entlocken vermocht; keine Vertraulichkeit, auch die kleinſte nicht, hatte er ihr abgewonnen; aber ſeine Leidenſchaft war in ihrer Nähe und durch ihre Zurückhaltung ſelbſt, noch glühender, gewaltſamer und unwiderſtehlicher geworden.

So waren einige Tage vergangen, als die treue Wirthin eines Morgens von einem Geſchäfte nach Hauſe zurück kam, und mit verdrießlicher Miene, die man ſelten an ihr ſah, zu Marien ſagte: „Gutes Kind, ſo geht das nicht länger. Es iſt ausgekommen, daß du bey mir im Hauſe biſt, und die Leute ſprechen wunderlich von dir und mir. Nun weiß der Himmel über mir, daß ich es redlich mit dir meyne, und daß ich dich nun und nimmermehr bey mir verſteckt hätte, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß auch der Freyherr es redlich meynt. Jetzt aber muß es anders werden, denn ich kann meinen guten Nahmen nicht durch böſen Leumund beflecken laſſen.“

Auf dieſe Rede hatte Marie nichts als Thränen; aber die Worte der Alten ſagten ihr deutlich genug, daß auch ihr eigner Ruf auf die ſchrecklichſte Weiſe zerriſſen war. Es war umſonſt, daß ihr Gewiſſen ihr das Zeugniß der Unſchuld gab; in den Augen der Welt galt ſie für ſchuldig, und kein zartes Gemüth vermag ſolchem Urtheile Trotz zu bieten. In ihrer Verzweiflung warf ſie ſich der gutmüthigen Alten in die Arme, beſchwor ſie mit Strömen von Thränen, ſie nicht in einem Jammer zu verlaſſen, der ſie vernichten würde. Die Alte weinte mit und tröſtete, ſo gut ſie konnte. Da dieſer Troſt aber nur in leeren Worten beſtand, und, ſo wie die Sachen einmal ſtanden, ein Entſchluß gefaßt werden mußte, trocknete die gutmüthige Wittwe endlich ihre Thränen, und ſprach, Marien gegenüberſitzend, wie folgt:

„Wenn du guten Rath annehmen willſt, liebes Kind, ſagte ſie, ſo muſt du vor allen Dingen ſuchen von hier wegzukommen. Ich

kenne die Menſchen; das Weſen der Studenten iſt mir aus langer Erfahrung bekannt, und ich weiß, daß, da ſie einmal Böſes von dir denken, es ganz vergeblich ſeyn würde, ſie auf andere Gedanken bringen zu wollen. Die Strafe, die einige von ihnen, zwar durch ihre Schuld, aber doch auf deine Veranlaſſung dulten, hat die ganze Rotte gegen dich erbittert, und du würdeſt nie, ohne Angſt vor Schmähungen, über die Straße gehen können. In deines Vaters Haus darfſt du am wenigſten zurückkehren, da du dort mehr als irgendwo anders ihren Ueberfällen und Mishandlungen ausgeſetzt biſt." — Aber wo ſoll ich hin? jammerte Marie. Ich habe niemanden auf der Welt als meinen Vater, und die einzige gute Seele, die ſich meiner mit Mutterliebe erbarmt hat, hält das Grab verſchlungen! — „Du darfſt darum nicht verzweifeln, fuhr die Wittwe mit leiſem, gutmüthigem Lächeln fort. Man iſt nicht hülflos, wenn man von Gott mit

einer Geſtalt begabt iſt, wie die deinige, und wenn man einen Freund wie den Freyherrn hat.“ — Sie hielt inne und ſah die Jammernde mit forſchenden Blicken an. Dann fuhr ſie fort: „Wie iſt es nur möglich, daß du einen ſo ſchönen und vornehmen Herrn nicht lieben, oder daß du ihm das Leben ſo ſchwer machen kannſt? Denn wahrlich eine ſolche Liebe, wie er zu dir hegt, iſt noch auf Erden nicht erfunden worden. Er denkt auf nichts als dich glücklich zu machen.“ Und nun wiederholte ſie mit unermüdlicher Redſeligkeit, was ihr Aſton, nicht ohne Abſicht, von ſeiner Leidenſchaft vertraut hatte, indem ſie aus ihren eignen Beobachtungen noch Vieles hinzufügte, was die Wahrhaftigkeit ſeiner Betheurungen noch mehr zu beſtätigen ſchien.

Wir würden der Wahrheit zu nah treten, wenn wir nicht eingeſtehen wollten, daß Marie, ſo betrübt ſie auch war, doch dieſe Reden mit einem geheimen Wohlgefallen ver-

nahm. Sie wünschte von Askan geliebt zu seyn, während sie doch seine Liebe fürchtete. Ihr Herz sprach für ihn; aber sie scheute sich die Stimme der Neigung zu hören, und die wohlbegründete mädchenhafte Furcht vor der Gewalt der Leidenschaft überwog das stille Verlangen, den Lockungen des Augenblicks Gehör zu geben. Es hätte sie schon gereizt, an der Hand des liebenswürdigen Mannes den blumigen Pfad zu betreten, den er ihr zeigte; aber eine schlimme Ahndung ließ Nattern unter den Rosen erwarten, und ihr Fuß wich in dem Augenblick zurück, wo er zum Vorschreiten erhoben war. Noch stand ihre Kraft unerschüttert zwischen den doppelten Angriffen des geliebten Mannes und dem schmeichelnden Rath ihres bestochnen Herzens; die bessere Seele siegte noch in dem Kampf, der sich täglich und stündlich erneuerte. Aber ach! der Andrang der äussern Noth und selbst — wie seltsam es auch scheinen mag — die unverschuldeten Krän-

lungen, die ſie ertrug, kamen der Liebe zu Statten. Darum horchte ſie jetzt auf die Worte der Wittwe mit innerer Zuſtimmung, ohne ihr etwas entgegenzuſetzen außer der Frage: Wie dürfte ich denn einen Mann lieben, der nicht der Meinige werden kann?

Die Alte ſchien dieſe Einwendung erwartet zu haben. „Und warum in aller Welt ſollte er nicht der deinige werden können? antwortete ſie mit zuverſichtlichem Tone. Etwa weil er ein Edelmann iſt? Sind wir denn nicht alle gleich vor Gott? und ſoll nicht Schönheit ſo viel gelten, als ein wurmſtichiger Adelsbrief? So wie dich der Freyherr liebt, weiß ich, daß er ſeinen Adel tauſendmal geringer achtet, als deinen Beſitz; und daß er, wenn es ſeyn müßte, lieber ein gemeiner und armer Mann würde, um nur dich zu haben. Aber damit hat es keine Noth. Hat er mir nicht noch geſtern geſchworen, daß ihn, ſeitdem er dich kenne, das Hofleben anekle; und daß ihm alle Herr-

lichkeiten der Welt nichts wären ohne dich? Wenn du ihn nur lieben wolltest, so sey sein feſter Entſchluß, auf das Land zu ziehn, und ſeinen Gütern vorzuſtehn; wo er frey wie ein Vogel in der Luft und glücklicher, als alle Könige der Erden ſeyn werde. Sein Vater, ſagte er, würde ihn, als den einzigen Sohn, wahrſcheinlich in ſeinem Glücke nicht hindern; im ſchlimmſten Falle, ſey er in wenigen Jahren mündig, und dann wenigſtens zum Theil unabhängig. Bedenke dir das Alles, Kind, und wie glücklich du dich machen kannſt, und deinen alten Vater, und vor allem den Freyherrn, der nichts auf der Welt begehrt als dich, und ohne dich nicht länger leben mag.“

Mit dieſen Reden fiel ein Strahl von Hofnung in Mariens beklommenes und unerfahrenes Herz. Das was ſie für unmöglich gehalten, ſchien es jetzt nicht mehr. Sie konnte vielleicht, indem ſie den Wünſchen

ihres Herzens folgte, ſich und andern Zufriedenheit und Ruhe ſchaffen.

Dieſe Ausſicht auf eine heitre Zukunft aber war wie ein flüchtiges Luftgebild, das in der glühenden Wüſte den durſtigen Wandrer mit der Erſcheinung ſchattiger Landſchaften und cryſtallner Seen täuſcht. So wie ſie näher trat, ſo wie ſie ihre Blicke auf die nächſte Gegenwart richtete, verſchwand der Zauber und die Ausſicht umdüſterte ſich. Ihre Lage forderte ſchnellen Rath, und die Hülfe, welche die Hofnung bot, lag in weiter und ungewiſſer Ferne. — Aber was ſoll nur jetzt aus mir werden? ſagte ſie mit erſtickter Stimme. Wer wird ſich meiner erbarmen, wenn Sie mich von ſich ſtoßen? Ich kann nicht vorwärts und nicht zurück. Ach, daß ich geſtorben wäre, ehe mich mein unglückliches Schickſal hierher geführt hätte! —

Bey dieſen Worten bedeckte ſie ihr Geſicht mit den Händen; ihre Thränen quollen unter ihnen hervor; lang hingen die aufgelößten

Locken von dem geſenkten Haupte auf ihren Schoos herab. Die Wittwe war näher getreten und wollte tröſten. Da trat Askan herein. Beſtürzt fragte er nach der Urſache ſo tiefer Betrübniß; Marie konnte nicht antworten; aber die Alte verſtändigte ihn bald. Auch er war ſchnell überzeugt, daß Marie weder in dem Verſteck bleiben, noch in das Haus ihres Vaters zurückkehren dürfe. Nach einiger Berathung wurde ein Ausweg gefunden. Die Wirthin hatte Verwande in Naumburg. Ein kinderloſes bejahrtes Paar bewohnte hier in der Vorſtadt ein kleines Haus, deſſen oberes Stock leer ſtand, und ſo gar füglich noch Eine Perſon aufnehmen konnte. Hier, ſchien es, könnte Marie unbemerkt ſo lange verweilen, bis ſich ihre äuſſere Lage auf eine günſtige Weiſe verändert hätte. Dieſer Vorſchlag ſchien für den Augenblick allen Wünſchen Genüge zu thun.

Es war nicht wohl möglich geweſen, dieſe Berathung durch zu führen, ohne mehr als

Einmal auf die Beſchaffenheit der Veränderung zu ſtoßen, welcher dieſe vorläufigen Maasregeln zur Vorbereitung dienen ſollten, und der Freyherr ergriff die Gelegenheit einer Erklärung mit eben ſo großer Begierde, als Marie ihr auszuweichen wünſchte. Mit den rührendeſten Worten beſchwor er ſie, endlich doch die Zweifel zu verbannen, die ihr zagendes Herz beunruhigten, und ihm den Glauben zu ſcheuten, den die reinſte und feurigſte Liebe verdiene. Mit größerer Innigkeit als je ſprach er von ſeiner Leidenſchaft; Mariens Thränen waren auf ſein glühendes Herz gefallen, und hatten ſeine Gluth vermehrt; unaufhaltſam drangen ſeine feurigen Worte auf ſie ein, und als er ſie endlich bey den Händen faßte, und mit überſtrömenden Augen fragte, „Kannſt du mich denn gar nicht lieben? Iſt dir denn mein Unglück, meine Verzweiflung ganz gleichgültig?“ — da brach ihr beſtürmtes Herz. Mit ihren beyden Händen ergriff ſie die ſeinigen, neigte ſich mit

der Stirn darüber, und ſie mit ihren Thränen benetzend, ſagte ſie mit leiſer, kaum vernehmbarer Stimme: Ich liebe dich ja, aber ich habe nicht den Muth, mir meine Liebe zu geſtehn.

Als Askan dieſe Worte vernahm, ſank er nieder auf ſeine Knie, und bedeckte ihre Hände mit Küſſen. Dann zog er ſie an ſich, und drückte den erſten Kuß auf ihre glühende Wange. Ihr Kopf ſank auf ſeine Schultern; dann ſah ſie ſchüchtern nach ihm hin, und da ſeine begeiſterten Blicke den ihrigen begegneten, warf ſie ſich mit Heftigkeit an ſeine Bruſt und ſagte: Nein, du kannſt mich nicht täuſchen wollen! —

Von dieſem Augenblicke an ſtand in Mariens Herzen der Glaube an Askans Liebe feſt. Die beklemmende Bangigkeit ſchwand; eine heitere Hofnung trat an ihre Stelle, und das Vertrauen auf den Schutz des Geliebten löſte die Banden ihrer Furcht. Auch Askan fuhlte ſich glücklich. So viel

Schön-

Schönheit und Anmuth fein zu nennen! in einem Herzen zu herrschen, in welchem nur fromme Gefühle wohnten! geliebt zu seyn mit einer Liebe, die nichts will, als sich selbst! — Sein Wille war jetzt noch redlich. Er wollte glücklich machen, wie er selbst glücklich war.

Der Plan der Abreise wurde jetzt ohne Schwierigkeit auf's Reine gebracht. Freylich wußte der ehrliche Greis nicht wie ihm geschah, als er das neue Verhältniß seiner Tochter erfuhr, und es bedurfte der ernsthaftesten Betheurungen, um ihn zu der Ueberzeugung zu bringen, daß man keinen Spott mit ihm treibe. Endlich, da alle Zweifel besiegt waren, sagte er, den grauen Kopf schüttelnd: „Sie sind ein braver und lieber Herr; aber daß sie dieses arme Bürgermädchen heirathen wollen, ist nicht nach meinem Sinn. Gott wende Unheil ab! Das Mädchen ist gut, und des besten Mannes

werth. Sorgen Sie dafür, daß sie nicht unglücklich wird.“ — Zu Marien sagte er nichts. Da warf diese ihre Arme um seinen Hals, und fragte weinend: Habt Ihr keinen Segen für mich? Und er antwortete: Nah und fern bleibt er dir. Wenn du einst glücklich bist, so freue dich deines Looses in Demuth, und vergiß die Armuth und Niedrigkeit nicht, in der du erwachsen bist.

Schon am folgenden Tag fuhr Marie mit der Wittwe nach Naumburg, und bezog in der Vorstadt das freundliche Haus des kinderlosen Ehepaars. Diesem theilte ihre Begleiterin im Vertrauen das Nöthigste von Mariens Verhältnissen mit; der Freyherr zahlte Miethe und Kostgeld auf ein halbes Jahr voraus; auch für das Uebrige versprach er Sorge zu tragen. Jetzt glaubte Marie wieder aufathmen zu können, da sie in ihrer stillen Umgebung keine Musensöhne sah, und keine Gassenlieder mehr zu fürchten hatte. Ach sie hatte jetzt keinen Gedanken, als dem

nächſten Uebel entgangen zu ſeyn, und wenn ſich ihre Blicke auf etwas entfernteres richteten, ſo war es das ungeſtörte Zuſammenſeyn mit dem Geliebten in der Stille des Landlebens, wovon ſie ſich die reizendeſten Bilder ſchuf, und ihr jetziger ſtiller, friedlicher Aufenthalt ſeine anmuthige Vorbereitung ſchien. Wohl dachte ſie dann, wenn ſie in dieſe Bilder verſank, ihres Glückes mit Bangigkeit: ſie fragte ſich, womit ſie ein ſolches Loos habe verdienen können, und wenn ſie dann in ſtiller Demuth die unverdiente Güte des Himmels geprieſen hatte, keimten aus der Tiefe ihres reinen und frommen Herzens die ſchönſten und heiligſten Vorſätze auf.

So wohl geordnet und edel waren nun die Gefühle des Freyherrn von Ratikan keineswegs. Ihn beſchäftigte vor Allem die Freude des Siegers, den auf ſeiner Heldenbahn jeder Widerſtand weichen muß, und das Geſtändniß des frommen und ſcheuen Mädchens,

erſchien ihm in dem Lichte eines Präliminarfriedens, in welchem ſeine Uebermacht anerkannt, und ſeine künftigen Forderungen zum Voraus genehmigt waren. Deutlich ſagte er ſich das freylich nicht; aber es war ſo. Denn da er ſelten mit ſeinem Herzen zu Rathe ging, ſo waren ihm die geheimeren Stellen deſſelben ein unbekanntes Land, in welchem die ſchlimmſte und verderblichſte Brut niſtete, ohne daß er ihr Daſeyn gewahr wurde. Wohl ſcheuchte in Mariens Gegenwart die reine ernſte Unſchuld ihres Weſens jenes wilde Gezücht in ſeine finſtern Hölen zurück; in der Entfernung aber ſchlich es kühner hervor, und hauchte eifrig ſein Gift umher. Wenig erfreut uns daher die Fülle freudiger Worte, mit welcher Aſkan das Glück ſeiner Lieb feyert; noch weniger der Triumph, mit dem er diejenigen verlacht, die ihm zuerſt Mariens Schönheit geprieſen hatten. Denn nicht den vertrautern Freunden allein geſtand er ſein Glück; auch die

ferner stehenden Neidischen mußten wissen was ihm gelungen war; auch die Eifersüchtigen mußten verhöhnt werden durch die Geschichte des Raubes, den er vor ihren Augen vollbracht hatte. Was er dabey von dem Ruhme der Geliebten verkündigte, [illegible] ihrer Sittsamkeit, ihrer scheuen Zurückhaltung, ihres frommen und heiligen Wesens war in seinem Munde [illegible] des Opfers, das er sich selbst [illegible], und jedem stand frey, von diesen [illegible] so viel oder so wenig zu glauben, als er für gut fand. In wenigen Tagen wußte die ganze Stadt aus den sichersten Quellen, die scheinheilige Marie — kein Engel mehr — habe mit dem Freyherrn unter einem Dache gewohnt, und sey jetzt von ihm, man wisse nicht wohin gebracht worden. Manches freche Wort ward nun auf Kosten der Unschuldigen ausgesprochen, und es half nichts, daß er die Lästerer bedrohte, und an den Unvorsichtigeren die Lüge blutig ahndete.

Zwar sein edler Sinn, sein kühner Muth wurde hochgepriesen; aber ihrem Rufe schlug jeder seiner Siege eine neue Wunde. Marie wußte das nicht; aber ihr Vater grämte sich. An ihn dachte der Freyherr wenig mehr. In der Weise des ehrlichen Werl war es nicht, Vornehmere aufzusuchen; und da ihm der Freyherr Unterstützung anbieten ließ, da er die Hülfe der Tochter entbehren müsse, schlug er das Anerbieten mit stolzer Bescheidenheit aus.

Nachdem sich nun die Freude des Barons in den ersten Mittheilungen erschöpft hatte, sehnte er sich nach der Geliebten zurück, deren Grüsse und Briefe ihm den Mangel ihrer Gegenwart nur noch fühlbarer machten. Flüchtige Besuche genügten seinem Verlangen nicht, und so beschloß er — da er ja doch nur noch wenige Wochen auf der Universität zu bleiben habe, und ihm die jüngst verflossenen so gut als verlohren gegangen — sich für den Rest dieser Zeit in Mariens

Nähe anzusiedeln. Dieser Entschluß wurde auf der Stelle ausgeführt. In dem ledigen Zimmer eines benachbarten Hauses fand er ein bequemes Unterkommen: hier hatte er die Fenster von Mariens Stübchen in Augen, und er konnte sie sehn, wenn sie unter den Bäumen des Gartens ging, der hinter dem Hause am Berge emporstieg. So wie er sich jetzt glücklich pries, dem Ziele seiner Wünsche so nah zu seyn, so wünschte auch Marie sich Glück zu der Nähe eines Mannes, dessen Bild ihre ganze Seele erfüllte, der ihr Beschützer und Retter war, und der einst — sie dachte es mit klopfendem, beklommenem Herzen — ihr Gatte werden sollte.

Die ersten Wochen dieses Zusammenseyns waren den Honigwochen des glücklichsten Ehestandes gleich, und noch süßer als dieser. Beyde sahen sich ohne Zwang, und da Aslan kein anderes Geschäft hatte, als seine Liebe, so litt ihr Zusammenseyn nur wenige

Unterbrechungen. Auf dieſem Scheidepunkte erreichter Wünſche und blühender Hofnungen, wo ſich Vergangenheit und Zukunft, Freude und Verlangen gegenſeitig befruchten und entzünden, in dieſem Frühlinge der Liebe und des Glücks, entfaltete ſich die geiſtreiche Liebenswürdigkeit des Freyherrn immer anmuthiger und ſchöner, und lockte aus jeder Saite von Mariens Herzen harmoniſche Töne hervor. Was nur in ihrer Seele ſchlummerte, wurde jetzt durch das Verlangen geweckt, des Geliebten würdig zu ſeyn; und Er, der bis jetzt faſt nur ihre Schönheit geliebt hatte, wurde von Tag zu Tag mehr durch die ſittige Anmuth ihrer Rede, die treffende Richtigkeit ihres beſcheidnen Urtheils, und die ſtille Heiterkeit ihres ganzen Weſens bezaubert, welcher die ſchüchterne Furcht, die bisweilen wie leichtes Gewölk ihren innern Himmel überflog, noch einen höhern Reiz gab. Oft laſen ſie gemeinſchaftlich. Wenn dann ſeine Wangen an den ihrigen ruhten,

ihr Odem ſich mit dem ſeinigen miſchte, und, wie wohl oft geſchah, Marie das Schönſte, was Askan geleſen hatte, mit ihrer ſeelenvollen melodiſchen Stimme wiederholte, da ſchienen die Gedanken des Schriftſtellers aus ihrer beyden Seele zugleich zu dringen, und auf ihren Lippen zuſammenzufließen. Oft fand ſie dann die Mitternacht beym Buch, oder in vertraulichen einſam Betrachtungen, oder bey den heitern Spielen kindlichen Glücks; und oft, wenn Askan ſich nach langem Zögern entfernt hatte, ließ Marie ihren Thränen freyen Lauf, und ergoß ſich in frommem Dank über ſo vieles, ſo reiches und ſo unverdientes Glück, als ihr durch die Liebe eines ſolchen Mannes zu Theil wurden.

Die Heiterkeit dieſer ſeligen Tage, die auch auf Askans Herz wunderbar wirkten, und indem ſie die Flammen einer reinen und edeln Liebe nährten, die Selbſtſucht zurückdrängten, wurde durch einen Brief vom

Hauſe geſtört. Der alte Freyherr von Ratikan, ſchon geraume Zeit an den Gebrechlichkeiten des Alters leidend, war, ſo hieß es, jetzt heftiger angegriffen; die Rückkehr des Sohnes wurde dringend verlangt; vielleicht, wie wir glauben, um ſo dringender, da dem Alten von der Liebe des Sohnes und der Veränderung ſeines Aufenthaltes Nachricht zugekommen war. Doch wurde in dem Briefe weder von dem Einem noch von dem Andern die geringſte Erwähnung gethan.

Dieſer Brief wirkte auf den Freyherrn wie ein Donnerſchlag, welcher unerwartet aus heiterem Himmel herniederfährt. Zwar hatte er ſelbſt ſchon früher ſeine Rückreiſe auf das Ende des nächſten Monates feſtgeſetzt; aber da lag doch noch eine Reihe von Tagen dazwiſchen, und in dem Rauſche des Glücks trat der Gedanke der Trennung in die Dunkelheit zurück. Jetzt ſtand er mit einemmal vor ihm. Dem Befehle des Vaters war nichts entgegen zu ſetzen; ſelbſt Auf-

ſchub zu ſuchen, mußte bedenklich ſcheinen; denn eine unvorſichtige Enthüllung des Geheimniſſes war das, was ſeinem Glücke die größte Gefahr drohte. Noch ungewiß was er zu thun habe, ging er mit klopfendem Herzen zu Marien hin. Ahndungslos kam ſie ihm entgegen, und ſo heiter wie der Morgen, der ohne Nebelſchleyer am Himmel ſtand, und die ſchwellenden Hügel an dem Ufer des Fluſſes mit goldenen Strahlen malte. Bey ihrem Anblicke, bey dem heitern Morgengruß, den ſie ihm bot, erſtarb die Nachricht, die er zu bringen kam, auf ſeinen Lippen. Er verſchob es bis zum Nachmittag, und ſchlug, da ſich der Tag ſo herrlich ankündigte, eine Waſſerfahrt nach einem verfallenen Schloſſe vor, in deſſen romantiſchen Trümmern er ſchon öfters mit ihr glückliche Stunden verlebt hatte.

Marie willigte mit Freuden ein. Sie liebte den Ort um ſein ſelbſt willen, und auch der Erinnerungen wegen, die er ihr bot.

Auch daß man zu Waſſer dahin fuhr, erhöhte den Reiz. Nachdem man nemlich ohngefähr eine halbe Stunde Wegs den Strom hinabgefahren iſt, der ſeine ſilbernen Fluthen ſtill zwiſchen Weinbergen und Gärten hinabwälzt, ſteigt man in einer Bucht zwiſchen Felſen aus, die ſich von beyden Seiten mit ihren Uebernetzungen von Farrenkraut und Epheu weit in das Waſſer hereindrängen, und die Pforte eines romantiſchen Thales bilden. Nah zuſammengerückt, ihre röthlichen Wände mit blühendem Geniſt bedeckt, den luftigen Scheitel mit ſchlanken zitternden Buchen bekrönt, ſteigen die Felſen zu beyden Seiten empor; ſilberne, perlende Waſſerfäden rieſeln von ihnen herab, und von Stufe zu Stufe hüpfend, vereinigen ſie ſich in der Tiefe zwiſchen Mooß und Kräutern zum ſchäumenden Bach. Die Natur, rund umher gezähmt und dem Willen der Menſchen dienſtbar, ſcheint ſich in dieſer geheimen Stelle ſelbſt überlaſſen, und ſchwelgt in ihrer Frey-

heit mit üppiger Fülle. Nur ein ſchmaler Pfad, der dem ſchäumenden Bache folgt, und einige Stege, die über ihn hinführen, verbinden die anmuthige Wildniß mit den Werken der Menſchen, und leiten durch ein lichtes Gehölz zu den Trümmern einer alten Burg, deren Zinnen vormals hoch über die Wipfel der Bäume hinausragten. Hier hatten die Liebenden mehr als einmal den ſinkenden Abend erwartet; und manchen Strauß von unſcheinbaren Blumen, in den Spalten des uralten Gemäuers gepflückt, rief ihnen die Stunden in das Gedächtniß zurück, wo ſie ſo abgeſchieden von der Welt, in geheimniß-voller Stille, ſo beneidenswerth und doch ſo unbeneidet, ihren künftigen Ehebund in einem reizenden Vorbilde zu ſehen gewohnt hatten. Dieſe Trümmern waren auch jetzt das Ziel ihrer Wanderung. Adam ging ſchweigend neben Marien, ſie an der Hand führend, und ſann, wie er ihr das Unvermeidliche ſagen ſollte. Sie, ſelig in ſich, ahndete

nichts. Als ſie aber an eine Stelle kamen, wo ſie vordem ihre Nahmen angeſchrieben hatten, ſagte ſie ſcherzend: Sieh nur, Askan, hier iſt dein Nahme ſo gut wie verloſchen; aber der Meinige iſt noch deutlich und klar. Und hier in der Beyſchrift, „Treu bis zum Grabe" ſind die beyden letzten Worte auch nicht mehr zu leſen. Haſt du nicht eine Bleyfeder bey dir, um das Verſchwindende wieder aufzufriſchen und feſt zu halten. — Askan ſuchte und fand keine. — Nun, wenn wir wieder herausgehn, fuhr ſie fort, ſo denke daran, und ich will auch daran denken, damit wir Alles erneuern, und noch Etwas dazu ſchreiben zur Erinnerung an heute. Sollten wir einen Spruch verlöſchen laſſen, an dem unſer Glück hängt?

Wenn er auch auf dieſen Steinen verlöſcht, antwortete Askan, indem er ſeinen Arm um ſie ſchlang, ſo wird er doch ewig, hell und flammend, in meinem Herzen ſtehn. Sieh, ich ſpreche ihn jetzt noch Einmal aus, und

nehme den Himmel über mir zum Zeugen, daß er aus der Fülle meines tiefſten Herzens kömmt: „Treu bis zum Grab.“ — Marie wiederholte leiſe die nemlichen Worte. Ihr Kopf war auf ſeine Schultern geſunken: die Erinnerung des Grabes hatte ihre Augen mit Thränen erfüllt. Wehmüthig ſah er ſie an, zog ſie noch näher an ſich, und ſagte kaum hörbar: Der morgende Tag ſieht uns nicht mehr vereint.

Bey dieſen Worten fuhr Marie ſchreckhaft zuſammen, als ob ſie gehört hätte, „der morgende Tag ſieht uns zum allerletztenmal vereint.“ Und als ſie ſeine Meinung verſtand, und ſich nun ſein Schweigen richtig deutete, und er ihr Alles, wie es war, erzählte, ſeinen Schmerz ſchilderte, und ſchnelle Rückkehr verſprach, da war es ihr doch, als ob von ewiger Trennung die Rede ſey. Ihre Thränen floſſen unaufhaltſam, und der Tag neigte ſich zum Untergang, als ſie die

ſtarrenden Trümmern verließen, und zu ihrem Nachen zurückkehrten.

Als ſie nun durch das Felſenthor und die herabhängenden Epheukränze herausſchritten, ſah Marie noch Einmal zurück, ſchmiegte ſich feſter an Askans Arm, und ſagte mit erſtickter Stimme: Treu bis zum Grab. — Und als jener ſie an ſich drückte, und ein neuer Schwur auf ſeinen Lippen ſchwebte, fuhr ein wildes Taubenpaar von ſeinem Neſte auf, und ſchreckte beyde durch das Geräuſch ihres Flügelſchlags in der tiefen Stille. Marie lächelte durch ihre Thränen, als ſie die Urſach ihres Schreckens ſah. Als aber das Taubenpaar in ſeiner Verſchüchterung ſich trennte, und nach verſchiedenen Richtungen hin zwiſchen den Felſen verſchwand, da war es, als ob ein neuer Schrecken ihr beklommenes Herz ergriffe, und ſie hielt ſich mit beyden Händen, ängſtlich und zagend, an Arm ihres Führers. Doch war kein Mistraun in ihrer Seele. So fern von ihr

ſelbſt

ſelbſt jede Möglichkeit des Wankelmuths war; ſo ſtand auch ihr Glaube an Askans Treue feſt. Nur vor dem Schickſal bangte ihr und vor dem Dunkel der Zukunft.

Ach! wie oft hat die Arme an dieſen Augenblick, an ihr Erſchrecken und ihre düſtern Ahndungen denken müſſen!

Hand in Hand gingen jetzt beide an dem Ufer hin; nur einzelne Worte unterbrachen ihr Schweigen; ihr Herz war beklommen. Nah der Stelle, wo der Nachen angelegt hatte, ſtanden ſie ſtill. Hier in die Tiefe des Himmels ſchauend, der aus dem Spiegel des ſtillen Fluſſes heraufleuchtete, fielen perlende Thränen von Mariens Augen in den Strom, und ſie ſagte: „Der Fluß trägt meine Thränen wohl dem unermeßlichen Meere zu, und ſie ſind ewig vergeſſen, wenn du ſie nicht in deinem Herzen bewahrſt.“ Und als der Nachen ſie aufgenommen hatte, und Askan ſie feſt an ſeine Seite drückte, ſagte ſie: „Sieh, nur ein dünnes Brett hält uns

vom Tode getrennt; doch fürchte ich nichts, so lange du bey mir bist. Aber wo soll ich Vertrauen und Muth finden, wenn du von mir gehst?" — Askan vertröstete sie auf seine baldige Rückkehr. — „Ach, was ist bald, sagte sie, für ein armes verwaistes Geschöpf, wie ich, das schon jetzt so oft verzagte, wenn du nicht so früh kamst, als ich wünschte, und das nun jetzt ganze Tage und Wochen auf dich harren soll? Nie habe ich den Muth gehabt, dir das so zu sagen, wie ich es fühlte. Ich meinte, es müßte dir gar zu kindisch scheinen, oder es könnte dir einen Zwang auflegen, den du nicht liebst. Da that ich mir lieber Gewalt an und schwieg. Jetzt aber, an dem Scheidewege der Trennung, kann ich meinem Herzen nicht mehr gebieten. Weiß ich doch nicht, ob ich dich je wiedersehe, ob ich noch Einmal so mit dir sprechen, dir so mein Innerstes enthüllen kann."

Askan tröstete, und schalt ihr Zweifeln

grundloſen Kleinmuth. — Wohl bin ich kleinmüthig, ſagte ſie, wenn du mir nicht deinen Muth leihſt; aber mich dünkt, daß eben darin meine Liebe ſtark und mächtig iſt, daß ich mich ſelbſt ſo gar nichts fühle, und mit dir Alles. O, mit dir wollt' ich mich in die Wellen ſtürzen, und nicht zagen, wenn mich auch tauſendfacher Tod umringte. Ich ſtürbe ja mit dir. Aber allein kann ich nicht ſterben, oder ich müßte verzweifeln.

So ſprach ſie Manches während der Ueberfahrt, in Liebe und Schmerz ſo verlohren, daß ſie ſich wenig um die Gegenwart des Fiſchers kümmerte, der ſie überſetzte, oder vielmehr, nur mit dem Geliebten und ſeinem Abſcheiden beſchäftigt, jenen gar nicht bemerkte.

In Askans Gemüth wirkte der Ausdruck ihrer ſchönen und innigen Liebe auf eine ganz andre Weiſe, als man hätte erwarten ſollen. Ihre Hingebung an ihn entzückte ihn nicht ſo, wie ſie ein reines und unſchuldiges Herz

hätte entzücken müſſen; auch die eigennützige Freude an ihrem Beſitz, die ihn ſo oft berauſcht, und ſeiner räuberiſchen Leidenſchaft den Schein wahrer und inniger Liebe gegeben hatte, war in dieſem Augenblicke weniger mächtig in ihm; ſondern da ſie ihm mit ſo rückſichtsloſer Offenheit in das innerſte Heiligthum ihres Herzens und ihrer Liebe blicken ließ, ergriff ihn ein wunderbares Gefühl ſeiner Unwürdigkeit, und daß dieſe himmliſche Einfachheit und Unſchuld ſo hoch über ihm ſtehe, daß er nicht einmal daran denken könne, je daran empor zu klimmen. Dieſes Gefühl war dem einer ſchmählichen Niederlage gleich; ein Gefühl, das er nicht ertrug. Da empörte ſich in der Tiefe ſeines Herzens ein Stolz der ſchlimmſten Art und ſtieg kalt und froſtig über jede ſeiner beſſern Empfindungen empor. Nur die Gluth der Begierde tobte in ſeinem Innerſten, und entzündete ſich immer heftiger an den Thränen, mit denen ſie ihm Hände und Wangen benetzte. Die Sonne

war untergegangen: das Abendroth flammte am Himmel empor; der ſtille Fluß röthete ſich und beleuchtete Mariens niedergeſenktes Angeſicht. Mit unverwandten Blicken hingen die Augen des Freyherrn an der verklärten Geſtalt. Sie ſchien ihm in ihrer Traurigkeit noch reizender, und der zarte Wiederſchein des Abendroths auf ihrer Stirn und ihren Wangen, der ihm wie das Erröthen holder Schaam in den Täuſchungen glücklicher Liebe erſchien, entzündete den Vorſatz einer frevelhaften That in ſeinem von Selbſtſucht verhärteten Gemüth.

Voll dieſer Geſinnungen begleitete er die Arme nach ihrer Wohnung. Seine Lippen floſſen über von ſüßer Schmeicheley; Bitten und Thränen, Klagen und Schwüre, Alles was die Liebe Verführeriſches hat, wurde in dieſer verhängnißvollen Stunde erſchöpft. Der blaſſe Schimmer des Mondes fiel durch die Netze der Reben, die ſich an den Fenſtern hinaufſchlangen; in dieſem Dämmerlichte

ſchien Askans Geſtalt ſo blaß! Wie ſich das Dunkel der Nacht mit dem magiſchen Lichte miſchte, ſo floß in Mariens Herzen banges Ahnden und ſeliges Erinnern zuſammen; ihre Thränen ſtrömten, ohne daß ſie es wußte; und nie hätte ſie ſagen können, ob ſie in dieſem Augenblicke mehr Schmerzen oder mehr Freude gefühlt. In dieſer Verwirrung ſchwand die Kraft ihres Willens. Die Mitternacht trennte die Liebenden nicht. Erſt als der Morgen dämmerte, ſtürzte Askan mit verwirrter Miene aus dem Hauſe, um ſich in ſeinen Reiſewagen zu werfen, und Marie ſah ihm, ohne die Verhänge wegzuſchieben, mit ſtarren Blicken, ohne Thränen, aber mit hochglühenden Wangen nach. Und als der Wagen um die Ecke verſchwand, warf ſie ſich verzweifelnd vor dem Sopha auf die Erde nieder, und nach mehreren Stunden noch ward ſie von ihrer Wirthin in derſelben Stellung, halb ohnmächtig, blaß, mit aufgelößtem Haar und verweinten Augen gefunden.

Zweytes Buch.

Der Freyherr von Ratikan, von Unruhe getrieben, kam, nach einer beſchleunigten Reiſe, bey ſeinem Vater an, welcher ſeinen Aufenthalt in der Hauptſtadt genommen hatte. Die Gefahr der Krankheit war vorüber; nur die Ueberreſte eines heftigen Podagra hielten ihn noch an ſein Lager gefeſſelt. Der Empfang war freundlicher, als Aſkan erwartet hatte. Mehr als einmal betheuerte ihm der Kranke die hohe Zufriedenheit, die er über die ſchnelle Befolgung ſeines Wunſches fühle, und er ſetzte hinzu, wie er mit Zuverſicht hoffe, den Reſt des Uebels, das ihm dieſesmal heftiger als ſonſt zugeſetzt habe, durch die Freude über die Rückkehr ſeines theuern einzigen Sohnes bald verſcheucht zu ſehn.

Dieſe Aeuſſerungen, in denen ſich eine Zärtlichkeit ausſprach, die der alte Freyherr nicht eben häufig zur Schau trug, waren eben deshalb keineswegs geeignet, die Beſorgniſſe des Sohns zu verſcheuchen. Er hatte alle Urſache zu glauben, daß ſein Vater von den Ereigniſſen der letzten Monate einige Kunde hatte, und er kannte ihn genug, um ſeine Einwilligung zu den Planen von Mißheirath und Stillleben, mit denen er ſich und Marien eingewiegt hatte, für etwas Leichtes zu halten. Auf einen hartnäckigen Kampf gefaßt, hatte er ſich unterwegs noch mit allen Sophiſtereien einer romantiſchen Liebe gerüſtet, und beredete ſich, daß, wenn die Uebermacht dieſer Gründe nicht anerkannt werden ſollte, er den Muth und die Kraft haben werde, den einmal gefaßten Entſchluß dennoch durchzuſetzen. Dieſem Plan kam das Benehmen des alten Freyherrn nicht zu ſtatten. Die Freude des Vaters, mochte ſie wahr oder erkünſtelt ſeyn, und die Reizbar-

keit des Wiedergenesenden vertrug sich nicht mit einem Bekenntnisse, das auch in dem günstigsten Falle zu lebhaften Erörterungen führen mußte. Den rechten Augenblick für diese zu finden, bedurfte es der Zeit, und er konnte nicht hoffen, jenen herbeyzuführen, ohne sich mit der größten Gefälligkeit in allen andern Dingen in den Willen seines Vaters zu fügen.

Der alte Freyherr, welcher theils seiner Gesundheit wegen, theils aus ökonomischen Rücksichten, immer einen Theil des Jahres auf dem Lande zubrachte, bedurfte zu seiner geistigen Diät der Hofluft, und unterließ daher nie mehrere Monate in der Hauptstadt zuzubringen. Sein Haus war dann der Sammelplatz Alles dessen, was am Hofe für liebenswürdig galt; und da er auf einem bequemen, ja glänzenden Fuß eingerichtet war, und mit feinem Weltgebrauche vertraut, es mit den Sitten nicht sehr genau nahm, wenn nur der Anstand gerettet wurde, so

fand das Alter, wie die Jugend, Männer und Frauen, in dieſem Hauſe eine Bequemlichkeit, die ihnen der Hof mit ſeiner ſtrenger geregelten Weiſe nicht gewähren konnte. Auch jetzt ward es fleißig beſucht, und wie die Krankheit des alten Freyherrn abnahm, vermehrten ſich die Beſuchenden, die ihm die Zeit zu verkürzen kamen. Bald ſah ſich Askan in dieſe Geſellſchaft verſtrickt. Alte Bekanntſchaften wurden erneuert, neue angeknüpft; jeder Tag führte etwas Anziehendes und Gefälliges herbey; und wenn er den Morgen ſeinem Vater gewidmet hatte, bot ihm der Abend in Spiel und Geſpräch die angenehmſte Unterhaltung dar. Oefters geſchah es dann, daß ſich ſein Vater früher zurückzog, und ihm die Pflichten des Wirthes übertrug; und da es ihm weder an Gewandheit, noch an der Luſt zu gefallen gebrach, ſo entwickelte er bey dieſen Gelegenheiten eine Liebenswürdigkeit, die durch den ungetheilten Beyfall der Geſellſchaft, vorzüglich

ihres weiblichen Theils, auf die ſchmeichelhafteſte Weiſe belohnt wurde.

Der Sommer neigte ſich jetzt zu Ende; der Fürſt kehrte aus dem Bade, die Fürſtin von ihrem Landſitze zurück; auch die Rückkehr des Erbprinzen, welcher die Europäiſchen Höfe beſucht hatte, war angekündigt. Der alte Freyherr von Natſau war jetzt vollkommen hergeſtellt, und feyerte ſeinen erſten Ausgang durch die Einführung ſeines Sohnes am Hofe. Die Aufnahme war von allen Seiten erwünſcht. Als ein Mann von Vermögen und Welt genoß der Baron ausgezeichnetes Anſehn; der Fürſt hatte ihm perſönliche Verpflichtungen, und da ſich hier eine Gelegenheit zeigte, einen Theil ſeiner Schuld abzutragen, ergriff er ſie um deſto begieriger, da ihm die Geſtalt und das Weſen des Sohns beym erſten Anblicke zuſagte. Auch der Fürſtin gefiel er wohl. Einige Tage hindurch war am Hofe von nichts die Rede, als von dem Heimgekommenen, und

diejenigen, die ihn ſchon kannten, ſprachen nun deſto lauter zu ſeiner Gunſt, da ſie das Wohlwollen bemerkten, das ihm der Fürſt und ſeine Gemahlin ſchenkten.

Noch in derſelben Woche wurde Askan durch die Ernennung zum Kammerjunker überraſcht. Mit dem feſtlichen Anſtand, und dem feinen Lächeln eines Mannes, der durch kluge Züge und Wendungen dem Gegner den Sieg abgewonnen, trat der alte Freyherr in das Zimmer des Sohnes, das zierlich geſchriebene Decret in der Hand haltend; und nachdem er es vor ſeinen Augen entfaltet hatte, umarmte er ihn mit dem Ausdrucke des unbeſchreiblichſten Entzückens über dieſen erſten Schritt, den ſein geliebter und einziger Sohn, der Erbe ſeiner Stammgüter und ſeines Nahmens, auf dem Wege zu Glück und Anſehn gethan habe.

Askan hatte an eben dem Morgen ein Briefchen von Marien erhalten. Sie ſprach mit Innigkeit, aber trübſinnig von ihrer

Liebe. Seiner Verſprechungen gedachte ſie nicht; auch der Erinnerung an den letzten Tag ihres Zuſammenſeyns war ſie ausgewichen. Mehr als Einmal hatte er das Blättchen, mit zarten und zierlichen Zeichen beſchrieben, entfaltet, geleſen und wieder geleſen. Auch was es nicht ſagte, ſorach ihn doch daraus an, und er gedachte, nicht ohne Unruhe, der herzhaften Entſchließungen, mit denen er hieher gekommen, und deren Erfüllung er ſich doch noch um keinen Schritt genähert hatte. In tiefe Gedanken verſunken ward er durch die Botſchaft ſeines Vaters überraſcht. Mit unbeſchreiblicher Beſtürzung ſah er dieſes neue Verhältniß, das ſich ſeinen Entſchließungen entgegenwälzte; aber der alte Freyherr deutete dieſe Beſtürzung ſeinen Wünſchen gemäß, als Ueberraſchung der Freude, umarmte ſeinen Sohn noch Einmal mit größerer Zärtlichkeit, und entließ ihn nur mit der Verſicherung aus ſeinen Armen, wie glücklich er ſich fühle, einen Sohn zu

haben, welcher bey ſeinem erſten Erſcheinen am Hofe ſo ausgezeichneter Gnade gewürdigt werde.

Wir dürfen hier nicht unterlaſſen zu erinnern, was unſre Leſer wohl ſo ſchon vermuthet haben mögen, daß der alte Freyherr mit Askans Liebe und ſeinen romantiſchen Planen, aus denen er gegen ſeine Landsleute auf der Univerſität kein Geheimniß gemacht hatte, vollkommen bekannt war. Des unaeſtümen Weſens der Jugend kundig, und mit Recht überzeugt, daß jeder Widerſtand den einmal in der Leidenſchaft gefaßten Entſchluß nur noch mehr befeſtigen würde, ließ er dem wilden Strome der Liebe Zeit ſich auszubreiten, und, wenn es nicht anders wäre, das was ihm auf ſeinem Wege begegnete zu zerſtören; ſicher erwartend, daß ihm eben durch dieſe ungehemmte Ausbreitung die gefahrbringende Kraft im Kurzem entzogen werden würde. Nach Askans Zurückkunft aber wich er mit weltmänniſcher

Gewand-

Gewandheit jedem Anlaß zu einer Erklärung aus; bemerkte den Trübſinn nicht, den jener oft in ſeiner Gegenwart zeigte; und wenn er nach dem Lande verlangte, hielt der alte Freyherr ſeine Ungeduld — die er ſelbſt zu theilen vorgab — von einem Tage zum andern durch die ſcheinbarſten Vorwände hin. Unterdeſſen verſtrickte er ihn, auf die ungezwungenſte Weiſe, immer mehr und mehr in die Netze der Welt, ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit, und beſchäftigte ihn mit leeren Zerſtreuungen. Allen dieſen wohlberechneten Bemühungen aber ſetzte der gewande Mann dadurch die Krone auf, daß er ihn durch die insgeheim erbetene Stelle an den Hof feſſelte, wo er hoffte, daß, wenn noch ein Reſt jener unſeligen Leidenſchaft in ſeinem Herzen übrig wäre, dieſer in Kurzem bis auf die letzte Wurzel ausgetilgt werden würde. Dieſe Berechnungen waren auf die Kenntniß des menſchlichen Herzens gegründet, und wenn ſie auch nicht auf der Stelle zutrafen, ſo

führte doch jeder Tag etwas neues herbey, das die Wurzeln, an denen Askans Liebe hing, unvermerkt lösen half.

* *

Mehrere Tage verstrichen dem neuen Kammerjunker unter den zahlreichen und leeren Beschäftigungen, die eine solche Ernennung nach sich führt. Erst am Ende der geräuschvollen Woche, schrieb er Marien: „Noch immer hänge ich hier in den Netzen des Hofes, und da die Ehre, die mir widerfährt, meinen Vater erfreut, so bleibt er länger in der Stadt, als wohl sonst geschähe, und ich komme meinem Ziele nicht näher. Aber glaube nur nicht, süße Liebe, daß ich in diesem weltlichen Treiben jenes Ziel aus den Augen verliehre. Gott ist mein Zeuge, daß es ohn' Unterlaß vor mir steht, und daß ich eher allem Antheil an irdischem und himmlischem Glücke entsage, ehe ich die Schwüre breche, die ich, du Gute und Fromme, in deine Hände gelegt habe. Schon

dünkt mich dieſe kurze Trennung von dir eine Ewigkeit, und alles Lächeln der Kunſt, die mir entgegenkömmt, aller Zauber fürſtlicher Hulde, die mich umſtrickt, vermag nicht die Sehnſucht zu mindern, die ich nach deinen ſeelenvollen Blicken und deinen freundlichen Worten fühle" — Seine Ernennung zum Kammerjunker meldet er ihr nicht. Erſt dann ſollte ſie davon hören, wenn er auch dieſe Kette gebrochen, und ſie mit den übrigen Zeichen ſeines Muthes und ſeiner Treue zu ihren Füſſen gelegt hätte. Noch war in ſeinen Vorſätzen die Herzhaftigkeit einer jugendlichen Liebe; aber in ſeinen Handlungen ſiegte die Schwachheit der Eitelkeit und Selbſtſucht ob. Indem er ſich in beſſern Augenblicken beredete, Kraft zur Freyheit zu haben, gab er ſich doch ohne Rückenhalt der Verführung Preis, die ihn immer mehr umſchmeichelte, und immer mehr die Kraft ſeiner Vorſätze lähmte. Dieſe Vorſätze ſelbſt aber wurden täglich ſchwächer, ſo wie er jene Banden leichter zu tragen

lernte; er fing an, ihrer mit Bangigkeit zu gedenken, und dieſe Bangigkeit wurde ihm läſtig. So vergingen Tage, wo kein Gedanke an Marien vor ſeine Seele trat; Wochen, in denen er nicht Zeit fand, ihr eine Zeile zu ſchreiben.

Mit welcher Unruhe die Unglückliche Askans Verweilen am Hofe — ſeinen Zuſagen und Planen ſo ganz zuwider — ſah, welche feindſelige Ahndungen ſich, wider ihren Willen, ihres Herzens bemächtigten, wie ſie gegen die immer ſteigende Angſt meiſt vergeblich kämpfte, iſt mit Worten kaum zu beſchreiben. Seit der unglücklichen Nacht, die vor Askans Abreiſe herging, hatte ſich ihrer eine tiefe und unbeſiegliche Schwermuth bemächtigt. Faſt nie verließ ſie ihr Zimmer; nur von dem Garten aus ſah ſie bisweilen nach der Heerſtraße hin. In tiefer Einſamkeit über ihre Lage ſinnend, dachte ſie der ſeligen Tage ihrer Kindheit, der Unſchuld ihres Herzens und der tiefen Ruhe, die ſie

auch in den Tagen der Armuth und des drohenden Mangels niemals verlaſſen hatte. Das war jetzt Alles dahin. Seit dem Tage, wo ſie den Freyherrn zum erſtenmale geſehn, war Unruhe und Beſorgniß, Zweifel und Angſt bey ihr eingezogen. Der erſte Schritt, den er in ihr Haus gethan, hatte den Frieden daraus verſcheucht: Unfall hatte ſich an Unfall, Schmach an Schmach gereiht, bis ſie zuletzt dem Beſchützer, dem Retter, dem Geliebten ihren Ruf, die Achtung der Welt und ihre Unſchuld geopfert hatte. Dieſe Erinnerungen zogen unabläßig in ihrem Herzen auf und ab, und nährten ihren Jammer, ohne ihrer Liebe Eintrag zu thun. An Askan zu zweifeln kam ihr nicht in den Sinn; aber ſeine Lage ängſtigte ſie um ſeinetwillen. Sie maß ſeine Sehnſucht nach der ihrigen: ſie lieh ihm ihre eigne Freude an ſtiller Beſchränkung, und trauerte um ihn, daß ihm das erſehnte Glück ſo lange zögre. Denn ſo wie ſie kein Wort ſprach oder ſchrieb,

das nicht der treue und reine Wiederhall ihr
Gefühle war, so glaubte sie auch von ihr
und würde sich nicht verziehen haben, ande
zu glauben. Von Täuschungen der Einb
dungskraft, die das Herz ersetzen, oder v
jener prunkenden Redekunst, die der Eitelk
fröhnend, sich mit allen Farben des manch
den Gefühles schmücken, davon hatte
keinen Begriff.

Im dritten Monat der Trennung, schri
sie ihm: „Du klagst, daß mein letzter Bri
so traurig gewesen, ja, du schiltst mich de
halb. Wohl war er in trüber Stimmun
geschrieben, und ein Brief muß ja wohl d
Farbe des Herzens zeigen, aus dem er g
flossen ist. Glaube mir, ich wähle imme
meine heitersten Stunden aus, um dir z
schreiben; aber auch die heitersten sind no
düster genug. Gern möcht' ich wohl meine
alten Frohsinn wieder gewinnen; ich bemüh
mich aus allen Kräften darum; aber mei
Bemühn ist umsonst. Er ist mit dir vo

hinnen gezogen, und Gott weiß, ob er jemals zurückkehren wird. Ohne dich gewiß nicht. Aber dieſes ohne dich kann ich mir gar nicht denken, und wenn es mir doch immer, wie ein böſer Traum, von fern in die Ohren klingt, ſo muß ich mir das Herz mit beyden Händen halten, daß es nicht vor Schmerz und Jammer zerſpringt. Vorgeſtern träumte mir, ich ging dich ſuchend allein das Felſenthal hinauf, und wie ich überall nach dir umſchaute, ſah ich auch in den Waſſerſpiegel, und erblickte deine Geſtalt, und daneben eine andere, die ich zuerſt für die Meinige hielt. Aber es war nicht die Meinige. Darüber erwacht' ich nun mit klopfendem Herzen, und weinte die ganze übrige Nacht. Es mag wohl thöricht ſeyn, ſich ſo zu ängſtigen um einen Traum; aber mein ganzes Leben iſt zum Traume geworden, und die Schattenwelt des Tages miſcht ſich mit den Schatten der Nacht, ohne daß ich weiß, wo die gröſſere Wahrheit iſt. — Um Eines

noch bitte ich dich. Häufe nicht so in deinen Briefen die Betheurungen und Schwüre, die mir nicht tröstlich, sondern gräßlich klingen. — Weiß ich denn nicht, daß du mich liebst? Wenn ich es nicht wüßte, oder wenn ich je daran zweifeln könnte! — Aber wenn du so heilige Eide schwörst, und dich mit Worten bindest, bey denen mir schaudert, so ist es mir, als müßt' ich denken, du zweifeltest selbst an dir, und du müßtest so sprechen aus Mitleid mit mir. Woher mir der Gedanke kömmt, weiß ich nicht. Also bey deiner Liebe, mein Nekan, betheure mir deine Liebe nicht auf die Weise, wie du in deinem letzten Briefe thust."

* *

Der Freyherr erhielt diesen Brief, in welchem noch vieles andere mit der zartesten Liebe geschrieben war, am Morgen nach einer durchschwärmten Nacht, die nur verworrene Erinnerungen in ihm zurückgelassen hatte. Als er Mariens Hand in der Aufschrift er-

kannte, legte er ihn uneröffnet auf den Tisch, und sah, den Kopf auf beyde Hände gestützt, lange vor sich hin. Endlich, als ob er sich seine Schwachheit verwürfe, rafft er den armen Brief hastig auf, überlief ihn mit flüchtigen Blicken, und war im Begriff ihn wieder hinzuwerfen, als seine Augen auf die Worte fielen: „so ist es mir, als müßt' ich denken, du zweifeltest selbst an dir." Er las diese Worte zwey-dreymal: schlug sich dann mit der Faust vor die Stirne, und sagte bey sich selbst: Kann die Unschuld so tief in die Falten eines Herzens sehn, wie das Meinige? —

Er fuhr bey diesem Gedanken von seinem Sitze auf. „Wenn ich an mir zweifle, sagte er, ist es denn meine Schuld? — Ist es meine Schuld, daß mir die Liebe nicht so hell und lauter vom Herzen strömt, wie einem armen unwissenden Kinde, dem sie zum erstenmal das unbefangene Herz bewegt, und nichts als Wonne, und Ewig-

keiten von Wonne vormalt? Und wenn das nicht meine Schuld iſt, wenn ich nicht Herr bin über das Maaß meiner Gefühle und ihre Dauer" — hier hielt er inn, als ob er ſich vor ſeinen eignen Gedanken entſetzte, und fuhr dann mit leiſerer Stimme fort: „ſo wär' es ja vielleicht eine Thorheit, abſichtlich eine Leidenſchaft nähren zu wollen, die ſich nicht durch ihre eigene Kraft erhalten kann?"

„Wie doch, fuhr er mit Bitterkeit gegen ſich ſelbſt fort, wie doch ein Augenblick über ein Leben entſcheidet! War ich nicht thörigter Weiſe in das Kind verliebt, eh' ich es noch geſehen hatte? und hab' ich mich nicht nachher durch kleine und unbedeutende Zufälle in eine Leidenſchaft verſtricken laſſen, die — das Geringſte geſagt — unpaſſend iſt! — Ob ich wohl je im Ernſte geglaubt habe, ſetzte er ſich ſelbſt verhöhnend hinzu, in einer ſolchen Verbindung mein Glück zu finden? Oder wie konnte ich ſo wahnſinnig ſeyn, den

flüchtigen Freuden des Augenblicks ein ganzes Leben zu verpfänden?“

Er ſchwieg, ſah wieder lange vor ſich hin und auf Mariens Brief, und ſagte endlich mit einem tiefen Seufzer:

„Was helfen jetzt alle dieſe Betrachtungen? mein Wort iſt verpfändet. Ich kann nicht zurück, was auch immer daraus entſtehen mag.“

Dieſes Selbſtgeſpräch wurde durch einen Boten unterbrochen, der ihn zu dem Fürſten beſchied. Als er in das Cabinet geführt worden war, ſagte der Fürſt: Ich habe Sie rufen laſſen, um Ihnen einen Antrag zu machen. Ich bin mit Ihrem Dienſte zufrieden; ich möchte gern etwas für Sie thun; aber das Emporſteigen in den Hofämtern hat ſein Geſetz und geht langſam; ich möchte auch gern Ihrem Vater einen Beweiß meines Wohlwollens geben. Jetzt bietet ſich hierzu eine Gelegenheit dar. Ich brauche einen zuverläſſigen Mann, der bei mir im Cabinet

arbeitet, meine Privat Correſpondenz führt, und was etwa von öffentlichen Geſchäften bey mir beſonders bearbeitet wird, beſorgt. Wenn Sie, wie ich hoffe, zu dieſem Geſchäfte Neigung, und, wie ich nicht zweifle, Talent beſitzen, ſo iſt Ihnen dadurch der Weg in das Miniſterium geöffnet."

Mit froher Beſtürzung vernahm der Freyherr den verbindlichen Antrag. Er ergriff die Hand des gnädigen Fürſten, küßte ſie dankbar, und kehrte, von den Glückwünſchen des Hofes begleitet, als Cabinetsrath nach Hauſe zurück, wo ihn ſein entzückter Vater mit offnen Armen empfing.

Während der Abweſenheit des jungen Freyherrn war der Major O'Kennedy ihn zu beſuchen gekommen, und hatte, wie er auch ſonſt zu thun pflegte, in ſeinem Zimmer Platz genommen. Dieſer Major war der Sohn eines vormals allgebietenden Miniſters an dem benachbarten Hofe, welcher durch einen Wechſel der Laune ſeines Herrn mitten

im Wahne der höchſten Gnade geſtürzt worden war. Das Misgeſchick des Vaters hatte auch den Sohn aus dem Lande getrieben, und dieſer war, nach manchem Umherirren, in die Dienſte des Erbprinzen gekommen, wo ihm zuerſt die Eiferſucht gegen den benachbarten Hof, und die Ungnade, die ihn verfolgte, zur Empfehlung diente. Kennedy war einer der Menſchen, denen man in den höhern Regionen des Lebens öfter begegnet, die eben ſo mächtig anziehn als abſtoßen, von niemanden wahrhaft geliebt, von den meiſten gehaßt und gefürchtet werden, aber eben durch die Furcht, die ſie einflößen, eine unbeſchränkte Gewalt über ſchwache Gemüther haben. Die Unfälle, die er erlitten, die Kränkungen, denen er ausgeſetzt geweſen war, hatten ſein inneres Weſen geſtählt, während ſie ſein Aeußeres ſchmeidigten; und die tiefe, kalte Ruhe, die auf ſeinem blaſſen Antlitze herrſchte, bedeckte das Chaos eines von Menſchenhaß, Menſchenverachtung und

Ehrgeiz durchwühlten Herzens. Nur der unſtäte Blick ſeiner grauen, aber blitzenden und tiefdringenden Augen ließ dem aufmerkſamen Beobachter das wohlverſteckte Geheimniß ahnden, ſo wie auch ein raſches, oft krampfhaftes Händeſpiel bisweilen der übrigen würdevollen Haltung ſeines kräftigen Körpers Eintrag that.

Dieſer Major war ſeit einigen Monaten im Gefolge des Erbprinzen, den er auf ſeinen Reiſen begleitet hatte, an den Hof zurückgekehrt, und hatte, indem er die neuen Inſaſſen deſſelben muſterte, ſeine Blicke auf den Freyherrn gerichtet. Ein ſicherer Inſtinct ſagte ihm, daß dieſer blühende junge Mann mit dieſer anſprechenden Miene, dieſer Gewandheit des Betragens, dieſer Lebendigkeit des Geiſtes, mit dieſer Eitelkeit endlich, die von Anmuth begleitet und von Verſtand gelenkt, ſo anziehend iſt, daß dieſer Jüngling mit allen dieſen Eigenſchaften an die Pforten der Gunſt geſtellt, in kurzer Zeit alle Mitbe-

werber hinter ſich laſſen würde. An einen ſolchen ſich anzuſchließen konnte ihm nützlich ſeyn, und da es nicht an Gelegenheiten fehlte, wo ſich ein kluger und ſcharfſichtiger Mann, wie der Major, um einen Neuling in der Tactik des Hofes verdient machen konnte, ſo hatte ſich bald zwiſchen beyden eine Art von Freundſchaft gebildet, bey welcher der Major das Vergnügen hatte, [illegible] herrſchaft über den jüngern [illegible], aber unbemerkt und unangefochten, wachſen zu ſehn.

Als nun der Freyherr in das Zimmer trat, wo ihn Clemens erwartete, war es ihm recht erfreulich, gerade den hier zu finden, der ſein neues Verhältniß wohl beſſer als jeder andere zu ſchätzen wußte. Der Major ging ihm entgegen, und obgleich von der Abſicht der fürſtlichen Audienz vollkommen unterrichtet, ſtellte er ſich doch, als wiſſe er nichts. Er wollte das Vergnügen haben, den Ausdruck befriedigter Eitelkeit

aus der ersten Quelle zu schöpfen, und indem er ihm nur zu seiner strahlenden Miene Glück wünschte, und die Ursache so ungewöhnlicher Heiterkeit zu wissen wünschte, ließ er sich von dem begeisterten, ahndungslosen Zöglinge Alles erzählen, was er schon wußte. Während der Erzählung blieb er kalt. Nur einigemal erhob er den Blick, um flüchtig das Gesicht des beredten Erzählers zu bestreichen; fuhr einigemal mit der Hand in das blonde Haar, das ihm dünn und gerad um die Schläfe hing; sah dann wieder gerad vor sich hin, und schien, indem sich seine Hände schnell öffneten und schlossen, eine innre Unruhe verbergen zu wollen. — Was hast du nur? sagte der Freyherr endlich. Du läßt mich erzählen und reden, und sprichst selbst kein Wort, und es ist eben, als wenn dich das Ereigniß wenig freute, das mich — warum sollt' ich es dir verbergen — in eine frohe Bestürzung gesetzt hat. Sprich, wie nimmst du es? — Ich nehme es, antwortete

der

der Major, indem er Aslans Hand krampfhaft drückte, ich nehme es wie ein Ereigniß, das ich längst vorausgesehn, und mit Unruhe erwartet habe. — Der Freyherr sah ihn verwundert an. — Ja, fuhr jener fort, mit der Unruhe froher Hofnungen und freundschaftlicher Besorgnisse, wie ich nur für einen so liebenswürdigen Freund, wie du mir bist, fühlen kann. Der Platz, auf den dich der Fürst und dein Verdienst so eben gestellt hat, bietet dir herrliche Aussichten dar. Aber die Aussicht auf ein Glück ist noch nicht das Glück selbst. Das Ziel mit all den goldnen Kronen, die daran flattern, will errungen seyn, und zwischen ihm und den Schranken liegt eine lange und schlüpfrige Bahn. Du bist klug, lieber Baron, und die Klugheit eilt bey dir vor den Jahren voraus, aber du bist noch zu neu in der Welt, als daß dir die jugendliche Gutmüthigkeit und das unbegränzte Vertrauen deines arglosen Herzens den hellen Blick nicht bisweilen verdüstern

ſollte. Im Allgemeinen weißt du wohl von den Höfen genug, um überzeugt zu ſeyn, daß die Freundlichkeit, mit der dich heute ohne Zweifel viele Geſichter im Vorgemache des Fürſten begrüßt haben, nicht bey Allen — vielleicht bey keinem Einzigen — der Wiederſchein ihrer innern Freude war. Du weißt das und noch vieles ähnliche; aber was hilft dir dieſe allgemeine Kenntniß, wenn du nicht in dem Herzen der Einzelnen leſen, Freund und Feind unterſcheiden, und aus dem Räthſel künſtlich geſtellter Worte und ſchlau gelegter Mienen die innere Geſinnung mit Sicherheit deuten lernſt? — Glaube mir, in dem Augenblick, wo ſich dir das Cabinet des Fürſten öffnet, tritt der Verrath hinter die Thür, hängt ſich an jeden deiner Schritte, und belauert die Sicherheit, mit der du dich in dem Sonnenſcheine fürſtlicher Gnade bewegſt. Es gibt keine Höhe, ohne Tiefe daneben, und der Abgrund — — Hier hielt er inn, und gleichſam unzufrieden mit ſich

ſelbſt, ſetzte er hinzu: Ich bin doch aber warlich ein Thor, daß ich, ſtatt dir Glückwünſche zu ſagen, und dir die heitere Seite meiner Theilnahme zu zeigen, ein Meduſenhaupt hervorhole, das mit ſeiner ernſten Geſtalt deiner wohlbegründeten Freude zu ſpotten ſcheint!

Bey dieſen Worten fiel er ihm um den Hals, umarmte und küßte ihn mit groſſer Zärtlichkeit, und beſchwor ihn, in allen Fällen auf ſeine Freundſchaft zu rechnen. — Ich erkenne in allen dem die Aufrichtigkeit deiner Liebe, antwortete Aſkan nicht ohne Beklommenheit. Glückwünſche kann ich auch von Andern empfangen, aufrichtige und falſche; aber von dir und deiner Erfahrenheit darf ich Belehrung hoffen. Wenn du mich mit dem ausſtatteſt, was mir mangelt, ſo kann ich ſchon mit gröſſerer Ruhe die neue Bahn betreten, auf der ich freylich vor Allem auf die Gunſt und den Schutz des Fürſten zähle. — Das iſt allerdings das Weſentlichſte,

verſetzte der Major; aber auch bey dieſer Gunſt — — Doch da kommen ſchon wieder die Freudenſtörer, die Beſorgniſſe und Zweifel, die doch wohl am Ende nichts weiter ſind, als Geſpenſter einer allzu ängſtlichen Freundſchaft. — Bey dieſer Freundſchaft beſchwör' ich dich, ſagte Askan, indem er ſeine beyden Hände faßte, verbirg mir nichts von deinen innerſten Gedanken, und laß dich durch eine allzu zarte, aber unzeitige Schonung nicht abhalten, einem Freunde zu nützen. Du haſt in einem der wichtigſten Augenblicke meines Lebens mein Innerſtes tief erſchüttert, indem du mir von fern die Klippen des Meeres deuteſt, das ich befahren ſoll; und nun willſt du mir die Leuchte deiner Einſichten, deiner Erfahrungen entziehn? Ich laſſe dich jetzt nicht los, bis du mir alle deine Beſorgniſſe aufgedeckt, und mir alle Untiefen bezeichnet haſt, an denen ich Schiffbruch leiden könnte.

Der Major ſah jetzt ſeine Abſicht erreicht. Askan war in ſeiner Hand. Es war nun

nicht ſchwer der von Hofnung und Furcht erregten Einbildungskraft des Unerfahrnen weite und ſtrahlende Ausſichten von Glück und Ehre zu öffnen, ſeiner Hofnung mit Allem, was Anſehn und Würde bezauberndes hat, zu ſchmeicheln, und dann, wenn ſein Herz trunken von Freude ſchwellt, die lachenden Bilder, wie in einem Zauberſpiegel, in Gegenſtände des Schreckens und banger Beſorgniſſe umzuwandeln. Er ſchilderte ihm den Hof, wie er war, oder wie er ihm vorkam, von dem Fürſten an bis auf den Kammerdiener herab, der das Ohr des Fürſten hatte, und wieß in dem großen Gemälde jedem ſeine Stelle an. Die Farben wohl zu miſchen, das Allgemeine durch treffende Beyſpiele zu beleben und zu beſtätigen, die troſtloſen Ergebniſſe der Beobachtungen, die er an einzelnen Menſchen gemacht, zu allgemeinen Grundſätzen zu erheben, und auf dieſe Weiſe den Saamen der Menſchenverachtung, die ſein Herz erfüllten,

in der Bruſt ſeines Zöglings auszuſtreuen, das Alles verſtand er ſehr wohl. Er hatte in ſeiner Sphäre ſcharf beobachtet, und ſeine Erfahrungen galten ihm für untrügliche Wahrheit; denn was ihnen mangelte, konnte ein Gemüth nicht ergänzen, in welchem alle Liebe erloſchen war. Die Schilderungen, die er von dem Innern der Menſchen machte, glichen den Bildniſſen gewiſſer Maler, die nur mit den Augen auffaſſen, und jede Geſtalt mit einer Aehnlichkeit darſtellen, die den Beſchauenden, ſtatt zu erfreuen, zurückſchreckt. Umſonſt mochte ſich Askans beſſere Seele ſträuben; die Sicherheit, mit welcher OKennedy ſeine Zeichnungen entwarf, die treffende Wahrheit ſeiner meiſten Bemerkungen, erzwangen die Einſtimmung auch für die, welche noch zweifelhaft ſchienen. Die Erfahrung hat eine große und ſiegreiche Kraft; und der Mann, der ſich auf ſie beruft, darf in den meiſten Fällen den ſchönen Glauben und die heitere Liebe der Menſchen keck verſpotten.

Der Erfolg dieſer Unterredung war, daß Askan den Major beym Weggehn mit einem von mannichfaltigen Beſorgniſſen erſchütterten Herzen an ſeine Bruſt drückte, und ſich aufrichtig Glück wünſchte, gleich beym Eintritte in die ſchlüpfrige Laufbahn einen ſo wohlerfahrnen und ſichern Freund gefunden zu haben. Von dieſem Tage an hatte er kein Geheimniß vor ihm. Auch manche Geheimniſſe des Fürſten, die ihm in den Händen lagen, kamen daraus — er wußte ſelbſt nicht wie — in die Hände des Majors, und aus dieſen, wenn die Mittheilung nützlich ſchien, in die Hände des Erbprinzen. Dieſer, dem fürſtlichen Vater ſeit langer Zeit abgeneigt, entfernte ſich jetzt immer mehr von ihm, ohne daß man eine ſichere Urſache davon angeben konnte. Die Urſache aber waren die Einflüſterungen des verſchlagnen Majors, der in dem geſpannten Verhältniſſe ein untrügliches Mittel ſah, ſich dem künftigen Thronerben unentbehrlich zu machen, und

durch ihn ſein zerſtörtes Glück wieder herzuſtellen.

* *

Während der Freyherr jetzt ſein Anſehn am Hofe immer feſter gründete, und es durch die Beweiſe der fürſtlichen Gunſt, durch die Auszeichnung des Erbprinzen und das Wohlwollen der Fürſtin faſt täglich wachſen ſah, dachte er der unglücklichen Geliebten nur ſelten noch, und entfloh gern dem peinlichen Gedanken an eine Leidenſchaft, die er im Rauſche geträumt zu haben meinte. Seine Briefe, die ſchon ſeit einiger Zeit immer ſeltner, kälter und kürzer geworden waren, blieben endlich ganz und gar aus; und wenn etwa ein Briefchen von Marien ihn in der angelogenen Heiterkeit zu ſtören kam, blieb es uneröfnet auf dem Tiſche liegen, oder flog — wenn ihn der Unmuth gegen ſich ſelbſt übernahm — in das praſſelnde Feuer des Camins.

Als er eines Abends in ſeinem Zimmer

auf und abging, und einer Arbeit von Wichtigkeit nachsann, die ihm von dem Fürsten übertragen worden war, meldete ein Diener, daß eine Fremde warte, und um Audienz bitte. — Es wird eine Bettlerin seyn, sagte der Freyherr verdrüßlich. Alles das Volk drängt sich zu, um den Fürsten zu plündern. — Sie sieht nicht darnach aus' antwortete der Diener. — So forsche erst, was sie begehrt. — Der Diener kam zurück. Sie begehrt nichts, als Ihr Gnaden zu sehn, und Ihnen eine Mittheilung von Wichtigkeit zu machen. — Dem Freyherrn schlug das Herz. Der Gedanke an Marien fuhr ihm, er wußte nicht wie, durch die Seele. Er riß die Flügelthür auf, erblickte eine Gestalt, die er nicht zu kennen meinte, und zog sich beruhigter in die Mitte des Zimmers zurück.

Indem nun der Freyherr nicht anders vermuthete, als irgend eine Bitte zu hören, die durch ihn an den Fürsten gebracht werden sollte, war er nicht wenig verwundert, bey

der Annäherung der Fremden ein bekanntes Geſicht, und in ihr die gutmüthige Wittwe zu erkennen, bey der er Märien in den Tagen ſeiner Liebe geborgen hatte. Mit unruhiger Haſt fragte er nach der Urſache ihrer Erſcheinung, ein- zwey- mal. Die arme Frau ſammelte mühſam den Athem, den ihr die Laſt ihres Auftrags, die kurzen Fragen des Dieners, das Auffahren des Freyherrn, das bis in das Vorzimmer gedrungen war, und endlich der Glanz verkürzte, mit dem ſie ihren vormaligen Miethmann umgeben ſah. So gut ſie ſich auf ihre Anrede vorbereitet glaubte, ſo ward ſie doch durch die unfreundliche Heftigkeit des vornehmen Günſtlings ſo außer Faſſung gebracht, daß mehrere peinliche Minuten verſtrichen, während denen Askan kaum ſeiner Ungeduld Meiſter war. Endlich ſagte ſie ihm, nicht ohne Verwirrung, daß ſie in den Angelegenheiten einer Perſon komme, die er liebe, die ſich von ihm vergeſſen glaube, und ſeiner Hülfe bedürfe.

Ohne Vorwiſſen dieſer Perſon habe ſie die Reiſe gemacht, nur von Mitleiden und ihrem Gewiſſen getrieben, weil ſie vielleicht, obſchon wider ihren Willen, und in der beſten Abſicht, das Unglück eines guten und braven Mädchens verſchuldet habe.

Der Freyherr erblaßte; ſeine Lippen zitterten, und mühſam ſtieß er die Frage aus, wie es ihr gehe?

Dieſe Frage wurde mit einem Strome von Thränen beantwortet, der aus den Augen des gutmüthigen Weibes brach, und ihr beklommenes Herz erleichterte. Ach, ſagte ſie endlich, wie kann es einem armen Kinde gehn, das ſich in allen ſeinen Hofnungen betrogen, der drückenden Noth und was noch ſchlimmer iſt, der Schande Preis gegeben ſieht? Wollte Gott, ſie wäre tod, was ſie ſelbſt ſo oft gewünſcht hat, ſo ſähen wir doch ihre Schmach nicht, und wir könnten ohne Vorwurf über ihrem Grabe weinen.

Welche Schmach denn? fragte der Freyherr ungeduldig und faſt zürnend. Welche Schande denn? —

Verwundert erwiederte die Alte: Giebt es denn für ein ehrliches Mädchen eine gröſſere Schande, als ohne Mann in das Kindbett zu kommen? — Wie ſo? fragte der Freyherr mit einiger Verwirrung, und ſetzte haſtig hinzu: hat ſie denn nach meiner Abreiſe mit Jemanden Umgang gehabt? — Mein Gott, antwortete die Wittwe vor Unwillen erröthend, indem ſie die gefalteten Hände hoch empor hob, mein Gott, wie Sie fragen können! Mit Jemanden Umgang gehabt — dieſes fromme und unſchuldige Kind! Hat ſie doch niemanden geſehn, und iſt nicht vor ihre Thür gekommen, ſeitdem Ihr Gnaden ſie verlaſſen haben — und faſt immer hat ſie geweint und gebetet. Wie ſollte die mit Jemanden Umgang gehabt haben, die niemand froh geſehn hat! — „Sie ſtellen ſich alle unſchuldig, ſagte der

Freyherr mit erzwungenem Lächeln. Wäre ſie ſo tugendſam, wie du ſagſt, ſie wäre mir nicht ſo nachgelaufen.“ — Er ſprach das letzte Wort flüchtig und kaum hörbar aus. Es ſchien ihm nicht über die Lippen zu wollen. — Die Alte fuhr wie erſchrocken zurück. O gnädiger Herr, ſagte ſie — die Rede ſtockte in dem Munde der Zürnenden — O gnädiger Herr, ſagte ſie noch Einmal — wie können Sie das mit Wahrheit ſagen? — Nachgelaufen! Marie Werl Ihnen nachgelaufen! — Haben Sie denn Alles vergeſſen, wie es ſich zugetragen hat? Wie Sie ſie faſt mit Gewalt in mein Haus brachten? wie Sie mich mit Thränen beſchworen, für Sie zu ſprechen? wie Sie mir mit den fürchterlichſten Eiden Ihre ehrlichen Abſichten betheuerten? wie ich mich dadurch bewegen ließ, wie — —

Zum Henker, fuhr der Freyherr auf, mit dem Fuße ſtampfend, ſein erröthendes Angeſicht vom Lichte abgewandt, zum Henker,

mache dem Geschwätze ein Ende. Ich habe dringende Geschäfte, und du verdirbst mir die kostbare Zeit mit alten Mährchen von Studentenpossen und weinerlichen Liebeshändeln. Was ist dein Verlangen? was begehrst du? warum kömmst du? Mach' es kurz. Ich habe nicht länger Zeit.

Diese hastigen Fragen erschreckten die Alte nicht. Ihr Muth war gewachsen, da sie bemerkt hatte, daß den Freyherrn — wie trotzig er sich auch stellte, das Gewissen schlug. „Zürnen Sie nicht, Herr Baron, erwiederte sie, über mein Gutmeinen. Damals sprachen Sie anders, ob Sie gleich auch bisweilen zürnten, wenn nicht Alles gleich nach Ihrem Willen ging. Aber was ich Ihnen sage, sind keine Mährchen, und kein Roman, obschon weinerlich genug. Gott ist mein Zeuge, daß ich keinen ruhigen Augenblick gehabt habe, seitdem ich das arme verlassene Kind wieder gesehn habe; und wollte Gott, Ihr Gewissen spräche nur halb so laut zu Ihnen,

als das Meinige zu mir ſpricht, ob ich gleich nur durch meine Leichtgläubigkeit gefehlt habe. —

Der Freyherr ſah ſtarr vor ſich hin, und drückte die über einander geſchlagenen Füſſe krampfhaft zuſammen. —

Die Alte fuhr fort: Wie ſoll ich aber nur das verſtehen, gnädiger Herr, daß Sie nichts von Mariens Schwangerſchaft wiſſen wollen? Sie hat es Ihnen ja doch geſchrieben — obſchon erſt ſpät und nach langem Zögern — denn ſie konnte nicht Herr werden über ihre Schaam. Aber geſchrieben hat ſie es Ihnen doch ganz gewiß. — Askan antwortete nicht. Eine glühende Röthe ergoß ſich über ſein Geſicht. Er dachte an die Briefe der Unglücklichen, die er nicht geleſen hatte. — Die Alte ſchüttelte den Kopf und fuhr fort:

Da das arme verlaſſene Kind auf mehrere Briefe keine Antwort erhielt, glaubte ſie ſich von Ihnen verſtoſſen, und verfiel darüber

in einen solchen Tiefsinn, daß man meinte, sie würde um ihren Verstand kommen. Ihre Wirthsleute thaten was sie konnten; denn sie liebten sie wie ihr eignes Kind, was sie auch verdiente; aber da das Kostgeld ausblieb, das Sie ihr sonst monatlich geschickt hatten, und sie nun schon einige Monate im Rückstand war, so wurde ihre Angst auch dadurch vermehrt. Niemand hätte sie ja gemahnt; aber sie hatte selbst keine Ruhe, bis sie alles Entbehrliche verkauft, und aus dem Erlöse ihre Schuld entrichtet hatte. Eines Abends — es war ein Montag — hatte sie ihre Schuld bezahlt; und den Dienstag schlich sie bey Anbruch des Tages in ganz gemeiner Kleidung und mit dem Reste ihrer Habseligkeiten unbemerkt aus dem Hause, um auf einem benachbarten Edelhofe Dienste zu suchen. Ein Brief, den sie zurückgelassen, fast von ihren Thränen ausgelöscht, erklärte ihren Entschluß, und dankte für alle ihr erwiesene Liebe mit so rührenden Worten, daß

man

man ein Herz von Stein hätte haben müſſen, um nicht über das Loos eines ſo guten und lieben Kindes zu weinen. Sie fand ein Unterkommen, da wo ſie es geſucht hatte. Der Dienſt war hart, aber ſie bequemte ſich zu Allem, als ob ſie es nicht anders gewohnt ſey; arbeitete am Tage und weinte bey Nacht. Sprechen that ſie nur, was unumgänglich nothwendig war, ſo daß ſie unter dem Geſinde für tiefſinnig galt. Unglücklicherweiſe wurde man nach einigen Wochen ihre Schwangerſchaft inne. Ihre Herrſchaft — eine reiche und hartherzige Frau — ſchickte ſie augenblicklich aus dem Dienſt, und ließ ſie noch überdieß, wie ſie auch immer flehen mochte, der Geſindeordnung gemäß, einige Tage einſperren, weil ſie ſich in dieſen Umſtänden vermiethet hatte. Nach ihrer Entlaſſung wurde ſie nach ihrer Heimath gebracht, und hier, um ihre Niederkunft abzuwarten, in das Gebährhaus geſchickt.

Und warum nicht zu ihrem Vater? fragte

der Freyherr ſtammelnd, ohne ſeine Blicke zu der Erzählenden erheben zu können.

Ach, mein Gott, erwiederte die Alte, wie hätten ſie die Arme zu ihrem Vater bringen können! Der iſt ja ſelbſt ſo gut wie ein Bettler, und hat kaum noch ein Obdach.

Der Freyherr fuhr auf.

Das war auch ein Zuſatz zu dem Jammer der armen Marie; denn ob ſie gleich nicht Schuld an dem Unglücke ihres Vaters hatte, ſo hatte ſie doch die Veranlaſſung dazu gegeben, und warf ſich das immer vor. Der Zorn der Studenten, der eigentlich Ihnen galt, aber auf das arme Mädchen fiel, glimmte unter der Aſche fort, und brach eines Tages, da einige der Relegirten heimlich zurückgekehrt waren, mit unbändiger Wut aus. Eine Schaar Trunkener greift in der Nacht das Haus des alten Mannes an, ſchlägt Fenſter und Thüren ein, wirft die Ziegeln vom Dache herab, und würde ſelbſt den alten Werl nicht verſchont haben, wenn

er ſich nicht gleich beym Anfange des Tumultes durch den Garten des Nachbars gerettet hätte. Am andern Morgen ſaß er mit dem kahlen grauen Kopfe weinend und mit gefalteten Händen, den durchlöcherten Wänden ſeines Hauſes gegen über, in welchem ſich wenig brauchbares mehr fand, und an deſſen Wiederherſtellung nicht zu denken war. Zum größten Unglück iſt ihm von dem Schrecken jener Nacht ein [illegible] geblieben, das ihn zu jeder Arbeit unfähig macht. So lange ſeine Tochter noch etwas hatte, ſchickte ſie ihm was ſie nur irgend entbehren konnte Aber ſeitdem — — —

Ich will ihr Geld [illegible], rief Klaus mit Heftigkeit, ſo viel ſie braucht. Auch der Alte ſoll haben. Nur will ſich's nicht fehlen das Uebel wieder gut zu machen.

Gott ſegne Ihre Geſinnungen erwiederte die Alte. Für den Augenblick wird das gut: aber damit wäre denn doch nur der gegenwärtigen Noth abgeholfen. Das Weitere — —

Die Alte stockte.

Nun das Weitere, fuhr der Freyherr auf; das Weitere — Was meinst du damit?

Ach, gnädiger Herr, fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort; Sie wissen wohl, daß der Ruf eines unglücklichen Mädchens durch ein Stück Geld, das es bekömmt, nicht wieder hergestellt wird. Einer schlechten Dirne mag das genügen; aber ein Mädchen, in dessen Herz, wie ich beschwören wollte, nie ein sündhafter Gedanke gekommen ist, die nur durch allzu großes Zutrauen und durch die wahrhafteste und aufrichtigste Liebe bethört worden ist — —

Du meinst wohl, daß ich diese heirathen soll, sagte der Freyherr mit erzwungenem Hohne.

Die Alte schwieg.

Ein Mädchen, fuhr er mit Heftigkeit fort, das als Magd gedient, im Spinnhause gesessen, und auf dem Schub fortgeschafft

worden iſt — ein ſolches Mädchen, meinſt du, ſoll ich heirathen?

Die Alte ſchwieg noch immer.

Man muß mich für wahnſinnig halten, ſetzte er mit ſteigender Hitze hinzu; für raſend muß man mich halten, um ſo etwas hoffen zu können. Ich will die Sache gut machen, ſo weit ſie gut gemacht werden kann; das iſt genug. Mehr zu verlangen iſt unverſchämt. Eine jugendliche Thorheit mit dem Verluſte meines Glücks, meiner Ehre zu bezahlen — der Handel wäre zu koſtbar.

Erlauben Sie mir, verſetzte die Wittwe mit beſcheidenem Tone, erlauben ſie mir zu bemerken, daß es ſich hier auch noch um ein anderes Glück und eine andere Ehre handelt, und um eine Ehre, die — verzeihen Sie mir, gnädiger Herr, — ohne Ihre Dazwiſchenkunft jetzt noch unverletzt wäre.

Ich oder ein andrer, fiel der Freyherr mit Ingrimm ein. Und iſt das Spiel gleich? Die Worte ſind es, aber die Sache — —

Die Alte zuckte die Achseln und sagte mit Schüchternheit: Ich meinte, die höchste Ehre eines Edelmannes wäre sein Wort zu halten, und wenn er Etwas durch so heilige Eide gewonnen oder erbeutet hat, lieber Alles zu verliehren, als — um von seiner Seligkeit nicht zu sprechen — als seine Treue.

Schwüre im Rausch gethan, Versprechungen im Fieber oder im Wahnsinne, sind nicht verbindlich. — Aber zum Teufel, Weib, fuhr er fort, sich durch Fluchen Muth erkünstelnd, zum Teufel mit deinen Erinnerungen, die mich rasend machen, mit deinen Forderungen —

Ich fordre nichts für mich, erwiederte die Wittwe weinend. Aber Gott weiß es, ich kann den Jammer der Unglücklichen nicht ertragen, die nicht über ihr Elend und ihre Armuth klagt, sondern nur über das jammert, was sie ihr Verbrechen nennt, und doch — so wahr ein Gott über uns lebt — nicht ihre Schuld ist.

Diese Worte, mit fester Zuversicht ausge-

ſprechen, fanden den Weg zu dem Herzen des Freyherrn. Ihre Wahrheit wirkte mit der ihr eigenthümlichen wunderbaren Kraft, und feſſelte ſeinen erkünſtelten Zorn. Mariens holde Geſtalt, wie er ſie in ſeinen glücklichſten Augenblicken geſehen hatte, trat ihm vor die Seele. Er gedachte ihrer letzten Worte, ihres Abſchiedes, aller der Hoffnungen, in die er ſie, mit aufrichtigem Willen, — er konnte es nicht leugnen — gewiegt hatte, und nun die Dürftigkeit, in der er ſie gelaſſen, die harten Dienſte, die ſie um ſeinetwillen vollbracht, die Schande, der ſie durch ihn Preis gegeben worden, ihre Thränen, ihr Tiefſinn und Jammer. — Er ſah lange vor ſich hin. Sein Innerſtes war aufgeregt. Er ſchaute wie nach Hülfe umher, und ſank dann wieder in ſich zurück. Endlich ſtand er auf, und ſagte mit milderer Stimme: Ich will ja thun, was möglich iſt. Gott weiß, Marie dauert mich; ich hätte ſie nicht ſo vernachläſſigen ſollen. Aber meine Verhältniſſe

haben ſich geändert; ſie ſind verwickelter geworden. Laß mich nur zur Beſinnung kommen. Ich kann das nicht Alles auf der Stelle zurecht legen. Laß mir dieſe Nacht Zeit. Morgen ſollſt du weiter hören.

Mit dieſen Worten faßte er die Alte bey der Hand, öffnete die Thür und befahl einem Diener, ſie nach dem Gaſthofe zu bringen und der Sorgfalt des Wirths zu empfehlen, bey dem ſie eingekehrt war.

* *

Wie gewaltig das Gemüth des Freyherrn bewegt war, iſt kaum zu beſchreiben. Die heftigen und höchſt verſchiedenartigen Erſchütterungen, durch die es in dieſer Stunde hindurch gegangen war, hatten eine Ohnmacht zurückgelaſſen, die der Gutmüthigkeit ähnlich ſah. Seine Einbildungskraft war erregt, und arbeitete jetzt, da er ſich wieder allein ſah, mit noch größerer Thätigkeit fort. Die Bilder einer glücklichern Vergangenheit zogen dämmernd vor ſeiner Seele vorüber,

und in der wehmüthigen Sehnsucht, die sie erregten, wachten in der Tiefe seines Herzens die Vorsätze auf, die er gefaßt, die Plane, die er unter Mariens Augen entworfen und mit ihrer Hülfe ausgeschmückt hatte, und weckten das frühere Verlangen nach häuslichem Glück, Unschuld und Ruhe wieder auf. Die ganze Geschichte seiner Liebe ging vor ihm vorüber, und in allen ihren Momenten, von dem ersten Begegnen an bis zum Abschiede, stand Mariens Bild rein, hold und unbefleckt, wie das Bild einer Heiligen, mit einer Glorie von Demuth, Sittsamkeit und Unschuld umstrahlt. Bey diesen Erinnerungen kamen ihm auch viele ihrer Worte in das Gedächtniß zurück, Worte kindlicher Unbefangenheit, süßer Treuherzigkeit und tiefen, von ihr selbst kaum geahndeten Sinns. Bey diesen Erinnerungen verhüllte er sein Gesicht; Ströme von Thränen ergossen sich; seine bessere Seele ward für den Augenblick frey. Die Liebe gab ihn der Pflicht zurück. Er er-

griff ein Papier und schrieb an Marien. Sein Brief war ein Bekenntniß seiner Schuld. Reue, Liebe, Hofnung sprachen abwechselnd darinn die Eingebungen eines leidenschaftlich bewegten Gemüthes aus. Betheurungen waren nicht gespart. Er schloß mit dem Versprechen, Alles zu erfüllen, was er verheißen — ob ihm gleich die Mittel dazu in diesem Augenblicke noch nicht zu Gebote ständen — aber eher wolle er zu Grunde gehn, ehe er seine heiligen Eide brächte.

* * *

So rasch und entschlossen der Freyherr diesen Brief angefangen hatte, so fühlte er sich beym Schlusse desselben nicht erleichtert und die Bilder eines rechtschaffenen Lebens, mit denen er begonnen hatte, düsterten sich in dem Maaße, wie er sich durch neue Versprechungen band. Das beschriebene Blatt lag jetzt vor ihm, wie ein Todesurtheil, das er sich selbst geschrieben, oder wie ein unwiderruflicher Bannspruch, der sich zwischen

ihn und das Paradies des Hofes stellte. Starr sah er vor sich hin, und es war ihm, als ob er in das Grab der Hoffnungen hinab sähe, die ihn von allen Seiten so [illegible] umblühten; als ob er muthwillig die Bränze zerrisse, die ihm die Gunst gewunden hatte; als ob er die Pforten des Glücks, die sich ihm wie von selbst geöffnet hatten, hinter sich zuschlagen und das Hohnlächeln seiner Neider hörte. Sein Innere war heftig empört. Er dachte jetzt nur die Größe seines Opfers, und fühlte ein Mitleiden mit sich selbst, das die Grundlage seiner herzhaften Entschließungen zu erweichen drohte.

Während er so saß und über sich selbst brütete, und an den folgenden Morgen dachte, und der Unmuth immer höher in ihm stieg, trat O'Kennedy herein. Jener wurde ihn nicht gewahr, bis er vor ihm stand, und den Kopf verwunderungsvoll schüttelnd, ihm die Hand auf die Schultern gelegt hatte. Erschreckt fuhr der Freyherr auf, als wären

seine geheimsten Gedanken schon offenbar geworden, schob den Brief hastig zurück, und umarmte den Major. Was hast du, Freund? sagte dieser. Was ist dir zugestoßen? Ich sah dich noch nie so. — Und als Askan noch schwieg, und die Blicke des Freundes vermeidend, ihn nur heftiger an sich drückte, fuhr dieser fort: Du bist in ungewöhnlicher Bewegung. Lege doch, wenn du darfst, die Last, die deinem Herzen zu schwer zu tragen ist, auf das Meinige. Ich habe ja wohl schon öfterer deine Grillen verscheucht, und die Falten geebnet, die diese freye und schöne Stirn nie verunstalten sollten. Laß mich es jetzt auch versuchen. Aber vor allen Dingen theile dich mir mit der Offenherzigkeit mit, auf die eine Freundschaft, wie die Meinige, ein unbestreitbares Recht hat.

Es hatte kaum dieser schmeichelnden Worte bedurft, um die Banden des Schweigens von Askans Herzen zu lösen, das durch den immer steigenden Schmerz über den drohenden Ver-

luſt, und das Mitleiden, das er deshalb gegen ſich ſelbſt empfand, ſchon allzuſehr erweicht war. Nie zuvor hatte er mit dem Major von ſeiner Liebe geſprochen, den Spott des Mannes fürchtend, der die Macht der Sympathie auf das Entſchiedenſte leugnete, und keine unfreywillige Niederlage des Herzens zugeſtand. Auch jetzt noch zügelte die Scheu ſein bewegtes Gemüth. Nur mit flüchtigen Strichen ſchilderte er ſeine Leidenſchaft und den Gegenſtand derſelben, und die Furcht vor dem lauſchenden Zuhörer, die in dem Hintergrunde ſeines Herzens lag, gab dieſer Schilderung, wider ſeine Abſicht, das Anſehn eines Zerrbildes, in welchem Marie als ein gutes, einfaches und faſt einfältiges Kind, ſeine Liebe zu ihr aber wie eine der Thorheiten erſchien, die man der Jugend, den Verhältniſſen und dem Hange zu Abentheuern verzeiht. In der Darſtellung ſeiner Verſprechungen aber und der Banden, mit denen er ſich gefeſſelt hatte, ſchonte er ſich nicht

und milderte nichts; denn es lag ihm Alles
daran, dem Entschlusse, den er gefaßt, und
der, wie er wohl wußte, seinem Freunde wie
Wahnsinn erscheinen mußte, Nachsicht zu ge-
winnen. Auch von dem Mißgeschick, das
seitdem Marien getroffen, verhehlte er nichts,
und indem er sich mit der ganzen Schuld
ihres Unglücks belastete, hoffte er das Er-
niedrigende zu verdunkeln, das für sie in
diesen Ereignissen lag. Dieser Theil seiner
Bekenntnisse war ihm der härteste und
schwerste. Seine Blicke, an den Boden ge-
fesselt, erhoben sich nicht zu dem Angesicht
seines Freundes, das mit seiner tödlichen
Blässe unbeweglich gegen ihm über stand.
Doch glaubte er auch so um seine Lippen
das leise Zucken des Spottes, und in seinen
blitzenden Augen ein demüthigendes Mitlei-
zu sehn. Aber als er diesen Theil seiner
Erzählung überwunden hatte, und auf die
Unterredung der Wittwe kam, und wie sie
durch ihre Erzählung sein ganzes Herz er-

schüttert habe, da unterbrach der Major den Fluß seiner Rede, und sagte mit sicherer Ahndung dessen, was Askan zu thun willens war: „Du hast eine schmerzliche Stunde gehabt, die dich eine [illegible] Unreizenheit bitter hat bereuen lassen. Hättest du dich bald mit dem Mädchen abgefunden, so hätten diese tragischen [illegible] nicht [illegible] gehabt. Wer aber deine Lage kennt, den Drang [illegible] Geschäfte, alle die [illegible] Verpflichtungen des Hoflebens, die Furche einer doppelten Gunst, und die unendlichen Zerstreuungen, denen sich ein Günstling des Glücks wie du nicht entziehen kann, der wird jenes Vergessen leicht zu entschuldigen wissen. Dich hat es mehr angegriffen, als ein solcher Handel verdient. Jetzt aber, da du die Alte fortgeschickt, und, wie ich nicht zweifle, Einrichtungen getroffen hast, die das Mädchen künftig vor drückenden Mangel schützen, so entschlage dich nun des Gedankens an sie, und vergiß den fatalen Ausgang eines Jugend-

Romans, der dich einige Tage deines Lebens angenehm beschäftigt hat, jetzt aber zugeschlagen ist, und dich nichts weiter angeht."

Wie diese Worte auf den Freyherrn wirkten, ist kaum zu sagen. Heftig betroffen durch eine Voraussetzung, die seinen weitern Geständnissen so schroff entgegentrat, war ihm die Rede wie abgeschnitten. Da griff er hastig nach seinem Briefe, reichte ihn dem Major mit zitternder Hand, und sagte mit abgewendetem Gesichte: Hier ist mein Entschluß.

Es bedurfte nicht mehr als der ersten, von Leidenschaft übersprudelnden Zeilen, um den Major zu überzeugen, daß er sich in den Vorsätzen seines Freundes nicht geirrt habe, und nur mit Mühe hielt er den Spott zurück, der sich zu seinen blassen Lippen drängte. Mit scheinbarem Ernste las er den Brief bis zum Ende, faltete ihn dann mit der größten Kaltblütigkeit, zerriß ihn in kleine Stücken und schob diese Stücke in seine Tasche. — Askan erstarrte; die Hand, welche zufahren wollte.

wollte, blieb auf halbem Wege zurück. Was machst du da? war Alles was er sagen konnte. „Ich halte, antwortete der Major mit seiner tiefen accentlosen Stimme und ohne die geringste Bewegung, ich halte einen Rasenden ab, sich in den Abgrund zu stürzen, an dessen Rande er taumelt. Dieser im Fieber geschriebene Brief hätte in einem Romane prangen können; aber sicher hätte er dich zur Fabel des Hofes und der Stadt gemacht. Dieser Brief allein reichte hin, dein Glück da zu vernichten, wo es für dich blüht. Besser also, dieses Meisterstück von Romantik selbst vernichten. Denn daß es wirklich dein Ernst sey, allen den Wahnsinn wahr zu machen, den du darin mit so vieler Emphase ausgekramt hast, kann ich einem Kopfe, wie dem deinigen, nicht zutraun." — Und doch ist es mein Ernst, antwortete der Freyherr mit wankender Stimme, die sein Wort Lügen strafte. Wie kann ich anders? setzte er entschuldigend hinzu. Meine Versprechungen

binden mich. Das Mädchen war unschuldig; ich habe es unglücklich gemacht.

Und wirst du es glücklich machen, wenn du dich selbst in einer wahnsinnigen Verbindung unglücklich, elend, verächtlich gemacht hast? Oder glaubst du es jemals vergessen zu können, daß du, daß der Freyherr von und auf Ratikau einer Magd, einer Gefallenen, einer im Spinnhaus bestraften die Hand gegeben, um sie in sein altes unbeflecktes Geschlecht einzuschieben?

Askan bedeckte sich das Gesicht. Meine Schwüre, stammelte er.

Gut, fuhr der Major mit scheinbarem Unwillen fort, halte deine Schwüre, verlaß den Hof, verlaß die Laufbahn der Größe und Würde, auf der du so rasch und ungehindert einherschreitest, beleidige den Fürsten, überwirf dich mit deinem Vater, und mache eine Bettlerin ehrlich, die, wie tausende ihrer Art, ein Opfer ihrer eignen Eitelkeit ist.

Nein, nein, fiel der Freyherr ein, Marie

iſt nicht wie andere. Ich habe ſie verführt, ihre Schuld laſtet auf mir. — Du biſt großmüthiger gegen ſie, antwortete der Major, als du gerecht gegen dich biſt. Glaube mir, jedes Mädchen, das ſich auf die Schwüre eines Verliebten dahin gibt, verführt ſich ſelbſt. Es iſt noch keine gebohren worden ohne jenes heilſame Mistraun, das ſie hinlänglich gegen die Gefahr ſchützen würde, wenn ſie geſchützt ſeyn wollte. Sie wiſſen alle, ohne daß ſie es durch Erfahrung zu lernen brauchen, daß die Männer gebohrne Feinde ihres Geſchlechts ſind; daß es uns, wie unterwürfig wir uns auch ſtellen, doch nur um den Sieg zu thun iſt, und daß alle unſre Betheurungen und Schwüre nur Kriegsliſten ſind. Sie wiſſen es auf ein Haar, und könnten ihre Maasregeln darnach nehmen, wenn ſie nur wollten. Aber wie der beſtochene, feige Befehlshaber einer Feſtung wünſchen ſie die Uebergabe, und nehmen unſre Verſprechungen und ihren erheuchelten Glauben daran

zum Vorwande. Und solche Versprechungen nur zum Scheine gegeben und zum Scheine geglaubt, sollten die Kraft haben, einen Mann zu binden? sie sollten ihn zwingen können, um die Ehre einer Gefallenen zu retten, die nicht wieder aufzurichten ist, sich auf ewig mit der Schande zu vermählen, dem Glücke zu entfremden, sich bey allen vernünftigen Leuten verächtlich, und zuletzt seinen eignen Kindern verhaßt und verabscheuungswürdig zu machen?

Askan seufzte. Seine Blicke waren in die Erde gewurzelt.

Jene Versprechungen, fuhr der Major fort, die dir so auf dem Herzen lasten, wie können sie dich beunruhigen? Ich kenne warlich die Gesetze der Ehre, wie irgend einer, und wehe dem, der daran zweifeln wollte, — aber diese Gesetze sprechen dich frey. Ich will nicht geltend machen, daß du im Rausche der Leidenschaft nicht gewußt, was du gethan, — aber kann ein Versprechen gültig

ſeyn, an das der Andere nicht glaubt; und das Mädchen konnte nicht glauben, was der Vernunft und deiner Ehre zuwider war. Laß mich dir ein Geſtändniß machen. Ich kam vor einiger Zeit auf dein Zimmer — ich denke es war an eben dem Tage, wo dich der Fürſt zu ſeinem Cabinetsrathe ernannt hatte — du warſt abweſend; ich trat an das Kamin. Da fielen meine Blicke auf einen Brief, der offen auf dem Geſimſe lag, und in dem ich eine weibliche Hand erkannte. Einige Wort, die ich, ohne es zu wollen, las, ließen mich ſeinen Inhalt vermuthen, und ich widerſtand einer Neugierde nicht, die du unter dieſen Umſtänden verzeihlich finden wirſt.' Ich lernte daraus ein Verhältniß kennen, wie es unzählige gegeben hat; und da du ſelbſt mir nie davon ſprachſt, und auch mit den Zeugen deines Geheimniſſes ſo wenige Umſtände machteſt, glaubte ich zu wiſſen, was ich davon zu halten hätte, und würde die ganze Sache rein vergeſſen haben, wenn

nicht der jetzige Augenblick die alte Erinnerung von neuem in mir erweckt hätte. In jenem Briefe nun, der die Rolle der Unschuld recht gut behauptet, wieß das Mädchen deine Versprechungen auf alle Weise zurück; sie verbot dir, ihr deine Leidenschaft zu betheuern, und, wenn ich mich recht erinnere, verbot sie es dir unter dem Vorwande, daß diese Schwüre ihr die Aufrichtigkeit deiner Liebe zweifelhaft machten. Sie also nimmt deine Versprechungen nicht an, und du willst dich durch sie gebunden glauben? Du willst ihr aufdringen, woran sie wahrscheinlich nie im Ernste geglaubt hat? — und aus der albernsten, kindischsten Gewissenhaftigkeit, ihr, der in ihrer Sphäre noch hundert Wege zum Glücke offen stehn, dein ganzes Glück, alle deine Aussichten, deine Ehre und die Achtung der Welt opfern?

Askan ging jetzt im Zimmer auf und ab, während der Major von seinem Sitze zu ihm sprach. Jetzt stand er plötzlich still vor ihm

und ſagte: Ich kann dich nicht widerlegen; vielleicht will ich es auch nicht. Zwiſchen zwey Abgründe geſtellt, würde ich dich für meinen gröſsten Wohlthäter halten, wenn du mich in einen von beyden hinabſtieſsest, aber mir auch zugleich die Erinnerung an mein ganzes voriges, oder mein ganzes jetziges Leben nähmeſt.

Mit dieſen Worten ſank er in ſeinen Lehnſtuhl und ſah ſtumm vor ſich hin. Die ſophiſtiſchen Gründe des Majors hatten gewirkt; ſeine eignen Neigungen waren ihnen entgegengekommen. Der Gedanke an die Verachtung der Welt wühlte tief in ſeiner Bruſt. Er ſah das Grinzen der Schadenfreude, den Hohn des Mitleidens, den lauten Spott der Feindſchaft, und in dem Aufruhr ſeiner ſchlechteren Seele erſtarb die Stimme ſeines Gewiſſens. Der Major las in dem Herzen des Schweigenden, und ſtörte ſeine Betrachtungen nicht. Er hatte genug geſagt; er kannte die Natur des Giftes, das er in ſeine

Worte gelegt hatte, und durfte mit Sicherheit auf seine Wirkung rechnen.

Während dieser Pause trat ein Bothe des Fürsten ein. Es habe sich, meldete er, ein Umstand ergeben, der die möglichste Beschleunigung der aufgetragenen Arbeit fordere. Es würde Seiner Durchlaucht angenehm seyn, sie morgen beym Aufstehn zu erhalten.

So wie diese Bothschaft dem Major zu Hülfe kam, so machte sie den Freyherrn bestürzt. Zwar hatte er den Auftrag schon hinlänglich bedacht, und in seinen Gedanken geordnet; aber aufgeschrieben war noch nichts davon. In der Zerrüttung seines Innern mochte er zweifeln, ob er der Ausführung genügen könne. Er antwortete also, er sey nicht ganz wohl, werde aber das Unmögliche thun, um den Befehl seines gnädigsten Herrn zu vollziehn.

Als der Diener das Zimmer verlassen hatte, schob der Major das Papier auf dem Schreibtische mit den Worten zurecht: Du

haſt jetzt keinen Augenblick zu verlieren. Was du von mir verlangteſt, bietet dir jetzt der Zufall: Vergeſſenheit. Entſchlage dich der Gedanken, die dich unnützerweiſe quälen und deiner ſo unwürdig ſind. Ich verlaſſe dich jetzt mit der Hofnung, morgen deine Arbeit vollendet, und dich in der Stimmung zu finden, über deine heutigen Sorgen mit mir zu lachen.

* *

Die Vorausſagungen des Majors gingen in Erfüllung. Die Nothwendigkeit der Anſtrengung, in welcher ein ſo heilſamer Balſam liegt, blieb bey dem Freyherrn nicht ohne Wirkung. Nachdem die fremdartigen Gedanken nur Einmal zurückgedrängt waren, ſchritt die Arbeit, Anfangs mit Mühe, dann immer leichter und leichter fort, und ehe der Morgen dämmerte, war ſie zu Stande gebracht. Mit Zufriedenheit ſah Aslan auf das vollbrachte Werk, überlieſ es noch Ein-

mal, und ſuchte dann, ohne ſich auszukleiden, auf dem Sopha den Schlummer.

Während dieſer Zeit war auch der Major nicht unthätig geweſen. Feſt überzeugt, daß er ſich den fürſtlichen Günſtling zu ewiger Dankbarkeit verpflichte, wenn er ihm über ſein Gewiſſen hinweghülfe, hatte er, durch die Nachweiſung von Askans Diener geleitet, die Wittwe im Gaſthofe aufgeſucht. Er gab vor, von dem Freyherrn beauftragt zu ſeyn, ſich mit ihr abzufinden, und ſchon der Eingang ſeiner Rede gab hinlänglich zu erkennen, daß er vollkommen von Allem unterrichtet ſey. Die arme Alte, noch erſchöpft von ihrer Unterredung mit dem Freyherrn, hörte ihn mit ſchweigender Verwundrung an. Die militäriſche Uniform gebot ihr Ehrfurcht; das bleiche ernſte Geſicht des Redenden erſchreckte ſie, und der Major ließ die Scheu, die er ihr einflößte, nicht unbenutzt. Mit wenigen Worten, welche die Wichtigkeit ſeines Freundes, das Anſehn, das er am Hofe genöſſe,

und die Gewalt, die er über den Fürsten ausübe, in das helleste Licht setzten, machte er ihr das Bedenkliche ihrer Sendung begreiflich, und wie glücklich sie sich schätzen müsse, mit einem so gerechten und zartfühlenden Manne, wie dem Freyherrn zu thun zu haben. Er erklärte ihr, daß der Gedanke ein Eheversprechen geltend machen zu wollen, in dem Verhältnisse seines edeln Freundes und des Mädchens baarer Unsinn sey, der zum Zuchthause führen könne. Der Freyherr sey grosmüthig, aber reizbar. Sie solle ihn nicht weiter treiben, als schon geschehn sey. Er sey beauftragt, dem Mädchen eine angemessene Unterstützung, und, wenn es Gelegenheit fände, sich zu verheirathen, eine Ausstattung anzubieten. Dieses grosmüthige Anerbieten solle sie mit Dank annehmen, jetzt aber vor allen Dingen eilen, die Stadt zu verlassen, ehe die Polizey von ihrer Anwesenheit Kenntniß nähme.

Mehr als Einmal hatte die Alte versucht,

die Rede des Majors, in welcher er die ganze Ueberlegenheit seines Standes geltend machte, zu unterbrechen, und das Verhältniß der unglücklichen Marie in ein günstigeres Licht zu setzen; aber jedesmal schnitt er ihr schonungslos die Rede ab, und erklärte dieses Trotzen auf Recht für strafbaren Frevel. Nichts blieb jetzt der Armen übrig, als ihre Thränen, und diese fielen auf einen Boden, den schon lange keine Thränen mehr erweichen konnten. Endlich, um diesem weinerlichen Schauspiele, sagte er, ein Ende zu machen, händigte er ihr eine Summe Geldes ein, ließ sich einen Schein darüber ausstellen, und versprach für fernere Sendungen zu sorgen, wenn sich die Dirne nicht einfallen ließe, wieder an den Freyherrn zu schreiben, oder ihn an vorgebliche Versprechungen erinnern zu lassen. Um seiner Sache ganz gewiß zu seyn, gab er im Gasthofe Befehl, auf der Stelle ein Fuhrwerk in Bereitschaft zu setzen, und die Fremde nach ihrer Hei-

math zurückzubringen. Ein Policeysoldat wurde zur Begleitung mitgegeben, und die geschreckte Alte, die Alles das für eine Veranstaltung des Freyherrn hielt, hatte schon die erste Station erreicht, als Askan aus seinem Schlummer erwachte, und mit seiner nächtlichen Arbeit in der Tasche zum Fürsten fuhr.

Der Fürst war eben erwacht, und hatte dem Diener geschellt, um nach dem Cabinetsrath zu schicken, als dieser gemeldet wurde. „Das nenn' ich mir doch eine Pünktlichkeit, rief der Fürst dem Eintretenden entgegen. Ich freue mich, daß es mit Ihrer Unpäßlichkeit nicht viel zu sagen gehabt hat. Sie bringen mir doch die Ausfertigung mit? Lassen Sie sehn."

Der Freyherr las, der Fürst hörte aufmerksam zu, änderte Einiges, lobte das Meiste, und nachdem er beym Schluß seine Zufriedenheit bezeigt hatte, bot er dem Günstling die Hand zum Kusse, und entließ ihn.

Dieſer war im Begriffe das Zimmer zu ver-
laſſen, als ihn der Fürſt noch Einmal zurück-
rief: Ah ça, ſagte er, lieber Ratikau, wenn
Sie für mich arbeiten, träume ich von
Ihnen. — Unendliche Gnade. — Dieſe Nacht
träumte mir, Sie wären Bräutigam. — Der
Freyherr erröthete. — Und meine Gemahlin
war es, die Ihnen die Braut zuführte.
Sie ſollten in der That daran denken. Ich
glaube, ich hätte noch mehr Zutrauen zu
Ihnen, wenn Sie verheirathet und Haus-
vater wären. Bedenken Sie ſich das.

Der Freyherr ging und bedachte jedes
Wort. Er kannte den Fürſten zu gut, um
nicht zu wiſſen, daß dieſen Aeuſſerungen
irgend eine beſtimmte Abſicht zum Grund
läge. Dieſer Gedanke trübte die Freude, die
er über die Zufriedenheit ſeines Herrn fühlte.
Auch die Erinnerung an die Sachwalterin
Mariens drängte ſich wieder hervor, und
uneinig mit ſich ſelbſt über den aufgeſchobe-
nen und zurückgewieſenen Entſchluß, und

unruhig über die Maasregeln, die er zu nehmen habe, fuhr er bey OKennedy vor. Hier wurde er mit der heitersten Miene empfangen. Du kömmst vom Hofe, rief ihm der Major beym Eintritt entgegen. Deine Arbeit ist geendigt, gelungen und mit Beyfall belohnt worden. Du bist wieder um Eine Stufe in der Gunst gestiegen ... Er zog ihn neben sich auf den Sopha. — Laß mich hören, was dir der Fürst Gutes und Schönes gesagt hat. Du weißt, wie mich Alles erfreut, was von ihm auf dich übergeht. —

Der Major hielt den Freyherrn bey der Hand; der Freyherr erzählte. Auch den Traum vergaß er nicht, und was er davon dachte. — Bey diesem Theile der Erzählung warf der Major den Kopf zurück, schloß die Augen, wie Jemand, der sich auf etwas besinnt, und sagte dann in die Hände schlagend: Was gilts, ich habe das Wort des Räthsels? Was gilts, und ich nenne dir

ſogar die Braut, die die Fürſtin dir zuführt? – Aokan lächelte verlegen. — Haſt du nicht an die Gräfin Adelaide gedacht? — Der Freyherr lachte auf. — Ich wünſche dir Glück zu der Eroberung, fuhr der Major fort. Sie iſt ein Diamant von der reinſten Farbe, und in die doppelte Gunſt des fürſtlichen Ehepaars gefaßt. Ihr Beſitz iſt wie der Beſitz eines Talismans, der jedes Uebel abwehrt, jedes Gute herbeyzieht. — Du ſetzeſt großes Vertrauen in deine Vermuthungen, ſagte der Freyherr, die doch nichts anders ſeyn können, als Wünſche deiner Freundſchaft. — Dieſes allerdings, erwiederte der Major, aber auch wohl noch etwas mehr, wenn ich ſie ſchon nicht geradezu erwieſene Wahrheiten nennen will. Und doch ſo gut als erwieſen. — Und nun erzählte er, wie er am letzten Hoftage in der Nähe des Tiſches geſtanden, an dem die Fürſtin geſpielt, der Fürſt neben ihr, nach ſeiner Weiſe umher lorgnirend. Adelaide ging vorüber.

Le deuil lui va à merveille, ſagte der Fürſt ihr nachſehend. Elle en est devenue plus belle. — Die Fürſtin lächelte ihren Gemahl an, zog ihn näher zu ſich, und flüſterte ihm einen Rahmen in's Ohr, von dem ich nur einzelne Laute verſtand. Jetzt weiß ich, daß es der deinige war. Der Fürſt nickte Beyfall lächelnd, und auf ſich mit der Hand deutend, ſchien er zu ſagen: Das will ich ſchon machen; laßt mich nur ſorgen. — Sieh, das iſt das Wort des Räthſels, und ich wette, daß die Sonne nicht zweymal untergehen wird, ohne daß es ſich auch Dir deutlicher enthüllt. Alſo noch Einmal meinen Glückwunſch zu der ſchönen, hochbegünſtigten Braut! — Aber was fehlt dir, du ſcheinſt mich nicht zu hören. —

Der Freyherr erinnerte den Major an den geſtrigen Abend, nur den halben Blick auf den Freund lenkend. Dieſe Sache, ſetzte er hinzu, muß geendigt ſeyn, eh' ich Ruhe haben, eh' ich an etwas anders denken

kann. — „Und wenn sie nun geendigt wäre? erwiederte der Major; wenn sie vollkommen geendigt wäre? Dieser Handel darf dich nicht weiter kümmern. Die Dämonen, die dir den Weg vertraten, sind gebannt; du kannst jetzt keck vorschreiten, heirathen und dich verheirathen lassen, ohne daß dich ein alberner Jugendtraum in deinem Glücke stört.“ — Askan sah den Freund mit großen zweifelnden Augen an; er verstand ihn nicht; aber nach Erklärung zu fragen, hatte er nicht den Muth. Nur seine Blicke forschten mit ungeduldiger Begierde nach der Ausdeutung dieses neuen Räthsels. Der Major gab sie ihm in einer kurzen Erzählung, die, der Hauptsache nach, der Wahrheit gemäß, in den Nebenumständen aber hinlänglich verfälscht war, um in dem Gewissen seines Freundes keine Bedenklichkeit entstehen zu lassen. Auch einige Lügen wurden dreist hinzugefügt, um gegen Mariens Aufrichtigkeit Zweifel zu erregen, und Alles mit de

lecken Versicherung geschlossen, die Alte sey durch das Geschenk, das er ihr im Nahmen des Freyherrn gemacht, bis zu Thränen gerührt gewesen, und habe ihm mit überströmender Dankbarkeit der Versicherung bekräftigt, daß jetzt der Zweck ihrer Reise vollkommen erreicht sey. Auch hätte sie aus Freude über das Empfangene und die damit verbundenen Zusicherungen, und um keine Zeit zu verliehren, ihre Rückreise noch in der Nacht angetreten, nachdem sie auf das Heiligste zugesagt, daß von einer Verpflichtung gegen Marien künftig nie mehr die Rede seyn solle. — „Du siehst hieraus, mein edler Freund, setzte er am Schlusse seiner Erzählung hinzu, daß die ganze Sache am Ende auf eine honette Prellerey angelegt war, wovon sich der Gedanke wahrscheinlich nur stufenweis und durch die Wahrnehmung deiner weichmüthigen Gewissenhaftigkeit in der Alten ausgebildet hat. — Wo wärst du jetzt, wenn du deiner Schwachheit Gehör gegeben hättest?

Dein warmes Blut empört sich wohl bisweilen gegen meine Kaltblütigkeit. Aber es bedarf dieser Kaltblütigkeit in den Syrten des Lebens, um die Gespenster entfernt zu halten, die eine so leicht bewegliche Phantasie wie die deinige in Sümpfe und Abgründe locken, nicht um einem Menschen das Genick zu brechen — das wäre noch wenig — sondern um ihn auf den Dornen einer unfruchtbaren Reue und bey langsamen Feuer zu Tode zu martern. Wahrhaftig, wenn mein kaltes Blut jetzt nicht dazwischen getreten wäre, so könnten wir heute schon eine Geschichte haben, dergleichen wohl noch nie an diesem Hofe erhört worden ist."

Der Freyherr hörte diese Rede mit einer Mischung von Glauben und Zweifel, Freude und Unruhe an. Er sah sich durch die Bemühungen seines besonnenen Freundes aus einem Verhältnisse gerettet, das, wenn er der augenblicklichen Eingebung seines Gefühles nachgegangen wäre, das ganze Ge-

bände seines Glückes augenblicklich zertrümmert hätte. Seine Brust war nun für den Augenblick erleichtert und er sah mit dem Gefühle des Verbrechers zum Himmel auf, der schon auf der ersten Sprosse der Todesleiter, mit dem verhängnißvollen Stricke um den Nacken stehend, durch irgend einen Zufall begnadigt, sein entehrtes Leben gerettet sieht. Von diesem Gefühle der Rettung begeistert, warf er sich dem Major an die Brust, dankte ihn mit den beredesten Worten, und beschwor ihn, auch künftig mit so sicherer Treue ihm zur Seite zu stehn, seiner Unerfahrenheit zu Hülfe zu kommen, und seine Ueberspannung auf den rechten Ton des Lebens zu mäßigen.

* *

Während Mariens gutmüthige Pflegerin die Sache der Armen in der Ferne betrieb, und wie es nicht anders seyn konnte, an den Bollwerken höfischer Klugheit, Kälte und Gewissenlosigkeit scheiterte, hatte das Schick-

ſal die Unglückliche in einen noch tiefern A
grund geſtoßen.

Wir haben oben unſern Leſern erzähl
daß Mariens Vater durch die ungeſtü
Wuth einiger Wahnſinnigen ſeine Habe, u
durch den Schrecken über ihren Angriff ſe
Geſundheit eingebüßt hatte. Doch ertrug
die bitterſte Armuth noch leichter, als
Schmerz über den Fall ſeiner Tochter,
bis zu dem unglücklichen Tage, wo ſie ih
Verführer geſehen hatte, ſeine Freude,
Stolz und die Luſt ſeines Lebens gew
war. Zürnen konnte er ihr nicht. Er ka
die Unſchuld ihres Herzens; er wußte,
ſie dem Laſter auch in ihrem Falle fr
geblieben war; aber dieſe Ueberzeug
reichte zu ſeinem Troſte nicht hin. M
ſie immerhin vor Gott gerecht erſcheinen
war darum nicht weniger in den Auge
Welt den Laſterhaften gleich geſtellt,
Schande und dem Hohne Preis geg
und jetzt deſto mehr erniedrigt, je g

und gerechter vorher ihre Bewunderung gewesen war. Auch daß er selbst, obschon unschuldig, zu ihrer Verführung mit gewirkt, daß er in seiner Bethörung die Absicht des Freyherrn nicht geahndet, daß er nicht noch späterhin, was auch die Folgen hätten seyn mögen, dazwischen getreten — auch das peinigte ihn. So schlich er denn, von Kummer belastet, zitternd durch die Straßen, sein treuer Hund abgezehrt und geschwächt ihm nach; täglich ging er nach dem Hause, das seine Marie aufgenommen hatte, mit der Absicht hinein zu gehn, und seine Tochter zu sehn; aber immer kehrte er wieder zurück, ohne seinen Vorsatz ausgeführt zu haben. Wie das Verlangen schmerzlicher Liebe ihn zu ihr rief, so stieß ihn die Furcht zurück, die Furcht vor dem allzu großen Schmerz eines solchen Wiedersehns, und weil er sie — die Gute — nicht so sehr betrüben wollte durch seine elende Gestalt, sein fieberhaftes Zittern und seinen ärmlichen Anzug.

So ging er denn auch eines Tages in Sturm und Schneegestöber den gewöhnlichen Weg. Seine Knie wankten unter ihm; man konnte sehn, daß sie ihn nur mit Mühe trugen. Nicht weit von dem Hause setzte er sich nieder an dem Ufer des Flusses, und sah, wie er zu thun pflegte, mit nassen Augen nach den Fenstern des Hauses, sein zitterndes Kinn auf die Krücke gestützt. Plötzlich fiel er, von Schwindel ergriffen, in das Wasser hinab. Der Hund, der neben ihm gelegen hatte, stürzte ihm nach, ergriff seinen Herrn und hielt ihn mit Mühe über dem Wasser empor. Das Gienen des Hundes rief einige Vorübergehende herbey, und schon war der Greis im Begriff unter zu gehn, als er durch vereinte Kräfte aus dem Wasser gezogen wurde. Der Hund bemühte sich ihm zu folgen, klimmte an dem steilen Ufer in die Höh, fiel zurück, versuchte es noch Einmal ohne Erfolg, und wurde, sehnsuchtsvoll nach seinem Herrn blickend, in

das Waſſer hinabgezogen. Da das Gebährhaus zunächſt lag, und hier die nöthige Hülfe am Beſten geleiſtet werden konnte, trug man den Verunglückten dahin. Noch gab er einige Zeichen des Lebens von ſich; er athmete noch, ſein Puls ſchlug noch, aber langſam und ſchwach. Während die Wundärzte mit ihrer Hülfe herbeyeilten, verbreitete ſich in dem Hauſe die Nachricht, daß ein alter Mann im Waſſer gefunden worden, und kam auch Marien zu Ohren, die unverzüglich mit dem Gedanken an ihren Vater herbeyflog. Sie hatte ſich nicht geirrt. Wahnſinnig ſtürzte ſie auf den Greis. Er iſt tod, rief ſie, und ich bin ſeine Mörderin — und mit dieſen Worten ſank ſie ohne Bewußtſeyn neben ihm auf die Knie. Der Alte ſchlug die Augen auf; ſeine Blicke fielen auf das geliebte, langerſehnte Kind; ſtarr hafteten ſie auf ihr. Ein Seufzer wand ſich mühſam aus ſeiner Bruſt; er bewegte die Hand nach ihr, aber eh' er ſie er-

reichte, brach ihm das Herz Marie ward aufgerissen und fortgeführt, und die gebrochenen Augen des Vaters schienen auch im Tode noch an der Armen zu hängen. —

Wie die Unglückliche von diesem Ereignisse ergriffen worden, ist nicht zu beschreiben. Es bedurfte langer Zeit und vieler Mühe, um sie zum Bewußtseyn zurückzurufen. Ihre erste Frage war nach ihrem Vater, und das Erste, was sie vernahm, sein Tod. Lange jammerte sie wortlos hin; und als sie wieder Worte fand, hörte sie nicht auf, sich selbst des Mordes anzuklagen, und daß sie in dieses traurige, entehrte, umnachtete Leben zurückgekehrt sey. Niemand konnte sie ohne Mitleid hören; auch die Wärter, an den Anblick des Unglücks gewöhnt, gingen mit nassen Augen von ihr weg. In der Nacht kam ihre Stunde früher, als man erwartet hatte. Sie war dem Tode nah. Nur die sorgsamste Pflege der Aerzte und die aufmerksamste Wartung

hielt das fliehende Leben zurück. Der Tod wäre erwünschter gewesen. Schon in den ersten Tagen nach ihrer Niederkunft zeigte sich eine Verwirrung ihrer Sinne, die von Tag zu Tag stieg. Zuerst zwar war es nur die Erinnerung an die Vergangenheit, die sich ihr als Gegenwart aufdrängte. Sie sprach mit ihrem Vater, wie in den glücklichen Zeiten ihrer Kinderzeit, wo er sie an der Kirchthür erwartete, wunderte sich dann über sein Schweigen, jammerte über sein Zürnen, und bat ihn mit Thränen, ihr doch nicht böse zu seyn. Dann sprach sie auch von ihrer Liebe und ihrem großen Glück, und es war ihr, als ob sie durch Lustgärten wandelte, die sich plötzlich über ihr schlossen, und sie zu erdrücken drohten. Askans Nahmen nannte sie nie. Oft auch fing sie an zu beten; aber mitten im Gebet fing sie an zu weinen, und wenn ihr dann die Rede ausblieb, schlug sie sich zürnend gegen die Brust, und riß an den blonden Locken, die ihr lang und verwirrt

über den Buſen hingen. Mit jedem Tag nahm ihr Wahnſinn zu. Ihr Kind kannte ſie nicht. Sie fragte nicht darnach und zeigte kein Verlangen nach ihm.

Dieſes Alles hatte ſich während der Abweſenheit ihrer mitleidigen Fürſprecherin zugetragen, und als dieſe zurückkam und zu ihr eilte, wurde ſie nicht von ihr erkannt. Die Wochenzeit ging vorbey, und da ihr Wahnſinn keinem Mittel wich, wurde ſie in das Irrenhaus gebracht. Ihre Tochter ward einer Bäuerin anvertraut, die ſie ſtillte. Das empfangene Geld wurde zur Pflege des Kindes und der Mutter verwendet.

Drittes Buch.

Die Vermuthung des scharfsichtigen, feinhörenden, schlau combinirenden Majors wurde in den nächsten Tagen bewährt. Bey der ersten Sitzung, die der Fürst mit seinem Günstlinge hatte, erwähnte er wieder seines Traums, forschte nach Askans Heirathsgedanken, und ließ endlich — als ob es ohne Absicht geschähe, den Nahmen Adelaidens fallen.

Adelaide von Waldemar, gewöhnlich nur die schöne Gräfin genannt, war die jüngste Hofdame der Fürstin, und in jeder Rücksicht die Zierde des Hofs. Wenn die zarte und blühende Gestalt sich über den glatten Boden bewegte, meinte man das Schweben eines Seraphs zu sehn, der in der Fülle namen-

loſer Schönheit, ſtill und ernſt durch die ſtaunende Menge ſchritt. Die Entwicklung ihrer Blüthe war den Jahren vorausgeeilt. Und wie ihr ganzes Weſen die reichſte und anmuthigſte Harmonie zu ſeyn ſchien, ſo war auch ihre Stimme den reinſten Tönen des Euphons gleich, ſanft, anmuthig und einſchmeichelnd. Sprechend und ſchweigend war ſie bezaubernd. Nach einer Abweſenheit von mehreren Monaten, während denen ſie ihre kranke Mutter gepflegt und der Sterbenden die Augen zugedrückt hatte, war ſie jetzt wieder am Hofe erſchienen, und Jedermann fand, wie der Fürſt, daß die Trauer ihre Schönheit erhöhe. Wer nicht ſchon gebunden war, wünſchte ſeine Freyheit an ſie zu verlieren, und wer ſie ſchon verlohren hatte, geſtand ihr doch ohne Bedenken den nächſten Platz nach der Erwählten zu. Die Männer bewunderten, die Jünglinge liebten ſie; auch die Frauen gaben ihr Beyfall und ſtellten ſie ihren heranwachſenden Töchtern zum Beyſpiel

vor.

vor. Sie ſelbſt aber ſchien ſich ihres Werthes nicht bewußt; und während ſich alle Blicke nach ihr, wie nach dem holden Geſtirne der Liebe, wendeten, verhüllte ſie ihren Glanz mit eben ſo viel Klugheit als Demuth.

Askan dachte und fühlte, wie die Andern. Da nun der Fürſt ihren Nahmen gegen ihn nannte, und er nach den Bemerkungen des Majors an der Abſicht hier nicht zweifeln konnte, erhob ſich mit Einemmal in ſeiner Seele das Bild eines großen und überſchwenglichen Glücks. Wenn ihm die zu Theile würde, welche Alle zu beſitzen wünſchten, wenn er der Auserkohrne wäre, über Alle ſiegreich und von Allen beneidet; der Mann einer ſchönen und adelichen Frau, der Günſtling ſeines Fürſten, dann auch der Gunſt der Fürſtin durch Abelaidens Einfluß gewiß — was könnte ihm noch zu wünſchen übrig ſeyn? Alle dieſe Gedanken drängten ſich jetzt mit Einemmal ſeinem Herzen zu, und die Gelegenheit ergreifend, die das Wort

des Fürſten ihm bot, ſagte er mit Beſonnenheit: Der Gedanke an ein ſo ſchönes und hohes Loos würde mir allzukühn ſcheinen, wenn mir ihn nicht Ihr fürſtliches Wort, gnädigſter Herr, näher rückte. Nur unter Ihren Schutz darf ich wagen, mich in die Reihen der Bewerber um einen ſo ſchönen Lohn zu ſtellen.

Der Fürſt war mit dieſer Antwort zufrieden. Er ließ noch Einiges über den Wunſch ſeiner Gemahlin fallen, die Gräfin in ihrer Nähe zu behalten; daher ſie zuerſt auf den Gedanken gekommen ſey, ſie mit dem Freyherrn verbunden zu ſehn. Er ermunterte ihn alſo, ſich vor allen Dingen um die Gunſt der ſchönen Gräfin zu bemühn, und ertheilte ihm zugleich die Verſicherung, daß wenn ſeine Bemühungen, wie zu hoffen ſey, gelängen, er ihm eine Stellung geben wolle, mit der er und ſeine künftige Braut Urſache haben würden zufrieden zu ſeyn. — So ſchien ſich Alles zu vereinigen, Askan

ſtolzen Hofnungen zu ſchmeicheln. Die Laufbahn ſeines Glücks erweiterte ſich. Die höchſten Stufen rückten ſeinen Wünſchen nah. Alles war ihm geboten, wenn er es nur an ſich nicht fehlen ließ. An Willen und Muth gebrach es ihm nicht. Alle Saiten ſeiner Eigenliebe tönten jetzt, und dieſe bethörende Muſik erfüllte ſein Innerſtes bis zur Trunkenheit. Kein Gedanke mehr von ſtiller Häuslichkeit, keine Plane friedlichen Landlebens, kein Wunſch nach Unabhängigkeit. Das Klirren ſeiner Feſſeln war ihm Muſik. Der Glanz des Hofes, die fürſtliche Gunſt, der Sieg über Nebenbuhler auf der Laufbahn des Ehrgeizes, die Gier nach immer erweitertem Einfluß — nur dieß beſchäftigte ſeine Wünſche, nur dieß füllte ſeine Seele an. Auch Adelaidens Beſitz erſchien ihm vorzüglich in dieſer Verbindung wünſchenswerth. Vielleicht mochte er wähnen ſie zu lieben. In Wahrheit aber liebte er nur ſich und die Plane ſeiner Eitelkeit.

Bey der Bewerbung um die Gunſt der Gräfin, zu der er die erſten Schritte noch an dem nämlichen Abend that, ſchien Alles ſeinen Wünſchen entgegenzukommen. Es konnte nicht wohl fehlen, daß ein junger Mann von ſo ausgezeichnet ſchöner Geſtalt, ſo gewand und liebenswürdig, wie Askan war, in der Reihe ihrer Verehrer einen ausgezeichneten Platz erhielt; und es ſchadete ſeinen Eigenſchaften nicht, daß ſie in dem vollen Glanze der fürſtlichen Gnade ſtanden. So waren die erſten Schritte leicht. Sein Bemühn ſich ihr bey jeder ſchicklichen Gelegenheit zu nähern, ſchien zu gefallen; ſie ſprach gern und viel mit ihm, und da ſeine geiſtreichen Geſpräche auch die Blüthen ihres Geiſtes auf das Anmuthigſte entwickelten, ſo glaubte er ſchon ſich zum Entſtehen einer Sympathie ſchmeicheln zu dürfen, welche die Vorläuferin der Liebe iſt. Auch das fürſtliche Ehepaar freute ſich dieſes glückliche

Einverſtändniſſes, das ihren Abſichten ſo ſehr entſprach, und halfen es nach Kräften fördern: die Fürſtin, durch lobpreiſendes Erwähnen des Freyherrn: der Fürſt, durch manchen anmuthigen Scherz, manche treffende oder witzige Anſpielung. Adelaide aber blieb immer unbefangen, und ſagte wohl nur zuweilen ſcherzend: der Freyherr dächte ſicher nicht daran ſie zu lieben, was ihm ja der Junker Mephiſtopheles gar nicht erlauben würde, der ihm nicht von der Seite wiche, und ſeine Seele gekauft zu haben ſchiene. — Unter vier Augen ſagte ſie auch wohl: Es käme ihr bisweilen vor, als ob die Nähe des Majors einen breiten Schatten auf den glänzenden Freyherrn würfe, und ſie könnte oft nicht umhin, jenem nach den Füſſen zu ſehn, ob ſich nicht ſeine aus — weltiſche Abkunft daran verriethe. —

Dieſe Aeuſſerungen der jungen Gräfin fielen auf. Manchen ſchienen ſie unbillig, Andern übertrieben und ſonderbar. Bey den

Meiſten galt der Major in ſeiner Rolle des weiſen Miſanthropen für einen Mann, der durch frühes Unglück erbittert und gereizt, dennoch weit mehr Wohlwollen und Menſchenliebe in der Ausübung zeige, als er in der Theorie zu beſitzen vorgebe. Einige Handlungen von Grosmuth und Wohlthätigkeit, bey denen er auf Bekanntwerdung rechnen durfte, hatten ihm dieſen Ruf erworben, in deſſen Schatten er nun um deſto ſichrer ruhen konnte, da er ſich immer mehr in der Gunſt des Erbprinzen zu befeſtigen ſchien. Nur Adelaide blieb unbeſtochen, und ohne die Tugenden bezweifeln zu wollen, die man ihm lieh, blieb ſie in ihrem Herzen bey dem Urtheile, das ein zarter Inſtinct über ihn ausgeſprochen hatte, und von dem wir nur allzuwohl wiſſen, wie gut es gegründet war.

* * *

Nach mehrern Monaten unverdroſſenen Bemühens war der Freyherr ſeinem Ziele nicht näher gerückt. Adelaide ließ ſich die

Bewerbungen des Mannes gefallen, den ihre Fürstin begünstigte, und dessen Unterhaltung ihr Vergnügen machte, aber seinen Erklärungen wich sie aus, und scherzte seine Seufzer weg. Seine Leidenschaft wuchs mit der Ungewisheit, in der er sich befand; die Schwierigkeiten, die ihm so unerwartet aufstiegen, verwundeten seine Eigenliebe, und wenn er bisweilen in seinem Unmuthe im Begriff war, eine so fruchtlose Bewerbung aufzugeben, rief ihn ein freundliches Wort, unabsichtlich gesprochen, oder ein Zeichen wohlwollender Theilnahme in die Fesseln der Hofnung zurück. Was ihm eigentlich im Wege stand, wußte er nicht. Niemand ahndete, daß eine schönere Liebe in Adelaidens Herzen thronte, und ihr in der Rolle half, die sie gezwungen und ohne Falschheit spielte. Abhängig von dem Willen ihrer Gebieterin, ohne Aussicht einer nahen Verbindung mit dem Jünglinge, dem sie in Stillen ihr Herz verpfändet hatte, und durch eigenthümliche

Verhältniſſe, in denen er ſich befand, zum ſtrengſten Geheimniſſe verpflichtet, war ihr Betragen gegen den Freyherrn nur ein gewöhnlicher Austauſch geſellſchaftlicher Unterhaltung, und es war nicht ihre Schuld, wenn er ſich nach einem lebhaft und geiſtreich verplauderten Abend mit Hofnungen der Liebe ſchmeichelte. Bisweilen zog er ſich auf kurze Zeit zurück; wenn er aber wiederkehrte, blieb ſie auch dann ſich gleich, und nahm ſeine Rückkehr ohne Laune und ohne ſichtbare Freude auf. Viele fanden ihr Betragen räthſelhaft, und die andern Fräulein, die ihr die Eroberung des Günſtlings beneideten, erwarteten den Augenblick des Bruchs, den eine ſo beyſpielloſe Coquetterie, wie ſie es nannten, über lang oder kurz unvermeidlich herbeyführen müßte.

Der Winter war unterdeß heranagekommen, und der alte Freyherr von und auf Ratikau war nach der Stadt zurückgekehrt. Auch dieſesmal wurde ſein Haus der Mittelpunkt

des Vergnügens, und, um die Bewerbung seines Sohns, von der er sich die größten Vortheile versprach, noch besser zu fördern, that er selbst mehr als gewöhnlich. Conzerte und Bälle wechselten mit Spielpartien ab, und zwischen durch schlangen sich dramatische Unterhaltungen, bey denen Aslan Gelegenheit fand, mit dem ihm eigenthümlichen darstellenden Talente zu glänzen, und den ungetheilten Beyfall der Zuschauer einzuernden. Adelaide bewunderte ihn, wie die Andern: aber alle Bitten konnten sie nicht bewegen, in einem dieser Schauspiele auch nur die unbedeutendeste Rolle zu übernehmen. Gleichwohl wußte man, daß niemand besser vorlas als sie, und daß sie bisweilen im engen Cirkel ihrer Freundinnen mit einer Sicherheit des Gedächtnisses und Anmuth des Vortrags ganze Scenen gab, die ihr Talent für theatralische Darstellung nicht bezweifeln ließen. Da man nun die Ursache ihres Weigerns nicht kannte, so wurde auch dieses

Coquetterie gescholten. Doch die, welche sie am lautesten tadelten, wußten ihr im Herzen für einen Eigensinn Dank, der ihnen zu Rollen verhalf, die ausserdem ohne Zweifel der schönen Adelaide zugefallen seyn würden.

Zu einem solchen Feste gab jetzt ihr Geburtstag eine erwünschte Veranlassung. Sie war seit einigen Wochen so heiter, ihr Betragen gegen den Freyherrn so gleichförmig wohlwollend, daß seine neu belebte Hofnung nur eine schickliche Gelegenheit suchte, sich bestimmt zu erklären, und eine bestimmte Erklärung von ihrer Seite herbeyzuführen. Hierzu sollte ein Fest benutzt werden, das er ihr bereitete, und das mit einem Schauspiele eröffnet werden sollte. Das Schauspiel war eines von denen, die sich, nach der Weise von Marivaux's Stücken, um die Launen einer wirklich vorhandenen, aber eigensinnig verleugneten und verhehlten Liebe drehn, und wo am Ende eben jene Launen, von einigen sinnreich herbeygeführten Umständen

unterſtützt, das lang verweigerte Geſtändniß herauslocken müſſen. Aſkan hatte für ſich die Rolle des Liebhabers übernommen, und ihr manche rührende und pathetiſche Reden eingelegt, manche ſinnreiche Anſpielung eingewebt, wovon er ſich Wirkung verſprach; die Rolle der Geliebten aber hatte er klüglich einem Fräulein zugetheilt, das weder ſchön noch liebenswürdig, aber nicht ohne Talent für die Bühne war. Nie hatte er mit ſo vielem Feuer, nie mit ſo großer Sicherheit geſpielt; nie hatte ſich ſeine Geſtalt in einem vortheilhaftern Lichte gezeigt; und ſein ganzes Spiel erhielt durch die Miſchung von Dichtung und Wahrheit einen Zauber, der oft in den Darſtellungen geübter Künſtler vermißt wird. Der Beyfall der glänzenden Verſammlung war rauſchend und aufrichtig, und mit Ungeduld wurde der dritte Aufzug erwartet, in welchem die Verwickelung ſich löſen, und die Liebe des intereſſanten Dorval

durch die Verbindung mit der geliebten Hortenſe belohnt werden ſollte.

Die Zufriedenheit, welche der Freyherr über den glücklichen Erfolg ſeiner Anſtrengungen fühlte, hob ſein Talent und ſchwellte ſein Herz. Mit Wahrſcheinlichkeit erſchien er ihm als der günſtige Vorbote eines noch ſchönern Erfolgs, auf den er mit deſto größerer Zuverſicht rechnete, da er von der Bühne herab bemerkt hatte, daß Adelaide, die ihm gerade gegen über auf dem Ehrenplatze ſaß, bey einigen bedeutenden Stellen lächelnd erröthete. Es war ihm nicht zu verdenken, daß er dieſes Lächeln und dieſes Erröthen zu ſeinem Vortheile deutete. Dennoch irrte er ſich. Nie hatte Adelaide weniger an ihn und an ſeine Liebe gedacht, als eben jetzt, wo er ſich ſelbſt vor ihr ſpielte. Ihre Gedanken waren bey dem fernen Freund, denn ſeit kurzer Zeit ſo günſtige Geſtirne aufgegangen waren, daß ſich ſeiner freyen Bewerbung um ihre Hand keine Hinderniſſe

weiter in den Weg zu ſtellen ſchienen. Die Nachricht von dieſen günſtigen Verhältniſſen war es, die ſie in jener Zeit ſichtbar erheitert hatte; auf ſie und auf den fernen Geliebten bezog ſie die bedeutungsvollen Worte des Schauſpiels; und ihr Lächeln und ihr Erröthen galt dem, der nun bald aus ſeiner Dunkelheit hervortreten und der eigne Bekenntniß ihrer Liebe empfangen ſollte.

Der dritte Act war nun auch bis auf die letzte Scene geſpielt, in welcher durch eine glänzende Metamorphoſirung Portenſens verheimlichte Liebe zu Lorval zum offnen Geſtändniſſe gebracht wird. Indem nun dieſer zu den Füſſen der Geliebten ſinkt, Worte des Dankes ſtammelt, und die dargebotene Hand an ſeine Lippen drückt, und die ganze Verſammlung in tiefer Stille dem Augenblicke entgegenlauſchte, wo ein lauter Beyfall das Verdienſt des Schauſpiels und der Schauſpieler belohnen ſollte, tritt durch die hintere Wand, leiſe und vorſichtig, den Finger auf

dem Munde, mit bloßen Füssen eine weib
liche Gestalt herein. Ein weites, graue
Gewand, durch keine Umgürtung gehalten
floß bis auf die Erde herab; von dem empor
gehobenen Arme fiel der weite Ermel zurück
und enthüllte einen schönen und weißen Arm
das gescheitelte Haar hing in blonden Locke
über die Schultern zerstreut. Ihr Gesich
war blaß und ernst; die weitgeöfneten dunkel
Augen starrten nur nach Einem Punkt, un
dieser war die Gruppe, welche jetzt be
knieende Freyherr und die über ihn gebeugt
Hortense bildeten. Von keinem dieser beyde
erblickt, stand sie einen Augenblick lauschend
hinter ihnen; und als der Freyherr in seine
Rolle sagte: „Du hast mir das Lebe
wieder gegeben, und möge alles Glück de
Erde und des Himmels von mir weichen
wenn ich je undankbar diesen seligen Momen
vergesse", da schlug die graue Gestalt di
Hände in einander und rief: Schwöre nicht

Verruchter, es iſt zu deiner Verdammniß an Einem Meineid genug!

Als dieſe furchtbaren Worte hinter ihm ertönten, fuhr der Freyherr auf, ſah die verhüllte Geſtalt, und fiel, das Geſicht mit den Händen verhüllend, mit einem Schrey zu Boden. Der Major ſtürzte auf die Bühne, und riß die Widerſtrebende hinweg hinter die Couliſſen. Der Vorhang fiel nieder. Das ganze Parterr gerieth in Aufruhr. Der Freyherr wurde zu Bett gebracht, Aerzte gerufen, ihm eine Ader geöfnet. Die Geſellſchaft aber ſann umſonſt über das Räthſel nach, durch das ſie auf eine ſo unerwartete, ſo ſchauderhafte Weiſe geſtört worden war.

Wir haben nicht nöthig, unſern Leſern zu ſagen, daß die Erſcheinung, welche dieſe Störung verurſachte, die unglückliche Marie war. Während des Jahres, das ſie im Irrenhauſe zugebracht hatte, war ihr Wahnſinn in eine ſtille Schwermuth übergegangen.

in der ſie ein tiefes Stillſchweigen beobachtete, übrigens aber gegen Jedermann auf eine rührende Weiſe gefällig und freundlich war. Man hätte ſie in dieſem Zuſtande für geneſen halten können, wenn ſie ſich zum Sprechen hätte bewegen laſſen; aber Alles, was man deshalb verſuchte, blieb ohne Erfolg. Eines Tages, wo durch die Unvorſichtigkeit eines Wärters, Feuer in ihrer Kammer ausgebrochen war, fand man ſie beym Oefnen der Thür auf den Knien liegend, aber ohne Zeichen des Schreckens, und als man ſie aus dem Qualm und Feuer geriſſen hatte, ohne Zeichen der Dankbarkeit. Als ſich ein andermal ein Wahnſinniger in der Nacht befreyt, und durch wuthendes Umhertoben das ganze Haus in Schrecken geſetzt hatte, wurde ſie angekleidet auf ihrem Bette ſitzend gefunden, ohne Unruhe und Neugierde, ſtill, und wie ſie gewöhnlich that, ſtarr vor ſich hinblickend. Nur bey der Rückkehr des Tages, an welchem der Freyherr ihr Haus zuerſt betreten

treten hatte, kehrten, wie es ſchien, alle Schreckniſſe der Erinnerung in ihre Seele zurück. Dann ſprach ſie mit ſich ſelbſt, und wie durch die ihr fremd gewordenen Töne ihr Gemüth bewegt wurde, ſo ward ihre Stimme lauter, ihre Ausdrücke ſtärker, ihre Bewegungen heftiger. Von Stunde zu Stunde wuchs dann ihre Heftigkeit. Gegen Abend war man genöthigt ſie zu binden, damit ſie nicht Hand an ſich legte. Erſt nach Untergang der Sonne fielen die Wogen; ſie wurde ſanfter und immer ſtiller, bis ſie um Mitternacht in ihr voriges Verſtummen zurück ſank. In jenen langen ruhigen Zwiſchenräumen hatte man ſich gewöhnt, ſie frey umhergehn, und im Hauſe mancherley Geſchäfte ſorglich und aufmerkſam verrichten zu ſehn, und man glaubte um deſto weniger auf ſie achten zu müſſen, da man kein Beyſpiel wußte, wo ſie den geringſten Misbrauch von ihrer Freyheit gemacht hatte. Aber eines Morgens, als man ihre Kammer öffnen

wollte, fand man die nachläſſig verſchloſſen
Thür ſchon geöfnet; Marie ſelbſt aber wa
nicht zu finden. Man ſuchte ſie in den
Hauſe, in den Umgebungen des Hauſes
Umſonſt. Sie war entwichen, um ihre
Verführer aufzuſuchen, und indem ſie Nach
und Tag, mit bloßen Füſſen und ohn
Nahrung auf der Landſtraße forteilte, wa
ſie auf eine faſt unbegreifliche Weiſe zu de
Ziele ihrer Wanderung gelangt. Reiſend
die deſſelben Weges gekommen waren, e
zählten, ſie hätten die grau verhüllte Geſta
mit lang herabhängendem fliegendem Haa
in immer gleichem raſchem Schritt auf de
Wege geſehn; öfters wäre ſie weit von d
Straße abgeſchweift, um den Entgegenkom
menden auszuweichen; wäre dann nach weit
Umwegen dahin zurückgekehrt; ausruhen ab
und ſitzen habe man ſie nirgends geſeh
Mit fallender Nacht kam ſie unbemerkt na
der Hauptſtadt, in deren Zugängen, d
Straße nah, das Haus des Freyherrn la

Sie schlüpfte in den hellerleuchteten Pallast, und, wie von einem leitenden Dämon geführt, stieg sie, von keinem der beschäftigten Diener bemerkt, eine der verborgenen Treppen hinauf, die durch ein schwach erleuchtetes Zimmer auf die Bühne führte. Hier vernahm sie hinter der papiernen Wand die Stimme ihres Verführers, und trat so gespensterartig herein, um Zeugin von Schwüren zu seyn, die nicht aufrichtiger waren, als die, welche sie einst selbst von seinen treulosen Lippen vernommen hatte.

* * *

Die Wagen der Gäste rollten jetzt nach Hause; die Beleuchtung des freyherrlichen Pallastes erlosch; nur in einigen Zimmern sah man Kerzen von den hin und her eilenden Dienern tragen. Alkan war noch unter den Händen der Wundärzte. Als ihm die Ader verbunden wurde, kehrte sein Bewußtseyn zurück. Er schlug die Augen auf und

seine erste Frage war, was ihm geschehen sey, ob er gewacht oder geträumt habe.

Während der kurzen Zwischenzeit hatte sich der Major der Unglücklichen bemächtigt, und sie in ein abgelegenes Zimmer gebracht, wo er sie der Aufsicht einiger Diener übergab. Dann eilte er zu dem Bette seines Freundes zurück; und als dieser die Augen öffnete, und nach dem Geschehenen fragte, antwortete er, daß eine dem Irrenhause Entsprungene sich in das erleuchtete Haus verirrt und ihn durch ihr gespensterartiges Auftreten erschreckt habe. — Es war Marie, sagte der Freyherr mit dumpfer Stimme und verschüchterten Blicken. — Und da ihm der Major es auszureden suchte, fuhr er fort: Ich habe ihre Stimme erkannt; auch ihre Größe war es und ihr langes seidenes Haar. Gesicht und Mienen waren freylich sonst anders; aber doch auch nur blühender. Ich kann mich hierinne nicht irren. — Und dennoch, erwiederte der Major, irrst du dich ganz ge-

wiß. Marie iſt Meilen weit von hier gut aufgehoben und wohl verſorgt; das Geſchöpf aber, das dich durch eine vielleicht zufällige Aehnlichkeit an ſie erinnert hat, iſt eine Unglückliche, die durch überſpannte Eitelkeit den Verſtand verlohren hat, und hier im Irrenhauſe iſt. Dahin, ſetzte er lächelnd hinzu, iſt ſie nun auch ſchon zurückgebracht, und es iſt dafür geſorgt, daß ſie nicht wieder ſolche Geiſterſeher, wie du biſt, erſchrecken, oder ſo ſchöne und anmuthige Feſte durch ihr unverſchämtes Eindringen ſtören ſoll.

Dieſe Verſicherungen beruhigten den Kranken für den Augenblick; wenigſtens widerſprach er nicht weiter. Aber lange noch ſtand das geſpenſtiſche Bild vor ihm; lange noch ſah er die dunkeln drohenden Augen, und mitten im Schlafe ſchreckten ihn die Worte auf, mit denen ſie ihm Meineid vorgeworfen und Verdammniß gedroht hatte. Nur allmählig ſiegte, mit Hülfe der Aerzte, ſein geſundes Blut; und was dieſes nicht

vermochte, wirkten die Betheurungen des Majors, der das ersonnene Mährchen fest hielt. Nach Verlauf einiger Tage konnte er zu den gewohnten Geschäften zurückkehren.

Was die Unglückliche selbst betrifft, die so störend in die Plane des ungetreuen Geliebten eingeschritten war, so hatte sie der Major noch in derselben Nacht dem Hospital übergeben, um sie für den Augenblick aufzunehmen, aber mit der Absicht, sie, in den nächsten Tagen, nach ihrem ersten Aufenthalte, oder auch nach einem entfernteren bringen zu lassen. Nachdem man sie so gewaltsam von der Bühne weggerissen, hatte sich ihrer der Gedanke bemächtigt, daß sie von Mördern umgeben sey. Sie sah scheu umher, weigerte sich jeder Berührung, und rief, als man sie aus dem Hause des Freyherrn wegführte, mit lauter Stimme den Nahmen Askans, indem sie ihn mit den rührendsten Worten beschwor, doch nicht durch ihren Tod eine neue Blutschuld auf

ſein Haupt zu wälzen. Sie ſähe nun freylich wohl, ſetzte ſie hinzu, daß er ſich eine andere Braut genommen; ſie wolle ihn auch nicht hindern glücklich zu ſeyn; aber wenn er ſie ermorden lieſſe, würde ihr Blut zu Gott um Rache rufen. Alle Verſicherungen, daß ſie nichts zu fürchten hätte, waren umſonſt. Erſt als man ſich anſchickte, ihr den Mund zu verſtopfen, fiel ſie auf die Knie, hob die entblößten Arme flehend empor, und verſprach ſich in Alles zu fügen, auch in den Tod. Man hob ſie auf, und ſie folgte nun ihren Führern ohne weitern Widerſtand, ſchweigend und in ſich gekehrt, wie das Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird. Sie ſprach jetzt nicht mehr; auch Nahrung zu nehmen verweigerte ſie; der Gedanke eines gewaltſamen Todes ſchien in ihr herrſchend zu ſeyn. Wenn Jemand in ihre Kammer trat, ſchauderte ihr. Sie bedeckte ihr Geſicht mit der einen Hand, mit der andern wehrte ſie etwas von ſich ab, wie Jemand,

den die Nähe einer tödlichen Waffe ſchreckt. Die Nacht über ging ſie unabläßig auf und ab; am andern Morgen aber verſagten ihr die Füſſe den Dienſt, und man fand ſie mit halbgeſchloſſenen Augen auf ihrem Lager ausgeſtreckt. Ihr Geſicht war bleich, faſt wie das eines Todten; nur mattes Leben ſchlich durch ihre Adern; ihr Odem war kurz und ſtand bisweilen ſtill. So brachte ſie den Tag und die Nacht zu. Am folgenden Morgen verſank ſie in einen tiefen Schlaf, und als ſie nach mehrern Stunden die Augen wieder öffnete, ſah ſie ſich mit Verwunderung an, befühlte ſich Hände und Arme, als ob ſie zweifelte, daß es die ihrigen wären, und frug endlich mit ſchwacher Stimme, wo ſie ſey. Man nannte ihr den Nahmen der Stadt. Bey dieſem Nahmen ſchrak ſie zuſammen, frug aber nicht weiter, ſondern weinte in ſich hinein. Ihr Bewußtſeyn war zurückgekehrt. Aber mit dem Wahnſinne hatten ſie auch die ſo wunderbar erhöhten

Kräfte verlaſſen; auch für die kleinſte Bewegung war ſie zu ſchwach; ſelbſt die Arzneimittel wurden ihr nur mit Mühe eingeflößt. Sie bat, ihr einen Geiſtlichen zu ſchicken; ſie fühle die Nähe des Todes und brauche Troſt. Der Geiſtliche des Hospitals fand ſich ein. In einem langen Geſpräch erzählte ſie ihm die Geſchichte ihrer Leiden, ohne etwas zu verhehlen oder zu beſchönigen, aber auch ohne Bitterkeit und mit verſöhntem Gemüth. Den Nahmen ihres Verführers nannte ſie nicht. Willig nahm ſie alle Schuld auf ſich allein, und demüthigte ſich mit Thränen vor Gott, und ſuchte Vergebung bey ihm. Ob ihre Tochter noch lebe, wuſte ſie nicht, und dieß ängſtigte ſie vor Allem, daß ſie in ihrem unglücklichen Zuſtande nicht einmal die mütterliche Pflege für ihr Kind übernehmen können, daß ſie es nun jetzt ohne Schutz und Warnung den Verführungen der Welt überlaſſen müſſe, denen ſie ja auch untergelegen, und dadurch ſich und ihr un-

ſchuldiges Kind mit unauslöſchlicher Schande bedeckt habe. Mit den rührendeſten Worten betete ſie für dieſes unbeſchützte Kind; auch für ihren Verführer betete ſie, der die reinſte Liebe ſo übel belohnt, und das ſchönſte und zarteſte Vertrauen ſo grauſam getäuſcht hatte. Ohne Groll ſprach ſie von ihm; an den Pforten der Ewigkeit, ſchon dem Throne des Richters nah, erließ ſie ihm ſeine Schuld, und bat Gott, ihn auf einen Weg zu führen, wo er Glück und Seligkeit finden könnte.

Nach dieſer langen Unterredung, die faſt mehr noch ein Selbſtgeſpräch war, vernahm die Kranke die Tröſtungen des würdigen Predigers mit ſichtbarer Beruhigung. Wenn er fromme Sprüche des göttlichen Wortes anführte, die ſie kannte und liebte, weinte ſie vor Freuden, nach ſo langem Entbehren einer ſo großen Erquickung, und in den Augenblicken ihres Scheidens einer ſo innigen Freudigkeit gewürdigt zu werden. So dankend und betend ſchlief ſie ein. Nach wenigen

Stunden waren alle Spuren des Schmerzes aus ihren Zügen verschwunden, und die selige Ruhe, mit der sie verschieden war, trat verschönernd in ihr durch langes Leiden nicht entstelltes Gesicht. So bringt der Tod dem armen Menschen, was ihm das Leben entzog, und die langgefürchtete Hand reicht ihm die Gabe, nach der er an der Hand des Lebens umsonst gekämpft und gerungen hatte.

Der Prediger hatte eben mit Thränen in den Augen und Bewundrung im Herzen das Haus verlassen, als der Major hereintrat, um dem Aufseher zu melden, daß die nöthigen Anstalten getroffen wären, die ihm übergebene Wahnsinnige noch in der Nacht zu dem Orte ihrer Bestimmung abzuführen. — Diese ist so eben entschlafen, antwortete der Aufseher. — Gestorben? fragte der Major mit hastiger Verwunderung. — „Ja, gnädiger Herr, antwortete Jener, und nicht wahnsinnig, sondern bey vollem Verstand. Nie hat man einen so erbaulichen Tod gesehn.“ —

Er schickte sich an, noch viel zu erzählen. Der Major hatte keine Zeit, und Scenen des Todes wich er aus. Ihm war es genug, den Gegenstand der Unruhe vernichtet zu wissen; und nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Tode den Freyherrn nicht genannt, und ihr Verhältniß zu ihm auch im Wahnsinne nicht verrathen habe, verließ er das Hospital mit leichtem Herzen, und sann darauf, wie viel er seinem Freunde von dem Ereignisse entdecken, oder verschweigen solle.

* *

Während der Freyherr an sein Lager gefesselt war; um sich von dem gehabten Schrecken zu erholen, und ein vom Major wohl ersonnener Roman dem ganzen Ereignisse eine wahrscheinliche Deutung gab, durch die es nach wenigen Tagen in gänzliche Vergessenheit kam, trug sich am Hofe etwas zu, das die nächsten Berechnungen des Günstlings nicht wenig störte, und ihm für die Zukunft eine Quelle bittern Verdrusses ward.

An demſelben Abend, wo das Adelaiden gegebene Feſt auf eine ſo unerwartete Weiſe geſtört wurde, fand ſie bey der Rückkunft einen Brief von dem Geliebten vor, der auſſer den Glückwünſchen die erfreuliche Nachricht enthielt, daß alle Schwierigkeiten, die ſich bisher ihrer Verbindung entgegengeſetzt, vollkommen gehoben, die Einwilligung ſeines Vaters gewonnen, und ſein Anſpruch auf das beſtrittene Majorat durch ein entſcheidendes Rechtsurtheil beſtätigt ſey. Seine Ankunft ließ er ſchon in der nächſten Woche erwarten. Dieſe Nachricht machte die Gräfin allzu glücklich, um ſie in ihrer Bruſt zu verſchließen. Sie eilte zu der Fürſtin, die ſie allein fand, und an ihrem Sopha kniend, ſchüttete ſie das langbewahrte Geheimniß in ihren Buſen aus, mit einem Kampfe von Verlegenheit und Freude, der ſie noch anziehender und lieblicher machte. — Aber was wird aus Ratikau? fragte die Fürſtin lächelnd. — Ich habe mich nie überzeugen

können, antwortete die holde Braut, daß es mit seiner Liebe Ernst sey. Gewiß ist es, daß sie im Kopfe angefangen hat, und wenn sie je von da den Weg zu seinem Herzen gefunden haben sollte, so ist sie hier doch sicher nie recht einheimisch geworden. — Die Fürstin wiegte lächelnd den Kopf hin und her, als ob sie zweifelte, aber doch nicht recht. — Sie werden sehn, gnädigste Frau, fuhr Adelaide fort, daß, wenn mein Geheimniß kund wird, er mit Hülfe seines Majors sein Belagerungsgeschütz unverzüglich vor einem andern Herzen auffahren wird. Es ist in seiner Art zu lieben etwas Berechnetes, etwas auf Effect Zählendes, das mir nie gefallen hat, und gewiß nur ihm, nie aber der Freude machen kann, die ihm vertrauen wollte. Ich fürchte, daß, so geistreich und liebenswürdig er ist, eine Frau sehr unglücklich mit ihm seyn wird. Und diese Furcht würde mich immer abgehalten haben,

auf ſeine Bewerbungen zu hören, wenn ich auch ein ganz freyes Herz gehabt hätte.

Die Fürſtin machte einen leichten Verſuch, den Günſtling ihres Gemahls in Schutz zu nehmen; aber ihre Vertheidigung überzeugte nicht, ſo wie ſie auch ſelbſt nicht aus inniger Ueberzeugung floß. Von dem Ereigniſſe des Abends ſprach ſie nicht. So räthſelhaft es da ſtand, gab es ihr zu Vermuthungen Anlaß, die dem Freyherrn nicht günſtig waren. Sie unterdrückte aber dieſe Vermuthungen aus zarter Schonung eines bis jetzt unbefleckten Rufs, und nahm den Genesenen, als er an den Hof zurückkehrte, mit aller der Güte und Theilnahme auf, die ſie ihm bis jetzt geſchenkt hatte.

Ohne Ahndung deſſen, was geſchehn war, dachte Askan bey ſeinem Wiedererſcheinen vor allen Dingen darauf, den Faden ſeiner Bewerbungen um Adelaiden weiter fortzuſpinnen, und ſie ſo ſchnell als möglich zu einer entſcheidenden Erklärung zu bringen

Aber Adelaide, von einer Unpäßlichkeit befallen, erſchien nicht am Hof, und nahm auch ſeinen Beſuch nicht an. Unterdeſſen traf ihr Verlobter ein, um, wie es ſchien, ein Geſchäft einzuleiten, das mit ſeinen neuen Erwerbungen in genauer Verbindung ſtand, und faſt ganz von der unmittelbaren Entſcheidung des Fürſten abhing. Es war natürlich, daß er ſich an den Freyherrn wendete, in deſſen Händen faſt alle Geſchäfte dieſer Art lagen, und der Freyherr, der von den geheimen Abſichten des Fremden nichts ahndete, nahm ſich ſeiner Sache mit Eifer an. Erſt als ſie ihrem Abſchluſſe nah war, wurde er inne, daß er für einen Nebenbuhler gearbeitet habe, und daß dieſer Nebenbuhler begünſtigt ſey. Sein Verdruß war unbeſchreiblich. Indem er aber noch auf Rache ſann, wurde Adelaidens Verbindung erklärt, und der Fürſt unterzeichnete am Tage der Verlobung das Inſtrument, welches die Sache des Verlobten auf eine über ſein Erwarten

warten günſtige Weiſe endigte. Der Freyherr hatte es nach den Angaben des Fürſten ausgefertigt, und konnte nun nicht vermeiden, es ſeinem Nebenbuhler in eigener Perſon mit ſeinen doppelten Glückwünſchen einzuhändigen. Noch mehreres erhöhte jetzt ſeinen Verdruß. Der Vorzug, welchen Adelaide ſeinem Nebenbuhler gab, und der ſchnelle Sieg, den dieſer über ihre Liebe gewonnen hatte — denn wie alt dieſe Liebe ſchon war, wußte er nicht — mußte ſeine Eitelkeit um deſto mehr verwunden, da er ſich ſelbſt die Verdienſte des Beglückten nicht verbergen konnte, und den ganzen Hof, wie durch Bezauberung, ſo günſtig für jenen geſtimmt ſah, daß man ihn, den Günſtling des Fürſten, in dem Rauſche der neuen Bewunderung faſt überſah. Der Fürſt ſelbſt ſprach einige Tage nur von ihm, und gemüthlos, wie er war, konnte er ſich nicht enthalten, den Freyherrn über das Mislingen ſeiner Bewerbungen zu necken, die er doch ſelbſt veranlaßt hatte.

und ihn durch den Sieg seines Nebenbuhlers zu demüthigen. „Sie sitzen sehr gut zu Pferde, sagte er einmal, aber das müssen Sie selbst gestehn, daß Manstein der erste Reiter ist, den man sehn kann. Er ist mit seinem Pferde wie zusammengewachsen, und es ist kein Wunder, wenn alle unsre Damen in diesen neuen Chiron vernarrt sind. Doch ist es noch zweifelhaft, ob man seinen Tanz nicht noch mehr bewundern soll. Es ist unmöglich sich mit mehr Kraft und Sicherheit, mit größerer Anmuth und Leichtigkeit zu bewegen, und in jede seiner Bewegungen mehr Sinn zu legen, ohne die geringste Ziererey. Die Kunst scheint bey ihm Natur zu seyn. Es ist wahr, daß ihm seine Gestalt dabey ausserordentlich zu Statten kömmt. Er ist, denk' ich, noch einige Finger breit größer als Sie; seine Füsse sind die schönsten, die man sehn kann, so wie in seinem ganzen Bau das reinste Ebenmaas herrscht. — Und haben Sie ihn wohl vorlesen hören? Sein

Organ iſt ſchon ſo eines der angenehmſten, das ich kenne: aber als neulich bey der Oberhofmeiſterin die Zaire geleſen wurde — auch Adelaide las die Rolle der Zaire gut, ungemein gut — da entwickelte er eine Kraft, eine Gewandheit der Stimme und des Vortrags, daß wohl keine unter den Zuhörerinnen war — die Fürſtin etwa ausgenommen — die nicht Zairen um das Glück beneidete, von der Hand eines ſolchen Orosman zu ſterben. — Sie müſſen, ſo ſchloß er dieſen Paneayrikus, Sie müſſen ſich tröſten, lieber Ratikau! — Sie wiſſen, wie ſehr ich Ihre Bewerbungen begünſtigt habe, und es hat nicht an mir gelegen, wenn ſie nicht den erwünſchten Erfolg gehabt haben, — aber einem ſolchen Rival nachzuſtehn, iſt ein Schickſal, in das man ſich finden muß."

Jedes dieſer Worte war ein Dolchſtich in Askans Herz. Seine Eigenliebe war auf das tiefſte verwundet, und indem er dieſe Wunden mit erzwungener Heiterkeit bergen

mußte, erkannte er jetzt aus eigener Erfahrung die Herbigkeit des Verdrußes, mit dem er selbst bey seinem ersten Erscheinen so manchen andern erfüllt hatte. Auch die tröstende Hofnung, in Kurzem von der drückenden Gegenwart dieses Mitbewerbers der Gunst befreyt zu seyn, wurde zerstört. Manstein war unabhängig; der Hof war ihm durch Adelaiden lieb geworden, und die Fürstin, um diese in ihrer Nähe zu behalten, bat ihren Gemahl um eine Stelle für ihren Verlobten. Leicht willigte der Fürst in einen Wunsch, der dem Hofe eine neue Zierde, der Stadt ein angenehmes Haus mehr versprach. Manstein wurde zum Stallmeister der Fürstin ernannt, und es war wieder der Freyherr, der ihm das in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaßte Patent ausfertigen mußte.

Alle diese Ereignisse, die sich in den Raum weniger Wochen zusammendrängten, verstimmten das Gemüth des Freyherrn. Der Hof war ihm verleidet, und schon ging er mit

dem Entſchluſſe um, um Urlaub zu bitten, und ſich für einige Zeit auf das Land zurückzuziehn, nicht ohne die Hofnung, durch ſeine Abweſenheit in dem Fürſten die Ueberzeugung von ſeiner Unentbehrlichkeit zu befeſtigen, dem Hofe ebendadurch wieder neu zu werden, auf jeden Fall aber der Nothwendigkeit zu entgehn, Zeuge eines Glücks zu ſeyn, welches ein junges, zärtliches, im Sonnenſcheine der Gunſt ſtrahlendes Paar der Welt ſo gern und ungeſucht zeigt. Dieſer Entſchluß war keineswegs im Sinne des Majors. „Wo in aller Welt, Freund, denkſt du hin, ſagte er, als der Freyherr ihm dieſen Gedanken zum erſtenmal hinwarf, dich durch einen vorübergehenden Verdruß ſo überwältigen zu laſſen, und den Uebelwollenden einen ſolchen Triumph zu bereiten? Es iſt wahr, die Gräfin hat dir nicht zum Beſten mitgeſpielt, und es iſt wahrſcheinlich, daß die Fürſtin, aus ſchwacher Anhänglichkeit an ſie, an dem Complot gegen dich Theil ge-

nommen hat. Aber was liegt daran? Um Adelaiden zu ſtrafen, wie ſie ohne Zweifel verdient, darfſt du den Kopf nicht hängen laſſen, ſondern du mußt ihn nur um deſto kecker erheben, und dein unbezweifeltes Verdienſt irgendwo anders geltend machen. Iſt Manſtein auch in dieſem Augenblicke der Begünſtigte, ſo wird ſich der Werth der Neuheit, der ihm doch eben am meiſten empfiehlt, mit jedem Tage mindern, und du darfſt wahrhaftig nicht verzweifeln, einſt noch gegen ihn bey ſeiner Frau die Gunſt geltend zu machen, mit der ſie dir, trotz ihrer Falſchheit, ganz gewiß zugethan iſt. Doch mag das immerhin der Zeit überlaſſen bleiben; jetzt gilt es vor allen Dingen deinen Platz zu behaupten. Der Gunſt des Fürſten biſt du gewiß, — ſo lange du dich in ſeiner Nähe hältſt. Entfernſt du dich aber, ſo iſt für nichts zu ſtehn. Du kennſt die Gewalt, welche Gewohnheit über ihn hat; daß ihm jede Unterbrechung des täglichen Ganges

verhaßt iſt, und daß ſchon die Bitte um Urlaub ihn bey der Art Eurer Geſchäfte ungünſtig ſtimmen würde. Verſagen würd' er ihn dir wohl freylich nicht: aber wer möchte dafür ſtehn, daß, wenn du zurückkämſt, du deinen Platz durch irgend einen gefälligen Augendiener eingenommen fändeſt, der nur den günſtigen Moment erwartet hätte, um dir in den Weg zu treten. Nein, glaube mir, entſage einem Gedanken, der die Eingebung eines feindlichen Dämons iſt — denn was iſt Verdruß und Unmuth anders? — und verbirg dein verſtimmtes Gemüth unter einer heitern Miene, wenn du deinen Feinden — du haſt deren — und dem andern Geſindel, das jedes hervorragende Talent beneidet, die Freude verderben willſt."

Dieſer Anſicht der Dinge war nicht viel entgegenzuſetzen; ſie ſchien aus den Verhältniſſen ſelbſt hervorgegangen zu ſeyn; aber die geheimen Urſachen, die den Major beſtimmten, ſich ſo zu äuſſern, ahndete der

Freyherr nicht. Das geſpannte Verhältniß zwiſchen dem Erbprinzen und ſeinem Vater hatte ſich nicht gebeſſert. Der Fürſt voll Mistrauns gegen ſeinen Sohn, und unzufrieden mit den Aeuſſerungen deſſelben, die, ſo wie ſeine Neigungen, den väterlichen Neigungen und Anſichten in den meiſten Dingen entgegen waren, ging mit dem Gedanken um, ihm, ſo weit es möglich wäre, für die Zukunft die Hände zu binden, und ihn zu hindern, einſt zu zerſtören, was er ſelbſt mit Mühe und Liebe geſchaffen hatte. Der Erbprinz hatte frühzeitig entweder durch Andre, oder durch eigene Ahndung von dieſem Vorhaben Kenntniß bekommen, und es lag ihm Alles daran, von allen Theilen des Plans, und jedem Schritte ſeines Vaters unterrichtet zu ſeyn. Dazu mußte ihm der Major, und dem Major mußte der Freyherr helfen. Frey von Mistraun gegen den gewandten Freund, öffnete ihm dieſer ſein Herz, wie ſein Zimmer, ohne Beſorgniß eines

Misbrauchs. Von Verrath war er fern. Aber ſein Schreiber war gewonnen, und theilte mit, was er für wichtig hielt. Die Sache ſtand jetzt ſo, daß jeder Tag neue Entdeckungen herbeyführen konnte, und es war daher von der größten Wichtigkeit, den Freyherrn, deſſen Gegenwart ſo unentbehrlich war, auf ſeiner Stelle feſt zu halten. Eine Veränderung konnte das Geſchäft in Hände bringen, die es beſſer zu verwahren wußten; und was bis jetzt durch ſchlaue Liſt glücklich vereitelt worden war, konnte, wenn man den Faden verlohr, auf die verdrüßlichſte Weiſe zu Stande gebracht werden.

Die oſtenſibeln Gründe, mit denen der Major den Einfall ſeines Freundes beſtritt, waren zu einleuchtend, um ohne Wirkung zu bleiben. Der Freyherr ergab ſich ihnen, und ſpielte, mit Hülfe des Vermauten, ſeine Rolle über Erwarten gut. Ein heiteres Geſicht bedeckte den Sturm ſeines Innern, und während ſein Herz mit Groll und Unmuth

erfüllt war, ergoſſen ſich ſeine Lippen von Scherz und anmuthiger Schmeicheley. Adelaiden vermied er nicht, und wenn ſeine Unterhaltungen mit ihr jetzt weniger lang waren, ſo waren ſie darum nicht weniger anziehend. Auch Adelaidens Bräutigam, dem Askans Bewerbung um ſie unbekannt war, fand den Freyherrn liebenswürdig; und wer das frühere Verhältniß kannte, bewunderte um deſto mehr die Gewalt, die er über ſein Gemüth hatte, und die gleichförmige Haltung, die er zu behaupten wußte. Die ältern Hofleute ſahen ihn zu dem Muſter eines vollkommenen Mannes aufſtreben, und die jungen Schönheiten des Hofs erwarteten mit Ungeduld den Augenblick, wo er die wiedererlangte Freyheit zu den Füſſen einer andern Gebieterin niederlegen würde. Es war keine, der dieſes Opfer nicht erfreulich geweſen wäre, und da dem jungen Ehepaare Feſte über Feſte gegeben wurden, ſo fehlte es nicht an Gelegenheit zu mannichfaltigen

lockungen, noch an Planen, an Vermuthungen und ergötzlichen Hofnungen.

Wie viel hierbey der Schein der Heiterkeit dem Freyherrn koſtete, konnte niemand ahnden. Nur dem Major deckte er ſein Inneres auf, und ſchüttete ihm, wenn er erſchöpft von all der Heucheley des langen Tages war, ſeine Klagen aus. Troſt ihm zu geben, vermochte jener nicht: aber Ermunterung, um ihn in der Rolle zu erhalten, guten Rath, worauf er zu achten habe, und heitere Ausſichten auf erweiterten Einfluß. Das half denn bisweilen über den nächſten Verdruß hin. Wenn dann aber am andern Morgen der Fürſt launiſch war, wenn er es, wie wohl zur Abwechſelung oder aus Feinheit bisweilen geſchah, abſichtlich auf Kränkungen anlegte, oder wenn ſich im Cabinet der Fürſtin die Auswahl des Hofes verſammelte, um den Talenten des neuen Ehepaars zu huldigen, oder wenn die Miniſter ſeine Empfehlungen überhörten, um den

Schützling eines Andern zu begünstigen, —
da erwachte der Unmuth nur heftiger in seiner
Brust; er bereute seine Nachgibigkeit, und
fühlte allmählig die Erfüllung des Fluchs,
den er selbst auf sich geladen hatte.

* *

Dem Unmuthe entgegen zu arbeiten, der
sich seines Freundes immer mehr und immer
heftiger bemächtigte, und nur einem Neuling
auf der Laufbahn der Gunst und des Glücke
zu verzeihen schien, fand O'Kennedy kein
tauglicheres Mittel, als seinen Freund in
eine Liebschaft zu verstricken, die ihn zer-
streute und erheiterte, ohne ihn ernstlich zu
beschäftigen. Nichts schien ihm so geeignet
die Bildung eines Hofmannes zu vollenden
als so eine leichte spielende Liebe, die nur
den Wechsel mannichfaltiger Unterhaltung
sucht, und bey der von ernsten und finstern
Dingen, als Treue, Gewissenhaftigkeit und
Achtung nicht die Rede ist. Ihm selbst war
keine andre Art von Liebe bekannt. An dieser

nährte er die Menſchenverachtung, welche die eigentliche Wurzel ſeines Weſens war, und erklärte diejenigen für wahnſinnig, die aus dem, was dem Leben zur Ergötzung gegeben ſey, eine Leidenſchaft, ein Geſchäft, und eine Quelle des Schmerzes machten. Die Liebe, ſagte er bisweilen unter vier Augen, iſt, wie für Kinder die Puppen, das ergötzlichſte Spielwerk für Erwachſene, aber auch nur ſo lange ergötzlich, als es ein Spielwerk iſt. Sie iſt nicht blind, aber ſie bedeckt ſich das Geſicht mit einem dünnen Schleyer, damit ihr niemand zu tief in die ſchelmiſchen Augen ſehe, und um durch die Farbe des Schleyers den Gegenſtänden umher einen launenhaften Wechſel zu geben. Sie liebt die Täuſchungen, und fängt deshalb auch recht ehrlich mit ſich ſelbſt an; aber ſie muß die Gewalt behalten, dieſe Täuſchungen ſobald ſie will zu zerſtören. Denn wenn ſie dauernde Farben und untrügliche Wahrheit verlangt, tritt ſie ſelbſt aus ihrem Character, und ſtürzt ſich,

indem ſie nach etwas Unmöglichem trachtet, in eine Hölle von Zweifeln, Qualen und Eiferſucht, die etwas eben ſo unſinniges als lächerliches ſind. Der größte Theil des Lebens iſt ein elendes und langweiliges Schauſpiel, in welchem die Einen ohne Zweck und Abſicht auf der Bühne hin und herlaufen; andre ihre Rolle nur mit Hülfe des Zubläſers ſpielen können; und nur ein kleiner Theil, welcher das Ganze überſieht, das Rechte auch extemporirend mit Beſonnenheit trift. Dieſe letztern wiſſen auch allein die Liebe auf die rechte Weiſe zu behandeln, das heißt, als ein Intermezzo des Lebens, das eben dadurch ergötzlich wird, daß der Dichter ſich Alles erlauben darf. Ein launenhafter Zufall führt zwey Perſonen zuſammen, die in der Uebereinſtimmung, oder auch — und dieß faſt noch öftrer — in dem Widerſtreite ihrer Eigenthümlichkeiten eine Gelegenheit zu gegenſeitiger Unterhaltung ahnden, eine Ahndung, die ſie durch den myſtiſchen Rahmen

einer innern Sympathie, eines vorausbestimmten, unerklärbaren Zusammenklanges veredeln. Ich habe nichts gegen dieses poetische Täuschungsmittel, so lange es nicht zum herrschenden Princip erhoben wird; ja, es ist so recht eines der buntgeschliffenen Gläser in dem Guckkasten der Liebe, wodurch das groteske Gestalt- und Farbenspiel vermehrt, und die Eitelkeit genährt wird, die gar zu gern, auch in dem Gemeinsten, etwas Hohes, Geheimnisvolles und Wunderbares zu finden wünscht. So lange die gegenüberstehenden Partien bey gesundem Verstande bleiben, denken sie hiebey an nichts, als an ihr Vergnügen; und sie können nur so lange für vernünftig gelten, als sie dieses Ziel in den Augen behalten. Ich meine damit gar nicht, daß die Liebe zu einer vernünftigen und regelrechten Matrone oder Gouvernante gemacht werden soll, so etwa auf dem langweiligen, spießbürgerlichen Wege zum Ehestande hin; sondern, wie in

einem italieniſchen Maskenſpiel, ſoll in der Liebe die Tollheit mit Beſonnenheit getrieben werden. Jedes rechte Liebes-Intermezzo muß Je toller je beſſer betitelt werden können, aber es ſoll nicht von Tollen geſpielt werden, ſondern von Beſonnenen. Da mag denn Alles hineinkommen, was nur immer den ſtehenden Pfuhl des Lebens bewegen kann, Sonnenſchein und Ungewitter, laue Weſte und wüthende Stürme; ſelbſt — in gewiſſen Fällen — perfidie und noirceurs, ohne die faſt kein gutes Intrikenſtück zu Stande kommen kann. Wer ſich aber hierbey von einer wahrhaften Leidenſchaft übermannen läßt, fällt unvermeidlich aus der Rolle, wie der Schauſpieler, der ſeine Comödien-Frau mit ſeiner Haus-Frau verwechſelt, und jene in aufrichtigem Zorn mit wahrhaften Schlägen und Tritten von der Bühne herabwirft.

Dieſes waren die Grundſätze, die ſich der Major von dem, was er Liebe nannte, gebildet

bildet hatte, und da ſeine Neigung nur auf ſolche Weiber fiel, welche inſtinctartig die nemliche Theorie befolgten, ſo meinte er ſie durch eine untrügliche Erfahrung bewährt zu haben. Auf dieſe Erfahrung berief er ſich, wenn ſein Freund Zweifel erhob, und gewann durch die Ueberlegenheit, die eine ſolche Berufung zu geben pflegt, immer mehr Boden für ſeine Grundſätze in Askans Herzen, in welchem, auſſer ſeiner eigenthümlichen Natur, auch die Erinnerung an die alten Wunden der herzloſen Theorie des Majors entgegenkam. „Kann ich ihm mit Ueberzeugung den Glauben verweigern? ſagte er zu ſich ſelbſt. Welche Thorheiten hab' ich begangen! welche noch gröſſere Thorheiten war ich im Begriff zu begehn, weil ich die Liebe zu ernſt, zu ſentimentaliſch nahm! Ich meinte es dabey freylich auch nur auf Ergötzung, und glaubte die Leidenſchaft, in der ich dieſe Ergötzung ſuchte, beherrſchen zu können. Aber ich fiel aus der Rolle, und

aus dem Scherz wurde ein Ernſt, der mich zu Grunde gerichtet hätte, wäre nicht mein erfahrner, beſonnener Freund zur rechten Zeit dazwiſchen getreten.“

* *

Von nicht beſſerem Gehalte, aber der Gemeinheit des gewöhnlichen Lebens vollkommen angemeſſen, war die Meinung, die der Major von dem Eheſtand hegte. „Heirathen, pflegte er zu ſagen, iſt ein Geſchäft, alſo ein Gegenſtand der Ueberlegung und des Calculs. Wenn ſich zwey Menſchen entſchließen, dem köſtlichſten aller Güter, der Freyheit und Unabhängigkeit, zu entſagen, um mit und neben einander zu leben, das heißt in den meiſten Fällen, um ſich bald abſichtlich, bald unvorſätzlich, das Leben ſauer zu machen, ſo müſſen ſie wenigſtens halb wahnſinnig ſeyn, wenn ſie ſich auf einen ſo mißlichen Handel ohne dringende Noth einlaſſen; ganz und vollſtändig aber ſind ſie es, wenn ſie dieſe Noth durch blind

Leidenſchaft herbeyführen. Ich weiß nicht, ob die Heirathen aus Liebe in dem Arcadien der goldnen Zeit beſſer gelungen ſind, als in dieſem eiſernen Jahrhundert; aber ich habe geleſen, daß ſich auch in die erſte Paradieſes-Ehe, von der wir wiſſen, und die das Werk der langen Weile war, die Zwietracht unverzüglich eingedrängt hat. Und können wir nicht täglich ſehn, daß die Liebe, die am Hochtzeittage mit einem jungen Ehepaare zu Bett geht, am Ende des Honigmonats ſchon der Gleichgültigkeit Platz gemacht hat, der dann in raſcher Folge der Kaltſinn, die Zwietracht und alle Dämonen der Hölle nachfolgen. — Alſo vor allen Dingen keine Heirath aus Liebe! Gibt es etwas Aergerlicheres als betrogen zu werden? und iſt nicht zehn, iſt nicht tauſend gegen Eins zu wetten, daß wer mit verbundenen Augen ſchießt, das Ziel verfehlen wird? Willſt du alſo durchaus, oder mußt du heirathen, ſo heirathe wenigſtens ſo, daß du dich über einen Be-

trug deiner Phantaſie nicht zu erzürnen haſt, und ſelbſt auf den kräftigſten Haß gefaßt biſt, der ſich zwiſchen dich und deine Lebensgefährtin lagern kann. Ich finde es für meine Perſon unendlich weiſe, daß Fürſten und Könige den Zufall, dem ſie ſo vieles zu danken haben, auch in ihren Ehebündniſſen walten laſſen, und nichts dabey in Anſchlag bringen, als was ſich eben berechnen läßt; und man würde weit ſeltner von Eheſcheidungen ſprechen hören, wenn man auch in den andern Ständen dieſen weiſen Grundſatz befolgte. Ehepacten, auf Schönheit, Liebenswürdigkeit, geſellige Tugenden und angenehme Talente gebaut, haben eine eben ſo ſichre Grundlage, als ein Pallaſt, der auf Triebſand ſteht, und gegen den alle zwey und dreyßig Winde der Krankheiten, des Alters und der Launen losgelaſſen ſind. Das iſt bey einem Ehevertrage, wo Haus und Hof, Geld und Gut, Geburt und Einfluß zur Grundlage dient, eine ganz andre Sache.

Da hat man nur Einmal — vor der Unterzeichnung — die Augen recht aufzumachen, um nicht betrogen zu werden; und wenn ſich nach dem Ja und Amen der Copulation jene Hauptſtücke einer guten Ehe richtig finden, ſo hat man kein Recht mehr zu fordern, oder über irgend etwas Klage zu führen, das der Perſon der Eigenthümerin abgeht. Dieß iſt ſchon viel und ſchneidet eine Menge Vorwände der Unzufriedenheit ab. Noch mehr aber iſt es, wenn der Mann nun gar noch einige gute Eigenſchaften in den Kauf bekömmt, auf die er nicht gerechnet hatte, und die er nicht befugt war zu fordern. Im ſchlimmſten Falle aber kann er die Tugenden und Liebenswürdigkeiten, die ſeiner Gemahlin abgehn, in andern Häuſern finden, und ſich mit einiger Gewandheit leicht ein Sortiment ſolcher Cabinetsſtücke zuſammenerobern, das er mit der gröſsten Freyheit und ohne eine läſtige Verbindlichkeit einzugehn, genieſsen kann. Es verſteht ſich hiebey von ſelbſt, daſs ein

solches Paar, so wie es mit Verstand und Ueberlegung die Schwelle des Ehetempels betreten hat, auch in dem Tempel selbst seine Vernunft behält; was ihm um desto leichter werden wird, da es nichts von dem Kobolt der Liebe zu fürchten hat, der auch die beste Ordnung verwirren kann. Eifersucht wenigstens wird ihnen das Leben nicht verbittern, und da sie sich eben deshalb gegenseitig so viele Freyheit gönnen, als mit dem äussern Anstande nur immer bestehn kann, so werden sie das Joch, das sie zusammenhält, wenig fühlen, und in dem Genusse der reellen Vortheile ein recht heitres und glückliches Leben führen können."

* * *

In der Vorstadt der Residenz, auf einem bequemen Landsitze, wohnte eine junge Wittwe von der angenehmsten Gestalt, doch noch angenehmeren Wesen, mehr verführerisch, als schön. Sie war vor nicht langer Zeit von dem Rheine her in diese Gegend gezogen, wo

ſie jenes Landhaus mit ſeinen Umgebungen nach ihrem Geſchmack fand, es miethete und auf einen anſtändigen Fuß einrichtete. Sie liebte gute Geſellſchaft, verhehlte aber nicht, daß ſie dem Umgange der Männer den Vorzug gäbe. Der Erbprinz, der ſie auf ſeinen Reiſen kennen gelernt hatte, beſuchte ſie von Zeit zu Zeit; der Major begleitete dann gewöhnlich ſeinen Herrn, und es ging die Sage, daß er eine ältere Verbindung mit ihr auf einen vertraulichen Fuße fortſetzte. Doch wußten auch ſeine vertrauteſten Freunde nichts weiter von der Sache. Ihren Scherzen darüber ſetzte er andere Scherze entgegen, und wieß ihre Neckereyen mit ſo vieler Unbefangenheit ab, daß man bald Alles für leere Reden hielt, welche weiter nachzuſagen ſich der Mühe nicht lohne.

Dieſe Frau, die unter dem allgemeinen Nahmen der Wittwe bekannt war, ſich aber am liebſten mit ihrem Vornahmen Roſamunde nennen ließ, ſchien dem Major voll-

kommen geeignet, den Unmuth seines Freundes zu zerstreun, und ihn in jener Art der Liebe zu befestigen, die wir eben aus seinem Munde kennen gelernt haben. Es bedurfte keiner besondern Veranlassung, um ihn in einem Hause einzuführen, in welchem jeder gebildete Mann willkommen war; und Askan gestand nach der ersten Bekanntschaft, daß ihm das Wesen dieser Frau ungemein gefiele; daß sie gerade das rechte Maaß der Bildung zu haben schiene; daß Gefühl und Verstand, Phantasie und Witz bey ihr in dem erforderlichen Gleichgewicht stehe, und daß es die Annehmlichkeit der Unterhaltung gar nicht störe, wenn bisweilen der Witz, oder zu andrer Zeit das Gemüth die Oberhand zu gewinnen schiene. „Wie in ihrer Gestalt, sagte er, so ist auch in ihrem Geiste, wie es scheint, nichts Hervorstechendes, nichts Blendendes. Alles ist gemäßigt, wie das Farbenspiel eines guten Gemäldes; und wie bey diesem über der Mannichfaltigkeit der Farben

ein gewiſſer Duft ſchwebt, der Alles verſchmilzt, ſo iſt auch über Roſamundens Unterhaltung, ja, über ihr ganzes Betragen ein Zauber verbreitet, der zugleich den Geiſt und die Sinne anzieht.“ Dieſer und ähnlicher Aeuſſerungen erfreute ſich der Major, ohne es ſich merken zu laſſen; und er durfte, ſo ſchien es, das Gelingen eines Planes erwarten, bey dem es ihm vielleicht noch mehr darum zu thun war, die eignen Feſſeln auf die leichteſte Weiſe zu löſen, als die Heiterkeit ſeines Freundes wieder herzuſtellen. Es verging auch nur kurze Zeit, ſo gehörte der Freyherr zu Roſamundens täglicher Geſellſchaft. Er wurde bisweilen am Hofe vermißt, und ſchien es mit Gleichgültigkeit zu ſehn, wenn ſich Andere dort an den Platz ſtellten, den er gewöhnlich behauptete. Die Urſache ſeines Ausbleibens blieb nicht lange unbekannt, und man glaubte zu bemerken, daß, ſeitdem er die Wittwe liebenswürdig

gefunden, er ſelbſt gar ſehr an Liebenswürdigkeit verlohren habe.

Während ſich nun dieſes neue Verhältniß immer mehr ausbildete, und der Freyherr und die Wittwe immer mehr ihre Rechnung bey einem Verkehr zu finden ſchienen, welcher anfänglich nur eine geiſtreiche Unterhaltung beabſichtigte, bald aber ſich als Freundſchaft geltend zu machen ſuchte, und jeden Augenblick die Erſcheinung der Liebe erwarten ließ, machte der Erbprinz, wie er zu thun pflegte, in Begleitung des Majors, einen Ausflug in die beſuchteſten Bäder, und Askan blieb bey dem Fürſten und Roſamunden zurück; bey Jenem, um ſich im Ertragen kränklicher Launen zu üben, bey dieſer, um die Laſt ſeines Joches zu vergeſſen. In der That war der Fürſt jetzt mehr als je von der Grillenhaftigkeit geplagt, die das ſteigende Alter nährt; und da ſeine Plane, vorzüglich die Beſchränkung ſeines Nachfolgers, die ihm am meiſten am Herzen lag, manchen

Anſtoß fanden, auf den er nicht gerechnet hatte, ja, den er ſich bey dem Geheimniſſe, mit welchem die Sache betrieben wurde, gar nicht zu erklären vermochte, ſo lieſi er ſeinen Unmuth in ſchneidenden Worten und unverdienten Vorwürfen gegen ſeine Umgebungen aus. Alkan litt dabey nicht weniger als Andre. Indem er ſich aber an die tägliche Wiederkehr dieſer Kränkungen gewöhnte, ſie äußerlich mit ſtoiſcher Gleichmüthigkeit ertrug, wie ſehr auch immer ſein Inneres murren mochte, die Augenblicke des Sonnenſcheins aber ſchmeichelnd und geſchmeidig benutzte, war doch Niemand, der die fürſtliche Gnade vollkommner genoß, oder eine gröſſere Gewalt über das Gemüth ſeines Herrn ausübte. Dieſes Glück, wenn es eines war, war nicht wohlfeil erkauft, aber es wurde beneidet, und der Neid erhöhte ſeinen Werth. Auch an ſichtbaren Zeichen der Huld, Titel, Rang und Orden fehlte es ihm nicht. Die wichtigſten Geſchäfte lagen

in Aekans Händen, und ohne Miniſter zu ſeyn, genoß er den Einfluß und das Anſehn eines Miniſters.

Dieſen Zeitraum, in welchem dem Freyherrn ſein verneinender und hemmender Geiſt nicht zur Seite ſtand, benutzte die ſchlaue Wittwe zur Ausführung eines Plans, den ſie früh entworfen, und mit weiblicher Beharrlichkeit feſt in den Augen behalten hatte. Der Eindruck war ihr nicht entgangen, den ſie auf das Gemüth des jungen und liebenswürdigen Günſtlings gleich in den erſten Tagen ihrer Bekanntſchaft gemacht hatte, und ſie konnte der Verſuchung nicht widerſtehn, dieſen Vortheil weiter zu treiben, und eine Eroberung zu verſuchen, die ſelbſt des Opfers ihrer bequemen Unabhängigkeit werth ſchien. Nachdem ſie die Geſinnungen des Freyherrn über Liebe und Eheſtand erforſcht hatte, was ihr keine groſſe Mühe machte, ſo fing ſie damit an, ſich dieſen Geſinnungen — es waren die nemlichen, die

der Major hegte — anzuſchmiegen, und ſich zu derſelben Ketzerey zu bekennen, welche die beyden Freunde für Wahrheit und Weisheit hielten. Oft vernahm er jetzt mit Entzücken den Wiederhall dieſer Lehren aus ihrem beredten Munde, nur durch die Farben einer weiblichen Phantaſie verſchönert, und mit aller Sophiſterey gaukelnden Witzes ausgeſchmückt. Auch ihr war die Freyheit über alles werth. Sie hatte die Ketten einer widerwärtigen Ehe gerade lange genug getragen, um ſie fliehen zu lernen, und ſie hatte die Entdeckung gemacht, daß die Liebenswürdigkeit der Männer immer an der Liebe ſcheitre. „Wie glücklich fühl ich mich, ſetzte ſie dann mit ſcherzendem Pathos hinzu, wie glücklich bin ich, theurer Adlan, daß Sie mich nicht lieben, und, ſo wie ich Sie nun kenne, gewiß auch nie in dieſe Thorheit verfallen werden! Jetzt ſind ſie der geiſtreichſte, der heiterſte, der angenehmſte Geſellſchafter. Ich freue mich Sie kennen zu lernen, und

wenn Sie von mir weggegangen ſind, denke ich mit immer neuem Vergnügen das wieder durch, was wir geſprochen haben. Dieß ſtört meine Ruhe nicht im mindeſten, und wenn ich bisweilen von Ihnen träume — was mir, ich weiß nicht warum, ziemlich oft begegnet — ſo iſt das eben nur der Wiederſchein des Tages, ſo wie meine Selbſtgeſpräche der Wiederhall der Ihrigen ſind. Wie ganz anders würde das ſeyn, wenn Sie in mich, ich in Sie verliebt wäre. Was für ein albernes Wort das ſchon iſt, hinreichend das Verkehrte, das Verrückte, das Verworrene der Sache ſelbſt anzuzeigen. Blaß und ſeufzend träten Sie dann bey mir ein, oder kehrten auch wohl an der Thür wieder um, wenn ſie etwa eine fatale fremde Stimme in meinem Zimmer hörten; denn jede fremde Stimme wäre ihnen dann fatal, und Sie wären nicht eher zufrieden, bis Sie alle Welt von mir vertrieben, und ſich an die Stelle von aller

Welt geſetzt hätten. Und was wäre dann Ihre Unterhaltung? Dieſe ſo beredten Lippen würden ſich nur öffnen, um Seufzer auszuſtoßen; einzelne Laute ohne Zuſammenhang, ſtumme Blicke, Thränen auch wohl, und was ſonſt noch zu dem Belagerungsgeſchütz einer ſo albernen Verliebtheit gehört — das würde die Unterhaltung ſeyn, mit der ich mich dann, ſtatt unſrer jetzigen, begnügen müßte. Natürlich würden Sie nicht eher zufrieden ſeyn, als bis die Sympathie auch bey mir ihre Rechte behauptete, und wir beyde ein Duo von O und Ach, und Ach und O aufführten, das nicht armſeliger und langweiliger gedacht werden könnte. Scherz und Lachen würde dann Contrebande in unſerm Verkehr ſeyn, und um nicht vor lauter Liebe und langer Weile zu ſterben, würden wir die Eiferſucht zu uns einladen, die eine unvergleichliche Zeitvertreiberin ſeyn ſoll. Hätten wir uns nun lang genug auf dieſe Weiſe herumgezogen, und arg genug

gequält, um uns eben so sehr zu hassen, als wir uns vorher geliebt hätten, so bliebe endlich nichts übrig als der Bruch; eine Sache, die so armen gepeinigten Menschen vielleicht einen Augenblick Freude machen kann, aber ihnen doch, nach allen den Qualen, nichts Andres geben kann, als was wir wohlfeilern Kaufs mit der ungestörtesten Heiterkeit besitzen — die Freiheit."

Aslan hörte diese Reden, in denen Scherz und Ernst in einander spielte, nicht ohne Vergnügen an, und stimmte um so freudiger in sie ein, da er in ihnen die Hofnung sah, jeder Freude, welche die Liebe beut, froh zu werden, ohne je der Allmacht der Liebe selbst zu weichen. Sein Vorsatz war des Lehrers werth, der sich seiner Bildung unterzogen hatte; gegen ein unerfahrenes Herz hätt' er ihn auch wohl ausgeführt; aber Rosamunde, die ihn schlau errieth, setzte ihm ihrer Seits den Vorsatz entgegen, den Freyherrn, während er mit den Pfeilen

der

der Liebe zu ſpielen meinte, ſo zu verſtricken, daß ihm nichts übrig bliebe, als ihr eben das Gut zu opfern, auf daß ſie ihn ſelbſt den höchſten Werth zu legen beredete. Der Kampf war ungleich, wie immer zwiſchen eitelm Selbſtvertrauu und beſonnener Klugheit, zwiſchen männlicher Unbehülflichkeit und weiblicher Geſchmeidigkeit, zwiſchen Begierde und Mäßigung. In dieſer Zeit ſchien Roſamundens Anmuth mit jedem Tag lieblicher aufzublühn. Sie liebte den Freyherrn in der That, und die Anſtrengung, die es ihr koſtete, ihre Rolle zu behaupten, um ihn aus der ſeinigen zu bringen, belebte ihr ganzes Weſen auf eine ſo mannichfaltige Weiſe, daß es ſchwer war, der anziehenden Kraft aller dieſer Liebenswürdigkeit Widerſtand zu thun. Schon fing der Freyherr an ernſter zu werden; ſchon klagte er, wenn ſie ihn mit ihrem Witz, ihrem Muthwillen umgaukelte, daß ihr Herz der Liebe nicht fähig ſey; und wie er immer zärtlicher, immer

dringender wurde, glaubte ſie ſchon die Stunde beſtimmen zu können, wo er ſeine freygeiſte, riſchen Grundſätze zu ihren Füſſen bereuen, und ſie um die Wohlthat der ehelichen Sclaverey anflehen würde.

Es pflegt nur allzu oft zu geſchehn, daß wenn ſich die Liſt in heilige Dinge miſcht, und heuchelnde Klugheit den Thron beſteigt, welcher der Gerechtigkeit oder der Liebe oder der Weisheit gehört, die allerwahrſcheinlichſten Berechnungen, in der Nähe des Ziels, zu Schanden werden. So in der Politik, ſo in der Liebe. Die Rechnung der ſchlauen Wittwe hätte wahrſcheinlich zugetroffen, wäre ſie nicht von Ereigniſſen durchkreuzt worden, die auſſer ihr lagen, und einen Erfolg herbeyführten, der dem beabſichtigten zwar ähnlich, aber für beyde Theile der Anfang unglaublichen Unglücks war.

Während nemlich die Wittwe mit unnachahmlicher Kunſt den Freyherrn immer mehr in ihrer Liebe verſtrickte, und ohne daß er es

bemerkte, die Feſſeln täglich enger anzog, und in der Stadt und am Hofe das Einverſtändniß Beyder immer kundbarer wurde, war Misgunſt und Schadenfreude nicht unthätig. Eines Morgens, als ſich der Freyherr in den Wagen ſetzte, um einer Einladung ſeines Vaters Folge zu leiſten, überreichte ihm ein Unbekannter einen Brief, und entfernte ſich augenblicklich wieder. Dieſer Brief, durch keine Unterſchrift beglaubigt, enthielt ſpottende Glückwünſche zu der Eroberung, die er an dem Herzen der unvergleichlichen Wittwe gemacht habe. So ſeltene Tugenden, hieß es, als hier ſich vereinigt fänden, wären einer ſolchen Beharrlichkeit werth, und wenn es ihm erſt gelungen ſey, die Unbeſtändigkeit an den Altar des Eheſtandes zu feſſeln, werde man von ſeinen Talenten auch das Unmögliche erwarten dürfen. Nie hab' es jenen Tugenden an Bewunderern gefehlt, aber keiner derſelben habe ſich eines ſichern Beſitzes erfreut, und in der Fülle ihrer Allmacht

habe die Vortrefliche eben ſo viele Herzen gebrochen als beglückt. — Nach dieſen allgemeinen Anklagen folgten Anſpielungen auf beſtimmte Perſonen, die von Roſamundens Liebe zu erzählen wüßten, und zuletzt die Beſchuldigung, daß der Mann, deſſen Wittwe ſie ſeyn wolle, nur eine poetiſche Fiction, und weder lebend von irgend jemand gekannt, noch tod von einer lebendigen Seele betrauert worden ſey.

Dieſer Brief, ſo ſehr die Art ſeiner Abfaſſung und Einhändigung Zweifel zu erregen geeignet war, verfehlte doch ſeine Abſicht nicht. Die Andeutungen, die er enthielt, waren ſo deutlich; die Anklagen, die er ausſprach, ſo beſtimmt; das Meiſte mit Roſamundens Weiſe ſo wenig in Widerſpruch, daß der Glaube daran in ein dem Mistrauen geneigtes Herz leicht Eingang fand. Lang ſaß der Freyherr mit dem Briefe in der Hand und ſah ſchmollend vor ſich hin. Er zürnte auf Roſamunden, und ſchalt ſie in ſeinem

Herzen eine Betrügerin; auch dem Major zürnte er, weil es ihm unwahrſcheinlich vorkam, daß dieſer von den frühern Verhältniſſen ſeiner Freundin keine Kenntniß gehabt haben ſollte; er meinte eine Verſchwörung zu ſeinem Untergange zu ahnden, und warf ſich ſeine eigne Verblendung vor. Als ſich aber allmählig die Wellen der erſten Ueberraſchung legten, als er klärer in ſein Verhältniß zu ſchauen begann, und die im Hinterhalt ſchlummernde Neigung dem Zweifel Luft machte, da fing er an ſich Glück zu wünſchen zu ſeinem Geſtirn, das immer ſo günſtig eintrete, wenn er eben, durch ſeine Thorheit verlockt, an dem Rande eines Abgrundes taumle. Wie wenig fehlte vorlängſt, ſagte er zu ſich ſelbſt, daß mich der romantiſche Schwung meines Herzens aus den erfreulichſten Verhältniſſen herausgetäuſcht hätte, um den Reſt meines Lebens hindurch in der Dunkelheit des Landlebens, auf dem Dorfe und an der Seite einer Herabgewür-

digten den Wahnsinne einiger flüchtigen
Augenblicke zu bereuen! Mein Glück — nich
meine Klugheit riß mich aus dieser Gefahr
Und doch hat mich diese Erfahrung nicht be
lehrt. Was hilft es mir, das Rechte z
wissen, wenn dieses thörigte Herz mich imme
um meine Grundsätze betrügt, und gege
mich falsch spielt? Ich könnte ein Man
seyn und bin ein Kind. Ich könnte mi
des Lebens freun und quäle mich. — Ruh
Besonnenheit, Kaltblütigkeit — das ist wo
mir fehlt. Aber Geduld. Diese neue E
fahrung soll nicht bey mir verlohren seyn.

Unter diesen täuschenden Selbstgesprä
kam er auf dem Schloße seines Vaters
Ich habe dich zu mir beschieden, sagte die
nach der ersten Bewillkommung mit mehr
gewöhnlicher Ungeduld, um mich mit
über einen Plan zu berathen, der mich
einigen Wochen ernsthaft beschäftigt,
nur deiner Zustimmung bedarf, um dir
glänzendes, beneidenswürdiges Glück zu

reiten. Jetzt, wo du, Dank deinen Gaben und deinem günstigen Geschick, festen Fuß am Hofe gefaßt hast, ist es Zeit, auf die Erhaltung unsers Stammes zu denken. Das zufällige Mislingen deiner Bemühungen um die Waldemar wird dich gewiß nicht von den Schwellen des Ehestandes abgeschreckt haben; vielmehr glaub' ich auch hierin eine Begünstigung des Glücks zu sehn. Sie hätte dir nichts zugebracht, als höchstens einen kleinen Zuwachs der fürstlichen Gunst, die dir ja auch ohne sie nicht fehlt. Jetzt bietet sich dir eine reiche Erbin dar, die, fast unabhängig, über große und herrliche Güter gebietet, und, wenn die Würfel einigermaßen günstig fallen, noch einen bedeutenden Zuwachs an Vermögen erwarten darf. Gewiß hast du schon den Nahmen der Freyin Elisabeth von Knonau gehört. Sie ist seit einem Monat unsre Nachbarin, und seit dem Tode ihrer Tante, deren einzige Erbin sie war, zu ihrem Grosoheim nach Hagen ge-

zogen. Elisabeth ist in der ersten Blüthe ihrer Jugend; schön und liebenswürdig, und an vollendeter Bildung den Ersten unsers Hofes gleich. Ihr Oheim wird sie an den Hof führen; und es wird — wegen möglicher Ereignisse — gut seyn, wenn du dich ihrer vorher versicherst. Da es hier dein Glück gilt, hab' ich nicht unterlassen, unter Vorbehalt deiner Einstimmung, verläufige Unterhandlungen mit dem Oheim anzuknüpfen, bey denen Alles zu deinen Gunsten ist. Elisabeths Hand und Herz ist frey — du bist Herr des deinigen. Erareise die Gelegenheit, die dir entgegen kömmt, und dir das beneidenswürdigste Loos verspricht. — —

War nun gleich der Freyherr durch die Eile, mit der sein Vater zu Werke gegangen war, etwas betroffen, so waren doch die Vortheile des Planes zu einleuchtend, als daß er ihm bedeutende Zweifel hätte entgegensetzen können. Er dankte ihm also für den Eifer, mit dem er sein Glück betriebe, und

ward ſchon den folgenden Tag von ihm bey den Nachbarn eingeführt. Der Empfang war wie der von Leuten, die ſich verſtehn, ohne ſich ausgeſprochen zu haben, und auch ein Dritter würde bemerkt haben, daß ein gegenſeitiges Verlangen, ſich einander zu nähern, die Geſpräche lenkte, und ihnen ein höheres Intereſſe gab. Eliſabeth erſchien erſt bey Tiſch, und der Freyherr fand, daß ihm ſein Vater nicht zu viel von ihr geſagt hatte. Auch er misfiel nicht. Und nachdem er zwey Tage in ihrer Nähe verweilt, und Alles aufgeboten hatte, ihre Gunſt zu gewinnen, reiſte er mit der Ueberzeugung zurück, ihr nicht gleichgültig zu ſeyn. So war nun dieſe Sache eingeleitet, und da der Erfolg nicht zweifelhaft ſchien, überließ Aslan die weitern Verhandlungen ſeinem Vater, der nicht müde werden konnte, ihm zu ſagen, wie glücklich ihn die Ausſicht auf dieſe Verbindung mache, die er, nach den unzweydeutigen Aeuſſerungen des Oheims, für ge-

ſchloſſen betrachte. Er ſelbſt wünſchte ſich Glück dazu. Es ſchien ihm jetzt genug, in dem Beſitze einer ſchönen und gebildeten Frau zu ſeyn, wenn ſich auch keine Liebe für ſie in ſeinem Herzen regte; und die Ausſicht auf einen glänzenden Reichthum zauberte ſeiner Phantaſie die herrlichſten Bilder eines genußreichen Lebens vor. Auch die Mißgunſt der Neider fand in dieſem Panorama Platz. Mit ſolchen Gedanken beſchäftigt kehrte er nach der Reſidenz zurück.

* *

Als der Freyherr aus dem Wagen ſtieg, erfuhr er, daß der Fürſt ſchon einigemal geſchickt habe und ſeine Rückkehr mit Ungeduld erwarte. Ohne einen Augenblick zu verliehren eilte er zu ihm. Er hörte, was er ſchon erwartet hatte, daß gewiſſe Verhandlungen mit einem benachbarten Hofe bis zum Abſchluſſe gediehen wären, und daß er erkohren ſey, die Schwierigkeiten zu ebnen, die ſich noch finden könnten. Schon den folgenden

Morgen ſollte er abreiſen. Ich habe Sie mit Ungedult erwartet; ſagte der Fürſt. Nur in Ihrer Hand kann das Geſchäft gedeihen. Sie halten alle Fäden, und ich weiß, wie ſehr ich auf Ihren Eifer, auf Ihre Gewandheit und Einſicht rechnen darf.

Der Freyherr war dieſes Auftrags nicht gewärtig geweſen, und die Aeuſſerungen des Fürſten klangen ihm um deſto ſüſſer, da er nur allzu gut wußte, welche hohe Wichtigkeit er jenem Geſchäfte beylegte. Alles war von ihm vorbereitet, und die Anſtöße, die noch zu heben waren, ſchienen zu unbedeutend, um nicht der mündlichen Verſtändigung zu weichen. In der heiterſten Stimmung, von der doppelten Ausſicht auf künftiges Glück wie berauſcht, verließ er die Reſidenz, und da ihn ſein Weg vor dem Hauſe der Wittwe vorbey führte, trat er hinein. Unter den glücklichen Ereigniſſen der verfloſſenen Tage war ſein leichter Groſſ verflogen; er fühlte, daß er kein Recht habe über Hand-

lungen zu zürnen, die, wenn sie auch keinem Zweifel unterworfen wären, doch keine Beziehung auf ihn hätten; und daß am Ende niemand Tadel verdiene, als er selbst, seine Vorsätze so leichtsinnig vergessen zu haben, und aus der Rolle gefallen zu seyn: Ich wollte Rosen brechen, sagte er zu sich selbst, und sammelte mir Dornen auf; ich wollte Genuß, und quälte mich mit Eifersucht. Ist Rosamunde nicht liebenswürdig? ist sie nicht die Anmuth selbst? Was geht mich ihr früheres Leben an? Und wenn sie wirklich so leichtsinnig ist, wie man sagt, wird es mein Schade seyn? —

Die frohe übermüthige Stimmung, in der sich der Freyherr eben jetzt befand, gab diesen Gedanken eine noch lebendigere Kraft, und trieb ihn in Rosamundens Arme, die, ohne Ahndung seiner Verhandlungen in Hagen, aber von seiner bevorstehenden Sendung unterrichtet, ihn mit schmeichelnder Zärtlichkeit empfing. Nie war sie liebens-

würdiger, nie verführerischer gewesen. Die Freude über die Rückkehr des Geliebten, der Schmerz über die nahe Trennung wiegte ihr Herz wie zwischen Ebbe und Fluth. Der Schmerz machte sie wichig, die Freude weich; und mitten im Scherz rollten Thränen über ihre Wangen herab. In diesen Zauberkreisen vergaß der Bethörte Alles, nur seine schlimmen Vorsätze nicht. Statt dem Gemälde des Verraths im Herzen, häufte er Schwüre auf Schwüre, und stürmte mit einer Leidenschaft, die um so dreister war, da sie von Liebe nicht wußte. Sie glaubte seinen Schwüren, und Ein unbewachter Augenblick zerstörte den Bau, den sie so mühsam aufgeführt, und entriß ihr die Vortheile, durch die sie seinen Besitz zu erringen gehofft hatte.

* *

Als der Freyherr nach einigen Tagen an den Ort seiner Sendung kam, fand er die Stimmung des Hofes keineswegs so günstig, wie es von Fern das Ansehn gehabt hatte.

Gleich bey den erſten Zuſammentritten wurde Mehreres von dem, was ſo gut als zugeſtanden ſchien, zurückgenommen; neue Vorſchläge gethan, welche neue Inſtructionen nöthig machten; unerwartete Bedenklichkeiten erregt, Schwierigkeiten erhoben, und größere Zugeſtändniſſe gefordert. Die Unterhandlung drohte ſich in die Länge zu ziehn. Der unermüdliche Eifer des Abgeordneten, und alle diplomatiſchen Künſte, die er verſuchte, ſcheiterten an der ſchwerfälligen Pedanterei des erſten Miniſters, und immer ſah er ſeine Kraft durch die ſtarre Unbiegſamkeit gelähmt, die ihm jener in toden Formen ergraute Diplomatiker entgegenſetzte. Der Verdruß, den er darüber empfand, wurde noch durch die Ungedult ſeines Fürſten vermehrt, der auf einen ſchnellen und glänzenden Abſchluß gerechnet hatte, und nun ſchwer zu überzeugen war, daß von Seiten ſeines Geſanden nichts verabſäumt werde. Und auch als er dieſe Ueberzeugung bekommen hatte, ließ doch,

wie es zu geſchehn pflegt, jede erhobene Schwierigkeit, jeder Aufſchub, einen bittern Nachgeſchmack in ſeinem Gemüthe zurück, der dem Freyherrn nicht günſtig war. So verſtrichen drey lange Monate unter endloſen Anſtrengungen, und als nun im vierten das mühſame Geſchäfte zum Abſchluſſe gekommen war, hatten, auſſer dem unerwarteten Verzug, die mancherley Abänderungen des erſten und urſprünglichen Planes den Fürſten ſo gegen die Sache erkältet, daß der Freyherr, bey ſeiner Rückkehr, ſtatt des gehofften Dankes, ſich glücklich ſchätzen mußte, ſeine Rechtfertigung über den ganzen Verlauf nicht zurückgewieſen zu ſehn.

Mit geringeren Schwierigkeiten waren indeß die Verhandlungen in Hagen zu dem gewünſchten Ziele gebracht worden; aber die Nachricht davon, faſt die einzige Erquickung, deren ſich Askan auf ſeiner diplomatiſchen Sendung erfreute, ſpornte ſein ungeduldiges Verlangen nach baldiger Beendigung des ver-

drüßlichen Geſchäfts nur noch heftiger an. Die glänzenden und erfreulichen Hofnungen, mit denen ihm die Verbindung mit der Freyin von Knonau ſchmeichelte, waren von einer Unruhe begleitet, die nur ihrem ſichern Beſitze weichen konnte. Denn nicht die Wichtigkeit der Sache allein war an dieſer Unruhe Schuld. Auch Roſamundens Briefe wirkten mit, und ob er ſich gleich durch die Art ſeines Verhältniſſes zu ihr nicht im Mindeſten gebunden glaubte, ſo war ihm doch der Gedanke daran mehr zuwider, als er ſich ſelbſt zu erklären wußte. Je liebender Roſamundens Briefe waren — und dieſe Liebe war jetzt, nach der Vernichtung ihrer frühern Plane, aufrichtig — deſto verhaßter waren ſie ihm. Was die Liebe des Weibes belebt, löſcht ſie oft in dem Herzen des Mannes aus, und wenn der Rauſch verflogen iſt, bleibt ihm nur die verdrüßliche Erinnerung daran zurück. In dieſer ungünſtigen Stimmung, die durch die augenblickliche

blickliche Lage des Freyherrn und die Art ſeiner Geſchäfte noch vermehrt wurde, behaupteten auch die alten Verläumdungen ihr Recht, und traten jetzt als glaubhaftere Ankläger auf. Doch antwortete er ihr bisweilen, meiſt mit leeren Worten, oder mit froſtigen Scherzen, und zuletzt mit nichtigen Entſchuldigungen. Sie zu ſchonen, rieth ihm die Klugheit. Als ſie ihm aber in ihrem letzten Briefe ſchrieb, wie ſie jetzt ein Recht habe, auf die Erfüllung ſeiner heiligen Schwüre zu dringen, da ihr die Gewisheit geworden ſey, von ihm Mutter zu werden, ergrimmte er gegen ſie, und beſchloß, ſich für dieſe neuen Täuſchungen ihrer Argliſt — denn dafür nahm er es — auf eine empfindliche Weiſe zu rächen.

Nachdem er alſo ſeine Rückkehr auf alle Weiſe beſchleunigt, Rechenſchaft von ſeiner Sendung abgelegt, und die Erlaubniß des Fürſten zu ſeiner Verbindung mit der Freyin

von Knonau erhalten hatte, flog er unverzüglich zu seinem Vater, um sich in Hagen so schnell als möglich in den Besitz der reichen Erbin zu setzen. Nur so viel Zeit hatte er sich genommen, den verrätherischen Brief des namenlosen Angebers einzusiegeln, das Paket mit seiner Hand zu überschreiben, und es einem Diener zu übergeben, um es nach seiner Abreise Rosamunden einzuhändigen. Wir wollen hier nicht unternehmen, den Zustand zu schildern, in den sie beym Lesen des unbegreiflichen, Wahrheit und Dichtung mit der boshaftesten Kunst unter einander mischenden Blattes fühlte, dessen veraltetes Datum und jetziger Gebrauch — so ohne alle Veranlassung, wie sie glaubte — ihr ein unerklärbares Räthsel schien. Mit zitternder Hand ergriff sie die Feder, und beschwor den Freyherrn um eine Zusammenkunft, in welcher sie sich von jeder Anklage zu reinigen, und Alles, was in ihrem Betragen räthselhaft

seyn möchte, aufzuklären verhieß. Das Billet kam aus dem Hause des Freyherrn zurück mit der Nachricht, daß er vor einigen Stunden abgereist sey, und dieser folgte unmittelbar darauf die noch schrecklichere von der Ursache dieser Reise. So heftig diese wiederholten Schläge Rosamundens Herz bestürmten, so verlohr sie doch die Besonnenheit nicht. Nach kurzer Berathung mit einem Rechtskundigen Freund, schrieb sie unverzüglich an Elisabeths Oheim, und meldete ihm, wie sie mit dem Freyherrn in einem solchen Verhältnisse stehe, daß sie einer andern Verbindung durchaus in den Weg treten, und die heiligen Schwüre, die er jetzt im Begriff sey zu brechen, geltend machen müsse. Dieser Brief wurde durch einen Eilboten abgeschickt, und dieser von dem Rechtsfreunde begleitet, der dem Einbruche Form und Gewicht geben sollte. Die Nacht sank nieder, als sich diese Abgeordneten dem

Schloſſe von Hagen näherten, das hell von Kerzen erleuchtet, ſchon von Fern die Feyerlichkeit verkündigte, die ſich in ſeinem Innern bereitete. Askan hatte keine Zeit verlohren, und er ſah mit Ungedult dem Augenblick entgegen, der ihm Eliſabeths Beſitz, und mit ihr die reichſte Erbſchaft des Landes zuſichern ſollte. Eliſabeth ſelbſt erſchien ihm jetzt noch ſchöner als vorher, und die jungfräuliche Schüchternheit der blühenden Braut, die denn doch oft von Sonnenblicken des Wohlwollens gegen den künftigen Gemahl durchbrochen wurde, verbreitete über ihre würdevolle Geſtalt einen Zauber von Anmuth und Holdſeligkeit, in dem ſich der Freyherr mit Entzücken verlohr. Der zahlreiche Adel der Nachbarſchaft war verſammelt, und eben trat durch die weitgeöffneten Thüren Eliſabeth an der Hand ihres Oheims, Askan an der Hand der Tante in den Saal, als Roſamundens Abgeordnete ſich im Hofe von den

blutiggespornten Pferden schwangen, und sogleich vorgelassen zu werden verlangten. Askan vernahm die Worte des flüsternden Dieners, und entfärbte sich, ohne noch zu wissen warum; und als der Rechtsfreund, bey der Vertröstung bis nach der Ceremonie, das Dringende seines Auftrages geltend machen ließ, murmelte er zürnende Worte von unverschämter Zudringlichkeit. An Rosamunden dachte er nicht. Als aber der Oheim in dem Nebenzimmer den Brief empfangen und die ihn begleitenden Erläuterungen vernommen hatte, und nun, durch das unerwartete Ereigniß bestürzt gemacht, den Schwiegersohn herbeyrief, ihm den Brief stumm überreichte, und den Sachwalter aufforderte, seinen Auftrag zu wiederholen, gerieth der Freyherr in den unmäßigsten Zorn, und befahl jenem, das Schloß augenblicklich zu verlassen, wenn er nicht für sein rabulistisches Geschäft einen unerwarteten Lohn

einernten wolle. „Ich werde meine Pflicht erfüllen, antwortete der entschlossene Mann, und das Uebrige der Gerechtigkeit überlassen, die auch mich zu schützen wissen wird.“ — Der Freyherr drohte noch heftiger, aber umsonst. Er sprach von unerhörten Cabalen, von rachsüchtigen Feinden, deren Werkzeug dieses Weib sey, und wie er sie alle vernichten und in den Abgrund schleudern wolle. — Hierüber mit Ihnen zu rechten, erwiederte der Anwalt, ohne aus seiner Fassung zu kommen, hab' ich weder Beruf, noch Auftrag. Ich werde mich streng in den Grenzen meiner Befugniß halten. Ich bin beauftragt, das Verlöbniß des Herrn Freyherrn hier mit der Freyin Elisabeth von Knonau oder jeder andern nicht vollziehen zu lassen; und diesem Auftrage gemäß bitte ich Sie, mein Herr, (sich an den Oheim wendend) mir ihr Ehrenwort zu geben, daß mit dieser Ver-

bindung bis nach ausgemachter Sache nicht vorgeschritten werde.

Was nun auch der Freyherr einwenden und wie sehr er zürnen mochte, der Oheim fand es am gerathensten, der Aufforderung des Anwaldes Folge zu leisten, und sein Ehrenwort von sich zu geben. Die in ac- spannter Erwartung harrende Gesellschaft wurde nun benachrichtigt, daß ein unerwartetes Ereigniß einen Aufschub der vorgehabten Ceremonie nöthig mache, und den Freyherrn unverzüglich nach der Residenz zurückriefe. Jedermann sah sich verwundert an; die Vermuthungen kreuzten sich; fast niemand zweifelte, daß ein Einspruch geschehn seyn müsse. Noch an demselben Abend beurlaubte sich Aglan bey den Verwanden seiner Braut, die ihn mit kalter Zurückhaltung entließen. Von der Braut Abschied zu nehmen war ihm versagt. Sie hatte sich sogleich in ihr Schlafzimmer zu-

rückgezogen, um über das räthselhafte Ereigniß nachzudenken, und die Wirkungen deſſelben im Stillen zu bekämpfen.

Viertes Buch.

Mit ganz andern Gefühlen als das Vorigemal legte der Freyherr seinen Weg nach der Residenz zurück. Indem sein Herz gegen Rosamunden wüthete und sie der arglistigsten Ränke beschuldigte, mußte er doch auch auf sich selbst und die Uebereilung zürnen, mit welcher er seine Rache betrieben hatte. Wie sich nun auch immer die Sache wenden mochte, er selbst hatte durch seine Eile ein Ereigniß herbeigeführt, das ein ihm nachtheiliges Aufsehn erregen mußte, und die Erfüllung seiner Hofnungen wenn nicht vereitelte, doch weiter hinausschob. Ein wunderbares Verhängniß schien über seinen Heirathsplanen zu walten, und der letzte Vorfall rief ihm jenen ältern, die räthsel-

hafte Erſcheinung auf dem Theater, und daß, was zunächſt auf ſie gefolgt war, in das Gedächtniß zurück. Mariens Bild trat vor ſeine Seele, und indem er den Gedanken an ſie und ſeinen Meineid umſonſt zurückdrängte, und überall hin wie nach Hülfe umher ſah, erinnerte ihn das Rauſchen der Bäume, die Dämmerung umher und der geſtirnte Himmel über ihm an die Nacht, wo er Marien um ihre Unſchuld betrogen hatte; und zu ſeinem noch größern Schrecken fiel ihm ein, daß dieſer Tag eben der Jahrstag ſeines Verbrechens ſey. Ein Gedanke von göttlicher Strafe zuckte durch ſeine Seele. Er verhüllte ſich das Geſicht, um die Sterne nicht zu ſehn, die Zeugen ſeines Meineids geweſen waren; aber das Kreiſchen der Vögel ſchreckte ihn auf, und der rauſchende Wald klang ihm, wie das Klagen verlaſſener, jammernder Liebe. Der Furcht zu entfliehn, rief er von neuem den Zorn gegen ſeine Feinde zu Hülfe; der Haß ſollte ihm Muth und Hof-

ung geben. An ſeinem Siege zweifelte er
icht. Auf die Gunſt des Fürſten vertrauend,
offte er mit Einem Worte alle Bemühungen
ines eiferſüchtigen Weibes zu Schanden zu
nachen, und dann triumphirend in die Arme
er Braut zurückzukehren. Denn das ahndete
r nicht, daß ſchon jetzt ſeine Stellung
ganzlich verändert, und alle Vortheile, auf
die er mit ſo großem Vertrauen zählte,
gegen ihn gewendet waren.

Während nemlich im Schloſſe zu Hagen
der Rechtsfreund ſeinen Auftrag mit Pünkt-
lichkeit und Nachdruck vollbrachte, war Rosa-
munde ihrer Seits nicht unthätig geweſen.
Die Gefahr, ſo ihr drohte, und die Mittel,
die ihr zu Gebot ſtehen mochten, richtig be-
rechnend, hatte ſie ſich ſogleich nach Ab-
ſendung ihres Boten dem Erbprinzen zu
Füſſen geworfen, und ihn beſchworen, ſich
einer Unglücklichen anzunehmen, die durch
die Schwüre eines leichtſinnigen Mannes auf
die heilloſeſte und unverantwortlichſte Weiſe

getäuscht worden sey. Sie gestand mit Erröthen, daß, wenn der Freyherr sein Wort nicht halte, ihre Ehre auf dem Spiele stehe, und daß sie auf keine Weise gestatten könne, daß er einer andern Frau als ihr die Hand vor dem Altar gäbe. Indem sie sprach, benetzten ihre Thränen die Hände des Erbprinzen. Freundlich hob dieser sie auf, und des frühern Wohlwollens eingedenk, versprach er mit der größten Bereitwilligkeit, in Allem, was ihre Wünsche fördern könnte, nach seinen Kräften mitzuwirken. Diese Versprechungen waren aufrichtig. Die Wünsche der Wittwe begegneten den seinigen, und er erblickte in diesem Vorfalle ein erwünschtes Mittel, den Mann zu Grunde zu richten, den er im Herzen haßte, und, seitdem er ihm entbehrlich geworden, auf alle Weise aus der Nähe seines Vaters zu entfernen wünschte.

Wir haben oben erzählt, wie der Freyherr, ohne es zu wissen, dazu beytrug, da

ſich die Verhandlungen des Fürſten, durch die er die Willkühr ſeines Nachfolgers zu zügeln hoffe, nicht des gewünſchten Fortgangs erfreuten. In der That waren ſie ſeit kurzem faſt ganz vereitelt; die Fäden, an denen ſie gehangen, waren durch die Maasregeln des Erbprinzen abgeſchnitten; es war durchaus unwahrſcheinlich, daß ſie wieder angeknüpft werden ſollten. Die Erhaltung des Freyherrn in dem Cabinete des Fürſten, wo er bisher den Planen des Erbprinzen ſo förderlich geweſen, war, wie die Sachen jetzt ſtanden, entbehrlich geworden und da ihm jener für die wirklich geleiſteten Dienſte keinen Dank ſchuldig war, die Theilnahme aber an den gegen ihn getroffenen Maasregeln nicht verzeihen konnte, ſo war es nicht zu verwundern, daß er das weitere Aufſteigen des verhaßten Mannes zu hemmen ſuchte. Die Klage der Wittwe kam ſeiner Abſicht zu Statten. Der Fürſt, welcher jede Verletzung der äuſſern Zucht an ſeinem Hofe

haßte, konnte die Klage der Wittwe nicht mit Gleichgültigkeit anhören. Es bedurfte nur weniger Worte, um ſie zu einer argliſtig verführten und getäuſchten Unſchuld zu veredeln, die jetzt gegen den Günſtling des Fürſten nur in der Gerechtigkeit des Fürſten ſelbſt Hülfe und Schutz fände; und wenn dieß nicht hinreichte, konnten einige Worte von leichtſinniger Behandlung fürſtlicher Geſchäfte, ja von abſichtlichen Mittheilungen von Cabinets-Geheimniſſen das Uebrige thun. Dieſer Plan, der ſich in dem Kopfe des Erbprinzen entwickelt hatte, während Roſamunde zu ſeinen Füſſen lag, fand in der Ausführung um deſto weniger Schwierigkeiten, da die letzte Sendung des Freyherrn in dem Gemüthe des Fürſten eine Erkältung gegen ſeinen Günſtling zurückgelaſſen hatte. Der erſte Theil der Entdeckung überraſchte, der zweyte erbitterte ihn. Er glaubte ſich von dem Manne betrogen, dem er ſein Vertrauen ſo ohne Zurückhaltung geſchenkt, den

er

er mit Gnade überhäuft, den er bey mehr als Einer Gelegenheit Jedem andern vorgezogen hatte. Hier kannte er keine Schonung; er sprach von Untersuchung, Prozeß, Festung. Da bat der Prinz großmüthig vor. Gerichtliche Erörterungen, meynte er, wären dem fürstlichen Ansehn auf jede Weise nachtheilig; rathsamer scheine es ihm, die Gnade verwalten zu lassen, den Strafbaren auf seine Güter zu verweisen, und ihm, was wohl die Gerechtigkeit fordere, anzuhalten, die gekränkte Ehre der eben so leichtsinnig verführten, als verlassenen Geliebten durch Heirath wieder herzustellen. Der Fürst umarmte seinen Sohn, seine Großmuth rühmend, willigte in Alles, und überließ dem Prinzen die Ausführung. Dieser sah jetzt seine Wünsche über Erwarten erfüllt. Die Entfernung des Günstlings gemahte ihm. Und war nicht die erzwungene Verbindung mit einer Frau, die seine hochfliegenden Plane

zerstört hatte, eine härtere Strafe, als Kerker und Ketten?

Dieses Alles hatte sich zugetragen, während der Freyherr mit rastloser Ungeduld der Residenz zueilte, um, wenn er seine Sache, wie er nicht zweifelte, durch einen Gewaltstreich wieder hergestellt hätte, ohne Zeitverlust und mit Sieg gekrönt, nach dem Schlosse von Hagen zurück zu kehren. Wie groß war daher seine Bestürzung, als ihn am Thore ein Offizier im Nahmen des Fürsten verhaftete, sich zu ihm in den Wagen setzte, und, als er in dem Hause des Freyherrn angekommen war, ihm eine Wache vor das Zimmer stellte. Bestürzt über diese unbegreiflichen Anstalten, stürmte er mit Fragen in seinen Begleiter, die dieser mit Achselzucken beantwortete, ihn schnell verlassend, um die Vollziehung des fürstlichen Befehles zu melden. Aslan saß jetzt und brütete über finstern Gedanken. Eine furchtbare Ungewisheit schwebte über seinem Haupte. Er

cariſſ ſeine Schuld nicht. Denn daß Roſa-
munde und ſein Verhältniß mit ihr die Ur-
ſache einer ſo harten Behandlung ſey, war
ihm nicht denkbar.

Er hatte jetzt, um ſich von dieſer pein-
lichen Ungewißheit zu befreyen, die Feder er-
griffen, um an den Fürſten zu ſchreiben, als
der Offizier zurückkehrte, und ihm einen
Cabinetsbefehl überbrachte, der ihn befahl, ſich
mit der Wittwe, die er durch ſtrafbare Ver-
ſpiegelungen verführt, unverzüglich trauen
zu laſſen, und nachdem dieſes in Gegenwart
des wachehabenden Offiziers geſchehen, ſich
ſogleich, in Begleitung deſſelben Offiziers,
auf ſein Gut zu begeben, und dort ferneter
höchſter Entſchließung gewärtig zu ſeyn.

Es iſt unnöthig zu ſagen, mit welchem
Gefühl der Freyherr dieſe Worte las und
wieder las, und wie ihm, er mochte ſinnen,
wie er wollte, die Hälfte des Befehls immer
unbegreiflicher ward. Sollte der Fürſt ihn
für ſeine Liebeley mit Roſamunden durch

einen Scherz beſtrafen und quälen wollen? Gern hätte er es ſich überredet; aber es war gar nicht in des Fürſten Art auf dieſe Weiſe zu ſcherzen; und alle Anſtalten waren zu ernſt. Eine andre Erklärung ſuchte er umſonſt. Indem er nun im Zimmer auf und ablief, und ſich immer mehr verwirrte, je mehr er ſann, hörte er das Raſſeln eines Wagens, der vor ſeinem Hauſe hielt, und gleich darauf die Nachricht, daß ein Geiſtlicher mit einer Dame im Nebenzimmer abgetreten ſey und ihn erwarte. Jetzt fand kein Zweifeln mehr Statt. Auſſer ſich, ſeiner Sinne beraubt, griff er wieder nach der Feder. — Was wollen Sie thun? fragte der Offizier. — An den Fürſten ſchreiben; Klage führen über dieſes beyſpielloſe Verfahren; Erklärung fordern; die Ränke meiner Feinde, die Liſt einer Buhlerin enthüllen. — Dieſe Mühe würde vergebens ſeyn, antwortete der Offizier mit einem trocknen Tone, der dem Freyherrn mehr als Alles das Ende

ſeiner Herrſchaft verkündigte; ganz vergebens würde dieſe Mühe ſeyn. Ich habe den ſtrengſten Befehl, keinen Brief, kein Billet von ihrer Hand aus dieſem Zimmer zu laſſen, und auf ſchleunige Erfüllung der allerhöchſten Ordre zu dringen. Es thut mir leid, Ihnen ſagen zu müſſen, daß, wenn ſie Schwierigkeiten erheben, ich Befehl habe, Sie auf die Feſtung zu bringen. — Lieber in Ketten, rief Aslan, als in ein ſchmachvolles Joch. — Die Wahl wird Ihnen nicht einmal frey ſtehn, erwiederte der Offizier; aber auf jeden Fall werden Sie wohl thun, ſich nicht allzu raſch für den Verluſt der Freyheit zu entſcheiden, der wohl das Vorſpiel noch größerer Unannehmlichkeiten ſeyn dürfte. Man ſpricht von Unterſuchung und Prozeß, von Hochverrath und Veruntreuung wichtiger Geheimniſſe: man verſichert, daß nur auf die nachdrückliche Verwendung großmüthiger Gönner die härtern Maasregeln aufgeſchoben werden. —

Bey diesen Worten erblaßte der Freyherr. Die Ahndung einer schweren Verrätherey fuhr durch seine Seele, und diese Ahndung stieg nach einigen Augenblicken des Nachdenkens zur Gewißheit. Manches Dunkle wurde ihm klar; manche räthselhafte Erscheinungen lösten sich. Jetzt sah er, daß sein Untergang beschlossen war, daß es ihm, auch wenn es verstattet wäre, doch unmöglich seyn würde, sich zu rechtfertigen. Schweigend, die Arme schlaff herabhängend, die Augen auf den Boden geheftet, stand er unentschlossen da. — Der Offizier nahm das Wort wieder. Die Verbindung mit der Dame, sagte er, die Sie im Nebenzimmer erwartet, ist die unnachlaßliche Bedingung, unter der Sie jenen Unannehmlichkeiten ausweichen können. Nur in diesem Falle, äußerten des Erbprinzen Durchlaucht, würde der Fürst seine Gnade vorwalten lassen. —

Die Erwähnung des Erbprinzen setzte jetzt Alles, was noch zweifelhaft war, in

das vollste Licht. Mit Schrecken sah der Unglückliche, wie sich das Netz, in welchem er gefangen war, immer enger zusammenzog. Jede Hoffnung des Ausgangs verschwand. Muth und Besinnung verließ ihn. Und als sein Wächter die Thür des Nebenzimmers öffnete, und das Licht der Kerzen von dem zum Altar aufgeschmückten Tische herüberstrahlte, da folgte er dem Führenden stumm und bewußtlos nach. Bey seinem Eintritte in das Zimmer, erhob sich der Geistliche aus der Ecke, in welcher er gesessen hatte, und nahm seinen Platz hinter dem Tische; ein zweyter Offizier führte Rosamunden von der andern Seite herbey. Zitternd und blaß und ohne die Augen zu erheben, trat sie vor; aber auch in diesem Zustande nicht ohne Anmuth. Askan warf einen wüthenden Blick auf sie, und mit dem Fuße stampfend, machte er eine Bewegung, als ob er sich entfernen wollte. Der Offizier aber ergriff seine Hand, und indem er sie

heftig drückte, sah er ihn mit einem Blicke an, der ihm seine ganze vorige Unterhaltung in's Gedächtnis zurück rief. Der Geistliche hatte unterdessen seinen Spruch erhoben; die Trauung war in wenigen Augenblicken vollzogen, und der Freyherr sah sein Schicksal an eine Frau geknüpft, die er verachtete, die er überlistet zu haben meinte, und die ihm jetzt auf die unerwarteteste Weise den Sieg abgewonnen hatte. Nach vollbrachter Trauung sank sie zu den Füssen ihres Gemahls, und flehte mit Strömen von Thränen um die Rückkehr einer Liebe, die er ihr zugeschworen, und die sie durch keine unwürdige Handlung verscherzt habe. — Wüthend, ausser sich stieß er sie zurück, und in sein Zimmer fliehend war er im Begriff dieses zu verschließen, als ihm gemeldet wurde, daß er die Stadt unverzüglich verlassen müsse. Der Wagen hielt an der Thür; hohnend schallten die Hörner der Postillons herauf; der eine Offizier gab Rosamunden den Arm; der

andere führte den Freyherrn hinab, und alle zuſammen nahmen in dem Wagen Platz. Die Reiſe ging nach dem Schloſſe des Freyherrn.

Nicht leicht hat wohl ein junges Paar den Traualtar mit ſo verſchiedenartigen Empfindungen verlaſſen, oder eine Reiſe unter ſolchen Umſtänden gemacht. Aſkan wüthete gegen ſein Schickſal und gegen ſich ſelbſt. Er warf ſich ſeinen Leichtſinn, ſeine Schwachheit, ja ſein allzuweiches Gefühl auf das Bitterſte vor, und in dem zerſtörten, verworrenen Herzen jagten ſich Wünſche und Vorſätze der Rache, die Alles umfaßten, was er der Mitwiſſenſchaft an ſeinem Unglücke ſchuldig glaubte. Roſamundens Zuſtand war beklagenswerth. Das Ziel war freylich erreicht, nach dem ſie geſtrebt hatte, aber auf eine Weiſe erreicht, die ſie aller Freude, ja der Hofnung ſelbſt zu berauben ſchien. Nicht für ſie hatten die Beförderer ihrer Wünſche gearbeitet; ſie war ihnen ein Werkzeug

eigener Rache gewesen, und sie hatten dieser Rache eine Ausdehnung gegeben, die die Unglückliche nie hatte ahnden können. Statt das Glück des Mannes zu theilen, den sie liebte, sah sie ihn in dem Augenblicke, wo sie ihn den Ihrigen nennen durfte, von seiner Höhe herabgestürzt, mit Strafen bedroht und aus Gnaden verwiesen; und sie war es selbst, die wider ihre Absicht, alles dieses Unglück veranlaßt hatte. Dieser Gedanke vernichtete sie. Mit Entsetzen sah sie dem Augenblicke entgegen, wo sie von ihren Begleitern verlassen, dem zürnenden, ergrimmten Manne gegen über stehen würde, von dem sie keine Vergebung hoffte, der sie vielleicht niemals geliebt hatte, und jetzt auf das Bitterste hassen mußte. Unter diesen Betrachtungen schwanden ihr öfters die Sinne, und ihr geängstetes Herz fand in Thränen keinen Trost. Niemand sprach. Auch die begleitenden Offiziers schonten den Zustand des neuen Paars, und theilten sein Schweigen

So verfloß die Nacht, und am folgenden Abend nahten sie dem Schloß. Bey seinem Anblick erblaßte der Freyherr; Rosamunde aber sank ohnmächtig auf ihren Sitz zurück, und wurde ohne Bewußtseyn aus dem Wagen gehoben.

Seit dem Vorfall in Hagen hatte der alte Baron keine Ruhe gehabt. Mit immer steigender Ungeduld erwartete er entscheidende Nachrichten aus der Residenz, und diese Ungeduld gab ihm einen Schein von Kraft, die in der That aber von Stunde zu Stunde sank. Als nun der Wagen durch den Thorweg rasselte und die Hunde bellten, fuhr er voll freudiger Hofnung auf; denn diese schnelle Rückkehr schien ihm ein sicheres Zeichen des günstigen Erfolgs. Wie groß war nun seine Bestürzung, als er von der Treppe herab zwey Männer in Uniform den Wagen verlassen, dann eine leichenblaße todesähnliche Frau in das Haus tragen sah,

nach welcher sein Sohn, mit verstörtem Gesicht und einem Wahnsinnigen ähnlich, aus dem Wagen sprang, und ohne sich um die Erblaßte zu kümmern, die Stiegen hinaufstürmte. — Sie sehen, rief er aus, als er seinen Vater erblickte, einen zu Grunde Gerichteten, mit Schmach und Schande Bedeckten, einen Verwiesenen, Gemishandelten, auf die schändlichste Weise und durch die schwärzesten Ränke Gestürzten. — Der alte Mann erblaßte, und sich mit Mühe an der Lehne haltend, fragte er: Aber wer ist die Leiche, die man in's Haus trägt? — Eine Buhlerin und meine Frau. — Und diese Herrn in Uniformen? — Die Werkzeuge der Bosheit, die mich in das Elend hinabstößt.

Diese Worte, deren jedes ein Räthsel war, fielen auf den Greis wie eben so viele Donnerschläge. Ohne weitere Erklärung zu fordern, betäubt und sprachlos, wendete er sich nach seinem Zimmer; aber die Füsse versagten ihm den Dienst; zwey Diener trugen

ihn hinein. Aslan folgte ihm. Mit unge-
mäßigter Heftigkeit ging er auf und nieder,
verfluchte sein Schicksal, den Hof und die-
jenigen, die ihn an den Hof gefesselt hätten.
Ich hätte hier Glück und Seligkeit finden
können, rief er aus, und habe dort Ver-
dammniß gefunden. O Marie! muß ich so
für meine Schwachheit büßen.

Diese Scene von Ungestüm, Selbstver-
klagung und selbstsüchtiger Reue wurde durch
die beyden Officiere unterbrochen, die den
Freyherrn zu sprechen verlangten. Wider-
strebend nahm er sie an. Ehe wir Abschied
von Ihnen nehmen, sagte der Eine, bin ich
durch meine Instruction beauftragt, mir Ihr
Ehrenwort auszubitten, daß Sie Ihrer Ge-
mahlin weder durch Worte noch Thaten und
auf keine Weise den Unwillen, den Sie etwa
gegen sie gefaßt haben mögen, entgelten
lassen wollen. — Wahrhaftig, sagte der
Freyherr mit verbissener Wuth, diese Menschen
haben an Alles gedacht! War es nicht

genug, mich unter das Joch zu beugen? soll mir auch verboten seyn, unter dem Joche zu stöhnen? Verlangt man nicht auch vielleicht mein Ehrenwort, daß ich die mir Aufgedrungene lieben will? — Der Offizier zuckte lächelnd die Achseln, führte die Bestimmtheit seines Auftrags an, und setzte hinzu, er habe Befehl ihm zu erklären, daß die geringste Klage seiner Gemahlin über schlechte und unwürdige Behandlung von Sr. Fürstl. Durchlaucht im höchsten Unwillen vermerkt werden, und ihn in alle die Unannehmlichkeiten stürzen würde, denen er sich durch seine jetzige Willfährigkeit entzogen hätte.

Der Freyherr gab mit den Zähnen knirschend sein Wort. Ich habe den Auftrag, es schriftlich zu verlangen, sagte der Offizier, und es Ihnen in die Feder zu sagen — Askan riß den Stuhl herbey und setzte sich. Seine Hand zitterte; seine Augen versagten ihm den Dienst. So schrieb er, kaum leserlich, was verlangt wurde. Jedes Wort ver-

wundete sein stolzes Herz. Zwey große Tropfen, von der Wuth erpreßt, fielen auf das beschriebene Blatt und besiegelten die erzwungenen Versprechungen.

Rosamunde war unterdessen wieder zu sich gebracht, und in einem einsamen Zimmer sich selbst überlassen. Niemand bekümmerte sich um sie. Alles im Schloß war verstört. Die Diener liefen hin und her. Erst gegen Morgen wurde es ruhiger. Rosamunde warf sich angekleidet auf ein Bett in der Ecke des Zimmers. Schlaf fand sie nicht, aber Thränen, und in den Thränen einige Erleichterung. Als der Tag angebrochen war, erfuhr sie von einer Magd, die von der Neugierde zu ihr getrieben wurde, daß der alte Herr in der Nacht an einem Schlagflusse verschieden sey.

Der Freyherr saß an dem Bette seines Vaters, die starren Blicke auf den Boden geheftet, und immer rief etwas in seinem

Innern wie „Mörder.“ Umsonst stieß er den grausenden Gedanken zurück; von nah und fern drängten widrige Erinnerungen auf ihn zu: er konnte die Augen verschließen, aber nicht seinen innern Sinn. Dazwischen, und mehr als Alles, quälte ihn die Vorstellung von dem Jubel seiner Feinde und der boshaften Schadenfreude, die er ihnen lieh. Er sah das höhnische Grinzen der Unbedeutenden, die sich vor ihm gebückt und um sein Lächeln gebuhlt hatten; das unersättliche Forschen und Fragen ihrer Neugier, ihr Zischeln und Flüstern; und das ungeheure Bild der immer wachsenden, sich sinnlos verwirrenden und verunstaltenden Lüge drängte sich wie ein drohendes Gespenst immer näher an ihn an. „Ich wußte das wohl, sagte er zu sich selbst, aber sie rissen mich listig in den Strudel hinein; und nachdem ich Einmal von dem süßen Gifte gekostet hatte, trank ich bis zum Rausch. Nun erschien mir auch das Häßliche schön. Ich trat das

Gewürm

Gewürm zu Boden und wähnte mich ſicher — und nun hat es mich doch überwältigt und zehrt mich Gliedweis auf. — O, die herrliche Laufbahn! o, das glänzende Ziel! fuhr er mit Bitterkeit fort, der Freude ſpottend, mit welcher ſein Vater ſeine erſten Schritte am Hofe begrüßt hatte. — Aber was will ich denn? Ich habe ja nun das Paradies, das meine unſchuldigen Träume ſo reizend mahlten! Ich bin ja hier auf dem Lande, fern, fern, fern von den Eitelkeiten und dem wankelmüthigen Glücke des Hofs! Ich kann ja nun hier ſo recht mir ſelbſt leben — mir ſelbſt, und der Liebe!

Bey dieſen Worten ſprang er auf, ſchlug ſich vor die Stirn, und ſtürmte im Zimmer, wie wahnſinnig, auf und ab. Da war es ihm, als er den eignen Schatten hinter und neben ſich ſah, als ob ihn Mariens Schatten verfolge, um, wie an jenem räthſelhaften Abend, ihm ſeinen Meineid vorzuwerfen und ſeine Verdammniß. Dann warf er ſich wieder

in einer Ecke des Zimmers in den Lehnstuhl, bedeckte sein Gesicht mit den Händen, und suchte Trost in der Finsterniß. Umsonst. Immer stand Mariens Bild vor seiner Seele, bald in der Blüthe ihrer Anmuth lächelnd, bald in Thränen und die Hände ringend; dann wieder Geisterartig und Rache fordernd — und jetzt zum erstenmal ängstigte ihn der Gedanke, ob sie noch lebe und in welchem Zustand.

Diese Gedanken, die sich immer quälender entwickelten, und mit den an seine jetzige Erniedrigung verschlangen, gingen endlich in ein schmerzliches Mitleiden mit sich selbst über. Seine Augen wurden feucht; aber sein belastetes Herz wurde nicht erleichtert. Indem er der peinlichen Erinnerung an seine eigene Schuld entfliehen wollte, trat ihm die Verschuldung Anderer entgegen; und wenn er die Greuel der Ferne verhüllte, stieg in der Nähe ein gleich verhaßtes Gespenst vor

ihm auf. Der Jammer wich der Wuth, und die Wuth der Verzweiflung.

Zwiſchen dieſen heilloſen Zuſtänden umhergetrieben, wie ein leckes Fahrzeug im Sturm, welches eine Welle der andern zuwirft, empfing er ein Briefchen von Roſamunden, mit zitternder Hand mit der Bleyfeder geſchrieben. Sie bat mit demüthigen Worten um die Erlaubniß vor ihm erſcheinen zu dürfen. Sie fürchte, ſchrieb ſie, nicht ſeinen Zorn, aber ſeinen Haß könne ſie nicht ertragen. Der Tod ſey ihr weniger ſchrecklich, als der Verdacht, der auf ihr laſte. Er möchte ihr verſtatten ſich zu rechtfertigen, und dann — ſeinen Schmerz zu theilen.

Es möchte ſchwer ſeyn, den Zuſtand zu beſchreiben, in welchen der Freyherr durch den Anblick dieſer Zeilen geſetzt wurde. Sein Grimm flammte von neuem und heftiger auf gegen die, welche er für die Urheberin ſeines Unglücks und ſeiner Erniedrigung betrachten mußte; aber indem ſeine Lippen bebten, und

eine Antwort ſuchten, fuhr ihm der Gedanke an ſeinen eignen Verrath durch die Seele, und die Erinnerung an die ſchweren Verſchuldungen früherer Zeit drängte ihm nach. So von den verſchiedenſten Empfindungen zugleich beſtürmt, ſtand er ſtumm und ſtarr, mehr einem Bilde, als einem Lebenden gleich. Roſamundens Bitte zu erfüllen — dagegen ſträubte ſich Alles in ihm. Doch gab er Befehl, einige Zimmer für ſie in dem andern Flügel des Schloſſes einzurichten, und für ihre Bedienung und alle ihre Bedürfniſſe zu ſorgen, wie es bey einer Fremden von Stande Gebrauch ſey.

* *

Die Zeit, welche die tiefſten Wunden des Herzens heilt, ſcheint bey Kränkungen der Ehre ihre wohlthätige Kraft zu verliehren. Der Stolz wurzelt in der menſchlichen Bruſt noch tiefer als die Liebe, und ſeine Verletzungen dringen in das Mark des geiſtigen Lebens ein. Mit dem Unglück, das der

Zufall bringt, verſöhnt der Gedanke der Unvermeidlichkeit; das Böſe aber, das von Menſchen kömmt, zerſtört, da ihm der bittre Gedanke der Willkühr anhängt, jede heilſame Kraft. Die Kränkungen des Stolzes aber gehen faſt immer von Menſchen aus.

Mehrere Monate waren vergangen; der Winter war dem Frühling gewichen; aber zu Ratikan herrſchte noch immer der bittre Gram, die herbe Reue und der machtloſe Zorn. Kein tröſtender Zuſpruch ſtörte die feindſelige Wirkſamkeit dieſer finſtern Genoſſen der Schuld, und was der Freyherr durch ſeine rückkehrenden Diener aus der Reſidenz erfuhr, war nicht geeignet, ihm Erheiterung zu geben. Er hatte verſucht dem Fürſten zu ſchreiben. Sein Brief war ohne Antwort zurückgekehrt. Einen zweyten begleitete das ſtrenge Verbot eines wiederholten Verſuchs. So ſah er ſich mit tiefem Ingrimme ſelbſt der Mittel einer Vertheidigung beraubt, während alle Furien der

Verleumdung und Lüge, mit allen Farben der Wahrheit geschmückt, ungestraft gegen ihn toben mochten. Und wie sie tobten, ward ihm durch einige fliegende Blätter kund, die, Wahrheit und Lüge künstlich mischend, aus dem gefallenen Günstlinge ein Ungeheuer von Bösheit, Willkühr, Bestechlichkeit, Grausamkeit und Wollust gemacht hatten. Auch Mariens räthselhaftes Erscheinen und ihr schnelles Verschwinden war darinne nicht vergessen, und aus dem lockern Flocken ein schauderhaftes Gewebe gesponnen worden, das mit der geheimen Ermordung der Unglücklichen endigte. Jedes dieser Blätter fand, man wußte nicht wie, den Weg auf das Schloß.

Ueber dem andern Flügel desselben, welchen Rosamunde bewohnte, brütete der düstere Gram nicht weniger, nur in einer andern Gestalt. Die Unglückliche hatte nicht erlangen können, sich dem Freyherrn zu Füssen zu werfen, und durch ein freyes Bekenntniß

deſſen, was ſie gethan, ihre Schuld zugleich zu mindern und abzubüſſen. Von Natur leichtſinnig, ohne Bösartigkeit, war ſie durch den Umgang mit gleichgeſinnten oder ſelbſtſüchtigen Männern in Verhältniſſe verwickelt worden, die den Schein gegen ſich hatten, und ihrem Ruf ſchadeten. Nicht frey von Schuld — denn auch Gleichgültigkeit gegen den Ruf iſt Schuld — aber unbekümmert den Schein zu vermeiden, der gegen ſie war, ſpottete ſie der Heucheley, die nicht das Bewußtſeyn der Sünde, ſondern ihre Kundmachung ſcheut, und wenn ſie ihre Schuld mit ſiebenfachem Schleyer bedeckt hat, ſich für unſchuldig hält. Auch war ihre Freygeiſterey — die ſich weit mehr in kecken Grundſätzen als in Handlungen kund gab — nur auf das Gebiet der Liebe beſchränkt; auſſer dieſem Gebiet war ſie gewiſſenhaft, worttreu und gutmüthig. Sie liebte den Freyherrn, und hätte ihn recht ehrlich geliebt, wär' er ihr nur mit wahrhafter und

ehrlicher Liebe entgegen gekommen. Aber Liſt der Liſt entgegenzuſetzen, ſchien ihr nicht ſtrafbar; und ſie war ſich bewußt, daß, wenn ſie in dem Wettſtreite obſiegte, die Liebe dann ihr volles Recht behaupten würde.

Aber wie in allen Dingen zwar die Abſicht, nicht aber der Erfolg in der Hand des Menſchen liegt, und vorzüglich die Plane der Liſt ſich ſelten ſo rein entwickeln, wie ſie berechnet ſind, ſo war auch hier der Sieg ſchlimmer als eine Niederlage. Die unglückliche Wendung, welche die Sache genommen hatte, laſtete auf Roſamundens Bruſt, wie ein Verbrechen, und ihr einziges Sehnen war, den Gram des Mannes zu lindern, den ſie den Ihrigen nannte, ohne ihn zu beſitzen, und mit dem ſie zuſammenlebte, ohne ſeines Anblicks gewürdigt zu werden. Alle Verſuche, die ſie gemacht hatte, ſich ihm zu nähern, waren vereitelt, die Briefe, die ſie ihm geſchrieben hatte, waren unerbrochen

zurückgeſchickt werden; nur aus der Ferne hatte ſie ihn geſehn, wenn er ſeinen Gram in den benachbarten Wald trug. Sie ſelbſt verließ ihr Zimmer faſt nie. Aber jetzt, wo die Zeit ihrer Entbindung nahte, wo nur noch wenige Wochen bis zu dem kritiſchen Augenblicke übrig waren, und die Furcht vor einem unglücklichen Ausgange ſie mit immer größerer Heftigkeit ergriff, da nahm ſie eines Tages allen ihren Muth zuſammen, und eilte dem Unglücklichen auf ſeinem Spaziergange nach. Bey einer Wendung des Wegs, die ihren Anblick verbarg, erwartete ſie ihn, warf ſich vor ihm nieder, umklammerte ſeine Knie, und beſchwor ihn bey ſeiner und ihrer Seligkeit ſie zu hören, ehe ſie ſtürbe. Er hätte ſie vielleicht gehört, aber unglücklicher Weiſe hatte er eben an dieſem Tage eines jener Blätter erhalten, von denen wir oben geſprochen haben, das voll der giftigſten Verleumdungen, Roſamunden mit Schmach, und ihren Gemahl mit Hohne bedeckte. So

fand ihr flehende Stimme keinen Weg in sein erbittertes Herz. Mit harten Worten stieß er sie von sich, riß sich los und verfolgte seinen Weg. Da sanken ihre Hände zur Erde; ihre Stirn berührte den Boden; sich zu erheben vermochte sie nicht. So fand sie ein Diener des Schlosses, der zufällig dieses Weges kam, einer Todten ähnlich, hob sie auf, und geleitete sie vorsichtig und tröstend nach Hause.

Das schreckliche Mislingen eines Versuches, den sie nicht ohne Hofnung gewagt hatte, und der ungeheure Schmerz, den dieses Mislingen begleitete, führte ihre Entbindung schnell herbey. Der Knabe, dem sie das Leben gab, entführte den schwachen Rest des ihrigen. Wenige Stunden nach der Geburt verlangte sie das Kind, nahm es in ihren Arm, und es an ihre Brust drückend, sagte sie mit leiser Stimme: Gott schenke Dir die Liebe Deines Vaters! und dann nach einer kurzen Pause, den schlum-

mernden Knaben mit ihren Thränen benetzend: O Gott, laß dieſes Kind nicht für meine Schuld büßen! — Nachdem ſie dieſes geſagt hatte, brach ihr das Herz, und ſie ſtarb mit dem ſchlummernden Kind an der entſeelten Bruſt.

* * *

Askan hatte die Nacht ſchlaflos zugebracht. Die Scene im Walde hatte heftig auf ſein Herz eingeſtürmt. Zorn und Mitleiden kämpften gegen einander. Alles, was er zu vergeſſen geſucht, drängte ſich vor ihn. Nach Anbruch des Tages trat ein Diener mit trüber Miene vor ſein Bett. Es war derſelbe, der Roſamunden im Walde aufgehoben und nach Hauſe geleitet hatte. Was gibt's? fragte der Freyherr. Die fremde gnädige Frau, antwortete der Diener, iſt dieſe Nacht eines Kindes geneſen, und zwey Stunden darauf verſchieden. — Der Freyherr ſank ſtumm auf ſein Lager zurück. — Dann nach einem Zwiſchenraum fragte er

mit milderer Stimme nach dem Kinde. Das Kind lebt, sagte der Diener, und es ist ein gar wackerer Knabe, ob er gleich etwas zu früh gekommen ist. — Er wollte noch etwas hinzusetzen, aber die Thränen erstickten seine Stimme. Der Freyherr frug nicht weiter. Aber den ganzen Tag tönten Rosamundens letzte Bitten, und ihr Jammer, als er sich ihr entrissen hatte, und die Seufzer, die er noch fliehend vernommen hatte, in seinem zerrissenen Innern wieder.

* *

An dem Abend, wo die Abgeschiedene zu Grabe getragen wurde, blieb Niemand im Schlosse zurück. Alle liebten sie um ihrer Freundlichkeit willen, und ihr stiller Jammer ging Jedem an's Herz. Viele Thränen der Begleitenden benetzten ihr Grab. Askan sah von seinem Zimmer den Schein der Fackeln, die auf dem Wege nach dem Kirchhof wankten; sein Aug verdunkelte sich, er schlug an seine Brust, und sagte in seinem Leben

zum erstenmale: Gott sey mir Sünder gnädig!

Nach der Beerdigung wurde ihm ein versiegeltes Paket gebracht, an ihn überschrieben, das in dem Zimmer der Verstorbenen gefunden worden war. Er riß es hastig auf, und was er der Lebenden versagt hatte, gewährte er der Todten zu spät. Ungeduldig durchlief er den Inhalt des Pakets Es waren Schriften von mehr als einer Hand, Documente und Briefschaften, vernemlich aber ein langer Brief von Rosamundens Hand, der mit der sichern Ahndung ihres nahen Todes geschrieben war. Dieser Brief, an vielen Stellen von Thränen befeuchtet, erzählte die Geschichte ihres Lebens, ohne künstliche Verhüllung des Tadelnswürdigen, einfach und schmucklos, mit all der Aufrichtigkeit, welche die Nähe des Grabes gebietet. Es ergab sich daraus auf das Unwidersprechlichste, daß sie wirklich verheirathet gewesen, und ihren Mann, der ihr aufgedrungen wor-

den, nach einer kurzen Ehe verlohren hatte. In dem Besitze ihrer Freyheit hatte sie den Vorsatz gefaßt, keine zweyte Verbindung einzugehn, aber ihre Liebe zu Askan, hatte sie diesem Vorsatze untreu gemacht. Daß diese Liebe aufrichtig, daß sie mit dem Wunsche erfüllt gewesen, ihn so glücklich zu machen, als sie vermöchte, daß die Schritte, die sie gegen ihn gethan, nur die Wirkung ihrer Verzweiflung gewesen, Alles das ging mit überzeugender Kraft aus diesen Blättern hervor. „Wie hart du mich auch von dir weisest, hieß es unter andern, immer kehrt doch mein Herz sich nach dir, und sucht dich auf. Du verbirgst mir dein Angesicht, aber du kannst es nicht aus meiner Seele tilgen. Es steht vor meinen Augen, und wie zornig es auch gestaltet seyn mag, wenn ich recht lange hinein sehe, mildern sich die Züge, und die Freundlichkeit voriger Tage kehrt zurück. Das ist die einzige Freude, die ich in meinem Jammer habe; nur aus diesem Traume

meiner Sehnſucht geht mir ein Schimmer des Troſtes hervor. Aber ach, der Reſt der Hofnung, die mich noch aufrecht erhielt, geht zu Ende, wie meine Tage zu Ende gehn, und mit jedem Abend, der mich dem Grabe näher führt, wächſt mir die Furcht, daß kein freundliches Wort von deinen Lippen meinen Tod erleichtern, daß ich ohne Verſöhnung von hinnen ſcheiden werde. Wenn du aber deine Blicke auf immer von der Unglücklichen abgewendet haſt, die ein unſeliges Verhängniß zu deinem Verderben gemißbraucht hat, wenn du ihr das, was ſie nicht verſchuldet hat, die Argliſt deiner Feinde, nicht verzeihen kannſt, wenn ich ſterben muß mit dem ungeheuern Schmerze, von dir, dem Geliebten, verachtet und verſtoßen zu ſeyn! — o, ſo erbarme dich wenigſtens des Kindes, das ich unter meinem Herzen trage, und das dir meine erſtarrten Hände aus dem Dunkel des Grabes reichen werden."

Als Aſkan dieſes las, und noch vieles

andere, was in gleichem Sinne geschrieben war, und auch die Briefe, die er ihr uneröffnet zurückgeschickt hatte, schnitt ihm jedes Wort tief in sein Herz; er schlug heftig an seine Brust; und sagte wiederum: Gott sey mir Sünder gnädig! Dann las er wieder und immer wieder, bis ihm die Augen überströmten, und all der lang genährte Groll sich aus dem zerrissenen Herzen in Strömen von Thränen ergoß.

Die Nacht verging unter diesen Qualen. Diese Qualen waren ihm Trost; ach, der Einzige, den er in seinem zerstörten, zerrissenen Innern fand. Zum erstenmal seit seiner Erniedrigung wurde sein Herz erweicht; zum erstenmal sah er mit Schaudern in den Abgrund seines Verderbnisses hinab. Die trügerischen Nebel der Selbstsucht zerrannen in diesem Augenblick; die Wahrheit warf ihren Schleyer zurück, und schaudernd bekannte er sich zum erstenmale, daß er durch eigne Schuld und für eigne Unthaten büsse.

In dieſer troſtloſen Stimmung, bleß und ſtarren Blicks, ging er nach Anbruch des Tages nach dem Zimmer, in welchem Roſamunde verſchieden war. Ihr Kind ſchlummerte in ſeiner Wiege, und als ſich Askan ihm näherte, ſchlug es die blauen Augen auf, ſtreckte die Arme aus, und ſchien zu lächeln. „Du ſollſt nicht, wie deine Mutter, vergebens zu mir flehn, ſagte Askan ſtill für ſich hin. An dir haftet keine Schuld, es müßte denn die Schuld deines Vaters ſeyn. Du biſt mein.“ — Dann nahm er das Kind auf den Arm und drückte es mit Heftigkeit an ſeine Bruſt, und als es zu weinen anfing, dachte er faſt zürnend: Gibt denn meine Liebe, auch die unſchuldigſte, nichts als Schmerz? reichte es dann der Wärterin zurück, und befahl ihr für das Kind wie für ein eignes Sorge zu tragen. Und als die Sonne jetzt über dem Kirchhofe aufging, und er an das geöffnete Fenſter trat, ſah er von fern ein friſches Grab am Fuße einer

Thränenweide, die ihre zitternden Schatten auf das Grab zu ſtreuen ſchien. Ein Schauder ergriff ihn. Roſamundens Geſtalt ſchwebte über den düſtern Hügel hin, und eine andre, noch ſchöner und blühender, wandelte neben ihr, und beyde ſenkten ſich in das Dunkel des Waldes, der ſich hinter dem Kirchhof erhob. Askan verhüllte ſein Geſicht. Weinend und ſchluchzend ward er auf ſein Zimmer zurückgeführt.

Fünftes Buch.

Mehrere Jahre waren vergangen. Der wilde Schmerz hatte ſich gelegt; aber der finſtre Unmuth, der über dem Herzen des Unglücklichen brütete, wich weder der Zeit, noch den zerſtückelten Beſchäftigungen, die er mehr ſich um die Zeit zu betrügen, als aus Neigung unternahm. Immer ſah man ihn ſtill und verſchloſſen über ſich ſelbſt und ſein Schickſal ſinnen. Auf einſamen Wegen ſchleichend ſchien er ſcheu den Umgang der Menſchen zu fliehn, als ob er beſorgt hätte, daß ſie die Geheimniſſe ſeines Herzens ergründen möchten. Freude gab ihm nur das Gedeihen ſeines Knaben, welcher fröhlich heranwuchs, ſeiner Mutter anmuthiges Ebenbild, und auch dem Vater in Zügen und Haltung

ähnlich. Die Gegenwart dieſes lieblichen Kindes verſcheuchte bisweilen den Gram, der ihn umlagerte; ſeine heitern Spiele und ſein ſüßes Geſchwätz gewannen ihm auch wohl ein Lächeln ab; es war das einzige Weſen, das er um ſich leiden mochte. Aber wenn dieſer Knabe ihm auf dem Schooße ſitzend, mit ſeinen Locken ſpielte, die ihm vor der Zeit grau wurden, dann ihn mit großen Augen anſah und treuherzig fragte: Was haſt du nur gemacht, Vater, daß du ſo böſe ausſiehſt? — oder: Du biſt ein ſeltſamer Vater; wenn ich luſtig bin, weinſt du; ich weine nur, wenn ich was Unrechtes gethan habe! oder auch: Andre Kinder haben doch eine Mutter; warum hab' ich denn keine? Wo haſt du ſie denn hingethan? — Da erſchien er ihm wie das anklagende Gewiſſen; dann vertrieb er ihn auch wohl aus ſeiner Gegenwart, und verſank tiefer und tiefer in den finſterſten Unmuth.

Während dieſer Zeit ſtarb der alte Fürſt

mit Hinterlaſſung vieler Schulden, und der erſte Regierungsact ſeines Nachfolgers war, alle dieſe Schulden, die, ſo hieß es, auf eine unrechtmäßige Weiſe zum Nachtheile des Landes und der fürſtlichen Domänen contrahirt worden, für nichtig und unverbindlich zu erklären. Der Freyherr war einer der bedeutendſten unter den Gläubigern des verſtorbenen Fürſten, dem ſein Vater im Vertrauen auf ſein Wort und um die Verhältniſſe ſeines Sohnes zu fördern, große Summen geliehen hatte. So lange der Fürſt lebte, waren die Zinſen dieſer Capitalien pünktlich ausgezahlt worden; jetzt verſiegte dieſe Quelle, und da alle Verſuche einer Milderung des willkührlichen Beſchluſſes fehlſchlugen, ja der neue Fürſt dem Freyherrn vorzüglich jede Vergünſtigung abſchnitt, ſo ſah ſich dieſer gar bald auſſer Stand ſein altes Stammgut zu behaupten, deſſen Ertrag durch die darauf haftenden Schulden verzehrt wurde. Mit großem Widerwillen, aber durch die unab-

weisliche Noth gezwungen, entschloß er sich zum Verkauf. Wenige Käufer meldeten sich, und von denen, welche zuerst die meiste Neigung gezeigt hatten, traten bald mehrere zurück. Man konnte wahrnehmen, daß sie das Ansehn eines Mitbewerbers fürchteten, der, ohne genannt zu seyn, den Handel nach langen Quälereyen durch einen schlauen Bevollmächtigten auf die vortheilhaftesten Bedingungen abschloß. Beym Abschlusse zeigte es sich, daß der ungenannte Käufer jener Major war, in welchem der Freyherr zu spät seinen bösen Dämon erkannte, und der jetzt zu höhern Würden erhoben, auf den Willen des neuen Fürsten eine fast unumschränkte Gewalt übte.

* *

Das Geschäft war geendigt, die Kaufsumme ausgezahlt, alle Gläubiger befriedigt. Mit zerrissenem Herzen verließ der Freyherr mit dem Reste seiner Habe, seinen Edmund an der Hand, an einem trüben Morgen das

Haus, in welchem ihm die frohſten und ſchrecklichſten Zeiten ſeines Lebens verfloſſen waren. Kein Diener begleitete ihn. Wohin er ſich wenden ſollte, darüber ſtand ſein Entſchluß noch nicht feſt. Die Welt ſtand ihm offen; aber was er in ihr ſuchte, war ein ſtiller Winkel, wo er — wär' es möglich — den Erinnerungen der Vergangenheit entfliehn, und das theure Kind, das er allein aus dem Schiffbruche ſeines Glückes gerettet hatte, gegen die Gefahren ſchützen möchte, in denen er ſelbſt ſein Gut und ſeine Ruhe verlohren hatte.

Nach dem ſüdlichen Deutſchland wendete er ſich. Die erſten Tage der Reiſe gingen glücklich von Statten. Der Wechſel der Gegenſtände, die günſtige Witterung, die blühende Jahrszeit, die Ermüdung ſelbſt verfehlte ihre Wirkung nicht. Auch die lebendige frohe Theilnahme des Knaben an Allem, was ſich ihm darbot, wirkte wohlthätig auf das Gemüth des Vaters zurück. Der Menſch

iſt noch nicht ganz verarmt, dem ein Weſen übrig geblieben iſt, das er von Herzen und ohne Eigennutz liebt.

Am ſechſten oder achten Tage kehrte der Freyherr in dem Wirthshauſe eines kleinen Ortes ein, wo Fremde nur ſelten zu übernachten pflegten. Während man hier ein Zimmer für ihn ausräumte, und die Betten aufſchlug, bat man ihn in die Wohnſtube der Familie einzutreten. Ein ſchwaches Licht erleuchtete den weitläuftigen Raum, in deſſen finſterſter Ecke ein altes Mütterchen im Lehnſtuhl ſaß. Der Freyherr ſetzte ſich an den Tiſch, der Lampe gegenüber; Edmund überließ ſich dem Schlummer auf der Bank. Als nun die Alte die Stimme des Freyherrn hörte, der das müde Kind umſonſt zu ermuntern ſuchte, erhob ſie ſich von ihrem Sitze, trat dem Tiſche näher, und ſah, indem ſie in der Lampe ſtörte, den Fremden ſtarr in's Geſicht. Er bemerkte es nicht. Dann griff ſie nach dem Fremden-Buche,

das auf dem Geſims über der Thür lag, ſchlug es auf, und ſchob es, ohne ein Wort zu ſagen, nebſt Feder und Tinte, dem Fremden zu. Und wie er ſeinen Nahmen eingeſchrieben, und das Buch wieder zurückgeſchoben hatte, ſetzte ſie die Brille auf, las, und rief die Hände zuſammenklappend aus: Alſo do h? Wer hätte das denken ſollen?

Der Freyherr, der, die Hand vor den Augen, das Haupt auf den Arm geſtützt hatte, ſchaute bey dieſem Ausruf in die Höhe, und ſagte: Was gibt es hier zu verwundern?

Mein Gott, erwiederte die Alte, indem ſie die Brille wieder abnahm, ſoll ſich ein Menſch nicht wundern, wenn er nach ſo manchen Jahren einen alten Bekannten zufällig wieder ſieht, und ihn ſo verändert findet? Kennen Sie mich denn nicht mehr? Ich bin freylich auch älter geworden, und die Jahre behaupten ihr Recht: aber Sie,

Herr Baron, verzeihen Sie es mir, ſind kaum noch zu kennen.

Der Freyherr errieth jetzt, daß dieſe Frau die ihm ſein frühes Alter vorrückte, niemand anders ſey als die Wittwe, in deren Hauſe er Marien geborgen, und die ſpäterhin die Sache jener Unglücklichen ſo eifrig und ſo fruchtlos betrieben hatte. Er ſchrak bey dieſer Entdeckung zuſammen. Eben ſo hatte ſie an jenem Abend vor ihm geſtanden, als ſie ihn durch ihre einfache Erzählung zu herzhaften Entſchließungen angefeuert hatte — Entſchließungen, die leider nur allzu ſchnell hartherziger Verſtocktheit gewichen waren; eben ſo hatte damals ihr unerwartetes Erſcheinen das Andenken ſeiner Schuld aufgeweckt, und den Schleyer aufgezogen, den die Zeit darüber gebreitet hatte. — Ohne den Blick zu erheben, ſagte er: Ich kenne dich wohl; aber wie kömmſt du hierher und was iſt aus Marien geworden?

Auf die erſte dieſer Fragen, erwiederte

die Alte, kann ich kurz antworten. Durch mancherley Umſtände kam die Univerſität in Abnahme. Die Anzahl der Studenten verminderte ſich, und da ich aus meinem Hauſe wenig nahm, und die Ausſichten immer ungünſtiger wurden, verkaufte ich es, und wendete mich hierher zu meinem verwitweten Bruder, um ihm in der Wirthſchaft beyzuſtehn. — Aber wie ſoll ich Ihre zweyte Frage beantworten? Könnt' ich ſie doch wohl eher an Sie thun, da Marie faſt unter Ihren Augen geſtorben iſt? — Unter meinen Augen ſagſt du? Ich verſtehe dich nicht. — Die Alte ſah den Freyherrn bedenklich an, und nachdem ſie einen Stuhl herbeygerückt, und ihm gegen über Platz genommen hatte, ſagte ſie: Wenn ein Menſch ſich bey Allem, was er thut, ſogleich vorſtellen könnte, was er künftig einmal davon denken wird, und wie ihn Etwas, das er nur ſo leicht hin thut oder ſpricht, noch in ſpäter Zeit ſchwer auf dem Herzen laſten kann, wie Vieles würde

dann ungethan und ungesagt bleiben! Und dann würde Vieles besser in der Welt gehn. Mein Gedächtniß ist mir leider getreuer, als Ihnen das Ihrige scheint; und wenn ich nicht schlafen kann, wie in meinem Alter oft geschieht, da steht Alles, was ich verschuldet, das Kleinste wie das Größte vor mir, und ich weine meine alten Augen roth, wenn ich mir alles das Elend vorstelle, das ich, ohne es zu wollen, mit verursacht habe. Sie mögen leicht glücklicher seyn, als ich, da Sie das Meiste, wie es scheint, vergessen haben. Gleichwohl, wenn ich Sie ansehe, kömmt es mir doch vor, als ob der Gram an Ihnen zehre, ob wegen des unschuldigen Kindes, das wir in's Grab gestürzt haben, oder aus andern Ursachen, werden Sie selbst am Besten wissen. —

Jedes dieser Worte schlug wie eine Drohung des ewigen Richters an das Herz des Freyherrn, und riß die Narbe von den alten Wunden auf, und Schmerz und

Schrecken, Entſetzen und Mitleid kämpften in ſeiner Bruſt. Er hätte ſchelten mögen, aber kein hartes Wort fand den Weg über ſeine zitternden Lippen, und er mußte, wider Willen, nach dem forſchen, was er zu hören fürchtete. — Du irrſt, ſagte er, nachdem er ſich mit Gewalt zuſammengenommen hatte, wenn du glaubſt, ich hätte [illegible] Alles vergeſſen, oder ſtellte mich ſo. Ich kenne meine Schuld, aber ich kenne vielleicht den Umfang des Uebels nicht, das ich veranlaßt habe. Sage mir alſo, was du weißt, damit ich es auch zu der andern Rechnung ſchreibe, und Alles auf Einmal zu tilgen ſuche. Ich bitte dich nicht, mich zu ſchonen; aber ſetze auch nicht aus Mitleiden mit einer Unglücklichen, der dieſes Mitleiden nichts mehr hilft, ſchwärzere Farben auf, als die Wahrheit verträgt. Sage Alles, was geſchehn iſt, und wie; aber auch nichts weiter als dieß.

Was bedarf es, erwiederte die Alte, was bedarf es der Zuſätze bey einer Leidensge-

ſchichte, die ſchon an ſich jammervoll genug iſt? Aber dieſer Ort hier iſt nicht bequem zu einer Erzählung, die niemand ſonſt zu hören braucht. Ihr Zimmer iſt eingerichtet. Laſſen Sie uns das ſchöne Kind hier zu Bett bringen; dann will ich Ihnen erzählen, was Sie zu wiſſen verlangen, ob ich mich gleich ſcheue, dieſe ſchmerzlichen Erinnerungen in mir aufzufriſchen.

Nachdem nun der Freyherr in ſeinem Zimmer Platz genommen, ſetzte ſich die Alte ihm gegenüber, und erzählte ausführlich, was ſich ſeit jenem Abend zugetragen hatte, wo es ihr gelungen war, das Herz des Freyherrn zu rühren. Sie beſchrieb, wie ſie ihn mit frohen Hofnungen verlaſſen, wie ſie Gott für ihren Muth gedankt, und den folgenden Morgen mit Ungeduld erwartet habe. Dann den Beſuch des Majors, die Drohungen, die er angewendet, die gewaltſame Haſt, mit der er ſie fortgeſcheucht hatte, und wie ſie den ganzen Weg über geweint und gejammert

habe,

habe, ſich die Feigheit vorwerfend, mit der ſie jenen Drohungen gewichen wäre. „Ich wollte immer wieder zurück, ſetzte ſie hinzu, um Sie noch einmal aufzuſuchen; denn Ihnen vertraute ich noch; aber der Herr in Uniform hatte an Alles gedacht, und mir eine Wache mitgegeben, die mich nicht aus den Augen ließ.“ Sie erzählte dann weiter, in welchem Zuſtande ſie die unglückliche Marie angetroffen; wie ihr Bewußtſeyn ſie verlaſſen, und wie ſie von Schreckbildern umringt, ſich mit dem Vorwurfe von Verbrechen gequält habe, die ſie nicht begangen hatte; auch wie ſich allmählig der Wahnſinn in eine tiefe, ſtille Schwermuth umgewandelt habe. Der Freyherr erfuhr jetzt mit Gewißheit, was ihm die Verſicherungen des Majors auszureden geſucht hatten, daß die räthſelhafte Geſtalt, die ihn einſt auf der Bühne erſchreckt, Marie geweſen, die auf eine unbegreifliche Weiſe den langen Weg ohne zu irren zurückgelegt habe. Von dem Tode der

Unglücklichen wußte die Alte nur wenig; nur soviel, daß sie mit vollem Bewußtseyn, mit tiefer Reue über ihre Schuld, und mit Gebeten für das Wohl des Mannes gestorben sey, den sie allein geliebt und der sie verlassen hatte.

Nachdem so die Alte ihre Erzählung geendigt hatte, trocknete sie die Thränen, die schon längst über ihre Wangen strömten. Der Freyherr schluchzte, mit abgewendetem Gesichte am Fenster stehend. Das Kind in seinem Bette wurde unruhig, und rief ängstlich nach dem Vater, doch ohne erwacht zu seyn. — „Welch' ein Engel, sagte die Alte, indem sie sich darüber bückte, und mit Wohlgefallen des Kindes blühende Wangen und goldne Locken betrachtete. Welch' ein Engel! sagte sie noch einmal, und doch war Mariens Kind nicht weniger schön.

Und was ist aus diesem Kinde geworden? fragte Askan mit gebrochener Stimme.

Das Kind wurde auf das Land in Pflege

gegeben, antwortete die Alte, und wurde mit jedem Jahre ſeiner Mutter ähnlicher. Wer es ſah, blieb ſtehn, und konnte ſich nicht ſatt ſehn an ſeiner anmuthigen Bildung, und den langen blonden Locken, die ihm um Stirn und Nacken ſpielten. Da geſchah es nun eines Tages, daß eine Edelfrau durch das Dorf kam, und während etwas an ihrem Wagen ausgebeſſert wird, und ſie auf der Bank vor der Schmiede ſitzt, das holde Kind ihr in den Weg läuft. Sie ruft es zu ſich, nimmt es auf den Schooß, herzt und küßt es, und da ihr die Kleine auch ſchmeichelt, und ſich an ihr wie an einer Mutter zu freuen ſcheint, will ſie es gar nicht wieder von ſich laſſen. Auf ihr Befragen erfährt ſie, daß die Mutter im Irrenhauſe geſtorben, der Vater aber nichts nach dem Kinde fragt, ſo daß es die Pflegeltern nur aus Menſchenliebe und gleichſam um Gotteswillen erziehn. Da findet ſie ſich ſchnell mit dieſen ab, und nimmt das Kind

mit ſolcher Freude in den Wagen, als ob ſie einen groſſen Schatz, oder einen wirklichen Engel gefunden hätte. Seitdem hat man nun nichts eigentlich von ihm gehört; nur ſo viel weiß man, daß die Dame aus der Schweiz war. Da wird denn das Kind wohl auch ſeyn, wenn es Gott anders erhalten hat.

Bey dieſen Worten flog ein ſchnelles Roth über das Geſicht des Freyherrn. Er ſah in dieſer Erzählung einen Wink des Himmels, wohin er ſich zu wenden habe; die Hofnung, das Kind dort zu finden, und an ihm gut zu machen, was er an der Mutter verſchuldet hatte, ging in ſeiner umbüſterten Seele auf. Er frug nach dem Nahmen des Kindes, und hörte, daß es den ſeiner Mutter führe. — „Deine Erzählung, ſagte er jetzt mit etwas gröſſerer Faſſung, hat tief in mein Herz eingeſchnitten. Das Schickſal hat die Unglückliche gerächt; ich habe hart für meine Schuld gebüſſt und büße noch. Aber

was du mir von dem Kinde ſagſt, läßt mich einen Schimmer von Hofnung ſehn. Mein Weg geht nach dem Lande, in das es entführt worden iſt. Vielleicht gelingt es mir es dort aufzufinden und ihm einen Vater zu geben. — Dann ſetzte er mit einiger Heiterkeit hinzu: Gewiß, dieſe Hofnung wird nicht getäuſcht werden. Ich werde Marien in ihrer Tochter wieder ſehen, und mein Alter wird ſich vielleicht durch ſie noch eines heitern Sonnenblickes erfreuen.

„Möchte doch Gott Ihnen dieſe Freude geben, ſagte die Alte, nachdem ſeine Hand, wie ich ſehe, ſo ſchwer auf Ihnen gelegen hat. Es hat ja Alles in der Welt ſein Ziel; aber freylich nimmt das Gute immer ſchneller ein Ende als das Böſe. Das Beſte iſt immer, was ein Menſch hofft; denn nicht der tauſendeſte Theil von dem geht in Erfüllung, was er hofft, und für Einen frohen Tag hat er wohl Monate und Jahre, wo es ihm übel geht.“ — Dann ſetzte ſie noch manches

hinzu von Mariens hartem Loos, und wie ſie gebüßt habe für die wenigen Tage, die ihr ein Himmel auf Erden geweſen. Selbſt Erleichterung in ihren Thränen findend, ſchonte ſie das Gefühl des Freyherrn nicht, der nicht den Muth hatte ihre Rede zu hemmen. Erſt nach Mitternacht nahm ſie Abſchied von ihm. Er ſuchte die Ruhe; aber als der Tag anbrach, und die knallende Peitſche des Kutſchers ihn zur Fortſetzung der Reiſe rief, hatte der Schlaf ſeine Augen noch nicht geſchloſſen.

* *

Askan ſetzte jetzt ſeine Reiſe mit gröſſerer Eile fort. Er durchzog die Schweiz nach allen Richtungen, forſchte und fragte bald mündlich, bald durch die Zeitungen. Umſonſt. Keine Spur des verlohrnen Kindes zeigte ſich.

Allmählig ſank die Hofnung, die ſo lebendig in ihm geweſen war, und alles Weiterforſchen wurde ihm verleidet, da er mit Menſchen zuſammentraf, die ihn in glück-

licheren Tagen gekannt hatten. Die Wenigſten erkannten ihn; aber ihre Blicke, ihre Vermuthungen, ihr Flüſtern — Alles das war ihm entſetzlich. Hoffnungsloſ und niedergeſchlagner als je ſetzte er jetzt ſeinem Forſchen ein Ziel. Ein kleines Haus hatte er auf ſeinen Wanderungen bemerkt, gerade räumig genug ihn mit ſeinem Edmund und einer bejahrten Maad aufzunehmen. Dieſes bezog er jetzt. Ein Vertriebener hatte das Haus erbaut, mit ſinniger Wahl des Platzes, der einem verwundeten Herzen zuſprach, einſam und ſchauerlich, und doch nicht ohne Anmuth war. Seit einigen Jahren ſtand es leer. Der gut angelegte Garten war verwildert; das üppige Gebüſch bedeckte die Gänge; eine Waſſerleitung war verfallen, und hatte den niedern Theil des Gartens eingeſumpft. Hier bot ſich Arbeit dar. Und Askan fühlte das Bedürfniß der Arbeit, um ſeinem Unmuth zu begegnen.

Mehrere Jahre vergingen in dieſer Einſamkeit in tiefer Stille. Kein Fremder zog dieſes Wegs, und mit den Einwohnern des benachbarten Dorfes war der Verkehr auf das Bedürfniß beſchränkt. Edmund wuchs fröhlich heran. Der Welt faſt fremd hatte er ſich in der Natur eingebürgert. Mit ganzer Seele hing er an ihren Erſcheinungen, und oft, wenn er mit kindlicher Liebe, aufmerkſam und unverdroſſen, ihren Geheimniſſen nachgeſpürt hatte, ſaß er und ſann über die unerforſchlichen Wunder, die ſich in jedem ihrer Werke zeigen. Oft ſah man ihn die Felſen erklimmen, um die Kräuter zu ſammeln, die dort die üppige Kraft der Natur aus jedem Spalte hervorlockt; oder in dichtem Gebüſch verſteckt, die Geſchäfte der Thiere belauern. Unermüdet ſammelte er, was ſich ihm darbot. Ein Theil der Pflanzen wurde dem Kräuterbuche anvertraut die ſchönern in den Garten verpflanzt. Sein Zimmer ſelbſt hatte er zum Garten umge

ſchaffen, wo auch im Winter die Blumen nicht fehlten, unter denen ſich kleine Vögel jagten, und Neſter bauten. Vergnügt bey ſeinem harmloſen Geſchäft, aber ſtill und ernſt, glich er jenen wunderbaren Werken alter Kunſt, deren hohe und ernſte Geſtaltung die ungetrübte Heiterkeit eines tiefen Gemüthes verkündigt. Wer ihn kannte, der liebte ihn. Oft wenn er mit der Flinte im Arm durch die Dörfer kam, blieben die Frauen in den Thüren ſtehn, und freuten ſich, wenn er ſie mild und freundlich begrüßte; die Männer aber, mit denen er zuſammengetroffen, rühmten ſeinen Verſtand, ſeine Lehrbegierigkeit und ſeine Gewandheit in jedem Geſchäft. In der ganzen Umgegend war er unter dem Nahmen des ſchönen Jägers bekannt.

So hatte Edmund das achtzehnte Jahr erreicht, und noch kannte er nichts von der Welt als das väterliche Haus, und die benachbarten Berge. Dieſe Beſchränkung hatte

ihm bis jetzt genügt; er hatte nicht daran gedacht, daß es anders seyn könnte. Sein kindlicher Sinn fand auch die nächste Nähe so reich; und selbst die Schwermuth des Vaters, an dem er mit ganzer Seele hing, bannte seine Gedanken in den engen Bezirk, in welchem er, an der Seite seines Vaters und ungetrennt von ihm, erwachsen war. Jetzt wurd' es anders mit ihm. Es erhob sich in der Tiefe seines Herzens eine unruhige Sehnsucht nach Etwas, das er nicht kannte; ein Verlangen, dessen Befriedigung ihm die Nähe nicht gab; ein unbestimmter Wunsch, den die Ferne vielleicht erfüllen konnte. Städte und Menschen wünschte er zu sehn! und wie sich die Welt jenseits der Berge gestalte, die seine Heimath umgaben, und die Wunder der Natur, von denen er gelesen hatte. Längst hatte der Freyherr das Erwachen dieses Wunsches mit Unruhe erwartet; er hätte es gern aufgehalten; aber er wußte, daß die Weigerung dem Verlangen

nur neue Stärke geben würde. Den Sohn allein von ſeiner Seite zu laſſen, vermochte er nicht über ſich. Noch lag der Winter auf der Erde, und nährte in ſeinen Umhüllungen, wie die Saat, ſo der Menſchen Reiſeluſt. Wenn der Frühling käme, verſprach der Freyherr dem Sohne, ihn über die Berge zu führen. Täglich war die Rede davon; der Plan der Reiſe wurde ausgebildet, die Orte beſtimmt, die Vortheile, welche jeder darbot, erwogen, und ſo die Freude der Reiſe zum voraus gekoſtet. Dem Freyherrn gab der Gedanke Erheiterung. Edmund hingegen, dem ſeine Einbildungskraft jenſeits der Berge nur Zaubergärten aufgebaut, und ſie mit aller Farbenpracht der Natur und Kunſt ausgeſchmückt hatte, ſah durch das, was ſeinen Vater erheiterte, durch das Nahrücken des zu Erwartenden, ſeine Schöpfungen erblaſſen, und die Herrlichkeit ſeiner Paradieſe zuſammenſchwinden. Daher minderte ſich ſeine Sehnſucht nach jedem ſolchen

Gespräche, und es kam ihm vor, als ob das, wornach ihm verlangte, etwas ganz Anders sey, als der Reichthum der Städte, die Fülle der Wissenschaft und das Getümmel der Menschen.

Der Winter ging zu Ende; aber als sich der Frühling in den Thälern aufrichtete, und die Menschen aus ihren Hütten trieb, sanken Askans Kräfte ungewöhnlich nieder. Ein schleichendes Fieber zehrte an seinem Mark. Der Schlaf floh ihn bey Nacht; der Schlummer am Tage erquickte ihn nicht. Doch schien das Uebel nicht von Bedeutung zu seyn; und so wurde der Plan der Reise nicht aufgegeben, sondern nur von einer Woche auf die andere aufgeschoben.

* * *

An einem dieser Tage, als Edmund die Spur eines Wildes verfolgte, ward er über den schroffen Bergrücken, von Höhe zu Höhe in eine Gegend geführt, die er nie vorher betreten hatte. Ein See breitete sich in der

Tiefe vor ihm auf, auf allen Seiten durch eine Mauer ſchroffer Felſen umgeben, die ſich aber an vielen Stellen öffnete, um anmuthige Thäler zu ſchirmen, die mit üppigem Grün belegt, die tiefen Schluchten weit hinein ſchmückten. Mit wunderbarer Friſche rankte ſich hier die lebendige Natur an den todten Maſſen empor. Blühende Sträuche ſtiegen über einander, grünen Wogen gleich, die ſich an ſteilen Ufern thürmen; und zwiſchen ihnen ſtürzte hier und da der ſchäumende Kryſtall der Bäche an den glatten Felſenwänden von Stufe zu Stufe mit immer verſtärkter Haſt hinab, um die Blumen der Wieſe zu tränken, und dann, ſchäumend noch und murmelnd, auf langem Umwege, beſänftigt endlich und ſtill, die Fluth des Sees zu mehren. Ueberraſcht und entzückt ſah Edmund lang in dieſen Zaubergarten, der ſich ſo unverhofft ſeinen Blicken enthüllt hatte, und je länger er darinne umherſchaute, ihm immer reicher und herrlicher erſchien. Lang-

ſam ſtieg er hinab, und da er die Spur ſeines Wildes verlohren hatte, ruhte er auf einer Klippe aus, die weit in das Waſſer hinausragend, ihm einen weichen Teppich üppigen Mooſes bot. Mit ſtiller Sehnſucht ſchaute er hier in das tiefe Azur des dunkeln Waſſerſpiegels, der unbeweglich im Schutze des Ueberhangs ruhte, während ſeine Wellen in der Ferne kraus und blaulich die Ufer küßten, und die reiche Landſchaft, die aus der Tiefe heraufſtrahlte, anmuthig verwirrten. Leiſe tönte das Flüſtern der Wellen von Jenſeits herüber, mit dem Brüllen der Rinder untermiſcht, die in dem hohen Graſe der Thäler weideten, und dem Blöken der Lämmer, die ihre Mütter umhüpften, während an ſchroffen Klippen hängend dreiſte Ziegen an den Tamarisken riſſen, die in den Spalten Wurzel geſchlagen hatten. In einem dieſer Thäler zur Rechten zog ein reinliches Haus Edmunds Blicke auf ſich, das aus blühenden Bäumen wie aus einem Blumenſtrauße

hervorſchimmerte, und ſo wie es da lag, alle Bilder einer heitern arcadiſchen Abgeſchiedenheit aufweckte. Ein buntfarbiges Gelender ſchied es von der Wieſe, auf der es lag, und hinter dieſem breitete ſich ein geräumiger Hof aus, den wiederum ein buntes Staketenwerk, und hohe Nußbäume dahinter von einem Garten trennte, der das Haus auf beyden Seiten weit überflügelte. Auf dieſem Hofe, in dem Schatten der Bäume, bemerkte ſein ſcharfes Aug einen Greis, der an einem Netze ſtrickte, und ein Mädchen, das abwechſelnd kam und verſchwand, und bald um den arbeitſamen Greis, bald im Garten geſchäftig war. Gern folgen wir der Richtung ſeiner Blicke, und erfreuen uns mit ihm an der edeln Geſtalt, die in muntrer Bewegung, mehr ſchwebend als gehend, jetzt die Blumen begießt, jetzt die flatternden Zweige der Gebüſche aufbindet, jetzt einen Tiſch herbeybringt, und dem Greiſe, den wir für ihren Vater halten, ſein Abendbrod

darauf im Freyen bereitet. Er ſcheint ſie an etwas zu erinnern, indem er ſeine Hand auf die ihrige legt; ſie kehrt in das Haus zurück, und kömmt gleich darauf mit dem Weinkruge wieder, der noch zu der Mahlzeit gemangelt hatte. Jetzt ſetzt ſie ſich dem Alten gegenüber, ihre Hände zum Gebet faltend; und indem ſie darauf den netten Schwefelhut abnimmt, welcher nach Landesart auf ihrem zierlichen Haupte ſchwebte, fällt ihr blondes Haar, in zwey ſtarke Zöpfe geflochten, bis zur Erde herab. Nun zieht ſie die weiten bauſchigen Ermel zurück, legt dem alten Vater vor, und ſchiebt ihm den geöffneten Weinkrug zu, aus dem ſie ſelbſt zuerſt genippt hat. Gern möchten wir auch ihre Reden hören; denn daß ſie freundlich und ſcherzend ſind, deuten die Mienen des Greiſes und die Bewegungen beyder an. Nach vollendeter Mahlzeit erhebt ſich der Vater von ſeinem Sitz, legt ſeine Hand auf den Arm des Mädchens, und beyde verſchwinden

durch

durch die Thür. Lange noch bleiben Edmunds Blicke auf die Stelle geheftet, wo ſie verſchwunden waren. Nur die ſinkende Dämmerung treibt ihn von ſeinem Lager weg, und mühſam den Rückweg beym Sternenlicht wiederfindend, kehrt er ſpät und in Gedanken verſunken, zu dem harrenden Vater zurück.

* *

Wir aber müſſen noch einmal zu dem friedlichen Hauſe am See umkehren, um ſeine Bewohner näher kennen zu lernen. Mit bangem Gefühl nahen wir ihm. Denn auch dieſes friedliche Haus iſt in die Geſchichte verflochten, die wir zu erzählen unternommen haben, und wir fürchten, daß die Wolken, die über Aslaugs Haupte ſchweben, ſich auch in jenes ſtille Thal und über ſeine frommen Bewohner verbreiten mögen.

Doch wir müſſen zuerſt in frühere Zeiten zurückkehren.

Jene Dame, die, wie wir eben erzählt

haben, Mariens Tochter — ſie hatte den Nahmen ihrer Mutter als einziges Erbtheil erhalten — auf der Reiſe zu ſich genommen, war kaum in ihre Heimath zurückgekommen, als ſie plötzlich ſtarb, ohne ihre Angelegenheiten geordnet, oder für das Kind, das ihr mit jedem Tage lieber wurde, Sorge getragen zu haben. Gierige Verwandte bemächtigten ſich ihres Nachlaſſes; das anſehnliche Erbe wurde unter hartem Streit mehr zerriſſen als getheilt; die alten Diener ohne Belohnung fortgeſchickt. An das verlaſſene Kind dachte keiner von ihnen.

Nur der Hausverwalter der Verſtorbenen, der ihr lange Jahre redlich gedient hatte, jetzt aber auch, wie die andern Diener, ohne Dank aus dem Hauſe getrieben wurde, erbarmte ſich der hülfloſen Waiſe, und führte ſie ſeiner Frau als ein zweytes Kind zu. „Wer ſoll für den armen Wurm ſorgen, ſagte er, wenn wir es nicht thun? Sollen wir ſie auch auf die Straße ſtoßen, um ihr

Brod vor den Thüren zu betteln, und, wenn sie erwächst, einst mit der Gestalt, die ihr Gott gegeben, der Schande anheim zu fallen? Da sey Gott vor!"

Die Frau dachte wie er. Freundlich zog sie das Kind zu sich und fragte es: Soll ich deine Mutter seyn? — Da sah das Kind sie mit großen blauen Augen an, streckte beyde Arme nach der Uebergebeugten aus, faßte sie um den Nacken, und weinte bitterlich. — Sie wußte nur von Einer Mutter, und diese hatten sie eben in das Grab gelegt. An diese dachte sie jetzt. Dann rief sie schluchzend: Ja, ja, du sollst meine liebe Mutter seyn.

Von diesem Tage an wurde die kleine Marie in dem Hause wie ein leibliches Kind geachtet, und da der Verwalter jetzt in eine neue Nachbarschaft zog, wußten die Leute nicht anders, als Marie sey das Kind des Verwalters. Und so wurde es auch von Allen nach dem Nahmen des Pflegvaters

genannt. Da war es denn wohl natürlich, daß das Nachforſchen des Freyherrn nach Maria Werl vergeblich war.

Dieſe aber wuchs unter der Obhut ihrer frommen Pflegeltern herrlich heran, ſo daß ſie ihrer armen Mutter täglich an Geſtalt, Gang und Weſen ähnlicher wurde. Wer jene gekannt hätte, hätte auch die Tochter nicht verkennen können. Nicht minder ward ſie ihr gleich an Gemüth. Früh und ſpät ſchaffte ſie für die Wünſche der Eltern; aber in allen ihrem Thun war eine Beſonnenheit und Stille, daß man ſie gar nicht für ſo emſig gehalten hätte, hätte es nicht der Erfolg gezeigt. Darum war jenen auch das angenommene Kind nicht weniger werth als der eigene Sohn; und als dieſer in die Fremde gegangen war, um ſich im Handel zu verſuchen, konnten ſie gar nicht müde werden, die Güte der Vorſehung zu preiſen, die ihnen dieſes Kind, zum Troſt ihres einſamen Alters zugeführt habe. Wir wären

ja ganz verlaſſen, ſagte die kränkelnde Mutter oft zu ihrem bejahrten Mann. Und wer ſollte das Hausweſen führen, wenn ich tod bin? Jetzt kann ich ruhig ſterben; denn ich hinterlaſſe dir eine Pflegerin, bey der du keiner Sache ermangeln wirſt.

Die alte Mutter ſtarb. Marie hatte jetzt das ſechzehnte Jahr erreicht, und pflegte den Vater mit kindlicher Treue. Da kam der wackre Sohn aus der Fremde, und ſah Marien, die er als Kind verlaſſen, in blühender Schönheit. Mit Wohlgefallen beachtete er ihr ſtilles Thun, ihr kindliches treues Gemüth, ihren frommen und rechtſchaffenen Sinn, ihren hellen Verſtand und ihre ungetrübte Heiterkeit. „Bewahret mir dieſes liebe und gute Kind, ſagte er zu ſeinem Vater, als ihn die Geſchäfte des Handels wieder von dannen riefen, und gebt ſie mir zum Weibe, wenn ich zurückkehre. Solch' ein Weib muß der Segen eines Hauſes ſeyn.“ — Dieſe Rede freute den alten Mann, und er

ſtimmte ein in des Sohnes Wunſch, und da er einmal anfing Marien zu rühmen, konnte er der Rede kein Ende finden. Von dem, was man liebt, hört man gern Gutes; und ſo trennten ſich nach dieſem Geſpräch Vater und Sohn mit noch innigerer Liebe als ſonſt. Nach des Sohnes Abreiſe vertraute der Greis Marien — wie hätt' er ihr etwas verſchweigen können? — den Wunſch ſeines Günther. — Da erröthete das Mädchen, und ſagte: Wenn Ihr es gern wollt, und es der Wille des Himmels iſt, in Gottes Nahmen.

Von dieſer Zeit an war es ihr, als müßte ſie den Greis noch mehr ehren und lieben; aber es war nicht möglich, ihrer Ehrfurcht und Liebe etwas hinzuzufügen. Des wackern Kaufmanns ward auch oft und mit Dankbarkeit gedacht. Denn er hatte dem Vater das Haus erworben, in welchem wir ihn zuerſt gefunden haben, dieſes irdiſche Paradies, wie der Greis es nannte, wo er ſich

wie verjüngt fühle, und nichts vermiſſe, als ſein gutes treues Weib. Eins muß ſchon fehlen, ſetzte er dann hinzu, ſonſt würde mir ja das Leben gar zu lieb, und gerad eben da ich daran denken muß davon abzuſcheiden.

* *

Wie oft in der Wiſſenſchaft dem Forſcher ganz nah liegt, was er mühſam in der Ferne ſuchte, und wie oft ein lange vermißtes Kleinod durch ein zufälliges Ausſtrecken der Hand wiedergefunden wird, ſo hegte hier ſchon ſeit einigen Jahren die Nachbarſchaft das Kind, nach welchem der Freyherr ſo unverdroſſen geforſcht, an deſſen Auffinden er ſich den Gedanken der Beruhigung ſeines zerrütteten Gemüthes zu knüpfen gewöhnt hatte. —

In Gedanken verſunken war Edmund nach Hauſe zurückgekehrt. Er wußte nicht, wie ihm geſchehn war, aber die Geſtalt des Mädchens am See mit allen ihren holden

Umgebungen verſchlang ſich ſo wunderbar mit allen ſeinen Gedanken, daß es ihm ſchien, der Gegenſtand der dunkeln Ahndungen, die in ſeiner Seele ſchlummerten, das Ziel der Wünſche, die unbeſtimmt in ſeinem Herzen ſchwankten, ſey dort am See und in die ſchattige Heimath jener anmuthvollen Erſcheinung gebannt. Dort oder nirgend, rief es in ſeinem Innern immer lauter und lauter. Und die Nacht ſchien ihm zu lang, die ihn von ſeinem Eden trennte; und da kein Mittel ſie abzukürzen gelang, und der Schlaf ihn floh, trat er hinaus unter freyen Himmel, und begrüßte die ſchlummernden Blumen, und die ſchimmernden Sterne, jene glänzenderen Blumen einer höhern Welt. Als aber der Mond über die Berge kam, und die Nacht zum Tage machte, und den Weg beleuchtete, den Edmund am Abend gegangen war, da ward das Rufen in ſeinem Innern noch lauter, und eh' er es dachte, war er auf dem Weg, und eilte immer raſcher vor-

wärts, als ob er gefürchtet hätte, ſein Vorhaben dürfte ihn reuen. Jetzt ſtand er wieder an dem See, der wie ein zweyter Himmel mit ſeinen Geſtirnen ihn aus der Tiefe beſchaute, weit und ſtill, und durch kein Lüftchen bewegt. Auch die Wälder ſchienen zu ſchlummern, und die Bäume ſtreckten ihre dunkeln Rieſenarme ſtill nach dem Himmel aus, und das Mondenlicht glitt ſanft an ihnen herab, und verlohr ſich am Rande in dem dunkeln Moos. Von dem Felſen' auge her, wie von einer Warte, ſchaute Edmund über den See, und ſuchte Mariens Haus, das ſich in dem Schatten der Bäume barg. Da fiel ein Strahl des Mondes durch die Oefnung des Thals auf das Haus, und ſpiegelte ſich in den hellen Fenſter, und es war, als hätte ſich aller Friede des Himmels auf das freundliche Haus nieder gelaſſen. Edmund hielt ſich nicht länger. Den Fels hinab ſuchte er einen Weg in das Thal. Jetzt ſtand er innerhalb der Umzäunung, der

Thür gegenüber, durch die ihm Marie vor wenigen Stunden verschwunden war, berührte mit klopfenden Herzen die Bank, auf der sie gesessen, die Gebüsche, an denen sie verweilt, die Blumen, die sie gepflegt hatte. Lange verweilte er hier, und konnte gar nicht zurück, und wenn er gehn wollte, kehrt' er immer wieder um. Endlich ging er doch das Thal hinauf, an dessen Eingang das Haus gelegen war. Hier will ich den Morgen erwarten, dachte er, und ich sehe sie vielleicht und mache Bekanntschaft mit ihr. Dann setzte er sich nieder, das Haus in den Augen, und harrte der Dämmerung. Jetzt erblaßten die Sterne, die Wälder rauschten, und kreischend zogen einsame Raubvögel über den See. Immer ungeduldiger klopfte Edmunds Herz. Da zitterte der erste Sonnenstrahl am Giebel des Hauses, und gleich darauf trat Marie in die geöffnete Thür. Ihre Blicke suchten den Himmel, und das Licht des heitern Morgens überstrahlte verklärend ihr Gesicht.

Edmunds Herz ſchlug ungeſtüm. Haſtig ſtand er auf. Ein Umweg führte ihn an der Umzäunung des Gartens vorüber, wo Marie am Brunnen beſchäftigt war. Da er ſie von Fern erblickte, ſchlug er die Augen nieder, und ging vorbey, bald eilend, bald zögernd, uneinig mit ſich ſelbſt und faſt unmuthig über ſeinen Mangel an Muth. Als er aber an der Ecke verweilte, als ob er nach etwas umſchaute, kam Marie herbey mit dem Waſſerkrug in der Hand, und ſagte, an ihm vorübergehend, mit ihrer freundlichen Stimme: Gott grüß dich, Jäger! und wollte weiter. Da ſie nun ſo freundlich ſagte, Gott grüß dich, Jäger! wurde ihm auf einmal wohl zu Muth, ſo beſtürzt er auch vorher geweſen war, und ihren Gruß erwiedernd, ſagte er: Gäbſt du mir wohl aus deinem Kruge zu trinken? Mich quält der Durſt. — Das war nun freylich ein ſchlechter Vorwand, da der lebendigen Bäche ſo viele in der Nähe waren; aber es fiel ihm

nichts anders ein; und Marie dachte auch an nichts weiter, sondern antwortete nach ihrer treuherzigen Weise: Ey warum denn nicht! Tritt hier herein in den Hof, da kannst du nach Bequemlichkeit trinken und ausruhn.

Frohen Muthes über so glücklichen Erfolg trat Edmund in den Raum, den er kurz vorher verstohlener Weise durchforscht hatte; und auf der Bank niedersitzend, trank er aus dem Kruge, den sie ihm hinhielt. Dabey begegneten seine Augen den ihrigen, und es war ihm, als sähe er durch den klaren hellen Himmel in ein stilles und ungetrübtes Gemüth. — Du wohnst hier sehr einsam, sagte er, nachdem er getrunken und gedankt hatte; fürchtest du dich nicht? — Wovor sollte sich denn ein Mensch fürchten, antwortete sie, der ein gutes Gewissen hat? Räuber gibt es hier nicht; vor reissenden Thieren sind wir auch sicher; und die Ungewitter kommen selten über die Berge herab. —

Aber haſt du keine Langeweile hier? — Marie lächelte. Dafür iſt auch geſorgt. Hab' ich nicht ein Hausweſen, wo es genug zu thun gibt? Im Sommer den Garten pflegen, und im Winter die Spinnerey. Der Tag iſt immer ſchneller herum, als ich dachte und wünſchte; denn ſelten hat man am Abend Alles gethan, was man ſich am Morgen vorgenommen hat. — Aber die Winterabende ſind lang, und man arbeitet nicht alle Tage. — Jeder Tag fordert einige Arbeit; und dann geh' man Sonntags nach Fraubrunn in die Kirche; das iſt eine Stunde Wegs hin und eben ſo weit her; und des Abends lieſt mir der Vater aus dem Geſchey und andern Chroniken und erzählt mir dabey, was er ſelbſt von den Altvordern weiß. Da geht die Zeit ſchnell und luſtig hin. — Und gehſt du nie zum Tanz? fragte Edmund zögernd und nicht ohne Erröthen — Nie, antwortete ſie; der Vater will es nicht. — Und möchteſt du es wohl? — Ich möcht' es

wohl; warum denn nicht? Die Muſik macht mir Freude, und der Tanz kömmt mir auch luſtig vor. — Wenn du nun deinen Vater recht darum bäteſt? — Er thät es vielleicht; aber ungern; und ſo wär' es ja Unrecht von mir.

Mit Freuden hörte Edmund, daß ſie nicht zum Tanze gehe, und ſchloß daraus, ihr Herz ſey noch frey. Daſſelbe leuchtete aus ihrem unbefangenen Weſen hervor. Als er nun aufſtand, und ſich entfernen wollte, trat der Vater aus der Thür, grüßte den fremden Waidmann, und forſchte nach der Urſache ſeines Kommens. Marie antwortete an Edmunds Stelle und ging ihren Geſchäften nach. Der Alte aber, welcher ſelbſt das edle Waidwerk verſtand und getrieben hatte, hielt den Jüngling durch mancherley Fragen und kundige Geſpräche auf; und Edmund war hoch erfreut über den Vorwand zum längern Verweilen, und über das Wohlwollen des alten Mannes, das ihm eine

gute Vorbedeutung ſeiten. Mehr als Einmal noch ging Marie bey ihm vorüber; und ihr Vater fragte ſie dieß und das, und ſie ſtand wohl einen Augenblick bey ihnen ſtill, um Antwort zu geben. Endlich ging Freund, und der Alte lehrte ihm einen nähern Weg über den See, und führte ihn ſelbſt auf ſeinem Nachen hinüber. Daſelbſt nahm er Abſchied, und als er dem Alten die Hand treuherzig ſchüttelte, ſagte dieſer: Sprecht bald wieder ein, wenn ihr wollt.

Dieſe treugemeinte Einladung krönte die Wünſche des glücklichen Jünglings. Froher Hofnungen voll ſah er über die Berge hin. Ein neues Leben ſchien durch ſeine Adern zu ſtrömen, ein anderes Weſen in ihm zu leben, ein unbekanntes Sehnen von Glück und Liebe in ſeinem Innern aufzublühn. Die Vögel begrüßten ihn umſonſt von ihren Zweigen herab; der Morgen vergoldete umſonſt die Wipfel der Bäume und die grauen Scheitel der Felſen; die Bäche rollten umſonſt ihr

ſchäumendes Silber über das bunte Geſtein, oder umkränzten ſich, von ſchroffen Klippen ſpringend, mit ſiebenfachen Farbenbogen — er ſah es nicht; ſeine Schritte traten Blumen und Kräuter nieder; er achtete es nicht; der Falk zog weite Kreiſe über ihm, einem Raube ſich nähernd; er ſtörte ihn nicht. Nur Eines ſah, nur Eines vernahm er. Wie ein leitender Engel ſchien Mariens Geſtalt vor ihm herzugehn. Wo der blaue Himmel durch die Zweige ſchien, lächelten ihm ihre blauen Augen, und wenn die laue Luft in den Blättern ſäuſelte, wehte ihm der Athem ihres Mundes an. Der Zauber ihrer Stimme umfloß ihn, wie die leiſen Accorde der Aeolsharfe, die noch lange ſäuſeln, nachdem die Luft geſchwiegen hat, und alle Harmonien, die in ſeiner Bruſt geſchlummert hatten, wurden laut. Wen die Gegenwart beglückt, dem öffnet auch die Hofnung leicht ihre verborgenen Schätze; und ſo ſah Edmund an dieſem ſeligen Morgen um ſich und vor ſich

ein

ein reiches, mit allen Roſen der Freude geſchmücktes Gefield. Ach wie fern war der Ueberglückliche zu ahnden, was ſeinen Hoffnungen feindlich entgegenſtand!

Nachdem die Bekanntſchaft, ſo wie wir erzählt haben, eingeleitet worden, wiederholte Edmund ſeine Beſuche, ſo oft er ſich von ſeinem Vater trennen konnte, und wurde immer freundlich, ja bald wie ein lieber Bekannter vertraulich aufgenommen. Den Alten ſprach ſein offenes, ehrliches Weſen an; die mannichfaltigen Kenntniſſe, die er beſaß, und die rege Begierde, die er zeigte, den Schatz dieſer Kenntniſſe zu vermehren, lockte ihm ſeine eignen Erfahrungen ab, und da ihn dieſe in ſeine Jugend zurückführten, war es ihm eben, als ob er ſich in dieſen Geſprächen verjüngte. Auch Marien wurde er täglich lieber. Wenn es zu machen war, ging er ihr bey ihren Geſchäften zur Hand; und

da er des Gartenweſens kundig war, litt ſie es gern, daß er ihr da half, und bemerkte ſelbſt, daß die Blumen, die er gewartet, beſſer gediehen und reicher blühten. Wenn ſie dann, wie wohl bisweilen geſchah, bey einer Berathung ihm die Hand auf den Arm legte, und unbefangen dazu in die Augen ſah, oder wenn ſich ihre Hände bey einer gemeinſchaftlichen Arbeit berührten, ſo gab es kein Glück, das er mit dem ſeinigen hätte vertauſchen mögen.

Von ſeiner Liebe zu ſprechen hatte er nicht den Muth. Zwar ging er immer mit dem Vorſatze um, ihr Alles zu ſagen; aber wenn er ſie in ihrer Geſchäftigkeit fand, dünkt' ihm immer die Zeit nicht die rechte zu ſeyn. Dann ſollt' es das nächſtemal geſchehn; aber das nächſtemal fand er ſie ſo ſcherzend, ſo ahndungslos; da ging es wieder nicht. Meiſt ging er dann niedergeſchlagen zurück, und warf ſich ſeine Feigheit vor; und weil er nicht herzhaft genug war ihr Liebe abzu-

fordern, kam es ihm vor, als ob ſie keine Liebe zu ihm haben könnte. Dieſe Zweifel nahmen mit jedem Tage zu, und gewannen immer mehr Gewalt in ihm, und löſchten endlich ſeinen heitern Muth ganz aus, ſo daß er traurig und ſcheuend umher ging. Nur ihre Gegenwart machte ihn froh. Sobald er ſie verlaſſen hatte, war er dem Misemuthe Preis gegeben.

Dieſe Veränderung in dem Weſen und der Stimmung des herrlichen Jünglings konnte den Blicken ſeines Vaters nicht entgehen. Schon hatten ſeine öftern Abweſenheiten ihn aufmerkſam gemacht: denn die Jagd, die den Vorwand dazu gab, war faſt immer ohne Erfolg; und wie er meiſt ohne Beute nach Hauſe kam, ſo wuchſen auch ſeine Sammlungen wenig mehr an. Unruhig forſchte er jetzt. Edmunds Herz, kindlich, fromm und mittheilend, wie es immer geweſen, öffnete ſich den väterlichen Fragen ohne Mühe. Ohne Rückhalt erzählte er

Alles, was ſich begeben hatte, und wie es geſchehen war, vom erſten Anfang bis auf den gegenwärtigen Augenblick; und als er ſeine Erzählung geendigt hatte, war es ihm, als ob ihm jetzt erſt der Stern froher Hoffnung aufgehe, und den Weg bezeichne, auf dem er zum frohen Beſitze der Geliebten gelangen könne.

So wie dieſe Erzählung aufrichtig und ausführlich war, ſo war ſie von einer Leidenſchaft durchglüht, die der Freyherr ſo tief und heftig nie in dem Herzen ſeines Sohnes geahndet hatte. „Es iſt wunderbar, ſagte er unter andern, und kömmt mir ſelbſt als etwas Unbegreifliches vor, wie ein Menſch in dem Andern mit ſo unglaublicher Gewalt wirken kann. Und nicht etwa durch Bitten, Ueberredung, Gründe und dergleichen, wo man doch einen Zuſammenhang der Urſache mit der Wirkung zu begreifen meint, wenn dieſer auch in Wahrheit noch immer wunderbar genug bleibt; ſondern durch das bloße

Daſeyn, das Nebeneinanderſeyn, und einen an ſich gar nicht bedeutenden oder wichtigen Verkehr. Seitdem ich jenes himmliſche Weſen zuerſt von dem Felſen herab erblickte und in den einfachen Geſchäften ihres Hauswesens geſehen habe bin ich — ich weiß es nicht anders zu ſagen — aus mir herausgeriſſen, und ſo wunderbar von mir ſelbſt getrennt, daß ich nicht mehr in mir lebe, ſondern in ihr und in dem Gedanken an ſie. Wie Gott in meiner Seele lebt, und meinen Willen lenkt und ordnet ſo iſt der Gedanke an dieſes wahrhaft göttliche Geſchöpf eine zweyte Seele in mir geworden, die die meinige durch die Allmacht ihrer Güte und Liebe beherrſcht. Wenn ſich Stürme in meiner Bruſt erheben, und ich dann an ihr mildes Angeſicht denke, und ihre heilige Geſtalt aus der Tiefe meiner Gedanken emporſteigt, ſo theilt ſich augenblicklich das Gewölk, die Wellen legen ſich, und ein Himmel des Friedens, an welchem ſie und nur ſie

ſteht, lächelt mich an. Ja, ſie iſt eine Botin des Himmels, mir zur Seligkeit geſandt. Darum übt ſie eben eine ſolche Gewalt über mich; darum ſchöpfe ich ſchon jetzt aus ihrem Anblicke, aus ihren Worten, ja aus ihrem bloßen Daſeyn eine ſo unbeſchreibliche und überſchwengliche Wonne. Warlich, erſt ſeitdem ich Marien liebe, iſt mir der innige Zuſammenhang der ſichtbaren Welt mit der, die wir nicht ſehen, begreiflich geworden; mein Glaube daran hat einen feſten und unerſchütterlichen Grund bekommen, und es iſt mir deutlich geworden, daß eine göttliche Kraft in jedem guten Menſchen wohnt, die ihn nicht nur über ſich ſelbſt erheben kann, ſondern auch andre durch ihn. Erſt dann fängt unſer wahres Daſeyn an, wenn wir in einem ſolchen Weſen untergehn, wenn wir unſre Selbſtſucht in ihm vergeſſen, wenn wir uns ſelbſt abſterben, um mit ihm vereint, rein und heilig wieder aufzuerſtehn. Ich fühle jetzt, daß ich nichts bedarf, als

die Liebe Mariens. Alle meine Wünſche ruhen in ihr; ich bedarf nichts als ſie; mit ihr bin ich reich, denn die Welt und der Himmel iſt mein mit ihr. Wer ein ſolches Weſen gefunden hat, der muß es beſitzen, wenn er ſeiner würdig iſt. Im Kampf nach dieſer Würdigkeit erringt er den Himmel; es verliehren, von ihm verſtoßen werden, heißt in den Abgrund der Hölle ſtürzen."

Der Freyherr vernahm dieſe Reden mit immer ſteigender Unruhe. Dieſe glühende Leidenſchaft erſchreckte ihn wie ein furchtbares Meteor, das plötzlich in der Stille der Nacht am heitern Himmel aufflammt; ihm zu begegnen ſah er kein Mittel. Scheinbar gab er daher dem reißenden Strome nach. Indem er aber die Nacht hindurch ſann und ſann, und Alles überdachte, was Edmund erzählt hatte, und die Beſchreibung erwog, die er mit flammenden Worten von der Geliebten entworfen, und auch ihren Nahmen, da fuhr ihm plötzlich die Ahndung

durch die Seele, dieſes Mädchen könne ſeine Tochter ſeyn. Wie ein Fels ſtürzte dieſer Gedanke auf ſein Herz. Ihn von ſich zu wälzen vermocht' er nicht. Er hatte keine Ruhe, bis er Gewisheit bekam. So ſchickte er, ehe der Tag anbrach, einen Boten nach dem See, und lud den Greis dringend zu ſich ein. Dieſer erſchien, unverzüglich der Einladung folgend, und aus ſeinem Munde empfing der Freyherr die Beſtätigung ſeiner Vermuthungen.

Nicht leicht iſt wohl das Gemüth eines Menſchen heftiger nach allen Seiten hin erſchüttert worden, als jetzt das Gemüth des kranken, von der Macht des ſchleichenden Fiebers entkräfteten Mannes. Der alte Wunſch ſeine Tochter zu finden, und, wenn es möglich wäre, das an der Mutter begangene Unrecht an ihr gut zu machen, dieſer Wunſch ward ihm gewährt; aber das lang erſehnte Glück trat ihm jetzt wie ein Bote der Vernichtung entgegen. Indem ihm der

Himmel unverhofft das Kind zuführte, das er nicht kannte, bedrohte er das Glück des andern, in welchem er faſt allein noch lebte, mit deſſen Herzen das ſeinige verwachſen war. Wenige Monate früher wäre dieſe Entdeckung eine Quelle von Seligkeit geweſen; jetzt konnte ſie kaum etwas anderes, als Verderben bringen. Mit immer erneuten, immer wachſenden Schrecken dachte er an Edmunds Leidenſchaft, und wohin er ſeine Blicke wenden mochte, immer fielen ſie von neuem in den unermeßlichen Abgrund der Noth, der ſich vor ihm, neben ihm, nach allen Seiten hin ausdehnte. Nur die Verſicherung des Alten gab ihm einigen Troſt, daß er in Mariens Herzen keine Spur von Leidenſchaft, ſondern immer nur ein unſchuldiges, ſchweſterliches Wohlwollen bemerkt habe. — Er könnte ſich irren, wendete der Kranke ängſtlich und Widerlegung wünſchend ein. — Ich kann mich in allen Dingen irren, erwiederte der Greis, nur in dieſem

nicht. Mariens Angeſicht iſt der Spiegel ihres Herzens. Nichts regt ſich da in der Tiefe, was nicht in ihren Augen zu leſen iſt.

In dieſer Bangigkeit ſtand in dem Herzen des beängſtigten Vaters der Gedanke feſt, den Erfolg nicht dem Zufalle zu überlaſſen; dann der Wunſch, die Tochter zu ſehn. Ihr konnte die Entdeckung zuerſt gemacht werden, durch ſie vielleicht dem Jünglinge. Schleunig wurde der Bote von neuem geſandt, um Marien herüber zu bringen. Der alte Pflegvater wäre gern ſelbſt gegangen; aber der Freyherr wollte ihn nicht von ſich laſſen.

Edmund ſchweifte indeß auf den Bergen umher, unbekannt mit dem, was ſich während der Dämmerung an dem Lager ſeines Vaters begeben hatte, und ſeine Schritte führten ihn unwillkührlich auf den gewohnten Weg nach dem See. Da traf er mit dem Boten zuſammen, und hörte mit froher Beſtürzung, daß jener nach Marien geſchickt ſey, nachdem er auch ſchon ihren Vater zu dem Herrn

geführt habe. Edmund deutete dieſe Nachricht ſeinen Wünſchen gemäß. Es war ja offenbar, daß dieſe Botſchaften mit den Geſprächen des Abends zuſammenhingen; und da dem Boten Eile empfohlen war, wie konnte er die Ungedult ſeines Vaters anders deuten, als von dem Verlangen, ſeine Wahl zu prüfen, und ihn dann — kaum wagte er es auszudenken — durch ihren Beſitz zu beglücken.

Von dieſem ſeligen Wahne erfüllt und beflügelt, ſchickte Edmund den Boten zurück. Ich bringe ſie ſelbſt, ſagte er, und ſchneller als du. Melde das meinem Vater; der Tauſch, ich weiß es, wird ihm nicht zuwider ſeyn. Aber vielleicht treff' ich zugleich mit dir ein. — Und nun ſprang er den ſteilen Weg hinab von Fels zu Fels, und flog längs dem See dem geliebten Ziele zu.

* *

Marie ging den Garten hinab, den Kopf zur Erde geſenkt, und ließ die Blumen durch

die Finger laufen, ohne ſie anzuſehn. Die frühe Sendung des Freyherrn beunruhigte ſie. Sie meinte, er zürne vielleicht wegen des Junkers, daß er ſo oft herüberkäme, und ſage vielleicht ihrem Vater harte Worte deshalb. Unruhig erwartete ſie ſeine Zurückkunft. Da ſtürmte Edmund in den Garten herein. Erſchrocken wendete ſich Marie um, und da ſie ihn ſo eilig und auſſer Athem ſah, meinte ſie noch mehr, es müſſe ſich etwas Ungewöhnliches ereignet haben. Er aber ergriff ſie muthig bey der Hand, wie er ſonſt nie gethan, und ſagte ihr mit heitrer Mine die Botſchaft des Vaters, und daß ſie mit Ungedult erwartet würde. — Da erſchrak ſie noch mehr, und wußte nicht, was ſie denken ſollte. — Zögre nur nicht, Liebe, ſetzte er hinzu, die Väter erwarten uns mit Ungedult, und ich denke die Eile ſoll Gutes bringen. Nimm deinen Hut, Veſte; ich binde indeſſen den Nachen los. Ueber den See kommen wir um vieles ſchneller.

Marie ordnete ihre Kleider, nahm den Hut und stieg mit klopfendem Herzen in den Kahn. Edmund ruderte scharf. Keines von beyden sprach. Marie sah still vor sich hin, sinnend auf das, was sie erwarten könnte: er aber hing mit unverwandten Blicken an ihrem Gesicht, und konnte nicht mächtig werden über die Freude, die aus seinen Hoffnungen quoll. Sie wird mein werden, sagte er zu sich selbst. Ich werde ihr sagen dürfen, daß ich sie liebe, und diese heilige, glühende Liebe wird in ihr Herz übergehn. Sie wird mir sagen, daß sie mich liebt. — Werd' ich dieses Glück ertragen können? werd' ich nicht in dem Augenblicke vor Freuden sterben, wo ich sie die Meinige nennen darf?

Indem sich nun diese Gedanken immer heftiger in ihm regten, und die Brust ihm immer enger wurde, und er es nicht mehr ertragen konnte, wenn andre der Geliebten früher von seiner Liebe sprächen, als er selbst, da sagte er endlich, indem er einhielt mit

Rudern: Wenn ſich zwey Menſchen recht lieben, warum ſagen ſie es denn einander nicht? Oder iſt die Liebe nur ſtumm ſo ſelig? — Marie ſah erröthend neben ſich in den Spiegel des Waſſers, und wagte nicht aufzuſchauen; aber den Jüngling, der ihren Blicken folgte, ſah das liebliche Bild aus dem Waſſer an, und da es ihm hier wie verklärt erſchien, und noch ſchöner als je, ſtreckte er ſeine Rechte nach ihr aus, und ſagte mit weicher Stimme: Könnteſt du mich nicht lieben, gute Marie? — Und ſie ſah auf, und drückte ihm die Hand, und ſagte frohen Muthes: Ach ja, du Guter! wie ich einen Bruder lieben würde von ganzer Seele. — Und ſo meinte ſie es auch. Denn andre Liebe war ihrem ſtillen Herzen fremd.

Wer die Seligkeit der erſten unſchuldigen Liebe kennt, der weiß auch, wie viel davon ihr erſtes Geſtändniß enthält. Seiner Rührung nicht mächtig, ergriff jetzt der Glückliche Mariens Hand mit ſeinen beyden; das

Ruder entſchlüpfte ihm; und indem er haſtig darnach griff, und der Kahn ſchwankte, und er ſich auf die andere Seite warf, verlohr er das Gleichgewicht und glitt in den See. Marie hielt ſich mit Mühe am Borde des ſchwankenden Nachens feſt. Ihr Jammergeſchrey rief die Fiſcher des nächſten Ufers zu Hülfe. Behende Schwimmer ſtürzten ſich in das Waſſer; tauchten unter, durchſuchten den Boden, und zogen endlich den Untergeſunkenen über das Waſſer herauf. Seine Augen waren geſchloſſen. Marie rief ſeinen Nahmen; er hörte ſie nicht. Jammernd, voll bangen Erwartens, und ſelbſt einer Leiche gleich, empfing ſie den Geliebten in ihrem Nachen, trockuete die braunen Locken, und begoß das bleiche Angeſicht mit heißen Thränen. Er ſchien zu lächeln; aber das Leben war von ihm gewichen.

In aller Seligkeit erhörter Liebe war er dahingegangen.

Was die Liebe Beglückendes hat, jene ſchöne und reine Freude an einem geliebten Weſen, an dem Daſeyn dieſes Weſens und ſeinem Wohlwollen, jenes frohe Dahingeben an ſeine Schönheit und Herrlichkeit, jener ſelige Glaube an die unveränderliche ewige Dauer ſeiner Tugend — das Alles war ihm zu Theil geworden, und er hatte es an dieſem räthſelhaften Morgen noch mit erhöhtem Gefühle genoſſen. Der milde Genius der Menſchheit, da er ihm das Glück nicht gewähren konnte, nach dem er rang, löſchte die Fackel ſeines Lebens aus, als ſie am reinſten loderte und ehe der herbe Schmerz ſie langſam und peinlich ausdrückte. Mariens Beſitz zu theilen, ſie in den Armen eines Fremden zu ſehn, er hätt' es nicht vermocht. Jetzt hatte ihm die Liebe den begeiſternden Trank ihrer Seligkeit zu koſten gegeben; das Gift, was das Schickſal in ihren Becher gemiſcht hatte, blieb ihm unbekannt. Er

ging

ging ſelig in den Himmel ein, den ihm das Wort der Geliebten geöffnet hatte.

* *

Als der Bote mit Edmunds Auftrag zurückkam, ſchrack der Kranke zuſammen, wie bey einer Todespoſt, und ſeine empörte Phantaſie ſtellte ihm die gräßlichſten Ereigniſſe vor. Mit Mühe ward er durch das Verſprechen der baldigen Ankunft beruhigt; aber da eine Stunde nach der andern verging, und weder die Erwarteten erſchienen, noch die Entgegengeſchickten zurückkehrten, und auch Mariens Pflegvater, der ſich ſelbſt wieder auf den Weg gemacht hatte, ausblieb, da wurde die Angſt ſo mächtig in ihm, daß er von ſeinem Lager aufſprang, und ſeiner Schwäche vergeſſend, ſelbſt nach dem See geführt zu werden verlangte. Aber kaum war er über die Schwelle geſchritten, als er kraft-

los zu Boden ſank. Er wurde zurückgebracht und harrte nun jammernd mit immer ſteigender Angſt. So kam der Mittag, und der Tag begann ſich zu neigen, als ſich die Thür leiſe öffnete, und Marie, von ihrem Pfleger geführt, herein trat. Blaß, verſtört, mit ſchwankendem Schritt trat ſie herein. Sie wußte jetzt, daß der Ertrunkne ihr Bruder war.

Der Kranke war, von ſeiner Schwäche beſiegt, in der Dämmerung eingeſchlummert; aber nur leiſe lag der Schlaf auf ſeinen Augenliedern; jedes Geräuſch ſcheuchte ihn hinweg. Da er nun jetzt fremde Tritte auf ſeiner Schwelle hörte, ſchlug er die Augen auf, ſah am Fuße ſeines Lagers die hohe blaſſe Geſtalt, ſtarrte ſie an, und rief mit vorgeſtreckten Armen halb aufgerichtet: Marie — du vergibſt mir — du rufſt mich — ich folge dir nach!

Mit dieſen Worten ſank er entſeelt zurück.

Beſtürzt und von dem neuen Schmerz überwältigt, warf ſich Marie an der Seite des Bettes nieder, faßte die Hand des Verſchiedenen, bedeckte ſie mit ihren Thränen, und rief ihn in das Leben zurück. Ihre Stimme fand ihn nicht mehr. Er erkannte die Tochter nicht, die er ſeit Jahren geſucht hatte, und die ihm jetzt nur aus der Ferne gezeigt worden war, nicht um ihm Troſt zu bringen, ſondern Erneuerung der alten Qual. Der Gedanke an ſeine Schuld, dieſe Bürde langer und peinlicher Jahre, hatte ſich in dem Augenblicke jener Entdeckung mit neuer Gewalt erhoben, um ihn gänzlich zu Boden zu drücken. Deutlicher als je erkannte er jetzt in Allem, was ihm begegnet war, die furchtbare Hand der ewigen Gerechtigkeit. Alle Dornen der Reue durchſchnitten ſeine Bruſt; und er meinte nur dann Erleichterung zu fühlen, wenn er die ver-

harſchten Narben immer von neuem und gewaltſamer aufriß. Mit dem Tode im Herzen bat er Gott nur um das Eine, über die Unſchuld ſeiner Kinder zu wachen, und ihm ſelbſt ein Zeichen der Verſöhnung zu geben. Sein Gebet war zu dem Throne der ewigen Liebe gedrungen. Er ſtarb mit dem Glauben der Vergebung von der, die das Opfer ſeiner heilloſen Selbſtſucht geweſen war.

Marie beweinte den Vater, der ihr in dem Augenblicke der Erkennung, und den Bruder, der ihr vor der Erkennung entriſſen worden war, und ſann lange den unerforſchlichen Wegen der Vorſehung nach, die das Leben ſo wunderbar aus Schmerz und Freude gewebt hat. Da ihr aber das Innere des Gewebes ein Geheimniß war, und ſie die Fügung der göttlichen Gerechtigkeit in dieſer Unglücksgeſchichte nicht errathen konnte, unter-

warf ſie ſich mit demüthigem Glauben der göttlichen Weisheit, und betete mit kindlichem Gemüthe vor dem Heiligthume an, deſſen Myſterien ein undurchdringlicher Schleyer verbarg. — Nach einigen Monaten der Trauer kehrte der wackre Sohn ihres Pflegers von ſeinen Reiſen zurück. Da er ſich jetzt einen feſten Wohnort ausgewählt hatte, warb er um Mariens Hand, und ſie ſagte ſie ihm mit der Ueberzeugung zu, daß ſie dadurch den innigſten Wunſch ihres Pflegvaters und Wohlthäters, und den Willen des Himmels erfülle. Die Beſitzung am See, die durch Edmunds Tod ihre Anmuth verlohren zu haben ſchien, kam in andre Hände. Der greiſe Vater begleitete ſeine Kinder nach ihrem neuen Wohnorte, und von der Liebe ſeiner Marie geehrt und gepflegt, ſah er ſein hohes Alter durch Enkel erheitert, die ihrer Mutter an Geſtalt

wie an Gemüth ähnlich wurden. Ein ſtilles Glück wohnte in dieſem Hauſe, und bis auf den heutigen Tag geht der Segen der Unſchuld darinn als ein köſtliches Erbe von Kindern zu Kindern fort.

Druckfehler.

Seite	73	Zeile 16	wurde ſtatt wurden
—	102	— 8	ſchmückt ſt. ſchmücken
—	117	l. Z.	erfüllte ſt. erfüllten
—	178	Zeile 6	Ihrem ſt. Ihren
—	185	— 3	verſprach ſt. verſprech
—	230	— 5	Ausſicht ſt. Ausſich
—	233	— 9	Vorſätze ſt. Vorſätzt.